ILLUSTRIRTE ZEITUNG

STRATIL

LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4412 ★ 3·OKT·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Ausbreitung der Weltsprachen. Die Statistik über die Entwicklung der einzelnen Weltsprachen in den letzten 100 Jahren ergibt, daß die englische Sprache im Jahre 1929 von 160 Millionen gesprochen wird gegenüber 20 Millionen im Jahre 1829; dazu kommen noch etwa 60 Millionen Fremde, die sich der englischen Sprache bedienen. An zweiter Stelle steht die deutsche Sprache mit etwa 90 Millionen gegenüber 32 Millionen vor 100 Jahren. Etwa 20 Millionen Menschen aus anderssprachigen Ländern sind hierbei nicht berücksichtigt. Die italienische Sprache wird von 45 Millionen gesprochen gegenüber 21 Millionen im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Die französische Sprache nimmt den vierten Platz ein. Sie hat eine verhältnismäßig geringe Entwicklung von 32,4 Millionen auf 45 Millionen zu verzeichnen.

Ausgrabungen aus der Steinzeit. Das Staatliche Museum für Völkerkunde in Berlin veranlaßte auf dem Grundstück der Staatlichen Weinbauverwaltung in Naumburg a. S. umfassende Ausgrabungen, wobei vier Hockergräber aus der jüngeren Steinzeit, etwa 2500 v. Chr., freigelegt wurden. Gefäße mit Schnurkeramik förderte man ebenfalls zu Tage. Die bisherigen Funde lassen darauf schließen, daß sich auf dem in der Kösener Straße gelegenen Gelände wohl ein regelrechter neolithischer Friedhof befunden hat.

Vorlesungen und Seminare auf der Reise. Eine Studienreise besonderer Art führte dieses Jahr die School of Foreign Travel, Inc., Neuyork durch. Diese Reise diente nicht nur der Aufnahme neuer Eindrücke; dieselben mußten vielmehr schon unterwegs verarbeitet werden. Während der Reise, an der viele Studenten und Studentinnen teilnahmen und die auch durch Deutschland führte, hielten die begleitenden Professoren regelrechte Vorlesungen und Seminare ab. Nach Rückkehr nach Amerika findet eine Prüfung statt, deren Ergebnis bei den akademischen Examina verwertet wird. Der Präsident der National University Extension Association, der mit einer Gruppe amerikanischer Hochschüler Deutschland bereiste, äußerte sich außerordentlich lobend über die Erfolge dieser Studienreisen mit Vorlesungen und Seminarien. Die Reisen sollen weiter ausgebaut und nächstes Jahr fortgesetzt werden.

(Fortsetzung auf Seite 452.)

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN WIEN BUDAPEST

NR. 4412. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

3. OKTOBER 1929

Karlsruher Herbsttage 1929. Auch in diesem Jahre veranstaltet Karlsruhe die beliebten „Herbsttage", die bereits am 26. September begannen. Das Programm sieht kulturelle, musikalische, künstlerische und sportliche Veranstaltungen, Ausstellungen und Tagungen vor. Den Höhepunkt erreichen die Herbsttage in der Zeit vom 6. bis 10. November durch das 1. Badische Brucknerfest. Dasselbe wird am Einführungsabend durch „Bruckner als Symphoniker" eingeleitet. Eine kirchenmusikalische Andacht in der St. Stephanskirche, zwei Symphoniekonzerte und als Abschluß die große Messe in f-Moll werden folgen. Das Badische Landestheater führt den Nibelungenring auf. Vom 5. bis 11. November wird auch eine Ausstellung von Manuskripten (Briefe und Kompositionen), sowie persönlichen Erinnerungszeichen an Anton Bruckner in der Badischen Hochschule für Musik veranstaltet.

In Bad Neuenahr ganzjähriger Kurbetrieb. In diesem Winter wird neben der Trinkkur, die immer während des Winters gebraucht werden konnte, auch das Thermalbadehaus für sämtliche Bäder geöffnet bleiben. Ermöglicht wurde dies durch die sozialen Versicherungsträger, die ihre Patienten seither nur im Sommer zur Kur überwiesen, künftig jedoch eine bestimmte Zahl Kranker während des Winterhalbjahrs nach Bad Neuenahr senden werden. Die Kurgäste begrüßen es freudig, daß nunmehr auch im Winter Gelegenheit zu Trink- und Badekuren geboten ist. Der Herbst ist im Ahrtal eine der schönsten Jahreszeiten. Die in der Nachsaison erheblich herabgesetzten Preise werden in den Monaten September bis Oktober noch viele Kranke und Erholungsuchende nach Bad Neuenahr bringen.

Vom Kino. Wie statistisch festgestellt wurde, enthalten fast 75 v. H. aller europäischen Kinos nur 500 Zuschauerplätze. Bei 5000 Kinos liegt die Platzzahl zwischen 500 und 1000; bei 1250 zwischen 1000 und 1500; bei 267 zwischen 1500 und 2000; bei 84 zwischen 2000 und 2500; bei 23 zwischen 2500 und 3000, und nur 19 Kinos haben mehr als 3000 Plätze. Das Verhältnis der Kinobesucher zu der Gesamtbevölkerungsziffer ist für Europa 1:87. Für Spanien ergibt sich der höchste Durchschnitt: auf je 14 Einwohner kommt ein Kinobesucher. England folgt mit 1:15. Albanien dagegen, das als kinoärmstes Land anzusehen ist, weist bei je 365 Einwohnern nur einen Kinobesucher auf.

WENN IM HERBST DIE BLÄTTER FALLEN ...

Der Herbst ist die Zeit der Reife, die Zeit Vorsorge zu treffen für den kommenden Winter, die Scheuern zu füllen mit den Gaben der Natur, die Schränke mit den Gaben der Mode. Nicht früh genug kann man also an die Bestellung seiner Wintervorräte denken, an die Herbst- und Wintergarderobe, um plötzlich umschlagender Witterung zu begegnen. Bevor noch die neuen Formen feststehen, liegen die neuen Stoffe bereit. Schwirren auch bei jedem Modewechsel viele Schlagworte von neuen Webarten, von neuen Formen, von neuen Farben in der Luft: Die erste Forderung und Grundlage jeder Mode ist der gute Stoff. „Wo haben Sie den Stoff gekauft?" interessiert heute fast mehr, als der Name des Modeschöpfers eines Modells. Den ersten Eindruck eines Kleides vermittelt der Stoff. Der Stoff erst weist dem Kleid seine Bestimmung, der Stoff erst unterscheidet durch Material und Webart, durch Farbe und Muster seine Zwecklichkeit, seine Bestimmung als Vormittags-, Nachmittags- und als Abendkleid. Vom Stoff erst ist die Machart abhängig. Dem guten Wollstoff ist, besonders für Herbst und Winter, ein breites Feld in der Mode eingeräumt, seitdem es geglückt ist, ihn durch kaum noch zu überbietende Weichheit und Schmiegsamkeit zu weben, was zur leichten, ungehinderten Beweglichkeit als Laufkleid, als Strapazierkleid, als Kleid für Haus und Beruf von der Frauenwelt verlangt wird. Vor der Bestellung ist es wichtig, sich über die neuen Modestoffe zu orientieren, die vor allem ausschlaggebend sind für die Machart. Verlangen Sie die Auswahlsendung der Tuchfabrik Christofstal G. m. b. H. in Christofstal (Württemberg) und Sie werden einen Überblick über die zeitgemäße Mode daraus gewinnen. Die Musterproben werden allen Interessenten vollständig kostenfrei und unverbindlich zugesandt, auch das Porto für die Zurücksendung wird den Mustern beigelegt.

Das Land der Erholung.

Allen denen, die sich nach dem goldenen Sonnenschein im Winter sehnen, bietet Ägypten herrliche Ferientage. Mystik — Romantik — Kultur von Jahrtausenden — Gesundheit. Die internationale Sportwelt findet hier ein Dorado für Golf, Pferderennen, Tennis usw. Die luxuriösen Hotels Ägyptens sind weltberühmt. Zahlreiche Reise-Erleichterungen werden gewährt.

BESUCHEN SIE

ÄGYPTEN

Wunderbare Gelegenheit.
Eine 28tägige, luxuriöse Reise
für nur
£ 72-10-0
hin und zurück

von	nach	und zurück
Marseille Genua Venedig Triest	Alexandria oder Port Said	Kairo Luxor und Assuan

Einschließlich: Schiffspassage und Eisenbahnfahrt erster Klasse. Mahlzeiten im Speisewagen. Luxuriöses Schlafwagen-Einzelabteil oder Pullman-Salonwagen. Aufenthalt in erstklassigen Hotels.

Karten bei allen Reisebüros erhältlich.

Saison: Oktober bis Mai.

Illustrierter Prospekt „Ägypten und der Sudan" wird auf Wunsch gern zugesandt.

EGYPT INFORMATION BUREAU,
60, Regent Street, London W. 1. England
oder: Tourist Enquiry Office, Cairo Station, Cairo, Egypt.

SELLS

WMF

BESTECKE

TAFELGERÄTE

HOTELGERÄTE

WÜRTTEMBERGISCHE
METALLWARENFABRIK
GEISLINGEN-STEIGE

Syndetikon klebt, leimt, kittet Alles

Otto Ring Syndetikon

Schon für 10 Pfennig allerorts zu haben.

Sie magern ab . . .

an welcher Körperstelle Sie wollen, ohne Körperbewegung, ohne Diät, ohne Chemikalien zu nehmen, ohne Bäder. **Rein äußerlicher Gebrauch. Sichtbares Resultat bereits am 6. Tage.** Schreiben Sie an **Frau Schweitzer, Wiesbaden, Goebenstraße 19,** welche Ihnen gerne und kostenfrei das einfache und wirksame Mittel angibt, welches sie selbst **mit großem Erfolg** angewendet hat.
Tausende von Dankschreiben beweisen es.

Dr. Dralle Birken-Haarwasser

Säfte der Birken Kräfte die wirken

Dr. Dralle's Birkenwasser

Der seit altersher als haarstärkend und belebend anerkannte Natursaft der Birken bildet die Grundlage für das nach wissenschaftlicher Erkenntnis zusammengestellte Dr. Dralle's Birken-Haarwasser. Weltbekannt als unerreichtes Mittel gegen Kopfschuppen und Haarausfall.

Preis: RM. 2,50 und RM. 4,20 ½ Liter RM. 6,80 ¼ Liter RM. 12.–

Illustrirte Zeitung

FISCHZUG

GEMÄLDE VON NORBERTINE v. BRESSLERN-ROTH

NEUE VOLKSKRANKHEITEN

VON PROF. Dr. med. R. FETSCHER

Die vielfach vertretene Meinung, die Menschen wären früher gesünder gewesen als jetzt, widerspricht allen bekannten Tatsachen. Im Gegenteil, die Zahl der alten Menschen ist gegenwärtig sehr viel höher als früher; unsere Lebenserwartung hat sich in den letzten 50 Jahren überraschend erhöht. Die mittlere Lebensdauer betrug: 1871/80 für den Mann 35,58, für die Frau 38,45 Jahre; 1901/10 44,82: 48,33 und 1924/25 55,97: 58,22. Die Zahlen besagen, daß beide Geschlechter rund 20 Lebensjahre mehr im Durchschnitt zu leben haben als noch vor verhältnismäßig sehr kurzer Zeit. Möglich geworden ist eine solche Steigerung des Durchschnittsalters durch das Zusammenwirken verschiedener Faktoren.

Einer der wichtigsten ist der Rückgang der Seuchen, besonders der schwarzen Pocken und der Cholera, aber auch des Typhus, die zwischen 1870 und 1880, ja, teilweise auch noch später zahllose Todesopfer forderten. Dieser hygienische Gewinn ist dem staatlichen Impfzwang, der Kanalisation der Städte und der zentralen Trinkwasserversorgung sowie noch einer ganzen Anzahl von sonstigen Maßnahmen der öffentlichen Hygiene zu danken.

Auch der Rückgang der Säuglingssterblichkeit hatte beträchtlichen Einfluß, obgleich hier noch nicht die denkbar günstigsten Zahlen erreicht sind. Zugleich verursacht die abnehmende Geburtenziffer, daß ein geringerer Teil der Bevölkerung als früher in dem besonders gefährdeten Säuglingsalter sich befindet; das drückt die Höhe der Gesamtsterblichkeit zwar mit herunter, färbt aber den Vergleich mit früheren Zeiten etwas zugunsten der Gegenwart.

Endlich wäre die Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit zu erwähnen, die rund auf ein Drittel gesunken ist.

Die Folge all dieser Umstände muß nun sein, daß die Menschen jetzt eben an anderen Ursachen sterben als früher. Da das Durchschnittsalter viel höher geworden ist, müssen wir erwarten, daß die typischen Alterskrankheiten mehr im Vordergrund stehen. Tatsächlich ist dies auch der Fall. So ist die Krebshäufigkeit rund auf das Zehnfache der Höhe gestiegen, die sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufwies, was wir teilweise daraus erklären können, daß Krebs vorzugsweise Menschen jenseits des 40. Lebensjahres befällt, die eben jetzt einen höheren Anteil der Bevölkerung ausmachen. Völlig ausreichend ist jedoch diese Deutung nicht. Eine gewisse Vortäuschung erhöhter Krebshäufigkeit ist z. B. dadurch eingetreten, daß wir mit sich dauernd verbessernden Methoden der Krankheitserkennung arbeiten, unter anderm die Röntgenstrahlen ausgiebig zur Diagnose versteckt sitzender Krebsgeschwülste verwenden, die eben früher als solche nicht erkannt werden konnten. Die Folge davon ist, daß die leicht erkennbaren Krebsformen annähernd konstant zu bleiben, die schwer zu findenden um rund 72 Proz. häufiger vorzukommen scheinen. Abgesehen von diesen Umständen, dürfte die Krebssterblichkeit an sich doch zugenommen haben. Wenn wir nämlich innerhalb eines kurzen Zeitraums, in dem keine wesentlichen Verbesserungen der Krebsdiagnose erzielt wurden, die Krebshäufigkeit nicht in der Gesamtbevölkerung, sondern in den gefährdeten Altersklassen vergleichen, so finden wir immerhin eine beachtliche Zunahme.

Auf je 1 Million Menschen starben in England an Krebs im Alter von 45—70 in den Jahren 1911—1914 4078 und im Jahre 1921 4367, im Alter von über 70 in demselben Zeitraum 9147: 10804 Menschen. Die Aufstellung spricht dafür, daß die über 45 Jahre alten Personen in rund 8 % der Fälle öfter an Krebs zugrunde gingen als unmittelbar vor dem Krieg.

Auf jeden Fall erfordert die erhöhte Krebssterblichkeit die Organisation geeigneter Abwehrmaßnahmen, da es für den Kranken wie für die Familie oder auch volkswirtschaftlich nicht gleichgültig ist, woran man stirbt. Krebs gehört zu den langwierigsten Krankheiten, die wir kennen. Beträgt doch die durchschnittliche Krankheitsdauer bei Brustkrebs 38 Monate, Gebärmutterkrebs 20, Mastdarmkrebs 26, Zungenkrebs 16 und Speiseröhrenkrebs 12 Monate.

Es ist also mit 1—3 Jahren Krankheitsdauer zu rechnen. Die Kosten eines Krankheitstages betragen, gering veranschlagt, durchschnittlich 5 Mk., ein Jahr somit 1800 Mk. Da in den letzten Jahren etwa je 70 000 Menschen im Deutschen Reiche an Krebs starben, so würden diese mindestens 70000 × 1800 = 126 Millionen RM an Kosten verursacht haben. Hier wäre also eine Möglichkeit, nicht nur einen ja gewiß höher zu veranschlagenden menschlichen, sondern auch einen volkswirtschaftlichen Gewinn durch hygienische Maßnahmen zu erzielen. Sie werden im wesentlichen darauf hinauslaufen müssen, durch geeignete Organisation möglichst frühzeitig die Kranken in Behandlung zu bringen, da dann einmal durchaus günstige Heilungsaussichten bestehen und mit ihnen die Krankheitsdauer absinkt. Überdies wird natürlich die Forschung ebenso gefördert werden müssen wie der Ausbau der Behandlungseinrichtungen in Krankenhäusern. Leider kennen wir noch keine hygienischen Maßnahmen, die dem Krebs vorbeugen könnten. Wir wissen nur, daß einzelne Familien dazu neigen, an ihm zu erkranken; wir finden eine bemerkenswerte Häufung der Krebssterblichkeit in Gebieten mit Kropf usw., ohne daß sich jedoch hier schon klare Anknüpfungspunkte für hygienische Maßnahmen ergäben. Wesentlich einfacher liegen die Dinge bei jenen Krebsformen, die durch dauernde Einwirkung chemischer oder physikalischer Schädigungen entstehen (z. B. Teer, Petroleum, Paraffin, Röntgenstrahlen usw.). Hier können wir entsprechende Schutzeinrichtungen treffen und so die Personen, die mit solchen Stoffen zu tun haben, vor der Erkrankung bewahren.

Mit der zunehmenden Lebenserwartung sind selbstverständlich auch alle anderen Alterskrankheiten häufiger geworden. So hat sich die Zuckerkrankheit gegenüber der Jahrhundertwende annähernd verdoppelt, die Krankheiten des Herzens und der Blutgefäße sind unter den Todesursachen in den letzten 15 Jahren rund um ein Fünftel häufiger geworden; völlig Entsprechendes gilt von Rheumatismus und Gicht. Auch bei all diesen Krankheiten wäre der systematische Ausbau von Vorbeugungsmaßnahmen zu wünschen und überdies auch durchaus möglich.

Eine weitere sehr beachtenswerte Tatsache ist, daß die Häufigkeit von Erkrankungen des Nervensystems zunimmt. Zwar sind sie nicht so sehr unmittelbare Todesursache, doch verdienen sie wegen ihrer Neigung, oft jahrelang die Arbeitsfähigkeit und Lebenslust des Kranken zu beeinträchtigen, unsere Aufmerksamkeit. Vergleichen wir die Todesursache von Mensch und Tier, so zeigt sich aber immerhin, daß Erkrankungen des Nervensystems beim Menschen mindestens zehnmal so oft Todesursache sind wie bei Säugetieren.

Die Gründe dafür sind mehrfacher Art. An ihrer Spitze steht wohl die Überlastung unseres Gehirns, die bereits in der Kindheit mit Überbeanspruchung der Merkfähigkeit durch entbehrlichen Gedächtnisstoff beginnt. Stark belastet werden die Kinder durch die Erlernung zweier Alphabete, des deutschen und lateinischen, in Druck und Schrift. Denken wir weiter an die Unsinnigkeiten unserer Orthographie, die dazu führen, daß ein großer Teil der Erwachsenen eben nicht richtig schreiben kann; welche Unsumme von Gedächtniskraft wird hier vergeudet, die für bessere Zwecke verwandt werden könnte. Wir brauchen deshalb eine radikale Vereinfachung der Orthographie. Endlich wäre in gleicher Weise eine Vereinfachung des internationalen sprachlichen Verkehrs herbeizuführen. Namentlich der geistige Arbeiter, der nicht gerade Philologe ist, leidet unter der Notwendigkeit, sich mit allen möglichen Weltsprachen wenigstens notdürftig vertraut zu machen. Die systematische Einführung von Esperanto könnte geradezu erlösend wirken. Entlastung wäre weiterhin zu erzielen durch Ausbau von Gedächtnishilfen aller Art, besonders Karteien, wie sie neuerdings auch für die Hausfrau in brauchbarer Form geschaffen wurden. Ablösung der Grundrechnungsformen durch Maschinen bedeutet im kaufmännischen Betrieb nicht nur Ersparnis an Nervenkraft, sondern zugleich auch Sicherung der Ergebnisse. Ausgiebiger Gebrauch von Vordrucken für die Mitteilung ständig wiederkehrender Sachverhalte sollte sich noch mehr einbürgern als bisher.

Außerordentlich starke nervliche Beanspruchung bedeutet der Großstadtverkehr mit seinem Zwang zu schnellen Entschlüssen, ebenso die dauernde Lärmbelästigung, die in Fabriken, Straßen und Wohnungen uns bedrängt. Hygienisch schädlich ist auch die nur schwer zu vermeidende und leider so häufige Durchbrechung unserer Ruhezeit durch den Fernsprecher, ebenso durch die oft recht mangelhafte Schalldichtung der Häuser.

Sehr zu befürchten ist ferner, daß die sogenannte Rationalisierung der Betriebe zu einem nicht wieder gutzumachenden Verbrauch an Nervenkraft führt. Jede Rationalisierung läuft darauf hinaus, die Arbeit durch Ausschaltung entbehrlicher Nebenbewegungen zu beschleunigen. Einmal ist die Folge davon einseitige Beanspruchung nicht nur bestimmter Muskelgruppen, sondern auch ganz bestimmter Gehirnzentren, dann aber setzt der glatte Ablauf eines so geregelten Arbeitsvorgangs auch voraus, daß der Bewegungsrhythmus nicht durch andere Einwirkungen gestört wird. Solche sind aber schon durch die Geräusche der verschiedenen Arbeitsvorgänge, die nebeneinander stattfinden, in reichem Maße vorhanden. Das mindestens sollte und könnte wohl auch vermieden werden. Es ist z. B. falsch, mehrere Schreibmaschinen in einem Raum zugleich benutzen zu lassen. Kleine Einzelräume mit ausreichender Schalldichtung würden nicht nur von den Benutzern als sehr angenehm empfunden werden, sondern auch die Fehlerzahlen vermindern.

Selbstverständlich sind noch lange nicht alle Ursachen der Zunahme nervöser Störungen mit dem Gesagten erwähnt. Es ist vielmehr nur eine kleine Auswahl von störenden Einflüssen, die verhältnismäßig leicht zu beseitigen, mindestens aber weitgehend zu bessern wären. Jeder einzelne kann selbst vieles dazu beitragen, allein schon durch natürliche Lebensweise. Dennoch brauchen wir den Ausbau einer psychischen Hygiene wie überhaupt der Gesundheitsfürsorge des Erwachsenenalters, die noch durch systematische Bekämpfung der Alterssterblichkeit ergänzt werden muß. Beide Aufgabenkreise der Hygiene stehen in engem Zusammenhang. Verbessern wir die Hygiene des Erwachsenenalters, so bedeutet dies zugleich eine vorbeugende Fürsorge für die höheren Altersklassen. Wir können so auch erreichen, daß die Arbeitsfähigkeit länger erhalten bleibt und mehr Menschen als bisher für die letzte Zeit ihres Lebens körperliche und geistige Frische, welche Voraussetzung ihres Wohlbefindens ist, sich bewahren.

RINGKAMPF

KÜNSTLERISCHE VARIATIONEN ÜBER EIN THEMA

Stilisierte Darstellung: Die Plastik „Ringende" der vom Kubismus kommenden Bildhauerin Wanda Woska.
Betont den Rhythmus, das Balancieren der Kräfte.

Eine realistische Auffassung: Ringkampf von A. Falguière.

Naturalistische Darstellung: Japanische Plastik „Ringer" von J. Kobayashi.
Auf den ersten Blick hin glaubt man eine photographische Aufnahme nach der Natur vor sich zu haben; erst nach genauer Betrachtung (Hände und Zehen!) erkennt man, daß es sich um eine Skulptur handelt.

G. Courbet: Ringkämpfer.
Lebendige, realistische Gestaltung des Sujets.

100 JAHRE EISENBAHN

ZUR JAHRHUNDERTFEIER DER LOKOMOTIVEN-WETTFAHRT BEI RAINHILL

Der Auftakt zur Entwicklung der Eisenbahn.
Die Lokomotiven-Wettfahrt bei Rainhill in England vom 6. bis zum 14. Oktober 1829. Vor der Tribüne fährt Stephensons „Rocket", die überlegene Siegerin im Wettbewerb. Im Hintergrund „Sans Pareil" von Hackworth und „Novelty" von Ericsson.

George Stephenson (1781—1848), der Erbauer der im Lokomotiven-Wettbewerb bei Rainhill siegreichen „Rocket" und Hauptbegründer des Eisenbahnwesens.

In den Tagen vom 6. bis zum 14. Oktober jährt sich zum hundertstenmal jenes denkwürdige Ereignis, das für die Entwicklung des Eisenbahnwesens von größter Bedeutung geworden ist. George Stephenson hatte zwar schon im Jahre 1825 mit der Eröffnung der ersten Eisenbahnstrecke von Stockton nach Darlington die praktische Verwendbarkeit seiner Lokomotive erwiesen. Er konnte aber selbst bei dieser nur einem beschränkten Verkehr dienenden Bergwerksbahn nicht alle Eierschalen der Unvollkommenheit beseitigen, die der noch nicht flügge gewordenen Erfindung anhafteten. Wenn auch seine ersten Lokomotiven lange Jahre hindurch brav arbeiteten, so mußte er es doch mit ansehen, wie man schließlich wieder auf den Betrieb mit Pferdekraft zurückgriff.

Als nun der unermüdliche Mann die Errichtung der Eisenbahn Liverpool-Manchester durchgesetzt hatte, da war die Frage, mit welchem Betriebsmittel man die Züge befördern sollte, noch immer ungelöst. Mit dem Plan der ausschließlichen Verwendung von Dampflokomotiven seiner Konstruktion stand Stephenson so ziemlich allein da. Nicht nur die zahlreichen Gegner der Eisenbahnen überhaupt bekämpften mit allen Mitteln und den unsinnigsten Argumenten Stephensons Erfindung, sondern selbst seine Freunde wurden an ihm irre, als er behauptete, er werde mit seiner Maschine Lastgut doppelt so schnell wie die Eilpost befördern. — Die Frage des zweckmäßigsten Fahrbetriebsmittels beschäftigte übrigens damals zahlreiche technische Köpfe; einige wollten Maschinen einführen, bei denen sie an Stelle des Dampfes als Betriebsstoffs Wasser, Luft, Kohlensäure oder sogar Wasserstoff zu verwenden gedachten; wieder andere propagierten den Fahrbetrieb mit Seil- oder Zahnradbahnen. Sogar die Verwendung von etwa zwei Dutzend stabilen Maschinen wurde empfohlen, die entlang der projektierten Strecke Liverpool-Manchester in Abständen von etwa $1^1/_2$ engl. Meilen als Zugkraft aufgestellt werden sollten. Schließlich entschloß man sich dazu, die Frage des zweckmäßigsten Betriebsmittels einfach im Wege einer praktischen Erprobung zu lösen. Ein Preis von 500 engl. Pfund wurde für die beste Lokomotive ausgeschrieben.

Stephensons allen ihren Konkurrenten weit überlegene Lokomotive „Rocket".

Der Beginn der Konkurrenz wurde für den 6. Oktober angesetzt. Die Versuchsstrecke auf der Ebene von Rainhill bei Liverpool war $1^3/_4$ engl. Meilen lang und sollte zehnmal hin und zurück durchlaufen werden.

Noch vor Beginn der eigentlichen Probefahrten, zu denen vier verschiedene Lokomotiven zugelassen wurden, erlitten die Maschinen „Novelty" und „Sans Pareil" Defekte. Um die mißmutig gewordenen Zuschauer zu beruhigen, ließ Stephenson schon am Vortag an seine „Rakete" einen Wagen hängen und führte dreißig Personen mit einer Geschwindigkeit von 24 bis 30 engl. Meilen die Stunde auf und ab. Am Tage der eigentlichen Probefahrt erzielte Stephenson sogar 46 km in der Stunde.

Eine stattliche Bahnanlage aus dem Beginn der Eisenbahnen.
Einfahrt in Manchester, der einen Kopfstation der 1830 eröffneten Strecke Liverpool-Manchester, der ersten dem öffentlichen Verkehr dienenden Eisenbahn.

Die Überwindung von Geländeschwierigkeiten auf der Strecke Liverpool-Manchester.
Dammanlage durch das Chat Moss, einen 6 km breiten sumpfigen Moorgrund westlich von Manchester.

Die Maschine „Novelty“ konnte erst am 10. Oktober starten, erlitt jedoch nach kurzer Fahrt abermals einen Defekt und trat von der Bewerbung zurück. „Sans Pareil“ trat am 13. Oktober an, aber auch ihre Fahrt mußte wegen eines eingetretenen Defekts abgebrochen werden. Die „Perseverance“ konnte nicht mehr als sechs Meilen in der Stunde zurücklegen.

Stephensons „Rocket“ war also die einzige Lokomotive, die den gestellten Bedingungen entsprochen, ja, diese sogar bei weitem übertroffen hatte. Der Preis wurde George Stephenson und Henry Booth zusammen verliehen. Der Letztgenannte, der damals als Sekretär der Bahngesellschaft fungierte und eigentlich ein technischer Laie war, hatte den glücklichen Gedanken gehabt, daß man die Stephensonsche Lokomotive mit einem vielröhrigen Kessel ausstatten solle, eine Idee, die Stephenson sofort aufgegriffen hatte.

Reisen war zu Anfang der Eisenbahn zumeist eine „luftige“ Sache: Zug mit offenen Wagen 2. Klasse und ein Viehtransport auf der Linie Liverpool-Manchester.

Die Weihe der ersten Dampfeisenbahn Deutschlands: Eröffnung der Ludwigsbahn Nürnberg—Fürth am 7. Dezember 1835. Gemälde von Prof. H. Heim.

Nach der Preiszuerkennung unternahm Stephenson noch eine Fahrt mit seiner siegreichen „Rakete“ und erzielte bei dieser Schlußvorführung auf zwei Touren die unerhörte Geschwindigkeit von 56 km die Stunde! Alle jubelten, die auf Stephensons „krassen Außenseiter“ gewettet hatten.

Am 15. September 1830 verkehrten auf der neueröffneten Linie Liverpool-Manchester zum erstenmal die neuen Lokomotiven Stephensons, für die der denkwürdige „Probegalopp“ bei Rainhill gelaufen worden war.

Auch auf dem europäischen Kontinent fand die Nachricht von Stephensons sensationellem Erfolg einen lebhaften Widerhall. In Deutschland hatte schon im März des Jahres 1825, also noch vor Eröffnung der Stockton-Darlington-Bahn, Friedrich Harkort seinen so berühmt gewordenen Aufsatz in der westfälischen Zeitung „Hermann“ veröffentlicht, mit dem er zum erstenmal die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf die hohe Bedeutung der Eisenbahnen lenkte. Eine noch viel intensivere Werbetätigkeit für die Schaffung eines deutschen Eisenbahnnetzes hat der große deutsche Nationalökonom Friedrich List nach seiner Rückkehr von Amerika vom Jahre 1831 an durch 15 Jahre entfaltet. Aber tief entmutigt über das Mißlingen seiner Bemühungen, machte er 1846 seinem Leben ein Ende. Erst die Nachwelt hat die großen Verdienste dieses Mannes gebührend anerkannt.

Die erste mit Dampf betriebene deutsche Eisenbahn war die Nürnberg—Fürther Ludwigsbahn, die am 7. Dezember 1835 eröffnet wurde. Den Betrieb dieser Bahn besorgten zunächst Lokomotiven aus Stephensons Lokomotivfabrik. In Preußen wurde am 22. September 1838 die Strecke Zehlendorf—Potsdam gleichfalls mit Stephensonschen Maschinen eröffnet. Am 29. Oktober des genannten Jahres traf auf der in vollem Betrieb aufgenommenen Strecke der Berlin—Potsdamer Bahn der erste Eisenbahnzug in Berlin ein. Am 1. Dezember 1838 wurde die erste deutsche Staatsbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel und Harzburg dem Verkehr übergeben. In Sachsen hat man die Leipzig—Dresdener Eisenbahn, für deren Bau sich Friedrich List so temperamentvoll eingesetzt hatte, am 8. April 1839 auf der ganzen Strecke eröffnet.

In Österreich hatte man sich mit dem Gedanken der Errichtung von Eisenbahnen schon frühzeitig befaßt. Eine allerdings anfänglich nur mit Pferden betriebene Strecke von Budweis nach Kerschbaum war schon am 27. September 1828 eröffnet worden. Im Jahre 1832 folgte die Strecke Linz—Budweis und am 17. November 1837 die Strecke Floridsdorf—Deutsch-Wagram.

„Saxonia“, die erste in Deutschland gebaute Lokomotive.

In Frankreich gehen die Anfänge des Eisenbahnwesens gleichfalls bis in das Jahr 1828 zurück, in welchem am 1. Oktober die Linie St-Étienne—Andrézieux mit Pferdebetrieb eröffnet wurde. Die Eisenbahn Paris—St-Germain wurde am 26. August 1837 in Betrieb genommen.

Belgien, das bekanntlich das dichteste Eisenbahnnetz der Erde besitzt, hat seine erste Eisenbahn (Brüssel—Mecheln) am 3. Mai 1835, Rußland (Petersburg—Zarskoje Selo) am 4. April 1838, Holland (Amsterdam—Haarlem) im September 1839 und Italien (Neapel—Portici) am 3. Oktober 1839 dem Verkehr übergeben.

Das europäische Eisenbahnnetz, das im Jahre 1840 immerhin schon die respektable Länge von 2925 km hatte, stieg von da ab sprunghaft. Es belief sich 1850 auf 23504, 1860 auf 51862, 1870 auf 104914, 1880 auf 168983, 1890 auf 223869, 1900 auf 283878 km und beträgt heute über 350000 km.

Hofrat Dr. Anton Klima.

Aus der Zeit der ersten Schlafwagen: Amerikanischer Pullman-Schlafwagen um 1859.

DER MALER / RADIERUNG VON PROF. ALOIS KOLB

Die wiedererwachte Weiblichkeit in der Mode

Als vor einigen Jahren Victor Margueritte seinen sensationellen Roman „La Garçonne" schrieb, schuf er ein prägnantes Zeitbild: er zeigte die neue Frau, frei von Sentimentalität, selbständig, bereit, den Existenzkampf energievoll zu führen. Auch äußerlich entstand ein neues Wesen, busenlos, schmalhüftig, knabenhaft, mit kurzem Haar und kniefreiem Rock. Die „Garçonne" prägte den internationalen Typ und gab der Mode jahrelang ihre Richtung. Alles Gentlemanlike wurde angestrebt und betont. Man erinnere sich der Übertreibung mit dem Bubikragen, ausnahmslos von allen Generationen getragen, der männlich anmutenden Westen, der strenglinigen Kostüme mit Röcken, die in ihrem Schnitt hosenähnlich wirkten, und vor allem der aus der Stirn gestrichenen Knabenfrisur, der garniturlosen, maskulinen Hüte, die den Gesamteindruck vervollständigten. Da es sich um eine Mode handelte und jede Mode nur an einen bestimmten, längeren oder kürzeren, Zeitabschnitt gebunden bleibt, versank auch dieses Idol, um einer neuen Weltanschauung Platz zu machen.

Die Frau von heute zeigt sich zwiespältig. An Arbeit, Sport und ungehemmte Bewegungen gewöhnt, verlangt sie für den Tag zweckmäßige Kleidung, um am späten Nachmittag und Abend, alles Burschikose von sich weisend, den neuen Weibtyp zu kreieren. Der Herbst 1929 bringt eine Zäsur in die Geschichte der Mode. Alles, was die Garçonne ablehnte, kehrt zurück. Selbstverständlich kommt nur das „Feierkleid" — um diese charakteristische Bezeichnung aufleben zu lassen — in Frage. Es ist ausgeschlossen, daß der lange Rock auf der Straße getragen werden wird. Bei dem Tempo, das unsere Zeit vorschreibt und alle Lebensäußerungen treibt, kann nur ein sachlicher Anzug Verwendung finden. Wer würde einen Rock in die Hand nehmen, um rasch über die Straße zu gehen, auf einen Autobus zu springen oder auf sein höchstes Verdeck hinaufzuklettern! Wie lächerlich würde ein junges Mädchen wirken, das mit einem langen Rock die Büroräume fegte, von Hockey und ähnlichen Sportübungen ganz zu schweigen. Da wird der Trainingsanzug weiterdominieren. Aber schon tanzen die jungen Damen am Nachmittag und Abend in erheblich längeren Röcken, die weit über die Knie reichen, vor allem die Kniekehlen verhüllen. Darin allein besteht jedoch nicht der Unterschied. Man betont die Taille, legt den Gürtel an die gleiche Stelle, die einstmals die Wespentaille vorschrieb. Man schnürt sich heute noch nicht. Noch ist Busen nicht modern. Wie lange aber wird das noch dauern? Die Mode marschiert auf dem von ihr eingeschlagenen Weg, und da die Verjüngung der Taille momentan das Losungswort ist, scheint die Entwicklung nach dieser Richtung gegeben. Der weite, lange Rock bringt nicht nur eine vollständig neue Silhouette, er verlangt auch eine geistige Umstellung. Die neuen Kleider setzen eine andere Haltung, einen ruhigeren Gang, gemessene Bewegungen voraus. Man muß umlernen, muß wieder auf seine Kleidung bedacht sein. Saloppes Gehen stimmt nicht zu den weiten, langen Röcken, die Würde voraussetzen. Die meisten Damen haben von den weiten Röcken bis jetzt noch eine falsche Vorstellung. Sie verquicken sie mit Stilkleidern. Die modernen Linien stellen an die Verarbeitung außergewöhnlich hohe Anforderungen, da die Kleider die Aufgabe haben, die Gestalt plastisch herauszumodellieren. Das bedingt wiederum eine ausgezeichnete Haltung; denn läßt man sich gehen, ist es um die Wirkung geschehen. So setzt die Mode nicht

Elegantes Samtcomplet mit langem Rock; dazu kurze bestickte Jacke. Der lange Handschuh wird modern. Modellhaus Max Becker. Phot. Schneider.

nur würdevolles Schreiten voraus, sondern auch eine sorgfältige Haltung beim Sitzen. Es wird ein bißchen viel auf einmal verlangt. Mit dem ladyliken Kleidstil werden auch Torheiten verschwinden, die sich in der letzten Zeit als Angriff gegen den guten Geschmack breitzumachen suchten. Dazu gehört der Tanz in großer Toilette mit unbestrumpften Beinen, eine Unsitte, die während des Sommers in den internationalen mondänen Badeorten gepflegt wurde. Sie verträgt sich in keiner Weise mit den Anschauungen des guten Geschmacks und weiblichen Taktes. Was berechtigt dazu, im großen Abendkleid bloßbeinig zu erscheinen? Nicht nur, daß jedes Bein, mit einem eleganten Seidenstrumpf bekleidet, einen vornehmeren Eindruck macht, es sieht auch ausnahmslos hübscher aus.

Alles, was zur Vervollständigung des femininen Eindrucks beizutragen vermag, wird von der augenblicklichen Mode zu neuem Leben erweckt. Neues, noch nie Dagewesenes gibt es bekanntlich nicht. Man erinnert sich wieder der reizenden Pelerine, die man in den neunziger Jahren „sortie de bal" nannte, und die jetzt als Ergänzung abendlicher Hüllen Verwendung findet. Die Lösung dieses Problems verursacht noch große Schwierigkeiten. Man greift auch wieder auf die Straußfeder zurück — Werte, die Tausende und aber Tausende zu totem Kapital verdammten, weil die Mode achtlos über sie hinwegging. Man zerstörte ihre Urwüchsigkeit, um ihr weiches, zartes Gefieder in neue Formen zu pressen mit dem Wunsche, sie endlich wieder zur Geltung zu bringen. Unzähliges kleines modernes Beiwerk — vor allem der Fächer — findet wieder Verwendung in dem Bestreben, den Anzug so weiblich wie möglich zu gestalten. Darum werden auch die Frisuren weicher, lockiger und komplizierter, wenn auch die Mär, daß der Knoten wiederkehre, noch lange ein Märchen bleiben wird. Denn in diesem Punkt scheitern alle Angriffe an der einmütigen Ablehnung der Frauen aller Länder.

Ola Alsen.

Weißes Abendkleid aus Seide und Tüll; dazu weißer Fächer. Modellhaus Max Becker. Phot. Schneider.

Ein auf ein zipfliges Abendkleid abgestimmter Abendmantel aus Velourschiffon und Seidenchiffon. Phot. Diaz.

Abendkleid aus weißer Seide mit langem Rock und aparter Taillengarnitur; Fächer aus farbigen Paradiesreihern. Modellhaus Max Becker. Phot. Schneider.

Langes Abendkleid aus schwarzer Spitze und Tüll mit der modernen Spitzenpelerine. Phot. Blake.

Apartes Abendkleid aus weißer Seide mit Paillettenstickerei und geteiltem Tüllüberrock. Modellhaus Max Becker. Phot. Schneider.

Abendkleid aus gestreiftem Brokat; der offene Ärmel wird am Handgelenk gehalten. Phot. Bonney.

ROMANZE

GEMÄLDE VON PROFESSOR JULIUS DIEZ

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

I, 1.

Erschienen denn am Ersten eines Monats mehr Zeitungen als an anderen Tagen? Warum schickte man sie immer wieder in die Privatwohnung? Jutta nahm dem Mädchen den Stapel Mittagspost aus den Händen. „Nichts für mich?"

„Nein, Frau Doktor."

„Also, Paula, daß Sie gleich im Bilde sind: ich bin nicht eine Frau Doktor. Mein Mann ist im letzten Kriegsjahr gefallen. Sagen Sie Frau Berg zu mir. Ich bin eine geborene Martini; mein Bruder ist Doktor. Das haben Sie wohl durcheinanderbekommen." Und sie lächelte dieses Lächeln, das von den Augen ausging und wie eine lichte Tönung über das Gesicht lief. „Patienten kommen hier aber nicht zu uns. Mein Bruder ist Chefredakteur am Tageblatt."

„Ich weiß, ich hatte mich nur versprochen, Frau Berg. Frau Siebenbarth hat mir heute morgen alles gesagt."

Jutta Berg nickte. Sie ging mit den Zeitungen an das Fenster. Dort im besten Licht stand der Schreibtisch. Herrn Dr. Benno Martini; Herrn Chefredakteur Martini; Frankfurt, Berlin, Hamburg, Leipzig; Zeitungen; rote Striche; blaue Striche; Zettelfahnen. Worte; alle einmal gedacht, gesprochen, gesetzt; kleine Ameisen nun, die sich geschäftig und organisiert aneinander verbissen; ein Heer in Kolonnen, Spalten und Sätzen. Sie lächelte. Ganz plötzlich fiel eine Erinnerung in sie hinein. Damals bei Bromberg auf dem väterlichen Gut, damals — also wann? — sie war heute 28 Jahre, also vor gut 20 Jahren, der Bruder Benno trug schon eine bunte Mütze und fuhr morgens zur Stadt, wo er das Gymnasium besuchte — damals hatte eine polnische Schnitterin ihnen beiden aus der Hand geweissagt. Ihr Lächeln vertiefte sich. Es war ja wahr geworden. Über viele Tausende sollte er herrschen, der buntbemützte Bruder, ein großer Mann würde er werden, prophezeite die Polin. Groß war er geworden, der Benno, körperlich gewiß; und viele Tausende befehligte er, Buchstaben. — Aber sie tat ihm wohl unrecht mit diesem Spott; er war bestimmt ein Kopf, und was er geworden war, verdankte er keiner Protektion, sondern seinem Können. Ein bißchen Glück vielleicht war im Spiel. Wer im Feuilleton beginnt, endet normalerweise nicht als Chefredakteur eines großen Blattes.

Feuilleton! Des Bruders Bild versank, auch die belächelnswerte Weissagung der Schnitterin, die ihr geworden war, kam nicht mehr zu Worte. Artur Ruloff stand da. Oh, nicht wirklich. Noch nie hatte er es gewagt, unaufgefordert hierher in die Wohnung zu kommen. Aber sein Lächeln war da; dies spöttische, einseitige Lachen, aus dem man nie klug wurde. Er trug es vor sich her; es deckte ihn wie ein Schild, hinter dem er sich verbarg. Aber sie war eingebrochen in seine Barrikaden. Sie allein. Im Stadttheater vorigen Winter — nein, auf dem Presseball — Benno selber stellte ihn ihr vor: „Artur Ruloff, unseres Stadttheaters stärkste Stütze im Charakterfach." Mit einem dieser neuen Tänze begann es. Sie wollte ihm keinen Korb geben, sie warnte nur: „Ich habe so noch selten getanzt, wird es gehen?" Da hatte er sie angesehen und in seine Arme genommen, an seine Brust. Das Beschämende damals im Augenblick war, daß sie keine Musik gehört hatte, daß sie an dieses Frackhemd gesunken war wie ein Backfisch in eine Umarmung. Erst nach einer Weile hatte sie festgestellt, daß sie tanzten, und daß kein Mensch außer ihr etwas Besonderes an diesem Tanz oder seinem Anfang gefunden hatte. Auch Ruloff nicht. Er blieb noch lange korrekt und im Abstand. Erst als er engagementlos war — mitten in der Saison veruneinigte er sich plötzlich mit Direktor Wellner — erst als Benno ihn beim Tageblatt untergebracht hatte, kam ihm wohl eine Ahnung, wem er die Fürsprache verdankte.

„Sie hatten mir gesagt, daß das Theaterspielen Sie nicht befriedige..."

„Dann habe ich Ihnen mein tiefstes Geheimnis verraten. Man muß mehr aus seinem Leben machen können, denke ich; das Spiel bleibt uns immer. Sie haben mir ein Sprungbrett gegeben, ich will das nicht vergessen. Vielleicht sollte es mich beschämen, daß Sie, eine Frau, mir den Weg ebneten; aber ich bin wohl ganz amoralisch in der Beziehung, es beglückt mich, daß Sie es sind, der ich danken muß."

„Sie sollen mir nicht danken."

„Nein. Ich will Ihnen auch nicht danken. Danken ist schwer. Aber ein anderes ist leicht wie alles Glück: lieben. Ich will Sie lieben dürfen!"

Was sollte man dazu sagen? Sie hatte sich erst einmal umgedreht und war davongelaufen.

Feuilleton. — Kleine Liebesgeschichten unterm Strich. Es war sein Ressort geworden. Im Leben freilich — sie reckte sich, warf endlich die Zeitungen auf den Tisch und tat mit den Armen eine kraftvolle Bewegung, die undeutbar blieb, ob sie zurückstieß oder heranzog — im Leben hatten sie aus der Liebe ein Fanal gemacht, dessen Leuchten sie bisher vor der Welt verbargen, das sie aber ganz klar erkannten als Ziel und Sinn dieses Lebens. Beide? Beide! Einer muß notwendig der stärker Liebende sein. Aber es ist erforderlich für ein Glück, daß der andere wert ist, stärker geliebt zu werden. Den Wert beweist er in der Stunde, da ihn die Erkenntnis, mehr geliebt zu werden, als er zurückgeben kann, demütig macht.

Jutta Berg war sich nicht klar, wer der stärker Liebende sei, sie selbst oder Ruloff. Sie hatte Opfer gebracht. Opfer, wie die Welt es nannte; aber sie erkannte solche Benennung nicht an. In der Liebe gab es keine Opfer, nicht einmal Geschenke. Liebe war Austausch; jeder nahm, und jeder gab. Geben zu können, war Glück. Wer liebte also stärker?

Sie wandte sich ab, ging durch das Zimmer. Drüben im kleinen Salon stand der Flügel. Benno hatte wohl zuletzt gespielt, sie drehte den Sessel niedriger und schlug präludierend ein paar Tasten an. Wie hatte Benno gesagt? „Die Liebe ist ein unfreiwilliger Entschluß wie das Sterben. Sosehr wir uns gegen das Sterben wehren, sosehr sehnen wir uns, lieben zu dürfen und geliebt zu werden. Ein Sophist würde da selbst diesem altruistischen Gefühl einen Strick drehen und es als Selbstsucht aufhängen!" — Und sie geriet sacht in eine Arie der Manon Lescaut und gab sich hin, ließ sich treiben, von halben Gefühlen umplätschert, die ihrer Stimmung schmeichelten.

Sie wußte nicht, ob sie lange so gesessen oder nur kurze Zeit; als der Bruder eintrat, hastig, mit überstürzten, verkürzten Bewegungen, die nur Andeutungen blieben, erhob sie sich. Keinesfalls hatte sie das Gefühl, gestört worden zu sein.

Sie saßen einander bei Tisch gegenüber. Frau Siebenbarth blieb mit dem Mädchen draußen. Es war nicht ganz leicht gewesen, gerade diese Haushälterin zu finden. Aber Doktor Martini hatte darauf gedrungen, daß mit diesem Posten nicht im geringsten ein Familienanschluß verknüpft sei. Man darf das nicht falsch deuten. Martini war weder arrogant noch unsozial. Er liebte nur seine Ruhe, zu der er so selten Zeit fand.

„Bei Tisch, liebe Jutta, will ich einen Menschen bei mir sitzen haben, dem ich mich mitteilen kann, und der Anteil nimmt, der aber auch still mir gegenübersitzen kann und nicht durchaus unterhalten sein will um des Geredes willen. Verschone mich mit Gesellschaften."

„Schweigen wir uns also an, Benno."

„Es wäre der beste Beweis, daß wir uns recht gut verstehen."

Aber sie schwiegen sich höchst selten an. Doktor Benno Martini erlebte zu viel, über das er in der Redaktion sich nicht äußern konnte und wollte. Das brachte er Jutta mit, fand erwartetes Verständnis und schüttete sich aus. Diese Schwester war seine eigentliche Privatsekretärin, seine Beichtigerin auch, die ihn von den Sünden gedanklicher Opposition freisprach, wenn sie einwarf: „Nein, so etwas! Das ist aber auch stark!" — Merkwürdigerweise genügten dem Mann solche lauen Zugeständnisse. Manchmal lächelte er Jutta unmittelbar nach so einem Einwurf an. Dann errötete sie. „Nein, wirklich, Benno, das ist unerhört. Ich kann mich nur nicht so wie du entrüsten, denn das alles ist mir fern. Warum druckt ihr es denn, wenn es nicht wahr ist, und wenn sogar du, der Chefredakteur, sich darüber ärgert?"

„Sehr wahr", sagte Doktor Martini, „aber es ist nicht so, daß der Chefredakteur sich darüber ärgert; der nicht; nur der Doktor Martini; und der hat ja auf den Redaktionen nichts zu suchen, der kommt erst bei der Suppe seiner schönen Schwester gegenüber zu Wort. Du wirst von Tag zu Tag jünger, Jutta. Es wird draußen Herbst, und du blühst auf. Wenn wir nicht so einsiedlerische Hauswesen wären, würde ich auf eine Liebe raten. Aber wen solltest du lieben?"

„Konkurs mangels Masse?"

„Warum errötest du denn? Sieh mal an. Wie niedlich! Diese blaue Ader an der Schläfe hatte Mutter auch. — Wer ist es denn, kleine Jutta? Oder bleibt es noch geheim?"

„Ich bin kein Kind mehr, Benno. Ich war vor zehn Jahren kein Kind mehr."

„Verzeih." Er aß stumm. Als das Mädchen den Nachtisch brachte, sagte er, kaum daß es wieder hinaus war: „Wenn ich an etwas gerührt habe, das zu zart für meine Worte war — es geschah ohne Absicht. Aber du siehst, wie fern sich Menschen sind, die einander ganz nahe scheinen. Ich weiß nichts von dir. Bruder und Schwester — schließlich sind es Mann und Weib, verkapselt, zugesperrt, und das Wissen reicht nicht hin, wo der andere seine Wünsche verbirgt."

„Du hast mich nie gefragt."

„Habe ich nicht, nein. Was zu sagen ist, wirst du mir ja mitteilen, wenn es an der Zeit ist."

„Es ist nicht alles mit Worten zu sagen."

Er hob den Blick, er nahm die Brille ab, seine großen blauen Augen waren ein bißchen starr, nun sie ohne Gläser in das andere Gesicht drängten. „Dies Gespräch, spielerisch begonnen, ist wohl tieferen Impulsen entsprungen, ich wollte dich nicht fragen — und wünschte doch deine Antwort. Daß du seit einiger Zeit eine andere bist, sah ich, fühlte ich längst. Aber ich vermag zu warten, Jutta, nun ganz gewiß."

„Es ist alles im Fluß, Benno, ich weiß nichts. Ich könnte dir ein Gefühl gestehen; ich bin mir entglitten. Das ist unsere Bestimmung, rede ich mir ein. Aber ich weiß, ich würde mich schämen und dir recht geben, wolltest du sagen, daß unsere Bestimmung ist, sich festzuhalten."

„Es soll wohl einer den anderen halten." Er senkte den Blick, fand sich vor dem Teller und begann das Kompott zu löffeln.

In das Schweigen sagte Jutta, und es kam ein bißchen betont: „Die Menschen nennen es Liebe."

Er nickte. „Eine Benennung, die den Begriff verstellt. Neue Sachlichkeit und Klarheit. Analyse der Gefühle! Aber versuche es um Gottes willen nicht! Es bleibt nichts nach als das Ich, das sich ernüchtert beeilt, sich zurückzunehmen." Sie warteten beide. Kam noch ein Satz? Schlug er ihr eine Brücke? Sagte sie den Namen?

„Ja, da wären wir denn am Ende, kleine Schwester."

„Mahlzeit, großer Bruder." Jutta erhob sich. Er zündete sich auf dem Weg in das Nebenzimmer eine Zigarre an. Drüben stand der Kaffee bereit. Martini sagte: „Hast du den Artikel von Kuloff in der Abendausgabe gelesen: Beruf und Eignung zum Beruf, ja? Nun, dieser Kuloff ist ein Gedankenakrobat. Jeder, wir alle auf der Redaktion waren der Meinung, daß er seinen Beruf gefunden habe. Er ist keine Leuchte unseres Blattes, aber ein brauchbarer Mann. Seine Essays sind gut, nicht ohne Kultur, sein Feuilleton ist geschmackvoll redigiert." — Er zog die Zeitung aus der Brusttasche. „Hier", sagte er, „diese Sätze: ‚An sich wäre zu verlangen, daß der Mensch den Beruf ausüben darf, der ihm eine innere Befriedigung gibt. Aber dieses An-Sich ist gütige Philosophie und bleibt vom Leben unbeachtet wie alle Philosophie. Vielleicht kann man zusammenfassen: der Mensch soll den Beruf ausfüllen, der ihm noch so viel persönliche Freiheit läßt, wie er für sich benötigt. Und da scheint das Schicksal fast immer Zugeständnisse zu machen. Die meisten Menschen wissen nichts mit sich anzufangen, bliebe ihnen nicht der Beruf, in den sie ihre Langeweile retten, selbst wenn sie diese Arbeit schelten.'" — Er ließ das Blatt sinken. „Und so weiter. Nun frage ich dich, ein Mensch, der das erkannt hat, ein Mann, dem nach seiner Forderung der halbe Tag für die Bedürfnisse persönlicher Freiheit zur Verfügung steht, solch ein Mensch redet mir heute von Zwang, von Bürostunden eines Schreibers!"

„Wer?"

„Kuloff! Er ist drauf und dran, abzuspringen."

„Kuloff? Aber..." sie verschluckte gerade noch zurecht den Nachsatz, der ihre Verwunderung zum Ausdruck bringen sollte, daß sie diese Neuigkeit jetzt zuerst höre. Martini zuckte die Achseln. „Er hat mir seine Pläne nicht genannt. Vielleicht hat er gar keine, rebelliert nur aus Lust an der Opposition; vielleicht braucht er das, sich aufzupulvern. Wir haben ja alle einen kleinen Tick, den wir hegen und pflegen. Es mag aber auch sein, daß er wieder zum Theater will. Ich weiß es nicht."

Jutta antwortete nicht. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet. Als sie des Bruders Blick spürte, löste sie eine Hand aus dem Gebet und betrachtete die Nägel. Sie begriff hier nicht. Sie war verstört. Wie vermochte Kuloff so weitgehende Pläne, vielleicht schon Entschlüsse zu fassen, ohne sie zu informieren? Sie würde ihn um 5 Uhr sprechen. War denn noch etwas zu besprechen, wenn er seinen Weg allein ging? Eine Mutlosigkeit überfiel sie; sie wehrte sich dagegen, aber sie fand sich machtlos.

„Du solltest einmal mit ihm reden und ihm den Kopf zurechtsetzen; auf dich hält er große Stücke, dein Schützling."

„So?"

„Ja. Übrigens — besitzt Kuloff ein Bild von dir?"

„Wie sollte er!" Sie log. Sie wußte, daß Kuloff eine Straßenaufnahme jener fliegenden Filmoperateure von ihr besaß. „Wie kommst du darauf?"

„Ich kann mich irren. Kuloff wollte mir gestern eine Ausstellungskarte zurückgeben, da er keine Zeit fand, hinzugehen, dabei entfiel ihm aus der Brieftasche ein Bild, lag eine Sekunde auf der Tischplatte, ehe er es eilig verbergen konnte. Ich hatte einen Moment die Idee: Das ist ja Jutta! Aber ich fragte ihn nicht. Es wäre grotesk gewesen, da ich mich geirrt hatte. — Ich werde Kuloff für einen der nächsten Abende herbitten, was meinst du? Man muß einmal mit ihm reden."

„Ach, Benno, laß das doch. Man kann niemandem zureden."

Martini nickte; dann meinte er abrupt: „Es ist doch keine Verstimmung zwischen euch?"

„Nein, wieso denn?"

„Amtsrichter Plaschke hat dich und ihn neulich zusammen im Stadtpark gesehen."

„Ja, wir hatten uns getroffen."

„Das war anzunehmen", sagte Martini. „Fraglich bliebe wohl nur, ob zufällig oder verabredet, kleines Schaf!"

Jutta erschrak. Sie sah den Bruder an. Der lachte ein bißchen. Aber dies Lachen war undeutbar. Sie erhob sich. Warum spiele ich Versteck? Es ist unwürdig. Was bindet mich? Und sie schwieg. Der da war immerhin ein Mann. Sie biß die Zähne zusammen. Ihm konnte man den Bräutigam, nicht den Geliebten bringen. Amt, Ehre, Würde, Öffentlichkeit — man hatte hinter die Worte geschaut, leere Beziehungen und tote Begriffe aufgezeigt; aber was nützte das, wenn man den Sinn der Dinge belächelte und sie dennoch am Platze ließ!

Sie brauchte sich nicht länger um eine Antwort zu mühen. Das Telephon schrillte in der Halle. Martini ging hinaus. Hier verlangte man nur ihn. Er kam nicht wieder herein, öffnete nur die Tür zu einem Spalt und rief, schon in Hut und Mantel: „Muß zur Stadtverordnetenversammlung! Wiedersehen!", tat eine grüßende Handbewegung und ließ die Tür zufallen.

Jutta saß und grübelte. Sie hatte ein Lächeln um den schmalen Mund. Es war das Abschiedslächeln, das dem Bruder gegolten hatte; sie hatte es vergessen, so blieb es stehen.

I, 2.

Bis hier herauf drang das Stampfen der Rotationsmaschinen nicht. Bis hier herein kam nicht der Lärm der zuschlagenden Türen, der Rufe und Kommandoworte. Diese Tür war gepolstert wie ein weicher Sessel; sie rauschte ein wenig, wenn man sie öffnete, rieb sich an den Dichtungsstreifen des grünen Wollfrieses und sank lautlos hinter dem Eintretenden wieder zurück. Wer hier hereinkam, war angemeldet, denn er hatte ein Vorzimmer hinter sich. Er brauchte nur eine Verbeugung zu machen oder guten Tag zu sagen; das weitere übernahm dann Herr Redakteur Kuloff, der diese Schriftsteller, Künstler und Klageführenden mit einer Handbewegung auf den Stuhl schräg vor sich bat, die Visitenkarte drehte, nervös und gemacht über sein Haar fuhr, obgleich diese Wellen bestimmt nicht in die Stirn zu fallen beabsichtigten, und dann chevaleresk das Gespräch begann: „Womit kann ich Ihnen dienen?", obgleich er gewiß nicht die Absicht hatte, diesen Besuchern zu dienen. Sie dienten ihm. Alle diese Leute, die zu ihm, dem Redakteur des Feuilletons, kamen, brachten Wünsche vor. Diese Wünsche zweckdienlich zu ordnen, war seine Aufgabe.

Es war leicht, mit diesen Leuten auszukommen. Sie waren Künstler oder vermeinten es zu sein. Artur Kuloff kannte ihre Mentalität. Es war ihm manchmal, als sehe er sich selber da eintreten. Nicht gerade, wenn ein junger Schriftsteller hereinkam, dessen Roman er im Wandschrank liegen hatte — wie lange schon, wie lange noch? — diese hoffnungslosen Fälle von Idealismus bestaunte er wie Jahrmarktsmißgeburten; aber wenn ein Schauspieler sich melden ließ, oh, man erkannte sie fast mit Gewißheit schon am Format der Visitenkarten — Raoul Ronceval, das war doch der kleine Müller aus Liegnitz damals ... diese scheinbar durchgeistigten, in Wahrheit müden, verlebten Gesichter, ach, er vermeinte sich zu sehen in den ersten Jahren, eben in Liegnitz, dann in Mannheim. Lieber Gott, wie oft hatte nicht auch er dem Redakteur beim Anzeiger seinen Besuch gemacht, zart auf Qualitäten gewiesen, die dem platten Publikum verborgen bleiben mußten, die persönliche Note, die Individualität, die es schwer hat, sich durchzusetzen, weil sie Eckigkeit ist... Er lächelte diese Besucher an, bot ihnen den Stuhl, plauderte, lobte und ließ sie wieder gehen. Wenn die Tür hinter ihnen zufiel, hatte er sie vergessen. So war es ihm ergangen, so würde es stets geschehen. Es gab sich alles weiter in der Welt, Güte, Neid und Gleichgültigkeit.

Der kleine Müller aus Liegnitz war hinaus. Er gab beinahe der Rosa Rubin die Tür in die Hand. „Na", sagte sie erstaunt, „was wollen Sie denn hier?" Er warf ihr einen bösen Blick nach. „Dasselbe wie Sie, Fräulein Rubin!"

„Nein", meinte sie und drückte die Tür zu, grüßte Kuloff mit einem Kopfnicken. „Nein, das gewiß nicht."

Er kam ihr entgegen, gab ihr die Hand. „Große Ehre..."

„Danke. Kann man hier rauchen? Ich komme um. Hier riecht es nach Petroleum. Das ganze Haus stinkt. Können Sie hier arbeiten?"

„Man nennt es so."

Sie saß in seinem Sessel; er reichte ihr Feuer und lächelte. „Dann muß ich ja wohl auf den Besucherstuhl?"

„Ach, Verzeihung! Es gibt hier ein Zeremoniell?" Er drückte sie wieder in den Sitz zurück. „Kolleginnen dürfen es durchbrechen." Sie blies ihm den Rauch ins Gesicht. „Hm — ja. Also hier hausen Sie? Zufrieden? Ich las gestern Ihren Aufsatz im Tageblatt. Befriedigung? Ich kann es mir nicht vorstellen. Wer draußen gestanden hat, gewirkt hat mit persönlichen Mitteln — und jetzt aus dem Dunkel mit Pfeilen schießen..."

„Besser als beschossen werden. Hier bin ich der Herr."

„Oberknecht vielleicht."

(Fortsetzung folgt.)

Die idyllisch gelegene Ortschaft Lucan in der Grafschaft Dublin.

Das wundervolle Seengebiet von Killarney (Grafschaft Kerry, Südwest-Irland).

ROMANTISCHE LANDSCHAFT IN IRLAND

Aufnahmen von E. O. Hoppé.

Der Tag der Chinesin

Von Dorothea Hauer

Mit Aquarellen von der Verfasserin

„Kleiden Sie sich nach der alten oder der neuen Mode?" fragte die liebenswürdige Prinzessin Jun meine Freundin und mich, als wir plaudernd in den hohen, reichgeschnitzten Ebenholzsesseln ihres Empfangszimmers saßen. „Natürlich nach der allerneuesten!" entgegnete meine Freundin schnell und ein wenig gekränkt. Sie hatte sich im Augenblick nicht klargemacht, daß die Frage unserer Gastgeberin, vom chinesischen Standpunkt aus betrachtet, durchaus keine Beleidigung sein konnte. Im neuen China laufen zur Zeit in Tracht und Sitte so viele verschiedene Modeströmungen friedlich nebeneinander her, daß man keine einzige von ihnen als die wahre oder allein maßgebende bezeichnen könnte.

Prinzessin Jun, aus vornehmem alten Mandschugeschlecht, hält sich noch streng an Regeln, die schon vor 20 und 40 Jahren galten. Sie kleidet ihre halberwachsene Tochter in ein bis zur Erde wallendes Gewand und unterweist sie selber in allen Künsten der „Orchideenschwelle". So nennt der Chinese die Kemenate, denn er wünscht sich die Frauen so schön (d. h. zart angemalt) und so duftend (nämlich mit Haaröl gesalbt) wie eine Orchidee. Die junge Prinzessin versteht sich aufs Nähen, Sticken und Blumenmalen und übt fleißig das Zitherspiel. Mit geschmeidiger, zarter Hand gibt sie uns ein Lied zum besten. Es klingt, als wenn nach lauem Regen eine Zikade in der Frühjahrssonne zirpt. „Wie lautet die Überschrift des reizenden Liedchens?" erkundigen wir uns. „Heimkehr eines Betrunkenen im Mondschein", entgegnet die Kleine mit schelmischem Lächeln.

Zitherklänge.

Prinzeßchens Freundin besucht die Universität und hat viel, sehr viel zu lernen. Neben den so schwer verständlichen chinesischen Klassikern muß sie wesensfremde, westliche Kultur in das gescheite Köpfchen einhämmern. Prinzeßchens Freundin sieht man stets in Hosen und eng anschließender Jacke. Sie findet das fremdländisch-männlich. Eine Chinesin aus guter Familie zeigt sich sonst nur innerhalb ihres Hauses und nur im engsten Kreis in so zwangloser Tracht. Für die Straße oder den Empfang von Gästen wirft sie stets einen Faltenrock über, der die dreiviertellangen Beinkleider völlig deckt. Seidenjacke und Seidenhose, aus leichtem hellen Stoff gearbeitet, geben auch die Unterkleidung der Dame ab und dienen zugleich als Nachtanzug. Im nördlichen China, wo die Winter sehr kalt sind, legt man sich auf dem Kang, einem heizbaren Ofenbett, zur Ruhe. Sein niedriger Vorbau, mit Herdloch versehen, liefert

Mutti macht Morgentoilette.

Auf dem Kang, dem heizbaren Ofenbett.

Familienidyll im Reiche der Mitte: Hauptfrau und Nebenfrau eines begüterten Chinesen beim Mahl.

jederzeit heißes Wasser zum Aufguß des grünen Tees, von dem man einige Blätter in eine Obertasse tut, die mit der Untertasse bedeckt wird. Nach wenigen Sekunden kann man den Labetrunk genießen.

In China geschieht alles anders als irgendwo sonst. Schon die Technik der Körperpflege ist eine vollkommen andere, als wir sie gewohnt sind. In beinah kochendes Wasser wird ein Frottiertuch getaucht, ausgerungen und damit Gesicht und Körper tüchtig bearbeitet.

(Schluß im hinteren Teil dieses Heftes.)

Eine kleine Studentin studiert die Klassiker.

Vornehme Chinesin mit ihren Kindern und deren Wärterinnen in der Wandelhalle des Blumenhofes — für jedes Kind eine Dienerin!

Heil der edlen Falknerei!

Die Schule der Beizvögel auf der Kurischen Nehrung

VON GUSTAV BUCHHEIM

In dem Reich der Lüfte König ist der Weih! — Als Beizvogel abgerichteter Kaiseradler.

Lehrer und Schüler: Prof. Thienemann, der langjährige Leiter der Vogelwarte Rossitten (Ostpreußen), mit seiner Falkenschule.

Die Falkentrage, das Beförderungsmittel für die Beizvögel. Die Vögel werden zu ihrer Beruhigung vorher „verkappt", mit einer Haube versehen.

Kaiseradler beim Abflug von der Faust.

Jahrhunderte sind ins Land gegangen seit jenen Tagen, da trutzige Burgtore sich öffneten und kühne Ritter und stolze Edelfrauen, zahme Falken auf der Faust, mit Troß und Knapp auszogen zur Beizjagd.

Ursprünglich wohl in Indien geübt — schon um 400 v. Chr. war dort die Abrichtung der Falken bekannt — wurde die Falkenbeize durch den Sohn des Kaisers Avitus in Rom eingeführt und verbreitete sich von hier aus schnell weiter.

Ganz phantastisch mutet uns ein Bericht Marco Polos an, demzufolge ein Chan von Chiwa mit zehntausend Falkenieren und Vogelstellern auf die Jagd zog, die reichliche Beute an Wildschweinen, Wildeseln und Antilopen brachte. Die beweglichen, schneidigen Vögel in blauer Ferne, auf hochragenden Gebirgen aber und in den tiefen Wäldern und Schluchten das gehetzte, fliehende Wild, Menschen dazwischen in bunter Gewandung, klingendes Spiel und harter Befehl, rauschendes Leben und grausames Sterben. —

Karl der Große regelte bereits die Falkenjagd durch Gesetze und verbot sie allen Unfreien, was ihr zu dem Ruf einer „königlichen" Kunst verhalf. Kaiser Friedrich I. richtete selbst Falken ab, und Friedrich II. war der geschickteste Falkenier seiner Zeit. — Während des gesamten Mittelalters bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein stand die Beizjagd in hohem Ansehen, geriet aber dann allmählich in Vergessenheit und erscheint uns heute fast wie ein romantischer Jugendtraum. In Arabien und Nordafrika wird sie hingegen noch heutigestags geübt, und die Völker der Kirgisensteppe und angrenzender Gebiete benutzen die abgerichteten Falken sogar zur Wolfsjagd.

In unser Jahrhundert der Technik, des Hastens und Treibens wird jedoch manch Stückchen Romantik hinübergerettet, oder, besser gesagt: man gräbt nach versunkenen Schätzen und zieht sie wieder ans Tageslicht. Halbverlorene Volkslieder und -tänze leben auf, eigenschöne Volkstrachten werden der Vergangenheit entrissen, der Zauber einer „guten alten" Zeit verklärt die graue Nüchternheit unserer Tage.

Und so gedenkt man auch wieder der edlen Falknerei. Was die Volkskunst der Menge bringt, das gibt die Beizjagd den Jüngern Dianas.

Diese „königliche" Kunst, ehemals nur den Edlen des Landes vorbehalten, stellt Anforderungen, denen nicht jeder gewachsen ist. Das läßt sich schon einer Äußerung Kaiser Friedrichs II. in seinem berühmten Werke „De arte venandi cum avibus" entnehmen, die da lautet, daß für solch einen Mann Essen, Trinken, Schlafen ganz Nebensache sein muß, wenn es sich um das Wohl seiner Beizvögel handelt, auch Strapazen darf er nicht scheuen, und Jähzorn muß von ihm fernbleiben, wenn so ein Falke oder Habicht „schwer ärgert", und nie darf er sich zu hastigen Bewegungen hinreißen lassen.

Geduld muß man haben, viel Geduld und Selbstbeherrschung, auch bei hartnäckigstem Widerstand, unendliche Tierliebe, Hineindenken in die Tierseele. Es ist sehr interessant, den als „Vogelprofessor" bekannten Dr. Thienemann in seiner „Falkenschule" in Rossitten zu sehen, und man erlebt es fast wie ein Wunder, daß man all diesen gefürchteten Raubvögeln innerlich so nahe kommen kann: dem See-, Stein- und Kaiseradler, dem Wanderfalken, dem Hühnerhabicht, dem Sperberweibchen (das Männchen ist zu klein und schwächlich) und dem kleinen nordischen Merlinfalken, einem besonders mutigen Kämpen.

Welche prächtigen, kühnen Gesellen! Eiserne Willenskraft bis in Schnabel- und Zehenspitze! Kluges Auge, das sein Gegenüber sogleich durchschaut! Da muß der Falkner innerlich schon gut gerüstet und

Der hypnotisierende Blick: Wanderfalke ist aufgeregt!

gewappnet sein, um standzuhalten, um dressieren zu können. — Nachdem die jungen Vögel etwas trippeln lernten, wird ihnen das Futter nicht mehr gereicht, sondern man gewöhnt sie daran, zum „Herrn" zu kommen, sobald sie etwas wünschen. Sind sie herangewachsen und flugbar, so ist dieser Weg in der Luft zurückzulegen, müssen sie auf die vom Falknerhandschuh geschützte Faust „beireiten". Man lockt zu diesem Zweck durch das „Federspiel", zwei zusammengeheftete Taubenflügel mit roten „Spickbändern" und einem kleinen Wirbel nebst Schnur, das der Falkner immer bei sich führt. Durch Pfiff und Schwenken des Federspiels wird der Vogel immer und immer wieder auf die Faust gezwungen, bis er so weit ist, daß man ihn zur Beizjagd auf das Beutetier — sei es ein Vogel, sei es ein Kaninchen — werfen kann. Seine Aufgabe ist es dann, die Beute zu packen und sie dem Jäger zuzutragen, ohne sie vorher zu kröpfen. Und schwellt es nicht des stolzen Falkners Brust, wenn solch ein freier, kühner Vogel ihm gehorsam folgt auf Pfiff und Federspiel, „beigeritten" kommt nach Wunsch und Befehl! So fest im Banne seines Erziehers, daß selbst während des aufregenden Kampfes mit dem Beutetier hoch oben in den Lüften ein jeder Blick ihm gilt, stets seines Winks gewärtig. Und doch stets Würde wahrend in Haltung und Gebärde. König der Lüfte!

Er zürnt: Gereizter Seeadler.

Es kostet allerlei Mühe und Geduld, ehe der Beizvogel so weit gebracht ist: Falke auf der Faust. In der rechten Hand hält Prof. Thienemann das „Federspiel", mit dem er die Vögel zum „Beireiten" auf die Faust lockt.

Nicht allein die jungen, auch ältere Raubvögel erzieht man zur Beizjagd. Und man kennt ein seltsam anmutendes „Lockmittel", sich ihrer zu bemächtigen: den Uhu. Gehaßt von allen Vögeln, vom zierlichen Rotkehlchen bis zum mächtigen Bussard, sucht ein jeder diesem Erzfeind so nahe wie möglich zu kommen, um ihm ein Leid zuzufügen. Mag auch die Flugstraße hoch oben in schwindelnder Höhe genommen sein — der Anblick der verabscheuten Eule zwingt den Vogel in ihre Nähe und somit dem Fänger in die Hand.

Will man die Beizvögel transportieren, so muß man sie „unter die Haube" bringen, ihnen eine Art kleinen Helms überstülpen, der sie am Sehen verhindert. Dadurch werden sie nicht abgelenkt, halten Ruhe und stören sich nicht gegenseitig. Das Aufsetzen dieser Hauben geschieht meist im dunklen Raum, das Abnehmen kurz vor dem Werfen auf die Beute. Ganz folgsam sitzen nun diese „aufgehaubten" Falken auf der sogenannten „Falkentrage", die das geeignetste Beförderungsmittel darstellt. Jedoch wie nicht ein jedes Pferd Scheuklappen verträgt, so auch nicht ein jeder Beizvogel die Haube. Individuell sind sie verschieden, diese wilden Segler der Lüfte, und ihrer Eigenart ist bei der Erziehung zur Beize wohl Rechnung zu tragen.

Raubvögel, sonst scheu und flüchtig, den Menschen fliehend, werden sie dann zu treuen Jagdgenossen, wie Hund und Pferd.

Die Ausbildung zur Beizjagd: Kaiseradler, beireitend.

Mit Uhus fängt man Falken! — Gereizter Uhu. Dieser Vogel dient als Lockmittel für den Falkenfang.

Wendiger und geschickter als jedes Flugzeug: Kaiseradler im Flug.

Krähen und Briefe

Erzählung von Gerhard Lynch

Daß das Leben viel buntere „Zufälle“ ausheckt, als das Gehirn eines Phantasten zu konstruieren vermag, beweist diese Geschichte, die von Anfang bis Ende wahrhaftig und ein letzter verzweifelter Versuch ist, eine Spur aufzufinden von Helga Stromdahl.

*

Winter im Bayrischen Wald. Der Harsch knirschte unter dem Leder, und eine grimme Kälte lagerte tintenblau über den Bergwäldern. Der Fuchs schnürte immer dreister um die Höfe, der scheue Schwarzspecht fand sich am Futterkasten vor dem Fenster ein, und die Spatzen pickten mit den Hühnern den Maisschrot um die Wette. Die Krähen waren zur Landplage geworden. In ganzen Völkern belagerten sie das Dorf. Um sie zu vertreiben, mußte eine Anzahl abgeschossen werden, und so machte ich mich eines Morgens mit der Schrotspritze an die leidige Notwendigkeit. Ich knallte blindlings in den Schwarm, und dann schneite es schwarz.

Unter den Bälgen, die ich wegräumte, fiel mir eine Rabenkrähe auf mit einem Zeitungsfetzen im Schnabel, und als ich das Papier entfernt und geglättert hatte, las ich Bruchstücke eines Inserats.

Ein unergründliches Interesse erwachte plötzlich in mir. Ich reimte mir die fehlenden Worte zusammen und erhielt auf diese so merkwürdig umwegige Art Kenntnis, daß eine junge Dame unter Chiffre einen ruhigen Wintersitz auf dem Lande suchte.

Ich lachte mich selbst aus und schalt mich einen billigen Abenteurer: aber ich schrieb doch, pries das Gelände, die Waldluft und die Einsamkeit und wartete.

Es war erfolgreich. Mein Brief hatte die Adressatin erreicht. Sie antwortete, daß ihr Inserat schon vor Wochen durch die Zeitung gegangen sei, und daß sie inzwischen schon gewählt habe, aber vielleicht nächstes Jahr auf mein Schreiben zurückkomme. Sie schloß hochachtungsvoll mit Helga Stromdahl.

Hiermit beginnt die eigentliche Geschichte „Helga Stromdahl“. Der Name kam mir nicht mehr aus dem Sinn, und schließlich lief sich mein Hirn damit wund. Überdies troff ihre Handschrift geradezu von Eigenart. Sie schrieb die großen Buchstaben so unbekümmert von allem Brauch, wie es vielleicht die Majorin von Ekeby getan hat, und die letzten Grundstriche ihrer Wörter verebbten allmählich wie ferne Gebirge.

Ich fackelte nicht mehr, sondern setzte mich hin und schrieb wieder. Schrieb ihr sehr veranlassungslose und unwichtige Dinge. Aber sie waren ihr wichtig genug, um zu antworten; und so begann eine rege Korrespondenz.

Von Brief zu Brief erfuhr ich ein Stück mehr von ihr und ihrem Leben.

Sie war gebürtige Estin. Ihre Eltern waren, als sie drei Jahre zählte, durch einen Unglücksfall gleichzeitig ums Leben gekommen. Ein Onkel, Schiffsreeder in Reval, hatte sich ihrer angenommen und fortab für ihre Erziehung gesorgt. Sie hatte ein Mädchenlyzeum durchlaufen und war nun schon einige Jahre Studentin in Dorpat.

Wir hatten unsere helle Freude an diesem Briefwechsel. Zuweilen lag auch ein sinniges Kräuterchen zwischen den Seiten, und einmal überraschten wir uns gleichzeitig mit einem Lichtbild.

Ich war sehr betroffen davon. So viel Ebenmaß und Schönheit hatte ich nicht erwartet.

Es schlich sich lange Zeit ein unsicherer, verhaltener Ton in meine Epistel an sie ein. Sie bemerkte es mit Vorwurf, ohne den Grund zu ahnen.

Briefe, Briefe, Briefe.

Wieder wurde es Winter, aber sie konnte diesmal nicht nach Deutschland reisen. Wir stellten es einem guten Stern anheim, uns einmal zusammenzuführen.

Schließlich duzten wir uns, es verstand sich ganz von selbst.

Dann kam die Schneeschmelze, der Föhn donnerte in den Bergen, die gelben Nester der Dotterblumen standen verblüfft an den Wassergräben der Wiesen, und vom Haselbusch wehte es seidig im Winde. Der Frühling segelte mit Lämmerwolken durch das Land. Wir erlebten ihn gemeinsam in heftigen Briefen. Sie schrieb zusammenhanglos trunkene, irre Worte, und ich fühlte es körperlich, wenn Post von ihr eingetroffen war. Dann konnte ich den Austräger nimmer erwarten und lief selbst aufs Amt.

Wir gestanden uns, daß wir unter dem ungesunden Klima der Briefe litten, deren Intensität keiner Steigerung mehr fähig war.

Niemals wohl kann persönliches Erleben so gewaltige Strömungen zum Auslösen bringen wie Seele und Phantasie, wenn sie sich gegenseitig nähren und zuarbeiten.

Unsere Briefe schraubten sich ins Krankhafte. Es mußte etwas geschehen.

Der Frühling starb in den Mohnlachen der Ährenfelder, als eine Depesche für mich eintraf.

Da wußte ich, noch ehe ich das Papier öffnete, schon alles.

Helga hatte ihre Ankunft gedrahtet.

Zwei Tage schlichen sich unerträglich hin, und ich fuhr in die Stadt, sie abzuholen.

Im Warten auf ihren Zug erlebte ich, sonst ein gutgenervter Kerl, ein Lampenfieber sondergleichen. „Hol' mich der und der!“ fluchte ich; aber ich konnte es nicht unterdrücken. Bis endlich der Zug einlief.

Ich erkannte sie sofort beim Aussteigen. Sie wußte auch mich unter den Wartenden an der Sperre herausfinden und winkte herüber. Dann kam sie langsam mit den letzten heran.

Wortlos standen wir uns gegenüber. In ihren Augen flackerte etwas wie Sommerluft. Es war eine verwirrte Minute. Man kannte sich wohl unheimlich gut; aber nun plötzlich eine stumme Erlebniswelt mit einer lauten Form zu verbinden, das gelang nicht ohne weiteres.

Helga reichte mir förmlich die Hand. Beim Klang ihrer Stimme drängte sich mir ein Vergleich von lebendig gewordenen Perlen auf.

Ihre große Schönheit war mir leise unangenehm. Sie war zu auffallend für mich, den Bergmenschen.

Wir stellten ihren Koffer ein und ergingen uns ziellos unter sachlichen, naheliegenden Reden in den Straßen.

Einmal ertappten wir uns, wie wir von der Seite her uns heimlich betrachteten. Dabei lief ihr die Farbe ins Gesicht.

Wir landeten schließlich in einem Wirtsgarten, und nach einigen Stunden hatten wir uns fürs erste aneinander gewöhnt.

Abends brachte uns die Lokalbahn nach dem alten Schloß, in dem ich damals als Dauermieter hauste.

Helga erhielt ein Zimmer. Ehe sie sich zurückzog, führte ich sie rund um den Schloßberg durch alten Buchen- und Tannenwald, unterbrochen von Lärchen- und Birkengehege. Die Sterne flimmerten herbstlich näher, von den Wiesentümpeln her fiebten die Unken, und der Wind trug den Geruch von frischem Heu und Moorwasser heran. Die Nebel mit langen Büßerhemden krochen dem Berg zu Kreuze, und die Nacht wurde zur Gnade.

So endete dieser erste Tag. In der Zeit, die nun folgte, vermieden wir geflissentlich die Vertraulichkeiten der Briefe. Es war Kluft zwischen uns getreten. Wir unternahmen Wanderungen und betonten dabei eine kameradschaftliche Art, aber es entstanden Hemmungen statt Ursprünglichkeiten.

Wochen gingen dahin. Das Getreide wurde in die Scheunen gepanzt, und eines Sonntags zog der Septembermond wie eine rote Lampe hinter den Bergen herauf. Unten im Dorfe glühten die ersten Bauernfunzeln auf, und zerrissene Weisen einer Ziehharmonika zogen mit dem Winde, der hier und dort schon ein dürres Blatt von den Bäumen pflückte. Helga steckte sie lachend ins Haar. Wir saßen auf hohen Felsen und fühlten, wie sich der Abend mählich in unsere Pulse schlug.

Wir beschlossen, diese Nacht im Freien zu verbringen. Helga war entzückt über den Plan, eine Hütte aus Steinen zu bauen. Sie schleppte sich mit schweren Blöcken ab, und ich schichtete die Mauern hoch, Astwerk und Moos deckten das Ganze, und dann saßen wir auf Heidekraut und Birkenreis.

Immer samtener wurde die Nacht. Sternschnuppen sausten wie krumme Schwerter über den Himmel, die Stunden schmolzen zu einem einzigen Ruhen, und die Tannenbärte rauschten verschwiegen.

Da fanden wir zu unseren Briefen zurück, und Gott gab uns Teilhaftigkeit.

Helga schenkte mir in jener Nacht einen Kompaß. Solange die Nadel im Norden stehe, solange sollte es eins sein zwischen uns.

Wir erwarteten den Tag in jenen stummen Gesprächen, die mit dem Suchen einer Hand beginnen und mit Träumen in den Wind enden.

Die Waldkäuze schrien noch, als der Morgen bläulich durch die Zweige rieselte.

So begann Helgas letzter Tag. Wir waren uns einig. Es sollte gemeinsames Leben werden voll seligen Odems.

Dann kamen bleierne Minuten am Bahnhof. Ich hatte innerlich schon Abschied von ihr genommen und wünschte heftig, daß der Zug endlich einlaufen möge.

Und dann kreischten Bremsen, eine Hand strich um meine Schläfe, ein Tüchelchen wehte, und die Einsamkeit sang wieder im Mastendraht. —

Der Herbst stürmte durchs Land, und mollige Kastanien fielen aus.

GALOPPIERENDE PFERDE / RADIERUNG VON FR. RITSCHEL

(Linden-Verlag, München.)

Ich wartete vergeblich auf Nachricht von ihr.

Fest steht, daß sie in Estland nicht wieder angekommen ist.

Ihr Onkel setzte Detektivinstitute in Bewegung, die Polizei mühte sich ab, ich suchte alle Eisenbahnknotenpunkte auf, um Erkundigungen einzuziehen. — Es ist umsonst gewesen. Sie blieb verschollen.

Ich nahm zuweilen ihren Kompaß zur Hand und dachte an das Wort, das sie daran geknüpft hatte. Es war wohl in den Wind gesagt. Und um mich von dem Orakel zu befreien, schleuderte ich ihren Kompaß in eine Bergschlucht.

Aber als ich abends in eine Schutzhütte trat, wurde er, völlig unversehrt, mir wieder ausgehändigt. Er war auf Rasen gefallen und gefunden worden. — Daß ihr Weidenstock, den sie auf unseren Wanderungen benutzt hatte, und der in der Steinhütte liegengeblieben war, sich selbst einwurzelte und nun ein ganzer Busch ist, könnte „zufällig" und unwesentlich sein. Aber daß bei einem Zimmerbrand, der das gesamte Mobiliar einäscherte, nur ihre Briefe erhalten blieben, gibt mir zu denken; und ihr dürft mich nun immerhin auslachen, die ihr diese Geschichte gelesen habt.

ALPENWELT UND TECHNIK

VOM BAU DES RIESENKRAFTWERKS AUF DER GRIMSEL (SCHWEIZ)

Die außerordentlich ansteigende Nachfrage nach elektrischer Energie zwingt die schweizerische Elektrizitätserzeugung in Bahnen, die ebenso großzügig wie kostspielig zu nennen sind, die aber durch den Gebirgscharakter des Landes bedingt sind. Die schweizerischen Flußläufe mit der stark wechselnden Wasserführung vermögen einen konstanten Kraftbedarf nicht sicherzustellen, denn besonders zur Winterszeit mit den erhöhten Anforderungen für Beleuchtungsstrom weisen die meisten Flußkraftwerke infolge der geringeren Wasserführung auch eine verminderte Leistungsfähigkeit auf. Deshalb mußten Reserveanlagen, die sog. Hochdruck-Akkumulierwerke, in den Bergen geschaffen werden, deren während des Sommers aufgespeicherte Wassermengen die versiegende Kraft der Flüsse ersetzen müssen. So ist z. B. das Kraftwerk am Ritomsee ein solches Akkumulierwerk, das im Winter für das wasserarme Kraftwerk Amsteg einspringen muß, um die elektrische Stromlieferung für die Bundesbahnen sicherzustellen, und auch das große Wäggitalwerk ist in erster Linie als Winterreserve gebaut worden. Der aber voraussichtlich auch weiterhin rapid zunehmende Kraftbedarf zwingt zu außerordentlichen Vorsorgemaßnahmen, die schon ins Gigantische anwachsen, wie das gegenwärtig im Bau befindliche Grimselwerk zeigt. Das ganze Haslital von Innertkirchen bis zum Grimselhospiz, also eine Tallänge von 20 km, wird zu einer zusammenhangenden gewaltigen Krafterzeugungsquelle ausgebaut, weil hier die von der Natur gebotenen Vorbedingungen besonders günstig sind. Von Innertkirchen bis zu den Grimselseen steigt das Tal in mehreren Stufen um 1250 m an, so daß sich die Möglichkeit ergibt, die zuoberst angesammelte Wassermenge mehreremal als Kraftquelle auszunützen, bevor sie durch die Aareschlucht endgültig das Tal verläßt. Das Grimselwerk sieht drei solcher Stufenwerke vor, die nach und nach, je nach der Stromnachfrage, ausgebaut werden sollen. Die oberste Anlage mit einer Leistungsfähigkeit von 120000 PS wird unterhalb der Handeck erstellt und ist bereits so weit gediehen, daß mit der Stromlieferung begonnen werden könnte. Das zweite Stufenwerk ist im „Boden" unterhalb Guttannen vorgesehen, wird aber erst nach der Vollendung des Hauptwerks bei Innertkirchen in Angriff genommen werden, da das Hauptwerk auf eine Leistung von 160000 PS gebracht werden soll. Auch ohne das Bodenwerk wird das Grimselwerk die Leistungsfähigkeit der drei großen Bundesbahnkraftwerke Amsteg, Ritom und Barberine überschreiten, und es dürfte auf absehbare Zeit von keiner anderen Anlage auf dem Kontinent übertroffen werden. Das Gigantische des gewaltigen Unternehmens offenbart sich dem Besucher erst in der obersten Talstufe, bei der Handeck und besonders in der Umgebung des alten Grimselhospizes. Mit der eindrucksvollen Ruhe dieser heroischen Felsenlandschaft ist es allerdings für alle Zeiten vorbei.

Die durch das Grimsel-Kraftwerk dem Untergang geweihte alpine Landschaft: Blick auf das alte Grimselhospiz und die beiden Grimselseen.

Die eigentliche Kraftquelle bildet der künftige Grimselstausee, in dem eine Wasserreserve von 100 Mill. cbm aufgespeichert werden wird. Um diesen See zu bilden, muß das Aaretal in der Gegend des Hospizes durch zwei gewaltige Sperrmauern abgeschlossen werden. Die eine Mauer sperrt den Engpaß in der sogenannten Spitalklamm, durch die bisher die Aare abfloß und die Grimselstraße zum alten Hospiz und den beiden Seen hinaufführte. Da hier der Talboden tief unter dem Niveau der beiden Seen beim Hospiz liegt, erfordert diese Mauer, die den Hauptdruck der aufgestauten Wassermengen auszuhalten hat, ungewöhnliche Dimensionen. Sie ist an der Sohle, die 12 m tief im Grundfelsen verankert ist, 68 m dick und verjüngt sich nach oben bis auf 8 m. die Höhe von der tiefsten Stelle unter dem alten Flußbett der Aare bis zur Krone beträgt 114,50 m. Die Länge der Mauer oben an der Krone beträgt von Fels zu Fels 248 m. Die zweite Staumauer, die von der Ostseite des Nollen zur Gelmerwand hinüberführt, hat die Aufgabe, hier ein Überfließen des künftigen Stausees zu verhindern. Gerade an dieser Stelle bietet sich eine gute Gelegenheit, sich ein Bild von der Höhe des künftigen Sees zu machen, die Wassergrenze wird 37 m über dem Spiegel der jetzigen Seen zu stehen kommen und knapp an den Rand der hier neuangelegten Grimselstraße heranreichen. Diese

Die großen Werkanlagen zum Bau des Kraftwerks beim alten Hospiz.
Rechts oben auf dem Nollen die künftigen Werkgebäude und das neue Hospiz. Der Geröllhügel besteht aus zermahlenem Granitgestein, das zu Beton verarbeitet wird.

Seeufereggsperre ist 39 m hoch und 290 m lang, hat aber bei weitem nicht den Druck auszuhalten wie die Mauer in der Spitalklamm. Die Krone dieser Mauer dient zugleich als Zufahrtsstraße zum neuen Hospiz, das auf der Höhe des Nollen erbaut wurde. Von diesem Grimselstausee führt in der rechtsseitigen Felswand ein 5250 m langer Stollen zum Gelmersee, um diesen ohne Unterbrechung und regelmäßig mit der nötigen Wassermenge zu versorgen, denn erst vom Gelmersee aus wird das Wasser durch eine 550 m lange Druckleitung auf die Turbinen des obersten Kraftwerks an der Handeck geleitet. Der als Regulierbecken dienende Gelmersee ist gleichfalls durch eine große Sperrmauer von 34 m Höhe und 364 m Länge um 23 Meter höher gestaut worden und enthält heute 13 Mill. cbm Wasser. Von der Handeck bis Innertkirchen ergibt sich abermals ein nutzbares Gefälle von 650 Metern, das an Leistungsfähigkeit die oberste Stufe noch übertrifft.

Da die beiden Staumauern auf der Grimsel heute eine ausreichende Höhe erlangt haben und die Arbeiten nun rasch fortschreiten, so kann mit dem Aufstauen des Sees noch diesen Herbst begonnen werden. Ehe der Wasserspiegel im Spitalboden bis an die Installationsanlagen in der Umgebung des alten Hospizes heranreicht, vergeht mindestens ein Jahr, und bis dahin hofft man, die Sperren vollendet zu haben und mit dem Abbruch der Bauten einschließlich des alten Hospizes beginnen zu können. Es wird ein denkwürdiger Vorgang sein, wenn die Fluten immer höher steigen und Stück um Stück des vertrauten Landschaftsbildes darin verschwindet, bis nur noch der trotzige Nollen als Felseneiland daraus aufragt. Die Technik aber wird die Vollendung dieses Werkes unter ihre Großtaten einreihen. A. Krenn.

Die im Bau begriffene Sperrmauer in der Spitalklamm, vom Spitalboden (Oberaaretal) aus gesehen. Rechts oben der Nollen mit den Betonzubereitungsanlagen für die beiden Sperrmauern.

Der Bau der Sperrmauer in der Spitalklamm. Darüber die Material-Seilschwebebahn.

Blick von der neuen Abzweigung der Grimselstraße an der Seeuferegg gegen die im Bau begriffene Sperrmauer in der Spitalklamm und gegen des Oberaaretal.
Rechts im Vordergrund ganz außen der alte Grimselsaumweg, in der Mitte die frühere Straße zum alten Hospiz, links oben der Nollen mit den Neubauten, der als Felseninsel aus dem Stausee herausragen wird.

Die 290 m lange Staumauer von der Seeuferegg zum Nollen. Im Hintergrund der Blick ins Oberaaretal mit dem Finsteraarhorn.

Von der Leidenschaft bis zum Fanatismus.

EINE BETRACHTUNG ZUR PSYCHOLOGIE DES SAMMLERS. VON LOTHAR BRIEGER

Auch ein Genießer: Mit schmunzelndem Wohlgefallen prüft der Tassensammler die feine Linienführung seiner Lieblingsstücke.

Die Wege zum Kunstsammeln sind vielfältig und oft sonderbar genug. Aber keiner kann sie ernsthaft beschreiten, ohne daß in seiner Seele wesentliche Veränderungen vor sich gehen. Das klingt gefährlich, ist aber buchstäblich wahr. Wer zehn Jahre lang gesammelt hat, ist ein vollkommen anderer Mensch geworden. Die eine oder andere charakteristische Seite seiner Natur, vorher vielleicht ihm selbst gar nicht bewußt, tritt stärker hervor. Manches, was ihm früher entscheidend erschien, ist verblaßt oder für ihn in die zweite Reihe des Lebens getreten. Nicht nur er merkt es, sondern seine Bekannten und seine Umgebung merken es auch. Wenn immer und immer wieder gesagt wird, daß Sammler irgendwie eine Sonderbarkeit haben, so ist das richtig. Ja, man möchte sogar behaupten, daß ohne sie niemand Sammler werden kann. Ich möchte diese kleine Anormalität kurzweg Phantasie nennen. Ein Mensch ohne Phantasie kann genau so wenig Sammler werden, wie er Künstler werden könnte. Ein Sammler ist letztlich nichts anderes als ein unproduktiver Künstler. Er ist als Genießer der zum schaffenden Künstler notwendige Gegenspieler. Das Spiel, das sie miteinander spielen, nennen wir Kultur. Wenn die Kulturgeschichte dem Sammler, also dem unproduktiven Künstler, beinahe keinen Platz neben dem produktiven Künstler gönnt, so begeht sie damit eine weltgeschichtliche Ungerechtigkeit.

Schon die Gründe, aus denen ein bisher völlig unbescholtener Mensch zum Kunstsammler wird, sind sehr merkwürdig. Von 100 Menschen, die man befragt, warum sie eigentlich Sammler wurden, geben 99 dieselbe Antwort. Es fehlte ihnen an irgendeiner Wand eines Zimmers ein Bild. Sie hatten gerade entsprechendes Geld und kauften ein gutes Bild. Das gute Bild hing unter schlechten Bildern und fühlte sich von ihnen beleidigt. Und der Sammler empfand diese Beleidigung mit. Das ist eben der merkwürdige Grund, warum er zum Sammler wurde. Hunderte anderer Menschen hätten die guten und schlechten Bilder ruhig zusammen hangen lassen, ohne daß es sie gestört hätte. Gerade ihm aber fiel es auf. Die Bilder, die ihn bisher nicht gestört hatten, wurden ihm von Tag zu Tag unerträglicher. Er hängte sich lauter gute Bilder hin. Fing sogar an, bereits Opfer dafür zu bringen, woran er früher nicht gedacht hatte. Und als das geschehen war, schämten sich mit einemmal die Möbel vor den Bildern. Schritt für Schritt ging das so weiter. In einem bis dahin vielleicht völlig kunstfremden Menschen war ein Dämon geweckt worden, der bereits auf dem Grunde seines Wesens geschlummert hatte, ohne daß er selbst das geringste davon ahnte.

Typisch hierfür ist, was einmal Dr. Oertel erzählte, einer der berühmtesten deutschen Sammler von Plastik, dessen herrliche Madonna von Riemenschneider z. B. von seiner Auktion später in das Berliner Museum gelangte. Er hatte sich nie sonderlich mit Kunst beschäftigt. Als er eines Tages nach Berlin fuhr, bat ihn ein Freund, auf einer Auktion bei Lepke eine Plastik für ihn zu kaufen. Oertel tat das, indem er einfach auf der Versteigerung so lange bot, bis keiner mehr mitbot. Der Freund fand seinen Kauf zu teuer. Aus Gefälligkeit behielt Oertel die Plastik und stellte sie neben seinem Schreibtisch auf. Je mehr er nun von Tag zu Tag die Plastik ansah, desto mehr schien sie sich zu beklagen. Sie fühlte sich so furchtbar verlassen, so einsam in seiner provinziellen Wohnung. Aus reinem Mitgefühl fuhr Oertel wieder auf die Auktion nach Berlin, um ihr Gesellschaft zu schaffen. Aus zwei Werken wurden zwanzig, aus der provinziellen Wohnung wurde eine Häufung von Kunstwerken. Aus Dr. Oertel wurde ein Fanatiker, der in die Geschichte des Kunstsammelns eingegangen ist!

Natürlich wäre das alles nicht möglich gewesen, ohne die nötige Begabung hierzu. Sicher, es gibt untalentierte Sammler, wie es untalentierte Künstler gibt, oder es gibt doch wenigstens Gradabstufungen des Talentes auf beiden Gebieten. Aber die Neigung, der Wille, der Drang sind irgendwie vorhanden. Sie unterscheiden den Sammler von vornherein von allen anderen Menschen. Man sammelt eben, indem man eine besondere Vorliebe für die Kunst im allgemeinen oder für einen Zweig der Kunst hat. Der Sammler ist ein verliebter Mensch, ein in Kunstgegenstände verliebter Mensch. Er hat die Schwäche, die Stärke, die Einseitigkeit und die Einsicht aller verliebten Menschen. In der bestimmten Richtung seines Wesens sieht er weiter als seine ganze Umgebung. Es kann sehr gut sein, daß er darum auf anderen Gebieten kurzsichtiger ist als sie. Alles das macht ihn irgendwie eigentümlich, unterscheidet ihn! Sehr viele der Sammler und gerade der bedeutendsten, derjenigen, die ein neues Gebiet des Sammelns entdeckten und auf ihm Pionierdienste leisteten, waren Sonderlinge. Ein großer Prozentsatz aller Briefmarkensammler besteht aus Sonderlingen. Die Kakteensammler, die Blumenzüchter eigener Art sind fast durchweg Sonderlinge. Aus diesem letzten Grunde ist ein so nüchternes Land wie Holland an Originalen so merkwürdig reich. Der Kunstsammler hat vor allem ein Recht darauf, ein Sonderling zu sein. Er ist der Aristokrat unter den Sonderlingen.

Aus seiner sonderlichen Natur folgt es auch, daß er ein Fanatiker ist. Er hat natürlich im wirklichen Leben seinen Beruf und kann ihn ganz ausgezeichnet ausfüllen. Aber daneben ist er doch immer ein Traumjörgen, hat eine Ecke in seinem Leben, an der seine Leidenschaft hängt, ja, hat sogar die Scham jeder echten Leidenschaft. Denn wie alle verliebten Menschen, ist der Sammler ungeheuer eifersüchtig auf seinen Besitz. Weitaus die meisten Sammler sind nur schwer dazu zu bewegen, den Laien oder denen, die sie für Laien halten, ihre Kunstschätze zu zeigen. Je mehr er seine Liebe verbirgt, desto mehr verbohrt er sich in sie. Oft genug kommt es vor, daß der kluge, seines Gebarens sonst so sichere Geschäftsmann, an dessen Zimmerwänden man einige Porzellanvitrinen bemerkt, plötzlich sein ganzes Wesen verändert, wenn man anfängt, ihm von Porzellantassen zu reden. Seine Augen beginnen zu glühen. Man kann am besten an den Augen bemerken, ob jemand wirklich Sammler oder nur Kunstkäufer ist. Und noch eines ist da merkwürdig: der echte Sammler spricht fast nie oder nur ungern von Kunstpreisen oder dem materiellen Wert seines Besitzes. Nicht aus Angst vor der Steuer, sondern einfach weil es ihm gegen die Natur und die Würde des Kunstwerks geht. Ein Mann wie John Pierpont Morgan, der große amerikanische Milliardär und der größte und entschlossenste Kunstkäufer der neueren Zeit, war ein solcher schamhafter Fanatiker. Er wollte nie etwas von Kunstpreisen hören, und er wollte nie etwas über Kunstpreise sagen. Wenn ihm etwas gefiel, dann kaufte er es. Und er hätte sich ausgezeichnet mit jener altmodisch gekleideten Frau mit zitternden Händen vertragen, die jahrzehntelang ein bekannter Stammgast auf allen Berliner Auktionen war und sämtliche alten Spitzenreste zusammenkaufte, die da überhaupt auf den Markt gelangten. Gott weiß, was aus ihrer Sammlung, sicher eine der interessantesten Textilsammlungen Deutschlands, die aber nie ein Mensch gesehen hat, geworden ist!

Der „Kunstreisende" bringt neue Stücke für die Kunstblatt-Sammlung!

Vom Fanatismus des Sammlers wissen unendlich viele Seiten der Kulturgeschichte zu erzählen. Das berühmteste Beispiel ist heute noch immer der alte römische Konsul Verres. Er verwüstete ganz Sizilien, bloß um die alten griechischen Marmorbilder zu sich nach Rom schleppen zu können. Als ihn der Kaiser gewordene Augustus, bei dem er verklagt worden war, und dessen Gegner er lange gewesen, vor die Wahl stellte, entweder verurteilt zu werden oder dem gleichfalls sammelnden Augustus bestimmte Statuen auszuliefern, starb Verres lieber, als daß er sich von seiner geliebten Kunst trennte. Sein schlichtes Gegenbeispiel ist jener kleine französische Bankbeamte Chocquet, der ein kleines Einkommen und eine der Kunst abholde Frau besaß, aber leidenschaftlich den großen Maler Cézanne liebte und alles von ihm aufkaufte, was er mit den äußersten Opfern nur erreichen konnte. Er half sich damit, daß er seiner Frau ganz falsche Kaufpreise sagte. Mußte es selbstverständlich auch erleben, daß diese eines Tages in seiner Abwesenheit einem zufällig vorsprechenden Händler seinen schönsten Cézanne für das Fünffache des von ihm eingestandenen Kauf-

Die Tragödie eines Kunstsammlers: Interieur aus dem Hause Geheimrat Dr. Eduard Simon.
Der bekannte Berliner Kunstsammler machte am 3. August seinem Dasein ein Ende, weil er den wegen finanzieller Schwierigkeiten drohenden Zerfall seiner Sammlungen nicht erleben wollte. Am 10. und 11. Oktober kommen diese nun zur Versteigerung.

Alte Bücher, alte Möbel, alte Kunst: Bibliothek im Hause Willy Dreyfuß, Berlin, Tiergartenstraße.
(Phot. Zander & Labisch.)

WIE DER KUNSTSAMMLER SEINE RÄUME AUSSTATTET

Das Sammlungsstück als Gebrauchsstück in der Wohnung eines Kunstsammlers: Alte geschnitzte Holztreppe von der Diele zum Zimmer der Dame.
(Architekt Edgar Hoenig.)

preises gab und bei seiner Rückkehr ihn mit Jubel über das gute Geschäft empfing. Die Frau war stärker als der römische Kaiser Augustus.

Man scheidet die Sammler in Universalsammler und Spezialsammler. Die Universalsammler sammeln überhaupt alles, was Kunstgegenstand ist. Alte Bilder ebenso wie Möbel und jede Art des Kunsthandwerks. Die Sammler der früheren Zeiten, die ganz großen Sammler der Kunstgeschichte, die Spitzer, Piot, Lanna, sind fast sämtlich Universalsammler gewesen. Sie verfügten über ein ungeheures Wissen und einen künstlerisch sehr durchgebildeten Geschmack. Aber ihnen stand auch noch ein Kunstmarkt zur Verfügung, der mit Werken überflutet war, so daß sie nur zu wählen brauchten. Wir dürfen nicht vergessen, daß alle Museen der Welt aus solchen privaten Universalsammlungen entstanden sind. In alten Zeiten war das ein Vorrecht der Fürsten. Karl von England und Maximilian von Bayern waren fanatische Sammler mit Agenten in allen Ländern der Welt. Ein Sonderling wie der deutsche Kaiser Rudolf trieb die Sammelleidenschaft bis zum Wahnsinn. Durch Kunstwerke und nur durch Kunstwerke konnte man bei ihm alles erreichen. Er scheute auch keine List und keine Geldmittel, um sie zu erlangen. Auf der einen Seite versuchte er, sich Kunstwerke auf Zeit auszuleihen, um sie dann wie alle Sammler der Welt weder mit Güte noch mit Gewalt wieder herauszugeben; aber das sprach sich bald herum, und man hütete sich vor ihm wie früher vor Papst Julius II., der die gleiche Technik meisterhaft beherrscht hatte. Andererseits aber gab Rudolf alles Staatsgeld, das einkam, für Kunstwerke aus. Schließlich mit seinen Astrologen, seinen Künstlern und seinen Kunstwerken, leider aber auch mit seinen Schulden im Prager Hradschin eingeschlossen, hatte er keine Mittel gegen die Empörer mehr und mußte abdanken. Seine Kunstsammlungen bilden heute den Kern des ungeheuren Wiener Museumsbesitzes; dem scheinbaren Wahnsinn dieses Kaisers verdankt Österreich seine ganze Kultur und seine heutige Anziehungskraft. Ist man es gewohnt, historische Dinge modern anzusehen, so könnte man da neben dem Kaiser Rudolf einen neueren Berliner Sammler wie den alten Gumprecht nennen, der einsam in seiner dunklen Wohnung im Tiergartenviertel hauste wie Kaiser Rudolf im Hradschin. Letzten Endes hat kein Mensch so billig gekauft wie Gumprecht, denn er verstand ungemein viel. Aber die Verwandten wollten das nicht gelten lassen. Sie waren etwas erregt darüber, daß sich der alte Herr immer wieder mit neuen Bildern, Holzfiguren und Porzellanpuppen umgab. Aber als nach seinem Tode die Sammlung zur Versteigerung kam und Millionen brachte, saßen sie im Parterre und wunderten sich . . .

Im zauberhaften Dunkel des Antiquitätenladens.

Aber wie gesagt, diese alte große Zeit der Universalsammler ist heute fast endgültig vorüber. Der Kunstmarkt ist zu knapp geworden, alles ist wissenschaftlich zu gründlich durchforscht, die Kunstpreise sind zu sehr gestiegen, die Konkurrenz aber hat sich zweifellos in der ganzen Welt vervielfältigt. Einige amerikanische Milliardäre können sich das Universalsammeln noch leisten, selbst sie jedoch kommen immer mehr davon ab. Die großen Universalsammlungen privater Art, die wir noch in der Welt besitzen, sind in der Mehrheit wahrscheinlich doch durch Generationen vererbter Besitz und befinden sich in den Händen der alten Aristokratie oder ganz alter Kaufmannsfamilien.

Der Typ, der heute das private Kunstsammeln beherrscht, ist der Typ des Spezialsammlers. Wie sich alles in der Welt spezialisiert hat, so auch der Sammler. Kein Gelehrter kann heute mehr sein Wissensgebiet vollkommen beherrschen, er sucht sich darin einen besonderen Zweig aus, um auf ihm Autorität zu werden. Der Arzt spezialisiert sich, der Anwalt, der Chemiker, der Ingenieur, alle ebenso wie der reine Gelehrte. Die Kenntnisse sind viel zu sehr angewachsen, als daß ein Kopf sie alle in gleicher Weise beherrschen könnte. Und die Sammler sind hierin gefolgt. Sie sind aus Universalsammlern zu Spezialsammlern geworden, das will sagen: ihre Sammlungen sind nicht mehr auf die Kunst im allgemeinen, sondern auf eine Kunstabart eingestellt. Nicht, daß sie nun ganz ausschließlich nur Bilder oder nur Porzellan besitzen. Das Kunstwerk ist sehr streng in seinen Geschmacksanforderungen, es verlangt nach seinem Milieu, um richtig genossen zu werden. Wer etwa alte italienische Bilder oder Porzellan des 18. Jahrhunderts sammelt, wird seine ganze Wohnung mehr oder minder nach seiner Sammlung stimmen müssen, will er nicht stillos leben. Aber er wird die Wohnung mit all diesen Dingen nur gewissermaßen für seine Spezialsammlung einrichten, wirklich Sammler sein kann er nur noch auf einem oder wenigen Gebieten. Aus wissenschaftlichen Gründen und aus materiellen Gründen.

Zweifellos ist der Spezialsammler noch ein kurioserer Kauz als der Universalsammler. Je spezialisierter ein Mensch ist, desto eigentümlicher wird er auch. Roman und Humoreske machen ja von dieser Sonderlichkeit des Spezialisten ausreichenden und vielleicht übertriebenen Gebrauch. Für den Sammler alter Metallarbeiten haben Gemälde nur insofern ein Interesse, als alte Metallarbeiten auf ihnen wiedergegeben sind. Und schon der selige Julius Lipperheide, dessen Hinterlassenschaft heute ein berühmter Bestandteil unseres Berliner Kunstbesitzes ist, sammelte alle Kunstwerke nur daraufhin, ob Kostüme auf ihnen abgebildet waren, oder ob sie in der Geschichte des Kostüms irgendeine Rolle spielten.

Die Neigung, sich zu spezialisieren, mag oft genug sonderbare Blüten treiben. In einem kleinen Geschäft lernte ich einmal jemanden kennen, der nur Untertassen sammelte, und für den kein Kunstgegenstand außer Untertassen Interesse hatte. Jede freie Stunde benutzte er dazu, die Kunstläden nach Untertassen abzuklappern, d. h. nach alten Untertassen. Die Händler hoben ihm schon immer die an sich ja ziemlich billigen einzelnen Untertassen auf. So sonderbar das klingen mag, aber es ist außer Frage, daß aus seiner Sammlung mancherlei Kenntnisse bereichert werden und mancherlei neue Kenntnisse hervorgehen könnten. Das groß angelegte Gegenstück zu ihm ist jene Berliner Sammlerin, die vielleicht die größte Sammlung deutschen Porzellans besitzt, und die außer sich gerät, wenn ihr einmal eine große Gruppe entgeht. Sie hat unter Umständen ein Stück drei- bis viermal, damit es kein anderer kauft. Ich kannte einen Büchersammler, der ein kostbares Buch besaß, das es nur dieses eine Mal vollständig gab. Als er sich von ihm trennen mußte, riß er eine Seite heraus, damit kein anderer das vollständige Exemplar hätte. Als sich Gumprecht, um deutsche Plastik zu sammeln, von seiner großen Porzellansammlung trennte, gab er alle großen Gruppen leidenschaftslos fort, aber er behielt sich sämtliche Porzellanzwerge, jene kleinen Ungeheuer, die nach den alten Hofzwergen geformt wurden. Er liebte sie wie seine Kinder, er streichelte sie bei jeder Gelegenheit, er wußte zu jedem Hofzwerg die passende Lebensgeschichte und alle seine Spitznamen. Die Händler in ganz Deutschland, die solche kleine Ungeheuer an niemanden verkaufen konnten, reservierten sie für Gumprecht und lachten sich ins Fäustchen, wenn er ihnen das Stück mit 10 Mark bezahlte. Aber sie hörten auf, sich in das Fäustchen zu lachen, als bei der Auktion Gumprecht diese kleinen Porzellanzwerge Tausende pro Stück brachten, weil eben Gumprecht alle Porzellanzwerge sozusagen in seinen Vaterarmen vereinigt hatte.

Das ist die Gegenseite zu dem viel besprochenen Trick des Sammlers, zu seinen absonderlichen Neigungen, zu seinem Besitzfanatismus, zu seiner einseitigen Leidenschaft. Er schafft damit Werte. Dinge, denen vielleicht kein Mensch nachgefragt hat, gewinnen in den Augen aller Welt dadurch, daß sich ein Mensch mit der Herzensleidenschaft seines Lebens für sie interessiert hat. Greifen wir uns doch einmal an unser eigenes Gefühl! Eine Frau braucht einem Manne niemals aufgefallen zu sein, im Augenblick, da sich andere für sie interessieren, entdeckt er ihre Qualitäten. Und umgekehrt. Ja, es kann sogar sein, daß diese Qualitäten wirklich vorhanden sind, daß sie bisher nur nicht zur Geltung kamen. Genau das aber ist der Fall des Kunstgewerbes. Es ist das Dornröschen, das vom Sammler wachgeküßt wird; vielleicht liegt gerade hier die Kulturaufgabe, der eigentliche Zweck des Sammlers. Nachher ist es keine Kunst mehr, die Prinzessin in Dornröschen zu erkennen. Auch die Wissenschaft hinkt oft hinter dem Sammler einher. Sammler haben zuerst die Schönheit der ostasiatischen Kunst entdeckt, die in Ostasien selbst mißachtet und verschenkt wurde. Sammler haben sich als erste für die alte Plastik wieder begeistert, die kein Museum sammelte, Sammler haben das verachtete 18. Jahrhundert wieder zu Ehren gebracht. Der Sammler ist nicht nur der Pionier einer höheren Kultur, er ist auch, was wir ehrlich eingestehen sollten, sehr oft der Pionier der Kunstwissenschaft.

MOTOR UND SPORT

Aufpassen, die Prinzessin schlägt!
Die Infantin Maria Christina, zweite Tochter des Königs von Spanien, beim Golfspiel in Santander (Nordspanien).

Die Langsamsten werden die Ersten sein.
Ein originelles Motorrad-„Rennen" zum Montmartre in Paris: Wer die längste Zeit fuhr, siegte! — Ein Teilnehmer legt die Strecke im Zickzackkurs zurück. Im Hintergrund die Moulin de la Galette.

Denn die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand.
Ein Postauto wurde auf der Straße bei Swinemünde von einem sturmgefällten Baumstamm getroffen und zertrümmert. — Neben dem Wagen dessen Führer, der kurz vor dem Unfall abgestiegen war, um einen auf dem Weg liegenden Ast zu entfernen.

Persönlichkeiten der Gesellschaft auf der Leipziger Rennbahn.
Von rechts aus: Die jetzige Besitzerin des Rennstalls Weil, Fürstin Pauline zu Wied, Tochter des früheren Königs von Württemberg; Herr Schmitt-Hasewinkel; Herr Nordheim, Vorstand des Hamburger Sport-Clubs, Hamburg-Großborstel. Auf der Leipziger Rennbahn war der Stall Weil erfolgreich: Fockenbach unter M. Schmidt gewann den Teutonia-Preis. (Phot. Zinsel.)

Die Prinzessin als Kapitän.
Prinzessin Ileana, die jüngste Tochter der Königinmutter Maria von Rumänien, als Führerin ihrer Motorjacht in Kapitänsuniform.

Der Motor im Dienste der Polizei.
Für die württembergische Verkehrspolizei gelieferte NSU-Motorräder.

Die größte Transaktion der deutschen Bankgeschichte: Fusion Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft.
Das Direktorium der Deutschen Bank nach der entscheidenden Generalversammlung. Vorn sitzend: der Aufsichtsratsvorsitzende, Geheimrat v. Steinthal, und Direktor Wassermann (rechts). Vorn stehend (von links): Dr. v. Gwinner; Direktor v. Stauß; Direktor Dr. Bonn; Direktor Dr. Schlitter.

Taufe im südslawischen Königshaus.
Die nach griechisch-orthodoxem Ritus vollzogene Zeremonie bei der Taufe des dritten Sohnes des jugoslawischen Königspaars, die vor kurzem in Bled (früher Veldes) stattfand. Das Kind erhielt den Namen Andreas; Pate standen die Königinmutter Maria von Rumänien und Prinz Paul von Serbien, der Vetter des Königs (mit dem Kind auf dem Arme). Rechts im Vordergrund der kleine Kronprinz.

Bedeutende Köpfe auf der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Düsseldorf (20. und 21. September).
Geheimrat Prof. Dr. Duisberg, Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, und Exzellenz v. Miller, der Schöpfer des Deutschen Museums (rechts).
Oben: Drei Vorstandsmitglieder (von links aus): Geheimrat Frowein, Geh. Komm.-Rat Dr. Wieland und Geheimrat Kastl.

AL JOLSON

DAVID LEE

Zwei Vielbeweinte!
Die beiden Sterne am Tonfilmhimmel: Der Filmschauspiel-Sänger Al Jolson und David Lee, der bekannte „Sonny Boy" aus dem Tonfilm „Der singende Narr", in einer Pause bei den Aufnahmen zu dem neuen Tonfilm „Sag es in Liedern" (Say it with songs).

Wer kann da ernst bleiben?
Kasperle kriegt Prügel, und alles freut sich! Ein glücklicher Kamera-Fang vor einem Kasperletheater auf dem Münchner Oktoberfest.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Dem neuen Naturalismus der Erzählung, der aristokratisch kühl und vornehm die Wunder der Oberfläche und die Rätsel der Tiefe mit anmutiger Subtilität durchforscht, gehört auch Bruno Franks neuer Roman „Die Fürstin" an (Phaidon-Verlag, Wien). Hier wird der absonderliche Lebenslauf eines jungen Mannes geschildert, der, zum Dienen geboren, doch von der Natur mit so verführerischem Äußern ausgestattet ist, daß Frauen sein Schicksal und Verhängnis werden müssen. Vom Bedienten eines reichen Nichtstuers avanciert er rasch zum Freund einer namhaften Berliner Schauspielerin. Aber durch das vererbte Blut der polnischen Mutter zu Hörigkeit und Dienen bestimmt, schwingt er sich nicht als gerissener Ausbeuter so günstiger Gelegenheiten zu zeitgemäßer Karriere empor, sondern bleibt blind ergebenes Werkzeug und Spielzeug, das, um die sterbende Neigung der Geliebten zurückzugewinnen, sich in ein großes Abenteuer einläßt und an die Riviera reist, um einen ihr verhaßten russischen General und Menschenschlächter zu erdolchen ... Aber auch dort reißt eine schöne Frau den allzu Weichen aus der Bahn. Die Leidenschaft einer russischen Fürstin lenkt ihn vom Ziel ab und bringt sein ganzes Inneres derart in Verwirrung, daß er im Tod Befreiung sucht. Der Leiter des russischen Tiefseeforschungs-Instituts in Nizza rettet ihn und schafft ihm als Aufsichtsbeamter in diesem Heim des Wunderbaren die für ihn einzig passende Heimat ... An so eigenwilligem Stoff bewährt Bruno Frank seine gepflegte Erzählerkunst. Man schlürft seine geschmeidigen, jeder Situation gewachsenen Schilderungen mit Genuß und spürt daneben etwas vom dumpfen Schmerz der Kreatur, die zu weich für dieses harte Leben ist. Das zeitgemäße Thema vom Verhältnis der Knechte zu den Herren des Daseins erfährt eine besondere Beleuchtung, in die sich freilich auch allerhand modische Sensationslichter mit grellen Effekten mischen. Dieser wiederholte Einbruch von Trompeten- und Saxophonlärm in Franks Kammermusik ist Konzession an die Zeit, für die sich ein Könner wie Frank für zu gut halten sollte!

Zarter und feiner noch und in eigenartig vibrierender Melancholie schwingend, bieten sich die Phantasien zwischen Gegenwart und Vergangenheit dar, die Franz Hessel unter dem Titel „Nachfeier" bei Ernst Rowohlt, Berlin, hat erscheinen lassen. Zarte Visionen eines träumenden, echt dichterisch sehenden und genießenden Ichs gleiten vorüber. Die Wirklichkeit kleiner duftiger und derber Großstadterlebnisse erglüht im Regenbogenschimmer eigenwillig reicher, künstlerischer Verklärung. Alle Dinge strömen über von Erinnerung an eine ferne Kindheit, Jugend, überreich an Sonne, Gefühl, Buntheit. Schweifende Sehnsucht konzentriert sich nach krausem Hin und Her in dem Suchen nach dem schönen Einst in Straßen, Häusern, Gärten von Berlin und Paris. Ein Einsamer hält Nachfeier mit den großen und kleinen lieben Eindrücken und Erlebnissen eines Lebens, das durch einen Abgrund getrennt ist von seiner Blütezeit ... Weltkrieg heißt dieser Abgrund. Er dämmert dunkel aus der Tiefe. Über ihn hinweg taumelt ein trunkener Schmetterling, die Sehnsucht eines Dichters ...

In charakteristischem Gegensatz zu dieser „Es-war-einmal"-Melodie dringt das trutzig klirrende Lied des jungen Rudolf Baumgardt: „Erde" (Philipp Reclam jun., Leipzig) ins Vergangene. Fern von den tendenziösen Kriegsschilderungen des Tages wächst da in wuchtig unbefangener Kraft ein vollsaftiges Freskobild aus dem Dreißigjährigen Krieg empor. Die mächtige Gestalt eines deutschen Freischarenführers steht, alles beherrschend, auf der Szene. Seine Brust ist das große Schlachtfeld, in dem der entscheidende Kampf um das Schicksal deutscher Erde tobt. Das brennende Ziel dreißigjährigen wilden Völkerkampfes: Freiheit des Glaubens und Freiheit deutschen Volkstums, glüht konzentriert in der Seele dieses Freischarenführers aus der Lüneburger Heide, der seinen tragischen Weg zwischen Tod und Elend, Hunger und Pest, Sinnenlust und den tausend Verlockungen der Macht und des Ruhms auf eigene Faust klirrend dahinschreitet. Es ist jugendlich schön gedacht und gestaltet, wie dieser Andreas Blaak sich selbst und der Heimaterde getreu bleibt, ein Bauer, der zum Schwert griff, um die Bauernerde zu schützen und kommenden Bauerngeschlechtern die Heimat zu wahren. Hier wird wieder einmal der tiefere, letzte Sinn im Kampf, das heiße, seelische Entbranntsein in einer Not, für die kein Opfer zu klein ist, in den Vordergrund aller Kriegsaktion gestellt. Und das geschieht mit solcher Selbstverständlichkeit, so unpathetisch, so zwingend von Innen heraus, daß eine große, menschlich wie künstlerisch reine Wirkung entsteht, die man freudig willkommen heißt. Dabei entfaltet sich mit ungezwungener Kraft und Frische ein Erzählertum, das, in vielen Farben leuchtend, jenes gesunde Naturgefühl für Form und Kolorit besitzt, dem man heute nur ausnahmsweise noch begegnet. Um so größere Hoffnung darf man auf diesen aufstrebenden jungen Erzähler setzen.

Mit konventionelleren Mitteln, aber ebenso ehrlich bemüht sich Artur Brausewetter in seinem neuen Roman „Der Tanz um das Gewissen" (Verlag Otto Janke, Berlin), den Problemen der neuen Zeit gerecht zu werden. Auch hier steht die Heimattreue, die alles überwindende Liebe zur deutschen Scholle im Mittelpunkt, aber obwohl die Handlung in Ostpreußen spielt, hat der Fortschritt das entscheidende Wort, und den „Menschen von morgen", die den Blick nicht mehr rückwärts lenken, gilt die Sympathie des Autors. Wie die Zeiten sich auch für die Familien- und Unterhaltungsliteratur geändert haben, geht aus diesem sonst mit allen überlieferten Spannungsreizen geschmückten Roman deutlich hervor.

Eine sehr ungewöhnliche Schöpfung präsentiert wieder Karl Franz Ginzkey, der Salzburger Dichter, mit seinem Roman „Der Wundervogel" (L. Staackmann Verlag, Leipzig). Die Phantasie dieses goethisch klaren und feinfühligen Stilisten hat in den letzten Jahren kühne Ausflüge über die harte Wirklichkeit dieser Zeit hinweg ins Wunderland märchenhafter Ereignisse unternommen, in denen sich sein eigenes reiches und tiefes Menschentum und mit ihm seine an den göttlichen Quellen im Menschen wohnende Dichterseele schön und eigen entfalten konnte. Auch das neue Buch schwebt wieder im Wunderbaren. Aber diesmal wird es von köstlich spielendem Humor getragen. Ein Gegenwartsmärchen blüht auf, schalkhaft-feierlich, das weitet sich in verblüffend keck burleskem Spiel zum satirischen Zeitspiegel, in dessen feingeschliffenen Facetten aller glorreicher Fortschritt dieser entzückenden Gegenwart entsprechend sichtbar wird ... Ginzkey läßt einen alten ausgedienten österreichischen Doppeladler aus Holz, der auf dem Dachboden einer Infanteriekaserne als überflüssig gewordenes Requisit verstaut ist, in einer schönen Vollmondnacht lebendig werden. Der alte Palitschari (so nennt er den Wundervogel) fliegt durch die Bodenluke davon, dem Gebirge zu, wo die wirklichen Adler hausen. Dort trifft er auf schwindelnder Höhe einsam im Felsennest Gursu, den Steinadler, sein mächtiges Vorbild, mit dem er sich

nach Überwindung anfänglichen Mißtrauens allmählich anfreundet. Er, das fadenscheinig gewordene Symbol versunkenen Kaiserglanzes, lernt nun die Erhabenheit der echten Adlerwelt kennen, aber zugleich auch die Tragik der Adler in einer neuen Zeit des Massenwahns, die keine Adler mehr gebrauchen kann... Gursu wird gefangen, an einen Zirkusdirektor verkauft, der ihn einem berühmten Dompteur zur Dressur übergibt. In dessen Käfig sieht er sein vor Jahren bereits gefangenes Weibchen wieder, das zu seinem Entsetzen zu allerhand Kunststücken und Tänzen abgerichtet worden ist. Er brütet Rache. Wie es ihm dann gelingt, die sadistische Grausamkeit des Bändigers durch List einzuschläfern und mit Hilfe des braven Palitschari nicht nur dem Peiniger einen bösen Denkzettel zu verabreichen, sondern auch mit seiner Gefährtin ins Gebirge zu entkommen, das muß man bei Ginzkey nachlesen. Es ist einzigartig in der Mischung von dunklem Ernst und phantastisch-satirischem Humor... Von burlesker Tragikomik dann das Ende: Gursus Ehezwist mit dem befreiten, in der Dressur entarteten Adlerweibchen, das ihm bald mit einem Adlerbastard davongeht, und der Tod des Einsamen, dem das Herz bricht, als er einen der gefälschten Menschenvögel (Flugzeug) den reinen Alpenhimmel mit einem weißen Mist bekleckern sieht: „Zimblers Erbswurst ist doch die beste"... Palitschari aber, nun auch von seinem großen Vorbild verlassen, hockt einsam im leeren Adlernest, bis den nun ganz Vermorschten ein Sturmwind verweht und zerschellt...

Man sieht: die Phantasie des echten Dichters vermag auch aus den Schattengewächsen entarteter Zeit Honig zu saugen. In diesem Adlermärchen leben Sinn und Unsinn entgötterter Gegenwart zwischen verdecktem Zorn, Schmerz und Gelächter wundersam plastisch auf, und das, obwohl alle Wallungen des Gefühls durch die Ironie der Form und die schalkhafte Anmut der Diktion distanziert, gedämpft, vergeistigt werden. Es entfaltet sich ein geistreiches Spiel der Phantasie mit dunklen Wirklichkeiten, deren traurige Realität sich scheinbar heiter offenbart. Aber das verletzte Gefühl steht still und groß hinter allem, und seine Fühlfäden zittern... Daß es dem Dichter nicht um das phantastische Spiel allein ging, zeigt er deutlich genug durch das Einflechten einer besonderen Menschenhandlung in das Tiermärchen, die ganz auf entfesseltes, tief in Not und Schmerz wurzelndes Gefühl gestellt ist. Wie er die Brücken schlug zwischen Tier und Mensch und ihren gemeinsamen Nöten, frei und zart, ohne Zwang und Willkür, das ist ein weiterer Vorzug dieses märchenbunt und erdendunkel schimmernden Ausnahmewerks, dessen heiter-ernster Wundervogelweise man lange nachsinnt...

DER TAG DER CHINESIN

(SCHLUSS VON SEITE 467)

Bei solch einer Morgenwäsche hilft nicht etwa die Mutter ihren Kindern, im Gegenteil, die kleinen Würmer müssen, so gut sie es verstehen, schon Dienstleistung verrichten. Das fünfjährige Mädel schleppt ehrpusselig ein Handtuch herbei, und dem dreijährigen liegt die Pflicht ob, ein Gesichtstuch in Bereitschaft zu halten. Der „Dodo", der viereckige Schurz, den dieses Geschöpfchen trägt, vertritt auch bei der großen Dame das Hemd. Er besteht aus rotem oder geblümtem Kattun, im Winter aus Flanell, hängt an einem Kettchen um den Hals und schließt hinten mit zwei Bändern.

Mutters Frisur wird den geschickten Fingern der Ältesten, einer Zwölfjährigen, anvertraut. Einen Frisiertisch in unserem Sinne kennt die Chinesin nicht. Das Töchterchen holt den Toilettekasten herbei, der in verschiedenen Auszügen Schminkdöschen, Augenbrauenbürste, Kämme und die beiden wichtigsten weiblichen Attribute, Haarnadeln und Spiegel, enthält. „Die Haarnadeln verstreuen und den Spiegel zerbrechen", heißt es in blumiger Sprache, wenn Mann und Frau sich scheiden lassen. Zum kunstgerechten Aufbau der Frisur ist eine gelatineartige Masse unentbehrlich, die aus gekochter Baumrinde gewonnen wird und das strähnige schwarze Haar zu seidiger Glätte verklebt, die jede Unordnung ausschließt.

Nein, um die Toilette ihrer Kinder kümmert sich die chinesische Dame nicht. Sie hat das in der Tat nicht nötig, denn für jedes Kind ist eine besondere Dienerin oder ein eigener Diener vorhanden. Infolgedessen ergibt sich ein recht stattlicher Aufmarsch, wenn eine Mutter mit ihren zahlreichen, durch die Dienstbotenschar üppig verbrämten Sprößlingen in den Wandelhallen der Blumenhöfe spazierengeht. Das vornehme Chinesenhaus besteht nämlich aus einer weitläufigen Anlage. Um allerlei Höfe und Gärten gruppieren sich einstöckige, langgestreckte Bauten, die jedesmal nur einen einzigen, durch leichtes Schnitzwerk und Vorhänge gegliederten Raum enthalten. Will man z. B. vom Frauengemach ins Kinderzimmer gelangen, so führt der Weg erst unweigerlich durch einen offenen, luftigen Gang. Das gesamte Anwesen, von hoher Mauer umschlossen, erscheint als eine Welt für sich und bildet für die Chinesin alten Stils tatsächlich die Welt. In den Garten, der durchaus nicht groß zu sein braucht, wird meist eine förmliche Landschaft hineingebannt, mit der ganzen Romantik wilder Felsen, knorriger Bäume und gewundener Flußläufe. Eine Marmorterrasse mit Balustraden, die sich der „Orchideenschwelle" anschließt, gibt dem Baumeister gar Gelegenheit, Himmel, Wolken und Gestirne in seine architektonische Idee mit einzubeziehen.

Wenn der Herr des Hauses in der großen Halle Freunde empfängt, speist die Hausfrau stets hier draußen, denn sämtliche Gastereien beschränken sich auf Herrenabende. Als Gefährtin dient ihr des Mannes Nebenfrau, ein junges Ding von bescheidener Herkunft, das sich ihren Befehlen unterordnen muß. Sie selber hat dieses Frauchen ausgesucht und ihrem Gemahl mit den Worten: „Hier hast du einen kleinen Stern!" ganz überraschend zum Geburtstag geschenkt. Anfangs, als „Sternchen" allzu übermütig den guten, stillen Mond, die Hausfrau, überstrahlen wollte, hat es manchen Zwist, manche bittere Träne im Frauengemach gegeben, ja selbst bis zum Arbeitszimmer des Eheherrn drang heftige Anklage vor. Der Herr Gemahl hat jeder Gattin ein geduldiges Ohr geliehen und — geschwiegen. Denn in einem Lande, wo Gesetz und Sitte dem Manne mehr als eine Frau gestattet, bescherte ihm zugleich die gütige Natur hinreichende philosophische Begabung, um mit seinen verschiedenen Ehehälften in Glück und Frieden leben zu können.

Wissen und Leben

Weckeruhren für Pflanzen.

Solange der Mensch denken kann, hat er die geheimnisvolle Kraft des Frühlings bewundert, der neues Leben auf der Erde hervorzaubert, indem er die schlummernden Pflanzen aus ihrem Winterschlaf erweckt und so das graue Land mit frischem Grün und bunten Blüten bedeckt. Worauf aber diese wunderbare Kraft des Frühlings beruht, hätte bisher kaum jemand angeben können, und noch weniger wäre man imstande gewesen, ihm dieses Kunststück nachzumachen. Die moderne Chemie hat auch hier einen Wandel geschaffen. Zwar sind auch heute unsere Möglichkeiten, die Natur hierin nachzuahmen, noch ziemlich beschränkt, aber ein vielversprechender Anfang ist doch gemacht; denn wir haben Chemikalien gefunden, die wie der Frühling gleich einer Weckeruhr die Pflanzen ihrem Winterschlummer zu entreißen vermögen und ihnen einen so kräftigen Anstoß zur Entwicklung verleihen, daß sie schon hoch in Blüte stehen, wenn ihre nicht von solchen Chemikalien erweckten Artgenossen noch in tiefstem Schlafe liegen. Die Tatsache, daß man das Wachstum von Pflanzen durch Chemikalien anregen kann, ist den Botanikern schon seit dem Jahre 1896 bekannt. Aber erst in jüngster Zeit hat man Verfahren gefunden, diese Entdeckung aus einer wissenschaftlichen Kuriosität in ein wirtschaftlich rentables Unternehmen umzuwandeln. So ist es heute schon etwas ganz Gewöhnliches, daß man Zitronen mit Äthylengas behandelt, um die Entwicklung der erwünschten gelben Färbung bei ihnen zu beschleunigen. Auch wenn die Früchte schon längst reif genug sind, um für Handelszwecke geerntet zu werden, sind oft noch beträchtliche Teile von ihnen grün gefärbt. Es genügt nun, daß man eine Million Teile Luft mit einem Teil Äthylengas durchsetzt, um diese grünen Stellen alsbald verschwinden zu sehen. In der Praxis nimmt man allerdings gewöhnlich schon auf 5000 Teile Luft ein Teil Äthylen, da bei der Anwendung meist größere Mengen von Äthylen durch die Verteilung in der umgebenden Luft verlorengehen. Die neuesten und auffallendsten Ergebnisse auf diesem merkwürdigen Gebiet hat Dr. F. E. Denny, Botaniker am Boyce-Thompson-Institut für Pflanzenforschung in Neuyork, erzielt. Kartoffelzüchter wissen, daß Kartoffeln mehrere Monate gelagert haben müssen, um gute Saatkartoffeln abzugeben. Frisch geerntete Knollen keimen langsam und geben schlechte Gewächse, weil sie sich in ihrer Ruheperiode befinden. Nach Versuchen mit 250 verschiedenen Chemikalien fand man zwei Stoffe, die diese Ruheperiode zu unterbrechen vermögen, nämlich thiozyansaures Natrium und Äthylenchlorhydrin. Man schneide die Kartoffeln in Stücke so, wie man sie einzupflanzen wünscht, und lege diese eine Stunde lang in eine einprozentige thiozyansaure Natriumlösung. Dann pflanze man sie sofort ein, ohne sie vorher abzuspülen. Das Äthylenchlorhydrin kann man auf zwei verschiedene Weisen anwenden. So taucht man die zerschnittenen Kartoffeln in eine Lösung, die aus 30 Raumzentimetern 40prozentigen Äthylenchlorhydrins und 970 Raumzentimetern Wasser besteht. Darauf legt man sie 24 Stunden lang in einen geschlossenen Behälter und pflanzt sie dann ein. Das zweite Verfahren beruht darauf, daß man die Kartoffeln in einem annähernd luftdichten Raum unzerschnitten in Lattenkisten oder durchbrochenen Körben unterbringt und 24 bis 28 Stunden lang 40prozentigen Äthylenchlorhydrindämpfen aussetzt, wobei man für je 8 Raummeter ein Liter Gas gebraucht. Wenn man derart behandelte Kartoffeln an die Luft bringt und der gewöhnlichen Temperatur aussetzt, so sprießen sie in 7 bis 10 Tagen. Die Kosten dieser Behandlung betragen 20 bis 40 Pfennig auf den Scheffel Kartoffeln. Das thiozyansaure Natrium ist allerdings giftig, aber seine Handhabung ist nicht gefährlicher als die eines giftigen Insektenvertilgungsmittels. Äthylenchlorhydrin und Äthylendichlorid vermögen solche holzige Pflanzen wie den Holzapfel, Flieder und einige andere aus ihrer Ruheperiode zu erwecken. Während diese Pflanzen unter gewöhnlichen Umständen in den Treibhäusern nicht vor Februar blühen, kann man das schon vor Weihnachten erreichen, wenn man sie in einem geschlossenen Raum mit einer 40prozentigen Äthylenchlorhydrinlösung behandelt, wobei man 10 Raumzentimeter Gas auf einen Raummeter anwendet und das Gemisch 24 Stunden lang einwirken läßt. Es gibt sogar Pflanzenarten, die schon auf weniger als den zehnten Teil dieser Gasmenge reagieren. Zur Verteilung des Gases bedient man sich elektrischer Fächer.

Prof. Dr. Walter Anderssen.

Autobesitzer, verhütet Schwarzfahrten!

Für den Kraftfahrer, der kein Fahrzeug besitzt, obwohl er sich heiß eines wünscht, bedeutet es immer eine Versuchung, einen Wagen unbenutzt zu sehen, und zwar eine um so schwerere, je leichter es ihm gemacht ist, ihn für seine Zwecke in Bewegung zu setzen. Gelegenheit macht Diebe und Schwarzfahrer. Für den Verkehr ist diese Sorte von Wegebenutzern eine schwerverdauliche Kost. Erfahrungsgemäß sind Schwarzfahrten auffallend hoch mit Unfällen belastet. Worin hat das seinen Grund? Ein Großteil der Schwarzfahrer besteht aus Chauffeuren, welche die Gelegenheit, einmal fahren zu können, ohne, wie sie glauben, sich ihrem Dienstherrn gegenüber verantworten zu müssen, gern benutzen und dann ebenso gern sorglos fahren, wohin ihnen der Sinn steht, nicht selten unter alkoholischer Einwirkung. Die Schwarzfahrt hat für den Autohalter die unangenehme Folge, daß er unter Umständen für den bei ihr angerichteten Schaden haftbar ist. Zwar sieht § 7 Abs. III des Gesetzes über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen vom 3. Mai 1909 vor, daß an Stelle des Fahrzeughalters zum Ersatz des Schadens der verpflichtet ist, der das Fahrzeug ohne Wissen und Willen des Halters benutzt, so daß es den Anschein hat, als ob für die Schwarzfahrt nur der Schwarzfahrer verantwortlich wäre. Dem ist aber nicht so. Absatz III des § 7 K. F. G. hat nämlich noch einen zweiten Satz: „Daneben bleibt der Halter zum Ersatz des Schadens verpflichtet, wenn die Benutzung des Fahrzeugs durch sein Verschulden ermöglicht worden ist." Eine schuldhafte Ermöglichung liegt vor, wenn die Schwarzfahrt darauf zurückzuführen ist, daß der Halter bei der Bewachung des Fahrzeugs oder bei der Auswahl und Beaufsichtigung des Führers die von ihm als Kraftfahrzeughalter zu erwartende Sorgfalt außer acht gelassen hat. Was diese Sorgfalt anlangt, so ist zu bemerken, daß das Reichsgericht an sie sehr hohe Anforderungen stellt. Es führt in seiner Entscheidung vom 2. Januar 1928 (J. W. 28/402) aus, daß der Halter „bis an die Grenze des unabwendbaren Zufalls" alles tun müsse, was ihm billigerweise zur Verhütung von Schwarzfahrten zugemutet werden kann. Es sei an einem Beispiel der Versuch gemacht, zu zeigen, wo diese

Grenze liegt. Das Reichsgericht hatte sich in einem Urteil vom 19. September 1924 (RGZ 108/385) mit einem Fall zu beschäftigen, in dem der Sohn des Halters eine Schwarzfahrt unternahm, obwohl der Vater den Wagenschuppen verschlossen hatte. Ist der Halter zum Ersatz des Schadens verpflichtet, den auf dieser Fahrt der Sohn mit dem Wagen anrichtet? Zur Beantwortung dieser Frage ist zu prüfen, ob der Halter bis an die Grenze des unabwendbaren Zufalls alles getan hat, was ihm billigerweise zur Verhütung von Schwarzfahrten zugemutet werden kann. Ist der Halter bis an diese Grenze gegangen, wenn er den Wagenschuppen abgesperrt und den Schlüssel an einen ihm und dem Sohn bekannten Verwahrungsort gelegt hat? Nein. Denn hier spielt beim Wegnehmen des Schlüssels durch den Sohn der Zufall keine Rolle. Oder wenn der Vater den Schlüssel in seinem Arbeitszimmer in einem unverschlossenen Schreibtischfach verwahrte, wo ihn der Sohn zufällig fand? Nein. Die Entdeckung ist zwar auf einen Zufall zurückzuführen, aber nicht auf einen unabwendbaren; denn bei den engen Beziehungen, wie sie zwischen Familienangehörigen herrschen, liegt die Wegnahme im Bereich der Möglichkeiten des Alltags, zu deren Abwendung verhältnismäßig strengere Mittel angewendet werden müssen. Hat der Vater den Schlüssel des Wagenschuppens zu sich genommen und ihn etwa in die Tasche gesteckt, so mag es zweifelhaft sein, ob die Grenze erreicht ist, wenn an dem Wagen selbst etwa noch der Anlasserschlüssel steckt und der Schlüssel zum Wagenschuppen unschwer ersetzbar ist. Eine Schuld des Halters wäre jedoch ausgeschlossen, wenn der Halter nicht nur den Schuppen, in dem der Wagen untergebracht war, verschlossen, sondern auch noch den Schlüssel, der zum Inbetriebsetzen des Motors dient, abgezogen und an sich genommen hat. (So das Kammergericht in dem erwähnten Falle in RGZ 108/386.) Man sieht aus diesen Beispielen, daß an den Kraftwagenhalter hochgespannte Anforderungen gestellt werden. Es empfiehlt sich daher, sowohl bei der Bewachung des Fahrzeugs als auch bei der Auswahl und Überwachung des Führers „alle erdenkliche Sorgfalt" anzuwenden.

Justizrat Dr. Oberländer, Generalsyndikus des A. D. A. C., München.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Mythischer König von Britannien, 3 weibl. Vorname, 6 männl. Vorname, 8 Fluß in Belgien, 9 Entschädigung für geleistete Arbeit, 10 türkischer Ehrentitel, 12 Pflanze, 13 deutscher Tondichter (12 und 13 verbunden ergeben den Namen eines deutschen Dichters), 14 vollbrachte Handlung, 16 Heilkünstler, 18 Untergang, Verfall, 20 sagenhafter Sänger in Griechenland, 21 Strom in Spanien, 22 Ansprache; senkrecht: 1 junges Schaf, 2 Papiermaß, 3 Halbedelstein, 4 Hafenstadt in Südarabien, 5 Violinenteil, 6 Oper von Leoncavallo, 7 Parfüm, auch Belebungsmittel, 10 Behörde, 11 Klostervorsteher, 15 Zahl, 16 Sinnesorgan, 17 Tonstück, 18 Nebenfluß des Rheins, 19 musikalisches Zeichen.

Denkaufgabe.

In einem quadratischen Garten stehen 32 Bäume. Der Garten soll so in 8 inhalt- und formgleiche Rechtecke geteilt werden, daß auf jedes Rechteck 4 Bäume entfallen.

Synonym.

Knabe — Korporal — Habsucht — Widerwille — Mißgunst — Zweikampf — Forst — Biene — Bürde — Telegramm — Furcht — Spektakel — Rüge — Einsiedler — Teilzahlung — Augenblick — Eiland — Blätter — Nebel.

Für jedes der vorstehenden Wörter ist ein sinnverwandtes Hauptwort (wie z. B. Lüge für Unwahrheit) zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben ein Sprichwort.

Drei Rätselgleichungen.

1. $(x - k) + (y - k) + (z - i)$ = Horntiere — x = Philosoph, y = Gewicht, z = Schmerz.
2. $x + (y - n) + (z - d)$ = Schleichkatze — x = persönliches Fürwort, y = Einerzahl, z = Himmelskörper.
3. $(x - a) + y + z$ = Kriechtier — x = Fisch, y = Bündnis, z = Eingang.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4413.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4411.

Silbenrätsel: 1 Wacholder, 2 Eltern, 3 Rhabarber, 4 Sonate, 5 Eider, 6 Liebe, 7 Bernstein, 8 Steiermark, 9 Tango, 10 Nadel, 11 Idiot, 12 Chiemsee, 13 Tomate, 14 Seestern, 15 Zeiger, 16 Umsatz, 17 Tatort, 18 Ute, 19 Neapel, 20 Herbstzeitlose, 21 Auber, 22 Therese, 23 Meistersinger, 24 Automobil. — Wer selbst nichts zu tun hat, macht anderen die meiste Arbeit.

Kopfrätsel: Malve, Auge, Gruppe, Dattel, Ethos, Binse, Uriel, Rapier, Gilde, Euter, Reihe, Hektor, Ahorn, Lage, Böller, Kiesel, Utah, Gala, Elster, Linie, Nymphe. — Magdeburger Halbkugeln.

Zweierlei Wirkung: Angegriffen.

Kreuzworträtsel „Ideal".

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

HANNS ZETHMEYER

LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4413 ★ 10·OKT·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4413. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

10. OKTOBER 1929

Dies und Das.

Michael Willmann-Ausstellung. Aus Anlaß der 300jährigen Wiederkehr des Geburtstages des Malers Michael Willmann bereitet das Schlesische Museum der bildenden Künste für das Jahr 1930 eine Ausstellung der Werke des Künstlers vor, wobei zugleich die wissenschaftliche Grundlage für ein größeres Werk über den bisher sehr unterschätzten Künstler geschaffen werden soll. Willmann war einer der bedeutendsten deutschen Maler des siebzehnten Jahrhunderts. Weil sich aber die meisten seiner Werke in Schlesien und Böhmen verstreut und oftmals an abgelegenen Stellen befinden, ist Willmanns Kunst weniger beachtet worden. Alle Besitzer von Werken dieses Künstlers, auch von Zeichnungen, Stichen usw., ebenso die Museumsleiter werden gebeten, Nachweise an das Schlesische Museum der bildenden Künste, Breslau V, zu senden.

Weltausstellung Nanking 1936. In Verbindung mit dem 25. Jahrestag der chinesischen Republik plant die Nationalregierung in Nanking im Jahre 1936 eine große Weltausstellung, zu der alle Nationen zur Beschickung aufgefordert werden sollen. Bekanntlich war schon 1931 eine Weltausstellung in China vorgesehen, indes hat man von diesem Plan inzwischen Abstand genommen.

Der Zauber der Jugendfrische hängt nicht zum wenigsten von der Verwendung der richtigen Seife ab, deren Bestandteile eine streng hygienische Behandlung der Haut verbürgen. Glyzerin und Honig, diese beiden der Gesundheit der Haut in idealer Weise zuträglichen Stoffe, in wirksamer kosmetischer Verbindung, zeichnen die Kaloderma-Seife in besonderer Weise aus. Frei von jedem aufdringlichen Parfüm teilt diese mit Recht beliebte Seife der Haut diskret den feinen Duft frischer Sauberkeit mit, während der cremige Schaum durch die Eigenschaften einer milden neutralen Teintsalbe zur wahren Wohltat wird. Dabei ist der Seifenkörper von bequemer Handlichkeit und der Preis von 70 Pfg. für das Stück, für jeden, der Wert auf eine gediegene Hautpflege legt, durchaus erschwinglich. Wer sich der Kaloderma-Seife von F. Wolff & Sohn, Karlsruhe (Baden) bedient oder solche schenkt, legitimiert sich bestimmt als erfahrener Kenner der kosmetischen Kunst.

Zugspitzbahn. Die günstige Witterung der letzten Wochen war für die Bauarbeiten der bayerischen Zug-

spitzbahn sehr förderlich. Die Teilstrecke Garmisch-Partenkirchen bis zum Eibsee wird vermutlich noch im November d. J. in Betrieb genommen werden. Die anschließende Teilstrecke Eibsee bis Schneeferner dürfte im April 1930, die kurze Seilbahnstrecke vom Schneeferner zum Zugspitzgipfel im Mai kommenden Jahres fertiggestellt werden. Ab der nächstjährigen Sommersaison würde man demnach von München aus in einem Tage bis zur Zugspitze gelangen können.

Haar und Persönlichkeit. Die Haartracht gibt der ganzen äußeren Erscheinung des Menschen ihr charakteristisches Gepräge. Wenn Verwandlungskünstler verschiedene berühmte Personen darstellen, dann ist die Haartracht — in diesem Falle die Perücke — das wichtigste Requisit, mit welchem sie in der Hauptsache die Porträtähnlichkeit erzielen. Man betrachte daraufhin nur einmal die Köpfe bekannter Persönlichkeiten wie Beethoven, Napoleon, Schiller, Wilhelm I., Richard Wagner, Ibsen, Björnson usw., immer ist es die Haartracht, die Frisur, die der äußeren Erscheinung der betreffenden Persönlichkeit ihr charakteristisches Aussehen verleiht. Das wissen auch unsere modernen Damen, die nicht zuletzt deshalb für den Bubikopf schwärmen, weil gerade dieser, namentlich wenn das Haar durch regelmäßige Waschungen mit Pixavon weich und geschmeidig erhalten wird, die eigenartigsten, abwechslungsreichsten und entzückendsten Frisurmöglichkeiten bietet.

Coburg. Die seit etwa Mitte der achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts für das Publikum unzugängliche Gruft der Coburger Herzöge in der Moritzkirche zu Coburg soll wieder geöffnet werden. Nach Beendigung der Renovierungsarbeiten in der Kirche wird die Gruft für den Besuch der Fremden freigegeben. Sie enthält außerordentlich prunkvoll ausgestattete und deshalb sehenswerte Särge einer Reihe Coburger Herzöge.

Landsberg a. Lech. Die Witwe des deutsch-englischen Malers Sir Hubert von Herkomer vermachte in einer Schenkungsurkunde der Stadt Landsberg a. Lech den gesamten Herkomerschen Besitz in Landsberg. Der im normannischen Stil erbaute Mutterturm, der mit seinem Park, dem Wohngebäude und dem gesamten Inventar in das Eigentum der Stadt übergeht, ist weiten Kreisen wohlbekannt. Er wird als Herkomer-Museum eingerichtet. Eine Reihe bedeutender Werke Herkomers sollen der Stadtverwaltung überlassen werden.

Illustrirte Zeitung

ABENDRUHE IN DER KLEINSTADT

GEMÄLDE VON MARCEL MOUILLOT

WO STEHEN WIR HEUTE?

EINE DIAGNOSE DER ZEIT

VON OSKAR A. H. SCHMITZ

Blickt man nur auf die Oberfläche unseres Lebens seit 1914 (nicht etwa erst seit 1918), dann gewahrt man eine erschreckende Sinnlosigkeit, die den zur Verzweiflung bringen muß, dem Sinn des Lebens unlöslich mit alten, lieb gewordenen Formen verbunden ist. Wer möchte nicht gutheißen, daß die Heilung der sozialen Mißstände mehr und mehr möglich erscheint, daß die Frau als individuelles Menschenwesen grundsätzlich anerkannt wird, daß die Jugend nicht länger dem schematischen Druck lebensfremder Erziehungsgrundsätze preisgegeben ist! Aber selbst wenn man von den unvermeidlichen Kehrseiten solcher Errungenschaften absehen will, trotz allem gerühmten Fortschritt könnte eine völlig geist- und seelenfremde Menschheit entstehen, denn Freiheit von irgendeinem Übel ist noch gar nichts, wenn sie nicht zugleich Freiheit zu irgendeinem Gut ist. Wir müssen nun bekennen, daß der Inhalt der neu erworbenen Freiheiten heute noch nicht auf ein wertvolleres individuelles Menschentum gerichtet ist. Er besteht vorläufig in einer maßlosen Überschätzung von Technik und Sport, die an sich weder etwas Gutes noch Böses sind, sondern Mittel. An sich ist es gleichgültig, ob man schnell oder langsam nach Amerika kommen kann, ob Menschen besonders entwickelte Muskeln haben. Wichtig allein ist, was für Menschen das sind. Zunächst sind es vorwiegend noch solche, die zwischen gedankenloser Arbeit und ebenso gedankenlosen Vergnügungen dahinpendeln. Sie sind es, die weiten Gebieten der Literatur, der Bühne, des Kinos, der Presse ihren Geschmack für Sensation, Abenteuerlichkeit und peripherische Geschlechtsreize diktieren.

Nun weiß jeder, daß es unfruchtbar ist, in der Zeit der Automobile und Flugzeuge die Rückkehr der Postkutsche zu ersehnen. Die Frage, ob die alte Zeit wirklich „die gute“ war, ist müßig; von Bedeutung ist nur die Tatsache, daß wir keine Zeitmaschine besitzen, mit der wir uns in sie zurückschrauben könnten. Heißt dies nun, sich gedanken- und willenlos allem zu überlassen, was von außen auf uns einströmt?

Eins der größten Hindernisse der Entwicklung ist die Denkfaulheit, die jede Frage dadurch lösen möchte, daß sie sich auf den Standpunkt „entweder — oder“ stellt. Entweder ist Technik, Organisation, äußerer Fortschritt gut, dann macht man gleich das höchste aller Güter daraus und verschreibt sich ihm mit Leib und Seele. Oder materieller Fortschritt seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist des Teufels, dann nimmt man ihn nur unwillig hin und verschwendet seine Lebenskräfte in romantischer Sehnsucht nach vergangenen Zeiten. Tatsächlich liegt ja der Gedanke nahe, hier sei der Teufel im Spiel, denn wenn einen auch Telephon und Auto schon bisweilen nervös machen können, noch nervöser wird man, wenn da, wo man es erwarten sollte, kein Telephon oder Auto ist. Der Teufel ist also auf der ganzen Linie siegreich, auch gegen den, der seinen Verlockungen nicht erliegt. Wer heute den Vorteil technischer Erfindungen oder vereinheitlichender Organisationen ablehnt, der lebt darum nicht wie früher, sondern als ein Ausgestoßener in unserer Gegenwart. Es wäre daher wohl an der Zeit, den Streit um den Wert des Fortschritts zu beenden. An sich ist es ohne Zweifel besser, in zweieinhalb Stunden von München nach Mailand zu fahren als in zwanzig Stunden, am Rande der Wüste ein bequemes Hotel zu finden statt einer schmutzigen Fellachenhütte. Der materielle Fortschritt ist an sich gut, aber man kann sich seiner, wie aller guten Dinge, mißbräuchlich bedienen. Das liegt natürlich nicht an den neuen Dingen, sondern an den heutigen Menschen.

Alle Übel, an denen Technik und Organisation die Schuld gegeben wird, sind darauf zurückzuführen, daß der moderne Mensch nicht in gleichem Maße seelisch und geistig gewachsen ist wie die Kräfte, die er um sich entfesselt hat. Die Maschine, das Geschäft, die Organisation, ja der eigene Besitz ist der Herr des Menschen geworden, statt daß er dies alles als Mittel höheren Menschentums benutzt; der Mensch ist bei der Entfaltung des materiellen Fortschritts nicht nur individuell stehengeblieben, er ist sogar schlechter geworden, so wie jeder, der aus einem Zustand der verhältnismäßigen Freiheit in den der Sklaverei übergeht. Notgedrungen verkümmern dann seelische und geistige Eigenschaften, zu deren Anwendung jetzt keine Gelegenheit mehr ist, und wenn solche Sklaverei nicht einmal erkannt, sondern für ein herrliches Ergebnis gehalten wird, dann entsteht jene Seelenblindheit, die tiefere Denker mit Recht dem modernen Menschen vorwerfen.

Betrachtet man nun das Wesen moderner Erfindungen und Organisationen gänzlich vorurteilslos, so muß man, wie gesagt, zugeben, daß aus ihnen nicht notwendig der heutige Zustand folgt, vielmehr erklärt sich dieser nur aus der überraschenden Wirkung der in ununterbrochener Schnelligkeit auf den modernen Menschen hereinbrechenden Neuerungen. Der Mensch befindet sich in der Lage eines Kindes, dem törichte Eltern zuviel auf den Weihnachtstisch gelegt haben. Schließlich ist indessen dem materiellen Fortschritt eine Grenze gesetzt in den menschlichen Bedürfnissen. Es wird bald eine Generation geboren werden, der das Familienautomobil nichts Aufregenderes mehr sein wird als der Werkzeugkasten mit Hammer und Zange, zwei Gegenstände, deren Erfindung einmal noch viel umwälzender war als alles das, was wir erfinden, da es der Gebrauch des Werkzeugs ist, der den Menschen wesentlich vom Tier abgrenzt, während die modernen Erfindungen nur auf dem Unterschied zwischen der zivilisierten und der primitiven Menschheit beruhen. Während kein Tier zu selbständiger Werkzeugbenutzung zu bringen ist, nimmt die primitive Menschheit mit geradezu erstaunlicher Bereitschaft und Schnelligkeit die Wunder der Technik hin. Es gibt massenhaft farbige Chauffeure, aber eine wesentliche Literatur der Schwarzen gibt es nicht.

Die Menschheit wird also die Technik verdauen, sie wird ihr wie der Gebrauch der Werkzeuge zur zweiten Natur werden, und dann wird es grundsätzlich wieder möglich sein, daß die Maschinen und Organisationen einem höheren geistigen Menschentum dienen, so wie Schaufel und Kelle, ursprünglich ganz im Dienst materieller Bedürfnisse entstanden, später dem Bau von Tempeln, Palästen und Domen dienten. Freilich darf eine Gefahr nicht übersehen werden. Die Werkzeuge sind die Erfindungen der jungen, unerschöpften Menschheit; die Möglichkeit besteht, daß die zerstörenden Kräfte der Technik das Seelentum der Menschheit aufzehren, ehe es sich zum Herrn der neuen Kräfte gemacht hat. Der Weltkrieg ist jedenfalls ein nicht mißzuverstehendes Menetekel.

Wir müssen also prüfen: Was können die Technik und Organisation leisten, und wo sind ihre Grenzen? Nun, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Technik und die Organisation auf den Gebieten die schwersten Hindernisse zu überwinden vermögen, wo alle Menschen gleich sind. Alles hängt nun davon ab, daß wieder eine Menschheit entsteht, die einander Wertvolles mitzuteilen hat, dann ist auch das Telephon wertvoll — eine Menschheit, die auf Reisen sich innerlich bereichern will, dann ist es gewiß von Wert, daß man in wenigen Stunden an Orten sein kann, die man mit der Postkutsche in einigen Wochen erreichte.

Zweifellos nimmt die Beschäftigung mit Technik, Organisation — auch der Sport ist hier zu nennen, der als Selbstzweck zum Mißbrauch wird — heute zu viele Kräfte fort zum Schaden der seelischen wie geistigen Entwicklung, aber, wie gesagt, das muß nicht so sein. Man wird sich darüber klarwerden, daß Technik, Organisation und Sport als solche den Menschen als Menschen nicht fördern, daß sie aber mit großem Vorteil in den Dienst einer von anderer Seite her geförderten Menschheit gestellt werden können. Es handelt sich also darum, nicht aus dem eine Technik zu machen, nicht das zu organisieren, was seinem Wesen nach nicht technisierbar, nicht organisierbar ist. Erst wo das geschieht, beginnt die Zerstörung, die Teufelei, die tatsächlich von der Seite des materiellen Fortschritts kommen kann. Das seinem Wesen nach nicht Technisierbare, nicht Organisierbare ist nun das Seelische und das Geistige, und zwar darum, weil diese Gebiete nicht kollektiv, sondern individuell sind. Seelisch und geistig ist jeder Mensch einmalig, und wem das nicht bewußt wird, der ist eben ein Massenmensch. Im Augenblick nun, da man auch das Seelisch-Geistige der Technik und Organisation unterwirft, statt daß diese ihm dienen, entsteht die Gefahr, daß das Massenmenschentum das individuelle Leben erstickt. Diese Gefahr bedroht uns nicht nur, es fehlt sogar nicht an solchen, die darin erst den wahren Fortschritt sehen, wenn auch das Seelisch-Geistige sich organisiert. Es sind die Bolschewisten, deren Kommunismus sich durchaus nicht auf den Besitz beschränkt, sondern das Privatleben abschafft und Wissenschaft und Kunst kollektiviert. Das Individuelle erscheint ihnen als das Bürgerliche schlechthin. Beobachtet man indessen das Leben des modernen Bürgertums, so kann man sehen, daß gar viele, die im Bolschewismus die größte Gefahr erkennen, dessen wesentlichen Programmpunkt ahnungslos schon völlig erfüllen, nämlich den Verzicht auf individuelles Leben zugunsten der kollektiven Gruppen, in die sie sich durch Beruf, politische Anhängerschaft, ja durch Sport und Vergnügen drängen lassen.

Es gibt indessen noch einen anderen Gesichtspunkt. Während über den zunehmenden Materialismus und die Mechanisierung des heutigen Lebens geklagt wird, muß man feststellen, daß Materialismus und mechanistische Welterklärung die wissenschaftliche Weltanschauung des vergangenen 19. Jahrhunderts war, indes es heute keinen bedeutenden Denker mehr gibt, der diese Anschauung vertritt. Überall wird wieder die Seele (im Gegensatz zu der rein naturwissenschaftlichen „Psyche“), der Geist (im Gegensatz zu dem rein rationalen Intellekt) entdeckt, und beträchtliche Gruppen, vor allem auch der Jugend, suchen in dieser Richtung neue Vertiefung des Lebens.

Daraus aber ist folgendes zu schließen: Wenn die Ideen sich erst so stark nach der Oberfläche des Lebens auswirken, daß sie gesiegt zu haben scheinen, dann sind sie schon tot, so wie viele Sterne, wenn ihr Licht die Erde erreicht. Der Urquell des schöpferischen Lebens liegt im Individuellen. Gerade die äußere Sinnlosigkeit hat heute polar ein neues individuelles Suchen nach neuem Sinn heraufbeschworen. Vorläufig ist es dem oberflächlichen Betrachter noch verborgen, wie das Urchristentum zur Zeit der Cäsaren.

Reichsaussenminister Dr. Stresemann †

Leben und Wirken Dr. Stresemanns.

Der verstorbene Reichsaußenminister war ein gebürtiger Berliner. Am 10. Mai 1878 geboren, studierte er in Berlin und Leipzig Geschichte, Staatswissenschaften und Literatur. Nach seiner Promotion wandte er sich dem Gebiete der praktischen Volkswirtschaft zu und war in den Jahren 1902—1918 Syndikus des Verbandes Sächsischer Industrieller. Politisch schloß er sich der Nationalliberalen Partei an, die er zunächst im Dresdener Stadtparlament vertrat. Im Jahre 1907 wurde er erstmalig als Abgeordneter dieser Partei in den Reichstag gewählt. Nach dem Tode Ernst Bassermanns übernahm er die Führung der Nationalliberalen Partei. Ihre Nachfolge trat dann nach dem Kriege die Deutsche Volkspartei an, deren Gründer Stresemann war, und deren maßgebender Führer er bis zu seinem Tode geblieben ist. In Deutschlands düsterster Zeit, während des Ruhrkrieges und des Währungsverfalls, wurde er im August 1923 nach Cunos Rücktritt mit der Bildung des Kabinetts beauftragt. Bis zum 30. November gleichen Jahres war er dann Reichskanzler und Reichsaußenminister. Auch unter dem Kabinett Marx behielt er das Amt des Außenministers bei, das er seither ununterbrochen innehatte. Im Februar 1925 leitete er mit dem Vorschlag eines Sicherheitspaktes an Frankreich eine Verständigungspolitik ein, die im Oktober desselben Jahres zur Konferenz von Locarno und am 1. Dezember zur Unterzeichnung der Verträge in London führte: Die erste Rheinzone wurde besatzungsfrei. Im Jahre 1926 folgte der Vertrag mit Sowjetrußland, und Deutschland trat als ständiges Mitglied dem Völkerbund bei. Damals fand auch die berühmte Besprechung mit Briand in Thoiry statt. Am 5. August 1928 unterzeichnete Stresemann in Paris den Kelloggpakt. Im August dieses Jahres gelang es ihm, bei der Haager Konferenz die Zusage der Räumung des besetzten Gebietes und der Liquidierung der Saarfrage zu erreichen. Im September nahm er an der Völkerbundsversammlung in Genf teil. Mitten aus den innerpolitischen Verhandlungen in Berlin hat ihn nun am 3. Oktober ein Schlaganfall gerissen, nachdem er schon früher wiederholt durch Krankheit an der Amtsführung verhindert gewesen war.

Mit Dr. Stresemann ist eine vielumstrittene politische Persönlichkeit aus dem Leben geschieden. Über sein Wirken kann erst die Geschichte ein endgültiges Urteil sprechen. Sein Name wird jedenfalls unzertrennlich mit der deutschen Nachkriegspolitik verbunden bleiben.

Dr. Gustav Stresemann,
† am 3. Oktober im Alter von 51 Jahren.
(Phot. A. Binder, Berlin.)

Vor 10 Jahren: Dr. Stresemann als volksparteilicher Abgeordneter im Foyer des Nationaltheaters zu Weimar während der Tagung der Deutschen Nationalversammlung.

Links: Bild aus der Studentenzeit. — Rechts: Dr. Stresemann als Redner: Ansprache während der letzten Völkerbundsversammlung in Genf. (phot. Dr. Erich Salomon.)

Der kranke Mann: Zur Kur in Bad Wildungen.

Dr. Stresemann mit seiner Gattin Käte, geb. Kleefeld, in Wiesbaden bei der Silberhochzeitsfeier im vorigen Jahre. (phot. Dr. Erich Salomon.)

Auf der Totenbahre im Wintergarten des Auswärtigen Amtes.

Das feierliche Staatsbegräbnis Dr. Stresemanns in Berlin am 6. Oktober: Der Trauerzug vor dem Reichstagsgebäude nach der Trauerfeier.

Reichspräsident v. Hindenburg verabschiedet sich nach der Trauerfeier vom diplomatischen Korps vor dem Auswärtigen Amt.

Der Vizepräsident des Reichstags Freiherr v. Kardorff bei der Gedenkrede vor dem Reichstagsgebäude.

Dr. Stresemanns Totenmaske.
Abgenommen von Prof. Hugo Lederer, Berlin

Der letzte Gruß: Frau Käte Stresemann, die Witwe des Verstorbenen, am Grabe auf dem Luisenstädter Friedhof. Links und rechts die beiden Söhne.

DER HALBMOND VOR WIEN

ZUR ERINNERUNG AN DIE ERSTE BELAGERUNG WIENS DURCH DIE TÜRKEN VOR 400 JAHREN

In den Tagen vom 22. September bis zum 15. Oktober sind es 400 Jahre, daß vor den Mauern der Stadt Wien ein Türkenheer erschien, sie eng umschloß und nach erfolglosen Stürmen wieder verließ. Die staatlichen ebenso wie die geistigen Ordnungen des Abendlandes waren durch eine vollfremde Feindesmacht aufs empfindlichste bedroht. Orient und Okzident rangen wieder einmal um die Vorherrschaft in der Alten Welt.

Dem turanischen Wüstenvolke der Türken, das vom 13. Jahrhundert her das ehedem griechische Kleinasien zu seinem Hauptland gemacht und in den zwei Folgejahrhunderten sich ungeheuer nach Persien, über den Balkan, in das Unterdonauland, in die mittelländische Inselwelt hinein verbreitet hatte, ist der Gedanke eines Vorbruches ins innere Europa gleichsam als Abschluß seines Eroberungswerks erst spät auf der Höhe politischer Macht gekommen. Im Jahre 1521 eroberten die Türken Belgrad, 1526 Ungarn. Dem Lande Ungarn sollte dann auch Österreich folgen, dessen Herr, der Habsburger Ferdinand, auch die Hand auf Ungarn zu legen wagte und zudem der Bruder jenes abendländischen Kaisers Karl V. war, dem die Türkensultane den Weltherrschaftsanspruch des Morgenlandes entgegenhalten wollten.

Der stramm einheitlichen Zusammenfassung der osmanischen Lande unter Sultan Suleiman II. stand die politische Zerspaltung der anderen Seite entgegen. So hat er die Stunde für seinen Versuch auf die Grenzfeste Deutschlands, das in Wirklichkeit keineswegs „wohlverwahrte" Wien, gut gewählt.

„Vienna obsessa a Solimanno anno domini 1529."
Wiens Belagerung durch die Türken unter Sultan Suleiman II. Zeichnung von Barthel Beham.
Die Abbildung zeigt das Feldlager der Türken und im Hintergrund die von der Südseite aufgenommene Stadt. Vorn das Zelt Suleimans. — Die Aufnahme der jetzt verschollenen Zeichnung befindet sich im Besitz der Bibliothek der Stadt Wien.

Graf Niklas v. Salm,
der tapfere Verteidiger der Stadt Wien während der Türkenbelagerung (22. September bis 15. Oktober 1529). — Porträtrelief von seinem Grabmal in der Votivkirche zu Wien. Er ist am 4. Mai 1530 an den Folgen einer während der Belagerung erlittenen Verwundung gestorben.

Den hundertundzwanzigtausend Streitern, die er im September 1529 gegen die Stadt heranführte, stand etwa ein Zehntel von Verteidigern entgegen. Erst in letzter Stunde, vor allem unter dem Eindruck der machtvollen Worte Martin Luthers, daß Alt- und Neugläubige gleichermaßen zu Hilfe an den Kaiser in solcher Not verpflichtet seien, waren von Reichs- und Erblandsständen diese „eilenden Hilfen", auch sie noch schwach genug, herangebracht worden. Aber sie reichten hin, das Übel abzuwehren, und ihr Befehlshaber, Niklas v. Salm, der an seinen im Dienst empfangenen Wunden vorzeitig sterben mußte, war ein ganzer Mann. Die Kälte, zusammen mit der Überzeugung, daß man das Unternehmen militärisch gegenüber den reichlich heranströmenden Entsatztruppen nicht werde behaupten können, haben schließlich Sultan und Türkenheer zu eiligem Rückzug veranlaßt. Ein nochmaliger Versuch zur Belagerung von Wien ist drei Jahre später schon vor den Mauern der kleinen ungarischen Grenzstadt Güns zu Fall gekommen.

Die Stadt Wien hat mit ihrem glücklichen Widerstand von 1529 eine historische Leistung für Europa und für Deutschland vollbracht. Das Urteil darf heute wie einst dahin lauten, daß mit der Verteidigung von Wien im Jahre 1529 und wiederum 1683 in besonders augenfälliger Weise das Haus und Land Österreich, gewiß reichlich gefördert durch Gesamtdeutschland, aber doch vor allem aus eigenen Kräften Deutschland und das Abendland vor dem Einbruch einer fremden Welt des Ostens haben schützen können.

Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kretschmayr, Wien.

Ein Meisterwerk der Genremalerei:

In tausend Ängsten.

Gemälde von Ludwig Knaus.

Zum 100jährigen Geburtstag des Künstlers († 1910) am 5. Oktober.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Wie kann sich Deutschland gegen Luftangriffe schützen?

Schutz gegen Gas?

Kaum war der „Friedens"-Vertrag von Versailles geschlossen, so folgten „Abrüstungs"-Konferenzen auf Konferenzen, Kellogg „ächtete" den Krieg, Minister in aller Herren Ländern bliesen Friedensschalmeien, internationalisierende Pazifisten propagierten „Nie wieder Krieg". Danach könnte eigentlich das goldene Zeitalter des „ewigen Friedens" nicht allzufern liegen. Wie sieht es aber hingegen in der Welt tatsächlich aus?

Die strategischen Interessen der Vereinigten Staaten von Amerika für Europa sind belanglos, auf unserem Kontinent stehen indes die Siegerstaaten, waffenstarrend, mit den modernsten Kampfmitteln ausgerüstet, den anderen, wehrlos am Boden liegenden schroff gegenüber. Auch dem krassesten Laien ist klar, daß die Luftwaffe im Zukunftskrieg ausschlaggebend wirken wird. Schon England hat am eigenen Leibe verspürt, was es heißt, Luftangriffen ausgesetzt zu sein, ja sogar der stolze Brite ist dabei seines Prestiges verlustig gegangen, von nun an — im Verein mit dem U-Boot — das uneinnehmbare Inselreich zu sein. Luftschutz der Riesenmetropole London, der Eisenbahn- und Fernsprech-Knotenpunkte in Großbritanien, seiner Industriezentren sowie der Kriegs- und Handelshäfen ist heute auf das vollendetste durchorganisiert. Da nun unser deutsches Vaterland, bar jeder Luftwaffe, ohne erdgebundene Flugabwehr dasteht, zum Angriff aus der Luft überhaupt nicht befähigt ist, müssen sich also schon Englands Rüstungen gegen andere Kontinentmächte richten. In diesem Wettstreit um die Vorherrschaft in der Luft entstehen diesseits wie jenseits des Kanals Flugzeuggeschwader auf Flugzeuggeschwader, im Gegensatz zu offiziellen Versicherungen des Abrüstungsgedankens beiderseits, der da nur ein „Gedanke" bleiben kann. Wenn nun in Frankreich Stimmen laut werden über die Knebelung seiner Handelsluftfahrt aus militärischen Rücksichten, so brauchen wir derartige Klagen aus Paris nicht allzuernst zu nehmen: der gute Freund am anderen Ufer des Ärmelkanals weiß schon, was er hiervon zu halten hat! Ähnlich kommen Nachrichten aus Polen, Sowjetrußland und China; auch dort wächst das Luftschutzinteresse mit fortschreitender Militärluftfahrt, in der Erkenntnis, daß ein kommender Luftkrieg Zivil und Militär, Streiter und Nichtstreiter, Greise, Frauen und Kinder nicht zu unterscheiden vermag.

Und wir? Umgeben von wohlgerüsteten Nachbarn, wie sollen wir Luftschutz vorbereiten? Der Angriff ist — immer noch — die beste Abwehr, aber Deutschland darf selbst im 11. Friedensjahr nicht über ein einziges Militärflugzeug verfügen! Seit Jahren werden die über London und Paris regelmäßig stattfindenden Luftmanöver von der deutschen Tagespresse — je nach ihrer politischen Einstellung — verschieden, auch gegensätzlich beurteilt: Deutschen Pazifisten passen diese ungeheuerlichen kriegerischen Luftvorbereitungen des Auslands nicht in ihr Programm, die Gegenseite würdigt die Gefahr. Wer aber öffnet dem deutschen Volk die Augen über all das, was erfolgen kann und unbedingt eintreffen wird, wenn die Völker wieder zu den Waffen greifen werden?

Wie im Kriegsfall die feindlichen Bombenflugzeuge in Geschwadern das gegen Luftangriffe wehrlose Deutschland überfliegen würden.

Sind denn Leute ernsthaft überzeugt, etwas durch flammende Proteste und papierene Entschließungen gegen einen Luftkrieg mit Gas- und Brandbomben zu erreichen? Wer wird unsere Industriezentren, Eisenbahnen, Bahnhöfe, Brücken und Tunnels vor Luftangriffen schützen? Sollte sich in der Tat der Krieg jemals „abschaffen“ lassen? Geht nicht nach wie vor, heute mehr denn je, Macht vor Recht? Deutschland hat also mit Luftangriffen zu rechnen, ohne selber aktive Abwehr vorbereiten zu dürfen. All diese Aufklärungen über die Gefahren und die Abwehr eines Gaskrieges, Anpassung der Siedlungspolitik und des modernen Städtebaues an die Methoden des Luftangriffs durch die dezentrale Anlage, Schaffung gassicherer Unterkünfte, Reinigung und Entseuchung von Straßen und Räumen, Behandlung Gaskranker, Organisation eines Melde- und Warnungsdienstes, des Schutzes lebenswichtiger Betriebe sind dringend nötig. Da sich nun aber der Luftkrieg der Überraschung, als seiner schärfsten Waffe, namentlich zur Nachtzeit bedienen wird, sind Vorkehrungen zu treffen, daß ganze Straßenzüge mit einem Griff in Dunkelheit verschwinden können, ohne hingegen die Innenbeleuchtung der Häuser mit einzubeziehen. Wir sehen aus diesen Andeutungen, daß sich der militärische Luftschutz wesentlich vom zivilen unterscheidet: Eine Militär-Luftflotte hat der Abwehr zu dienen: der zivile Luftschutz wirkt sich gegen die Folgen eines Angriffs aus. Wo aber, wie in Deutschland, der aktive Militärschutz ausfällt, ist eben der zivile, passive Widerstand der einzige, dazu noch mit unvollkommensten Mitteln! — Hierzu wird in erster Linie die Einnebelung wichtiger Geländebedeckungen zu erfolgen haben. Abhängig ist das Verfahren von den Witterungsverhältnissen; stärkere Winde machen diese Schutzart illusorisch. Da nun einmal die Geschwindigkeit die Hauptstärke der Militärflugzeuge ist, bedürfen nicht nur Grenzgebiete des Luftschutzes, vielmehr würden sich Angriffe aus der Luft — sofort nach Erklärung des Kriegszustandes — bis tief ins Herz von Deutschland hinein erstrecken. Jedem Deutschen, gleichgültig, welchen Geschlechts, einerlei, welchen Alters, eine Gasschutzmaske von Amts wegen zu liefern, wie es in Rußland und Japan bereits geschieht, dieser Plan ist abwegig, weil mit dem Augenblick der Einführung sofort ein neues Gas zusammengestellt würde, gegen das dieses Schutzmittel wirkungslos ist.

Die jahrelangen Erfahrungen der Tag- und Nachtluftmanöver über London und Paris, denen nun auch in diesem Jahre Neuyork, Moskau, Warschau und Tokio gefolgt sind, sie alle stimmen überein, daß selbst die vorzüglichste Abwehr Luftangriffe wohl erschweren, nie aber unterbinden können wird. Ein Beweis — **um so gewichtiger, da er von der Gegenseite stammt — in welch besonders großer Gefahr sich ein wehrloses Land wie Deutschland befindet.**

Major a. D. Ernst.

Künstlicher Nebel kann als passiver Luftschutz bei feindlichen Fliegerangriffen eine bedeutsame Rolle spielen. (Brückenabbau im Pioniermanöver der Reichswehr bei Hohenwarte unweit Magdeburg unter dem Schutz künstlicher Nebelwolken.)

Was die verschiedenen Länder an Kriegsflugzeugen gegenüber dem wehrlosen Deutschland aufweisen.

Die Wirkungsbereiche der europäischen Luftflotten.

Übung zur Einnebelung von wichtigen Gebäuden als Schutz gegen Sicht bei einem etwaigen Luftangriff auf Deutschland.

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(1. Fortsetzung.)

Ruloff lächelte; er hörte ihr gern zu, weit entfernt, diese spitze Art zu bekämpfen. Sie hatte ja recht. Es war gut, daß ihm jemand wieder einmal die Wahrheit vorhielt. Und das besorgte sie, sooft er sie traf. „Mein Artikel war für Sie geschrieben; unser Gespräch im Wiener Café hat mir mehr zu schaffen gemacht, als Sie ahnen."

„Dann ist es gut."

„Wieso?"

„Haben Sie schon gekündigt?"

Er blickte sie verdutzt an. Sein Erstaunen hinderte ihn nicht, den fremdartigen Reiz dieses Gesichts aufzunehmen. Es war sehr blaß gepudert und wirkte fast weiß. Die starken Lippen waren gefärbt und wölbten sich ein wenig zu aufdringlich. Aber die Augen waren schön. Mandelförmig geschnitten und sehr groß, hatten sie das tiefe Braun der Tiere. — „Ich muß gestehen, ich habe mit Martini bereits eine Unterredung gehabt; er überrumpelte mich, aber ich konnte noch rechtzeitig einlenken. Ihre Vorschläge, Frau Rubin, waren ja auch zu allgemein gehalten, zu vage, als daß ich eine Existenz aufs Spiel setzen konnte. Oder glauben Sie, ich möchte eines Tages noch einmal engagementlos dastehen wie im letzten Winter."

„Man kann sich nicht gegen das Leben versichern, mein Lieber. Wenn Sie die kümmerliche Existenz eines Vierhundert-Mark-Redakteurs... Zuviel, zu hoch geschätzt...?"

„Lachen Sie nicht so impertinent!"

„Wenn Sie solche Kleinbürgerexistenz durchhalten wollen, habe ich freilich nichts mehr zu sagen. Man soll niemandem seinen Teich verekeln."

„Wenn man ihn nicht in klareres Wasser setzen kann, nein!"

„Jeder Kanal führt in den Ozean. Wußten Sie das nicht? Nur Teiche stagnieren."

„Mit Metaphern kommen wir nicht an den Kern der Angelegenheit. Ich bin kein Krämer, aber auch kein Narr mehr. Nichts hält mich hier. Ich bin bereit, jeden Weg zu gehen, der bergan führt. Sie sind ohne Engagement. Sie schlagen mir eine Direktion vor. Gut. Die Genossenschaft unterstützt den Plan. Alles schön. Aber wer zahlt die ersten Gagen, wer zahlt die Pacht, stellt die Kautionen?"

„Ich. Ich bin kein Krämer und kein Narr. Ich weiß genau, wie weit Geld reicht." Sie beugte sich ihm näher: „Ich weiß auch, wie weit Ideale reichen, wie lange sie tragen."

Er atmete schwer, nickte dann. „Das ändert die Sachlage." Er sann nach und sagte: „Warum kommen Sie zu mir?"

„Ich bin eine Frau. Es gibt Situationen, in denen das Geschlecht uns handikapt."

„Gewiß. Und Sie meinen, daß ich der richtige Partner für Sie bin?"

„Sie haben Ehrgeiz, Sie wollen hoch hinaus. Sie haben keine Ideale, sondern Ziele. Sie sind Egoist."

„Frau Rubin, Sie schmeicheln mir nicht gerade."

„Das wäre zu billig. Damit gewinnt man die anderen, die wir brauchen werden. Wir!" Und sie sah ihn an, und der Blick brannte sich in seine Augen. „Wir wollen ehrlich sein; halbpart die Strecke Wegs, die wir gehen; halbpart in allem." Sie streckte ihm die Hand hin, riß den Handschuh herunter. „Ich bin abergläubisch. So — jetzt."

Zwei trockenheiße Hände berührten einander und hielten sich. Zwei Blicke waren verankert ineinander und wichen nicht aus. Aber das Leuchten in den Augen der Rubin war stärker; es floß über, es strahlte über das ganze Gesicht. „Artur Ruloff", sagte sie, „wir hätten das eher haben können; es wäre vielleicht besser gewesen."

„Warum?" meinte er. „Sind wir zu alt, um reich zu werden?"

Sie ließ seine Hand los. „Reich werden! So, ja natürlich." Und sie wandte den Blick ab. „Dazu ist noch immer Zeit."

„Sie meinten?"

Sie lächelte. „Nichts." Dann erhob sie sich aus seinem Stuhl. „Haben Sie jetzt Zeit? Wir wollen sofort zum Notar und die Verträge machen. Ich leihe Ihnen ein paar tausend Mark. Wir zahlen eine gewisse Summe ein und arbeiten auf halbpart."

Er stand auf; er reckte die Arme. Diese Frau warf Worte hin, die wie ein Wind durch das Zimmer bliesen. „Also so sind Sie?" sagte er strahlend. „So impulsiv, so entschlußfreudig, so — rücksichtslos? Sie reden von meinem Egoismus und verlangen in derselben Atemminute, ich soll springen, nur weil es Sie zum Sprunge drängt!" — Da war plötzlich wieder Artur Ruloff, der Primaner, da, der eines Nachts vom Hause durchbrannte und in Hamburg gefaßt wurde just in der Stunde, da er Heuer angenommen hatte nach Schweden; Artur Ruloff, der im ersten Semester plötzlich die Jura Jura sein ließ und in Liegnitz am Theater auftauchte... „Springen wir!" rief er und faßte sie, die einen Kopf kleiner war als er. „Springen wir, Rosa Rubin! Wir werden sehen, wo wir auftreffen!"

Es war wohl diese Umarmung, es war wohl, daß sie beide längst die Hemmungen der Bürgerlichkeit nicht mehr spürten; ein voller, roter, lachend aufgewölbter Mund war nahe, und diese Augen hatten den feuchten, tiefen Glanz, den er liebte; Ruloff neigte sich über sie. Eine Sekunde war ein anderes Gesicht dazwischen, blauäugig, schmallippig und nicht so verwirrend fremd — aber die Sekunde war vorüber und kam nicht zurück. Als er ihre Lippen berührte, war sie nicht mehr die Partnerin, mit der man geschäftlich verhandeln wollte; als er sie losließ, war sie nicht mehr blaß. „Oh", sagte sie, „Ruloff, was tun wir denn!"

„Halbpart", erklärte er lachend und drehte sich um, holte hinter dem Vorhang Hut und Mantel hervor. Aber sein Lachen gefror. Die Tür öffnete sich. Chefredakteur Martini blickte herein, sah den Besuch und schloß die Tür wieder mit einem Nicken. „Pardon!" Ruloff erschrak. Nicht dieser Mann erschreckte ihn. Aber eine Ideenverbindung war da. Ist er schon von Mittag zurück, dann ist es drei Uhr, um fünf Uhr will ich Jutta treffen, Jutta, dieses Mannes Schwester, eine geliebte Jutta. Er fuhr herum. Am Schreibtisch stand Rosa Rubin und wartete. Wie denn ... diese da ... nicht Jutta? Und es war gewesen wie ein Rausch, wie wenn es Juttas Lippen gewesen wären... Bin ich ein Kind? Unsinn. Das paßt ja nicht. Ein Ehemann, Gewissensbisse? Ich bin nicht verheiratet. Was übrigens war denn? Lieber Himmel, was für philiströse Anwandlungen! Ein Kuß, eine Kollegin. Sagen würde er es Jutta. Denke dir nur, was einem passieren kann, ich habe diese Rubin geküßt. Du kennst sie ja auf der Bühne, nanntest sie die Lulu, aber das ist nur Tünche, nur das Gebaren, sie war ganz zahm, als ich sie im Arm hielt. Zum Teufel, da war er ja wieder bei der Rubin! Schluß, vorbei!

„Liebe Rosa — duzen wir uns eigentlich? — danke — also, wir müssen sachlich bleiben. Dies" — er deutete in der Richtung, wo die Umarmung stattgefunden hatte — „darf nicht wieder vorkommen. Es verwirrt. Wir aber wollen einen klaren Kopf behalten, denke ich."

„Dann handle, wie du denkst", sagte die Rubin, und sie lächelte dies Lächeln, das er vorhin schon einmal impertinent genannt hatte.

„Hättest dich ja wehren können", sagte er bissig.

„Auch noch! Wehre du dich, guter Artur."

Sie gingen zur Tür. Die jungen Leute im Vorraum brauchten diesen Dialog nicht zu vernehmen. Er hatte aber auch nichts zu sagen. Der Rubin letzter Satz ging ihm durch den Kopf. — Im Flur schon überfiel sie der Lärm der Druckerei. Hupen schrien im Hof, Männerrufe hallten die Gänge entlang.

„Ist das hier immer so?"

„Das Abendblatt ist heraus", erklärte er ihr.

„Das Abendblatt? Jetzt?"

„Das Abendblatt, ja." Er trat zu ihr auf die Straße; der Portier grüßte devot. Zum letzten Male? Unsinn — man konnte nicht so sang- und klanglos verschwinden. Das hatten die Leute nicht verdient. Martini nicht, den er schätzen gelernt hatte in diesen drei Vierteljahren. Er winkte einer Autotaxe. „Hast du deinen bestimmten Notar?"

„Justizrat Nonne und Doktor Ziklas, Mittelstraße fünf", sagte sie statt seiner und stieg ein.

Halbdunkel umfing sie. Dünn surrte der Motor. Der Wagen schütterte kaum auf dem Asphalt. Diese Ruhe, diese Stille war wie ein Atemholen. Kam eine Reaktion? Hatten sie sich übernommen, sich selbst übersteigert? Die Rubin saß still, hatte den Kopf ein wenig zurückgelehnt und schien nachzudenken. Ruloff betrachtete sie unauffällig. Was ging hinter dieser Stirn vor? Pläne, Übertölpelungsversuche? Er sagte unerwartet, aber es mußte heraus, dieser Satz bedrückte ihn immer noch: „Du sagtest, ich solle mich wehren, Rosa Rubin..." Er beendete den Satz nicht, ließ den vollen Namen eindringlich am Schluß stehen.

„Sagte ich das?" Sie wandte ihm den Kopf zu. „Ich habe dir ehrliche Kameradschaft angeboten. Mehr kann kein Mensch dem andern entgegenkommen, Ruloff." Und als er schwieg: „Mißtrauen ist eine Krankheit, eine häßliche dazu, die im Dunkeln um sich greift. Im übrigen können wir das Auto umkehren lassen, und ich setze dich wieder auf deiner Redaktion ab."

SPAZIERGANG

FEDERZEICHNUNG VON F. STAEGER

„Nein", sagte er, und er sah sie an. Ihm war, als spüre er Trauer in ihren Zügen, Enttäuschung zumindest. „Ich bin klein", sagte er, „laß mir Zeit." Und er nahm ihre Hand auf und legte sie an sein Gesicht. „Ich muß alle Menschen enttäuschen und mich am meisten. Sei nicht böse; es war nicht nett, wie ich deiner Großzügigkeit begegnete."

Rosa Rubin lächelte ins Leere. „Worte sind Hilfsmittel", sprach sie leise, „reden wir nicht mehr."

Sie schwiegen wirklich. Nur vor der Tür, als der Wagen schon bremste, sagte Kuloff, und es schien, als sei dieser Satz das Endergebnis langen Denkens: „Wenn jeder wüßte, wer er ist — das Leben wäre einfacher." Die Rubin blickte kurz auf, aber da hielt das Auto.

Im Warteraum sah sie auf ihre Armbanduhr. „Es ist jetzt ..." Aber die Uhr stand. „Gleich vier Uhr", half er. „In einer Stunde — muß ich — wieder auf der Redaktion sein."

„Nun", sagte Rosa Rubin, „das ist jetzt wohl nicht mehr so wichtig."

„Aber gewiß, sehr! So lange werden wir doch auch hier hoffentlich nicht antichambrieren müssen?" Er ereiferte sich fast. Rosa Rubin betrachtete ihn verwundert. Pflichtkomplexe?

Da ließ der Justizrat bitten. Doktor Ziklas war da; lang, blond und rosig wie ein Baby. Er erhob sich zur Begrüßung, redete erfreut klingende Sätze und schien wirklich erfreut. Der alte Justizrat Nonne war sitzengeblieben, er lächelte nur und streckte die Hand vor. Er zählte 73 Jahre. Dies waren alles Kinder. Aber als er dann die Wünsche seiner Klienten erfahren hatte, war er es, der den Ton angab, dem jungen Mann das Stenogramm diktierte und die Formulierung fand. Und nur zum Schluß hob er den Kopf, sah seinen Juniorpartner an und meinte: „Oder?" Zugleich schickte er den jungen Stenotypisten schon hinaus. Doktor Ziklas nickte. „Stimmt", sagte er nur, denn er hatte kaum hingehört, wußte aber, auf den alten Herrn war voller Verlaß. Ihre Arbeitsteilung war beiden von Nutzen. Justizrat Nonne fungierte als Notar; er, Ziklas, hatte gewissermaßen den Außendienst und stand als Anwalt dafür, diesen Verträgen nachher zur Geltung zu verhelfen. Denn immer klagte am Ende die eine Partei. Und Doktor Ziklas lächelte. Vielleicht war das des alten Herrn talentvoller Schachzug, diese übergroße, beide Klientenparteien beruhigende Genauigkeit; denn über die Genauigkeit fielen sie nachher — und brauchten den Anwalt. Justizrat Nonne, Doktor Ziklas, Rechtsanwälte und Notare; in der Natur nennt man es Symbiose. Er machte einen nicht ganz stubenreinen Witz, den der alte Nonne nicht hörte, Rosa Rubin geschickt überhörte, und den nur der gefällige Kuloff augenzwinkernd quittierte. Dann ging er; er war hier überflüssig.

„Wir setzen einen Vertrag auf", sagte der Patriarch im Lehnstuhl, „nur einen einzigen, und zwar über das Darlehen. Den Vertrag über die Partnerschaft nehmen wir als Zusatz, gesondert zwar, aber unter derselben Nummer. Dadurch sparen Sie erhebliche Gebühren." Der geschäftige Schreiber war schon mit einem Schriftstück fertig und hielt die Blätter zur Unterschrift bereit. „Sie erhalten die Verträge übermorgen gestempelt in zwei Exemplaren", sagte der Justizrat, reckte sich, ließ sich die Hand schütteln und setzte sein bestes Lächeln auf. Junge Leute sah er immer gern.

I, 3.

Die Theaterstraße — es war nicht erfindlich, warum sie diesen Namen trug, denn das Stadttheater befand sich in einer ganz anderen Gegend — die Theaterstraße gehörte zu den stillen, feinen Straßen der Stadt. Man hatte den kleinen Villen die Vorgärten gelassen. Tulpenbeete, ein Rosenrondell, Fliederbüsche und Goldregen schufen hier im Frühling und im Sommer farbenprächtige Symphonien. Jetzt im Herbst kamen nur noch die Rosen zur Geltung. Sie wuchsen und dufteten verschwenderisch.

Der Garten der Witwe des Landesgerichtsdirektors Sengelmann fiel ein bißchen ab gegen die der Nachbarn. Er war ungepflegt, und die Rosenstöcke wilderten anlehnungsbedürftig ineinander. Sie kümmerte sich nicht mehr darum. Seit sie die drei Parterrezimmer vermietet hatte an diese Schauspielerin, die ihr eigenes Mädchen hielt, war ihr der Garten verschlossen. Nicht daß Rosa Rubin ihr den Zutritt verweigert hätte. Aber der Frau Sengelmann widerstrebte es, ihren Garten durch die Gittertür von der Straße aus betreten zu müssen. Und durch die Zimmer des Fräuleins ging sie nicht. Erstens verband sie nichts mit dieser Theaterdame als ein höflicher Gruß bei zufälligen Zusammentreffen, und dann behagte der Frau Sengelmann das Milieu nicht, die Atmosphäre, die Lebensart, die dort unten herrschten. Zuweilen empfing die Rubin Herrenbesuch; Kollegen wahrscheinlich. Die saßen in den Zimmern herum, rauchten und tranken, manchmal spielte sogar ein Grammophon, und es wurde getanzt. Das alles hielt sich in den Grenzen der Gesittung; gewiß, die Leute wurden nicht auffällig, und es war der Rubin nichts nachzusagen. Freilich schrie sie zuweilen, abends spät, selbst nachts. Frau Sengelmann fuhr dann jedesmal entsetzt im Bette hoch und lauschte, bis sie am Auf und Ab der Töne und den immerhin ein bißchen ungebräuchlichen Redewendungen der Rubin merkte, daß es sich um eine Rolle handelte, die diese Verworfene ausgerechnet nachts memorierte. Nachts! Das Haus war sowieso so hellhörig. Oder war sie es? Einmal hatte sie das Fräulein wegen solcher nächtlichen Szene zur Rede gestellt. Doch die hatte sie ausgelacht.

„Meine beste Frau Sengelmann, ich habe ja deswegen das ganze Parterre gemietet, um allein und ungestört zu sein!"

„Sie sind ja aber gar nicht allein, Fräulein Rubin", hatte sie ein bißchen spitz erwidert. Aber das hatte die Rubin gestachelt. „Sie glauben, weil zu Ihnen niemand kommt, sollte ich leben wie Sie? Irrtum, beste Frau!" Und sie hatte sie stehenlassen.

So war es bei der sehr kühlen Grußbekanntschaft geblieben. Man mußte sich solche Leute fernhalten. Sie besaßen keinen Takt.

Frau Sengelmann saß oben im ersten Stock an ihrem Wohnzimmerfenster und schaute auf den Garten und sah die Straße entlang. Da geschah nicht viel. Die Rosen entblätterten. Der Briefträger zog von Haus zu Haus. — Als der Schauspieler Philipp Mittelmann die Gartentür aufklinkte und eintrat — sie kannte ihn, er war der Freund, an der Häufigkeit seiner Besuche gemessen, der bevorzugte Freund der Rubin — als er einfach diesen Garten durchschritt und an die Scheiben des Fensters pochte, als das Mädchen Dora ihm öffnete und mit ihm sprach, ehe er abbog, zum Hauseingang hinüberging ... aber das sah Frau Sengelmann schon nicht mehr, das konnte sie allenfalls mutmaßen — als Philipp Mittelmann auf jeden Fall nicht in ihr Blickfeld zurückkam, regte sie sich über diesen Herrenbesuch nicht einmal mehr auf. Wozu? An eine Änderung der Zustände war nicht zu denken. Drückte man also die Augen zu, stellte man sich blind und taub. Die Welt war anders geworden. Die Welt begann schon im Parterre. Gewöhnte man sich daran. Es gab immer Schwierigkeiten. Alle Leute klagten. Sie war wenigstens der pekuniären Miseren enthoben, seit Rosa Rubin im Hause wohnte.

Philipp Mittelmann wagte es, sich eine Zigarette anzuzünden, aber er öffnete zugleich das Fenster und blies die Rauchwolken in diese Richtung. Manchem Schauspieler bleibt auch im Leben etwas Theatralisches. Niemand, der etwa den Filmstreifen dieser Minute zu überschreiben gehabt hätte, wäre im Zweifel gewesen, einen anderen Titel als „Erwartung" herzusetzen. Philipp Mittelmann wartete so offensichtlich mit jeder kleinsten Gebärde, daß man begriff, er mochte ein guter Schauspieler sein. Als die Zigarette beendet war, wanderte er zweimal durch das Zimmer, pochte mit dem Fingernagel gegen den Ziergong an der Wand, horchte dem Ton nach und wandte sich wieder ab. Vor dem großen Bilderrahmen, der die Rollenaufnahmen der Rosa Rubin sammelte, blieb er stehen. Er kannte sie alle, diese Bilder, die Kostüme. Worte standen auf, Klänge ihrer schönen vollen Altstimme; der Tonfall lag ihm im Ohr. Sie hat viel gespielt in diesem Jahr, dachte er, sie hat alles gespielt; das Fach der guten Rollen. Aber er dachte das ohne Neid. Neid auf diese Frau kannte er nicht. Waren sie — Kollegen, Männlein und Weiblein — nicht alle Fassade, arme Requisiten, wenn Rosa Rubin auf der Bühne stand! Er begriff nicht, wie man eine Opposition gegen sie hatte entfachen können, wie man ihr diese Art, sich ins Licht zu stellen, vorwerfen konnte. Er gestand ihr die Berechtigung, Mittelpunkt zu sein, absolut zu. Er kreiste um sie mit allen Gedanken und Empfindungen. Wie nebensächlich war es, daß er ihr auch in Wirklichkeit nachlief. Mit der flachen Hand strich er sich über das dunkle, glatt angelegte Haar. Man vergab sich, lieferte sich aus. Diese Frau war klug, gewitzt, gefühlsklar; sie, die sich vollkommen in der Gewalt hatte, erkannte ihn als haltlos.

Er wandte sich ab, aber er entschlüpfte der Meditation nicht. Kann man Haltlosigkeit, Weichheit, Kleinheit lieben? Ein kurzer stichartiger Schmerz war da in der Brust, unter den Rippen, wo das Herz pochte, ein Angstgefühl vielleicht; aber es war ebenso rasch vorüber. Er konnte sich nicht umformen; er war, wie er sich ihr gab. Und wie man sich gab, blieb ganz gleich, wenn man der Richtige war! — „Wir haben einen Krieg mitgemacht; vier Jahre waren wir hart und verkrustet und irr; wir hatten verlernt, was Zartheit hieß oder Zärtlichkeit oder halbe Töne des Gefühls. Gebrüll kannten wir und harten Zugriff der Worte und Hände. Und dann kamen wir wieder und standen vor Frauen wie Kinder. Vielleicht ist uns das geblieben, uns, die wir den Übergang nicht erlebten, die wir Wilde wurden und jetzt nur gezähmt scheinen, weil wir müde sind ... Was rede ich denn! Das liegt ja viele Jahre zurück! Aber die Geburt liegt noch viel länger zurück ..."

Als im Flur die Klingel anschlug, riß er sich los, trat an das Fenster und wartete in gleichgültiger Pose. Rosa Rubin sah zuerst seinen Rücken. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Tag, Philippus!" Da war er bei ihr. „Du wartest schon lange? Ich war mit Kuloff zum Notar. Wir haben unsere Verträge unter Dach und Fach gebracht. Es geht los; richtiger, es kann losgehen. Hast du wegen des Apollotheaters mit Archibald verhandelt?"

„Ja. Es ist frei. Du hast das Vorpachtrecht. Er erwartet allerdings noch heute deinen Bescheid."

„Er soll ihn haben. Wir ziehen ein."

(Fortsetzung folgt.)

Carl Milles ein schwedischer Bildhauer

Hierzu der Beitrag unter „Wissen und Leben" auf Seite 516.

NAJADE MIT FISCHEN
Smaragdgrüne Bronze.

TORSO

ZERBERUS
Granitsteinbild, aufgestellt an der Technischen Hochschule in Stockholm.

SEEGOTT UND MEERJUNGFRAU
Diese im Wasser aufgestellte Gruppe aus rotem Granit dient zum Befestigen von Schiffstauen.

Wild-Rinder

VON
Dr. ALEXANDER SOKOLOWSKY

Bison, das einzige Wildrind Amerikas.

Während manche Forscher für die einheitliche Abstammung aller unserer Rinderrassen vom europäischen Urrind, dem ausgestorbenen Auerochsen oder Ur, eintreten, ist die überwiegende Mehrzahl der Forscher der Ansicht, daß die Abstammung des für die menschliche Wirtschaft so außerordentlich wichtigen Wiederkäuers mehrgliedrigen Ursprungs ist. So viel ist aber sicher: für die Abstammung unseres Hausrindes von einer der heute noch lebenden Wildrinderarten tritt kein Forscher ein. Das schließt aber nicht aus, daß einige heute lebende Wildrindformen von Eingeborenen gezähmt wurden und in mehr oder weniger halbwildem oder völlig gezähmtem Zustand von ihnen als Wirtschaftstiere gehalten und gezüchtet werden. — Da manche dieser gezähmten und in den Haustierzustand übergegangenen fremdländischen Rinder im Leben verschiedener Völker eine wichtige Rolle spielen, ist es gewiß gerechtfertigt, einmal die lebenden Wildrinder einer zusammenfassenden Besprechung zu unterziehen.

Kafferbüffel.

Gayalrinder.

Jak oder Grunzochse.

Als Vertreter des Rindergeschlechts in Amerika kommt einzig und allein der Amerikanische Büffel oder Bison in Frage. Von diesem mächtigen Wildrinde bevölkerten noch zur Zeit des Eintreffens der ersten Kolonisten in Nordamerika unermeßliche Scharen die weiten Prärien vom 25. bis zum 65. Grad nördlicher Breite. Die blinde Vernichtungswut nicht des Indianers, sondern des Kulturmenschen hat dieses herrliche Wild bis auf geringe Überreste ausgerottet, die zumeist in Schutzreservaten leben. Haustier war der Bison nie.

Der nächste Verwandte des Bisons ist der europäische Wisent (Bison europaeus). Zu Beginn des Mittelalters war der Wisent in unserem Deutschland heimisch. Während der Diluvialzeit erstreckte sich seine Verbreitung sogar über ganz Europa bis Südfrankreich und Südspanien. Er war der Zeitgenosse des jetzt völlig ausgestorbenen Auerochsen oder Urs. Leider ist der Bestand an Wisenten in jüngster Zeit bis auf wenige Überbleibsel zusammengeschmolzen. Eine der bekanntesten letzten Zufluchtsstätten des Wisents war der große Wald von Bialowics im Gouvernement Grodno, woselbst sie von den russischen Kaisern geschützt wurden. Im Weltkrieg kam aber hier der letzte edle Recke dieses stolzen Rindergeschlechts zur Strecke. Auch die von dem Fürsten Pleß 1864 nach Oberschlesien verpflanzten Wisente sind jetzt so gut wie ganz verschwunden. Ebenso sind die im Kaukasus vor Be-

Wisentbulle.

Ein Wunderwerk fleißiger Menschenhände: Reisfelderterrassen im Ifugaoland (Philippinen).

Steil ragen im Gebiete der Ifugaos die Berge zum Himmel empor. Sie sind mit Reisfeldern bedeckt, von denen jedes einzelne mit Mauern aus Lehm und Steinen umgeben ist, so daß jedes Feld wagerecht liegt und das aufgefangene Regenwasser festhalten kann. Alle Felder sind durch Kanäle miteinander verbunden. Die Terrassen wirken wie riesige, bis zu den höchsten Gipfeln ansteigende Treppen, deren Stufen grüne Matten oder zur Regenzeit blinkende Wasserflächen überziehen. Die Ifugaos, die diese gewaltige Kulturarbeit geleistet haben, müssen, vor Jahrhunderten aus Birma eingewandert, unendlich lange Zeit gebraucht haben, bis sie sich durch den Aufbau der Terrassen eine Möglichkeit zum Leben und Verweilen auf eigener Scholle geschaffen hatten.

ginn des Krieges lebenden etwa 800 Exemplare bis auf wenige Stücke vernichtet worden. In zwölfter Stunde wurde eine „Internationale Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents" gegründet, deren Sitz Frankfurt a. M. ist. Dieser Gesellschaft liegt nicht nur die Erhaltung des letzten Restes, sondern auch die planmäßige Zucht ob. Da es an geeignetem Zuchtmaterial mangelte, hat man den amerikanischen Bison zur Kreuzung mit dem Wisent herangezogen. Durch wissenschaftlich durchgeführte Zuchtwahl will man das Bisonblut wieder herauszüchten, um auf diese Weise den Wisent wieder rein zu erhalten. Der Wisent ist im Gegensatz zum steppenbewohnenden Bison ein Waldtier. In den Haustierzustand hat der Mensch auch dieses Wildrind nicht übergeführt.

Dem Wisent schließt sich in der systematischen Gliederung der Jak oder Grunzochse (Poëphagus grunniens) an. Er ist gleich den vorigen Wildrindern ein ausgesprochenes Herdentier. Seine Heimat sind die Hochländer Tibets in Höhen von 4000—6000 m, deren Unbilden der Jak durch sein dickes, langes Haarkleid zu ertragen vermag. Spärlich ist in jenen Hochgebirgseinöden das Futter für diese Tiere verteilt; sie sind daher gezwungen, Wanderungen zu unternehmen. Der wilde Jak zeigt ein einfarbiges Braunschwarz. Aus diesem mehrjährigen Wildrind, dessen Jagd nicht ungefährlich ist, hat der Mensch sich ein gefügiges Haustier erzogen, mit dessen Hilfe es ihm möglich ist, die Schrecken der Gebirgswelt jener Gegenden zu überwinden. Der gezähmte Jak dient den dort lebenden Völkern als Reit- und Lasttier. Auch werden Fleisch und Milch des zahmen Jaks sehr geschätzt. Besonders wird der Wohlgeschmack der gelben Butter gerühmt. Seine Haut wird zu Leder verarbeitet, aus den Haaren werden Gewebe und Stricke angefertigt, und sein Dünger wird als Brennstoff benutzt. Der zahme Jak ist selten rein schwarz, sondern größtenteils scheckig gefärbt.

Eine ganz andere Gestalt und Wesensart kennzeichnet die in Indien und auf dem Malaiischen Archipel heimischen Stirn- oder Dschangelrinder (Bos sondaicus). Sie nähern sich in ihrer gesamten Erscheinung den weiter unten zu besprechenden Büffeln. In Hinterindien und auf Java lebt der Banteng oder das Sundarind. Eine besondere Eigenart dieser Wildrindart ist es, daß der Bulle schwarzbraun, die Kuh dagegen rotbraun gefärbt ist. Bei beiden Geschlechtern sind die Beine von den Gelenken ab weiß gefärbt, desgleichen auch ein großer Spiegel am Hinterteil des Körpers. Der Banteng lebt, zu kleineren Rudeln vereinigt, in den dichten Urwäldern seiner Heimat. Es sind wilde und scheue Tiere, deren Jagd ein gefahrvolles Unternehmen ist. Eine gezähmte Form des Bantengs stellt das auf Bali, Timor, Südcelebes, Ostjava und Borneo vorkommende Balirind dar. Eine nahe Verwandtschaft zeigt der Banteng zu dem in Hinterindien bis zu den Schneebergen des Himalajas vorkommenden Gayal (Bos frontalis), eine große und schwere Rinderart, die sich durch kurze, kegelförmig gestellte, am Grunde mächtig entwickelte Hörner auszeichnet. Diese dunkelbraun bis schwarz gefärbten Wildrinder haben ebenfalls von den Gelenken abwärts weiß gefärbte Beine. Charakteristisch für sie ist die Wammenbildung am Halse. Der Gayal wird von den Eingeborenen in halbwildem Zustande des Fleisches halber gehalten. Eine nahe verwandte Form ist der in Indien überall verbreitete Gaur (Bos gaurus). Dieses Wildrind ist bloß in wildem Zustand bekannt; nur selten sind einzelne Exemplare zu uns in die Gefangenschaft gelangt.

An die asiatischen Formen des Wildrindes schließen sich die Büffel an. Von diesen bewohnt der Indische Wildbüffel (Bubalus arni) oder Arni noch heute die sumpfigen Gegenden Indiens. Er ist ein mächtiges Wildrind, dessen Hörner bis zu zwei Meter lang werden. Von ihm stammt der Hausbüffel ab. Als unmittelbarer Nachkomme des Arni ist der im Malaiischen Archipel heimische Kerabau aufzufassen. Der Hausbüffel ist sehr weit verbreitet. Es wird angenommen, daß seine Haustierwerdung in Nordindien vor sich ging. Sein Vorkommen ist mit dem Anbau des Reises eng verbunden. Er findet sich im Haustierzustand im ganzen südlichen Asien bis Südjapan und Südchina sowie im südlichen und südöstlichen Europa. Namentlich ist er hier im südlichen Rußland, in den Balkanstaaten, Ungarn und Süditalien heimisch. Auch benutzt der Fellah in Ägypten den Büffel als Arbeitstier bei der Feldbestellung. Die Büffelkuh gibt nur einen geringen Milchertrag, doch zeichnet sich diese Milch durch hohen Fettgehalt aus.

Als letzte Gruppe der Wildrinder schließt sich den besprochenen Arten der Afrikanische Büffel an. Man unterscheidet bei ihm eine Anzahl von Lokalformen, die durch Übergänge miteinander verbunden sind. Die bekannteste Form ist der Kafferbüffel (Bubalus caffer), der größte und schwerste Vertreter dieser Wildrindgruppe. Ihre mächtigen und starken Hörner bilden bei allen Stieren durch ihre breite Hornwurzel eine geschlossene Kapsel vor der Stirn. Der oft in größerer Zahl vereinigte afrikanische Büffel ist von äußerst reizbarem Naturell und daher sehr angriffslustig. Er wird von den Eingeborenen gefürchtet. Vom Kafferbüffel wird eine in den Waldlandschaften des Kongos lebende kleinere, rotbraun gefärbte Form als Rotbüffel unterschieden. Von keinem Volke ist der Versuch gemacht worden, den Afrikanischen Büffel in den Haustierzustand überzuführen. Mithin sind nur wenige Wildrinder durch Zähmung in den Kulturbesitz des Menschen übergegangen.

TRÄUME UND VISIONEN IM FILM

Die geheimnisvolle Hand.
Die Hand des Fakirs erscheint in einem fernen Zimmer und nimmt einen Brief vom Tisch. — „Das indische Grabmal." (Phot. Ufa.)

All die ungelösten Rätsel und Probleme vom Wesen des menschlichen Lebens treten auf dem Gebiete der Träume und Visionen besonders kraß in die Erscheinung, deutlicher als sonst kommen uns die großen Fragezeichen unseres Seins täglich hier vor Augen. Wohl jeder Mensch hat schon einen Traum geträumt. Wer aber hat jemals den Traum eines anderen gesehen oder auch nur seinen eigenen bildhaft festhalten können? Unzählige Menschen haben Visionen gehabt oder Erscheinungen aus einer anderen Welt gesehen — wer aber hat je die Vision eines anderen erblickt oder seine eigene festhalten können?

Seit den letzten Jahrzehnten ist nun der Menschheit jedoch die Möglichkeit zur sichtbaren Gestaltung derartiger phantastischer und unwirklicher Vorgänge, wie es Träume und Visionen sind, gegeben, und zwar durch das lebendige Filmbild. Seine unzähligen Trickmöglichkeiten setzen den Film nicht nur in die Lage, diese phantastischen Ereignisse und Erscheinungen wahrnehmbar zu gestalten, sondern gerade derartige Aufgaben entsprechen auch seinem innersten Wesen. Zwar ist es auch dem Film aus leichtverständlichen Gründen bisher noch nicht gelungen, wirklich erlebte Träume oder Visionen festzuhalten, wohl aber konnte der Film Träume und Visionen künstlich gestalten, und zwar sowohl auf Grund von Originalberichten nachschaffen als auch vollkommen frei erfinden. Dem Film war es als erstem Medium vergönnt, durch seine unbegrenzten Trickmöglichkeiten den menschlichen Körper sowie tote Dinge vollkommen zu entmaterialisieren und frei von allen irdischen Naturgesetzen in die Erscheinung treten zu lassen.

Der Film als eine absolut optisch orientierte Kunst fand in den nur optisch zu lösenden Problemen der Traum- und Visionsdarstellung ein dankbares Feld. Freilich waren die ersten Versuche, Geistererscheinungen, Träume und ähnliches zu gestalten, noch reichlich primitiv, doch dank der gewaltigen Entwicklung der Filmtechnik in den letzten Jahren haben derartige Bilder heute einen erstaunlich hohen Grad von technischer Vollkommenheit erreicht, der die Filmkunst jetzt vor keiner Verwirklichung eines noch so phantastischen Vorgangs zurückschrecken läßt. Einige der ersten technisch vollkommen gelösten Bilder dieser Art finden wir in dem Joe-May-Film „Das indische Grabmal" und dem Paul-Wegener-Film „Der Yoghi". In dem ersten Film erscheint in einem Zimmer plötzlich die Hand des Fakirs, nud zwar nur diese, während der übrige Körper des Fakirs vollkommen unsichtbar bleibt, und nimmt einen Brief von einem Schreibtisch, um dann mit dem Brief durch einen Vorhang zu verschwinden. In dem Film „Der Yoghi" macht Paul Wegener den Kampf zweier unsichtbarer Menschen dadurch sichtbar, daß er die wechselnden Fußspuren der Kämpfenden im Sande zeigt. Nachdem mit diesen beiden Musterbeispielen die Möglichkeit der künstlerisch und technisch einwandfreien optischen Verwirklichung phantastischer und unwirklicher Vorgänge unter Beweis gestellt worden war, wurden derartige Bilder eine ständige Einrichtung der Filmkunst, die sie im Laufe der Zeit in den mannigfaltigsten Formen variierte. Von der irreal stilisierten Realaufnahme an bis zu den kompliziertesten Visionsbildern reicht heute die Skala der technischen Möglichkeiten. Der technische und künstlerische Stil dieser Bilder wird von Fall zu Fall durch den mehr phantastischen oder realen Gehalt des Traumes oder der Vision bestimmt, dabei wird der technisch bedingte reale Grundgehalt aller dieser Aufnahmen zugleich auch künstlerisch

Wunschtraum des Wanderburschen.
Die Elfen „führen den nächtlichen Reih'n und wiegen und tanzen und singen dich ein." (Phot. Aafa.)

Ich gebiete dir Halt!
Traumvision aus dem Film „Geheimnisse einer Seele" mit Werner Kraus. (Phot. Ufa.)

durch die bekannte Mischung aus realen und phantastischen Momenten, die diesen Phänomenen eigentümlich ist, gerechtfertigt. Ein interessantes Beispiel hierfür bietet die filmische Darstellung des Angsttraumes eines Diebes, die den Dieb als Angeklagten, seinen Vater als seinen Verteidiger und den Bestohlenen als Ankläger bzw. als Henker zeigt. Der bedeutendste Film dieser Art, der bisher geschaffen wurde, ist unzweifelhaft der Ufa-Film „Geheimnisse einer Seele“, der sich auf rein wissenschaftlicher Basis mit der Entstehung und Bedeutung der Träume befaßt und ganz hervorragende Traumbilder zeigt. Mit Vorliebe benutzt der Film den Traum natürlich auch als unterhaltendes und sogar belustigendes Moment, indem er uns die Träume der handelnden Personen sichtbar macht oder sogar, wie es sehr oft der Fall ist, mit dem Träumenden zugleich miterleben läßt. Ein lustiges Beispiel ist der Traum des Sängers, der als Lohengrin das hohe C erklimmt. Bemerkenswert ist bei diesem Traum, daß sich hier die altbekannte Traumerscheinung zeigt, die den Menschen zwerghaft verkleinert und seine Umgebung riesenhaft vergrößert erscheinen läßt. Noch weit mehr tritt gerade dieses Moment in dem amerikanischen Film „Unter falschem Namen“ hervor, der den Zuschauer die Fieberträume eines Kranken miterleben läßt, in denen die Helden des Films phantastische Dinge in einem riesenhaften Zimmer erleben.

Das schlechte Gewissen.
Eine phantastische Angsttraumvision malt drastisch und grotesk die Bestrafung des Diebes. (Phot. Ufa.)

Die Visionen unterscheiden sich von den Traumerlebnissen vor allem dadurch, daß sie im Wachzustand erlebt werden. Außerdem sind die Visionen zeitlich von kürzerer Dauer und haben meist mehr reale Dinge zum Inhalt. Ein ganz typisches Visionsbild ist die Vision der Eifersüchtigen, die ständig das Objekt ihrer Eifersucht vor Augen sieht, selbst aus den Seiten des Buches tritt ihr das verdächtige Paar entgegen. Typisch ist auch die Angstvision des Fliegers, die ihm eine Katastrophe ankündigt. Von besonderem Interesse ist ferner das Bild, das die historische Vision Whympers zeigt, so wie er sie selbst in seinem Bericht von der Besteigung des Matterhorns beschreibt.

Die Katastrophe!
Die Vision des Fliegers von einem Flugunglück. — Henry Victor in dem Film „Geld! Geld! Geld!!!“ (Phot. Ufa.)

Der Blick in die Zukunft.
Totenvision über der Heimatstadt. — Aus dem Film „Potsdam, das Schicksal einer Residenz“. (Phot. Ufa.)

Die Filmkunst selbst hat durch die Möglichkeit der wahrnehmbaren Gestaltung derartiger Vorgänge einen ungeheueren Vorteil vor allen anderen Kunstarten voraus. Was sonst nur durch langatmige und wortreiche Beschreibungen mitgeteilt werden konnte, vermag der Film durch einen Bildstreifen von wenigen Metern Länge sichtbar und begreiflich zu machen. Nur im Film werden die phantastischsten und unwirklichsten Vorgänge lebendige, sichtbare Wirklichkeit. Dr. H. Treuner.

Ausgeburten der Fieberphantasie.
Das Riesenbett in seiner beängstigenden Größe mit den zwergenhaft kleinen Menschen darin. — „Unter falschem Namen.“ (Phot. National.)

AN FRANKREICHS WESTKÜSTE / STRASSENSZENE AUF BELLE-ILE

AQUARELL VON PROFESSOR W. BUHE

Ellinor.

NOVELLE VON HANS EBERHARD v. BESSER.

Der Frühlingsmorgen schritt sacht durch die Welt, und seine Tritte tauchten lose nieder in den Staub der Erde, helle Sonnenspuren hinterlassend. Und im Frieden dieser Morgenstunde, deren Seele eine Ahnung von göttlicher Gnade erfüllte, erhoben Vögel ihre noch traumumzitterten Stimmen. Der Frühwind atmete leise, und die letzten Schatten flüchteten.

Ein heller Schimmer, warm und fröhlich, drang durch die Vorhänge in das Zimmer Ellinors. Ihr schlanker Leib dehnte sich unter dem heimlichen Wecken der lenzesvollen Frühe. Und sie schlug die Augen auf, als habe sie der erste heiße Herzschlag des jungen Tages wachgeklopft.

Ellinor schob die seidene Decke zurück, dehnte und streckte sich und blickte in die Sonne. Das feine Oval ihres Gesichts schien noch durchsichtiger und zarter gezeichnet zu werden, das hereindringende Licht durchforschte jeden Zug in diesem erwachenden Menschenantlitz.

Sie streckte den blassen, wohlgeformten Arm aus, dessen Nacktheit aufschimmerte, und riß den Vorhang zurück. Ungestüm und verschwenderisch brach die goldene Flut der Morgensonne über sie herein.

Ruhig blickte Ellinor in die blendende Helle, den Jubel des Lichtes, den Glanz des Morgens.

Schnell verdüsterte sich dann ihr Antlitz, die blaugrauen, langbewimperten Augen verloren ihr sicheres Blicken, Härte ließ sie erkalten.

Schwer warf sie sich in die Kissen zurück und schloß die Lider.

War sie eine Persönlichkeit oder nicht — war sie ein reifer Mensch — oder ein schwaches, jämmerliches Wesen, war sie ein Kind ihrer Zeit oder ein junges Mädchen, das nicht wußte, was es beginnen sollte?

Noch ruhte tiefe Stille über dem Hause, nur auf dem Kiesweg des Parkes knirschte jetzt ein Schritt.

Ellinor war aufgefahren, dann sank sie verwirrt und hilflos zurück. Es war nur der Gärtner!

Er war es nicht, er konnte es ja nicht sein! Arved Kaempf war fort, seit gestern — drei Tage, nur drei Tage. Er kam ja wieder, er würde wieder im Hause sein, wieder in seiner oft so knabenhaften Art erzählen, lachen, scherzen; er würde wieder mit abwesendem Gesicht und fremden Augen vor der Staffelei am Waldrand sitzen und malen. Er kam ja wieder, wenn er seine Angelegenheiten in Berlin erledigt hatte — diese dumme Kunstausstellung!

Sonst war er an jedem Morgen aufgebrochen, sein Schritt war zu ihr heraufgehallt, und sie hatte ihn verfolgt. Die schlanke Gestalt in den sandfarbenen Knickerbockers, das seidige Hemd blusig um die schmalen Hüften, das Malgerät unter dem Arm. Versonnen, fast andächtig war er durch den Morgen gewandert — immer hatte sie ihm nachgeschaut. Und da — da war es gekommen!

Ellinor sprang jäh auf, sie hielt es nicht mehr in ihrem Zimmer aus.

Der Besuch des jungen Malers hatte sie vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht, sie und — und den Admiral!

Das junge Mädchen trat ans Fenster, und die Sonne wob ein goldenes Kleid um ihre biegsame Gestalt, flirrend zeigte ihr der hohe Spiegel ihre knospenhafte Jugend. Und draußen leuchtete der blütenhelle Lenz.

Liebte sie Arved — liebte sie ihn? Tausend Bedenken waren ihr gekommen — konnte man da von Liebe reden?

Ellinor begann sich anzukleiden, doch die Gedanken ließen sie nicht los. Als sie ihr Haar kämmte, spann sie die Düsternis inmitten der leuchtenden Morgenhelle ein. Der gestrige Abend und sein Erlebnis stellten sie, gaben sie nicht mehr frei! Fremde, unbekannte Gewalten brausten sturmhaft durch ihre Seele und rissen sie erbarmungslos hin und her. Sie wehrte sich — hatte kurze, hastende Bewegungen, sie riß das Fenster auf und ließ den Blütenduft und Vogellaut herein — umsonst.

„Ellinor!" — verhalten hatte gestern abend die Stimme des Admirals geklungen — „Ellinor — ein Wort, ich wollte Sie nur etwas fragen."

Sie hatte in das bartlose, scharf gemeißelte Seemannsgesicht geschaut, und das Entsetzen jagte sie zur Tür. Sie erkannte, er hatte irgend etwas gespürt, seit Arved in das stille Haus gekommen — und das tat ihr weh. Er hatte die Frage auf den Lippen, an die sie schon oft gedacht. Er fürchtete die Gefahr, sah klar, daß Arved Kaempf ihr mehr war als ein gleichgültiger Gast — er hatte gestern sprechen wollen. Noch vor einem Monat hätte sie ihm lächelnd und ohne Bedenken ihre Hand gegeben — — jetzt aber rang sie erbittert in heimlichster Heimlichkeit!

Und Kaempf und sie?

Über der silbernen Garnitur auf dem Toilettentisch flimmerte die Sonne. Ellinor starrte in den runden Spiegel, tiefe Schatten ruhten unter ihren verstörten Augen, eine Falte zog den roten Mund tief herab, und dumpfe Qual zeichnete ihn.

Das junge Mädchen sah auf die Kämme, die Bürsten, den Handspiegel, sah sich um und musterte dann wieder ihre Züge.

Es war das Gesicht jener Tage, an die sie kaum mehr dachte. So rasch vergaß man! Damals, als sie mit vielen anderen Balten die Heimat verlassen mußte, als sie sich elend herumgedrückt, Unterschlupf genommen, wo er sich bot. Bis der gute Admiral kam, der für seine Arbeit eine junge Dame suchte. Er schrieb seine Erinnerungen, und ihre Kenntnisse in Stenographie und Schreibmaschine hatten ihr die Stellung gebracht.

Ellinor beeilte sich und war froh, als sie das Zimmer verlassen konnte, dessen Wände sie drohend wie stumme Gegner umlauerten. Nur hinaus, nur fort! In den Garten, wo man frei atmen konnte. Sie ging leise die läuferbelegte Treppe hinunter, huschte durch die Kirschbaumdiele.

Mit seltsamen Empfindungen wanderte sie durch die Räume, die Schätze aller Länder bargen. Wie hatte sie diese geliebt! Wie nahe war ihr die Kultur der fernen Länder gekommen, wie wundersam hatte sie immer der Reiz bestrickt, der von all diesen fremdartigen Dingen ausging! Und jede Erzählung des Admirals wurde ihr zum Erlebnis! Sie ließ sich führen von der feingeistigen, überlegenen Art dieses Mannes — alles in diesem Hause hatte Stil, war voller Harmonie, wurde von betontem Ästhetentum beherrscht. — Sie fühlte sich wohlig getragen, von diesem Geist eingesponnen.

Nun glotzte sie der Buddha im indischen Zimmer wie ein höhnischer Grimassenschneider an. Die bunte Seide, die schweren Wandbehänge, das handgemalte Porzellan des japanischen Geschirrs im Nebenraum äfften sie wie die marktschreierische Vielseitigkeit eines Basars. Sie flüchtete vor den drachengeschmückten, schlangenumwundenen Waffen.

Im Arbeitszimmer des Admirals blieb sie stehen — sie betrachtete sein Bild in voller Uniform. Sein Gesicht hatte noch immer den kühnen, lebenssicheren Ausdruck; jugendlich wirkte er noch heute zuweilen. Voll war sein Haar. Sie mußte zu ihm aufschauen, wenn er mit ihr plauderte, von seiner Arbeit sprach. Ein Geborgensein hatte sie immer in seiner Nähe gefühlt. Sie hatte in diesem Hause Schutz gefunden vor dem Leben, das hart nach ihr gelangt.

Auf der kleinen Veranda war der Kaffeetisch gedeckt. Der Diener stellte eben noch frischen Honig auf.

„Guten Morgen, Baroneß."

„Guten Morgen, Zobel, ist Seine Exzellenz schon auf?"

„Nein, Exzellenz haben soeben erst geläutet."

Ellinor ging die wenigen Stufen in den frühlingsvollen Garten hinunter. Der Friede ringsum machte sie innerlich ruhiger, ihre Schläfen hämmerten nicht mehr, sie konnte sachlicher denken.

Wie gut hatte sie es! Sie war die Dame des Hauses, hatte ein wundervolles, bequemes Leben. Kleinlichen Alltag kannte man nicht, alles war auf heiterste Lebensbejahung abgestimmt, es gab keine Sorgen, überall herrschte Großzügigkeit. Es war wie einst auf dem väterlichen Schloß in Kurland, das in Flammen aufgegangen.

Vergessen waren die grauenhaften Begebenheiten, die Qual der Armut, das Absinken ins Proletariertum.

„Hallo, so tief in Gedanken? So sorgenvoll die Stirn gefaltet an diesem herrlichen Morgen?"

Groß und breit stand der Admiral auf den Stufen der Veranda.

Ellinor fuhr herum.

„Guten Morgen, Exzellenz", sagte sie tief errötend und versuchte, die Szene des gestrigen Abends, die sich jäh zwischen ihnen aufrichtete, zu vergessen.

„Ein Frühlingsmorgen, angetan, sich zu freuen, Ellinor!"

Das junge Mädchen sah in die gütigen Augen des Mannes. Er lächelte sie an und führte ihre schmale Hand an die Lippen.

„Das Frühstück ist bereit, Exzellenz."

Der Admiral nickte.

„Der Tag reizt zum Faulenzen, das heißt, ich werde doch etwas arbeiten. Habe gestern noch alte Briefe aus den Tiefen meines Schreibtisches herausgebuddelt; die will ich sichten. Ihnen aber, Ellinor, gebe ich Urlaub. Gehen Sie in den Wald, und freuen Sie sich über den Frühling."

Ellinor goß den Tee ein und schaute mit dankbarem Blick zu dem alten Herrn auf. Er gab ihr Zeit zur Sammlung.

Er hoffte — er konnte ja nicht wissen, wie es in ihrem Innersten aussah! —

Der Admiral blickte ihr nach. Duftig und weich umflatterte der Saum des bunt bestickten Kleides die schmalen Knie. Mit lässiger Anmut schritt sie die Stufen hinunter und ging in den Park hinein. An einer Wegkreuzung tauchte zwischen den Bäumen noch einmal die rassige Mädchengestalt auf. Sonnenfunken tanzten in dem blonden Haar, der Nacken war ein wenig gebeugt, die Hände hielt sie auf dem Rücken gefaltet. Die pfirsichfarbene Seide der Strümpfe leuchtete noch einmal herüber.

Der Admiral ließ die Hand schwer auf die Lehne des Korbstuhls fallen, in dem Ellinor noch soeben gesessen. —

Der Wald wogte heran, rot brannten die Stämme, die Föhren raunten. Ein dunkelvioletter Nußhäher schoß über den Weg.

Gesenkten Hauptes verfolgte Ellinor ihren Weg. Immer noch suchten sie die alten Grübeleien heim.

Arved war Künstler, eine höchst unsichere Existenz. Also ein Leben auf bescheidenster Grundlage, vor dem sie sich fürchtete, ein Leben, das vielleicht zuviel von ihr forderte. Sie schauderte, sah sich grobe Arbeit tun, mit dem Staubsauger umhergehen und abgemüdet in all dem verhaßten täglichen Kleinkram untergehen.

Und hier die luxuriöse Umgebung, das harmonische, geruhsame Dasein — galt ihr das mehr? Mehr als das Glück, an Arveds Seite zu sein?

Da blieb sie plötzlich wie angewurzelt stehen.

Vor seiner Staffelei am Rande der Wiese stand Arved Kaempf und malte.

Unbeweglich verharrte sie in der Haltung, in die sie der Schreck gestürzt.

Ruhig arbeitete der Künstler, schaffensfroh war er am Werk.

Da knackte ein Zweig unter den Tritten des Mädchens, das sich nun doch vorsichtig herangewagt.

Arved wandte sich um.

„Herr Kaempf, Sie hier? Ich dachte — ich glaubte — — Sie seien in Berlin.“

Der Maler legte Pinsel und Palette zur Seite.

„Ich fuhr nicht nach Berlin, Fräulein Ellinor“, sagte er ernst und seltsam bewegt. „Nun sind Sie ja da, da kann ich Ihnen alles ruhig erklären.“

„Nun sind Sie ja da? Was heißt das? Ich begreife nicht.“

Ellinor wechselte die Farbe, lange hielt ihr Blick dem des Mannes stand.

„Ich erwartete Sie, Fräulein Ellinor.“

„Sie erwarteten mich?“

„Jawohl, ich weiß doch, wie es in Ihnen aussieht. Ellinor, ich muß ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Ich sah den inneren Kampf, darum schob ich diese Reise vor. Im nächsten Dorf quartierte ich mich ein. Drei Tage sollten Sie Zeit haben, zu siegen oder zu unterliegen. Nun sagen Sie mir, können Sie die Meine werden, können Sie mit mir gehen, lieben Sie mich so, daß sie ein Künstlerleben dem Leben im Hause des Admirals vorziehen können? Oder — wollen Sie immer bei dem Admiral bleiben?“

Die Knie zitterten dem Mädchen, sie fühlte ihre Hände erkalten.

„Ellinor, ich liebe Sie! Ich weiß, daß Sie mich wiederlieben. Ich konnte nichts anderes tun, als Ihnen Zeit geben. Ich wartete auf Sie; ich wußte, daß sie einmal diesen Waldweg herunterkommen würden.“

„Arved — Arved!“

Die letzten Hemmungen schwanden, das Blut brandete in Ellinors Adern. Ihre Seele riß sich jählings los, fühlte sich frei, erwachte wie aus traumschwerer Befangenheit. Kampffroh und stark, mit der ganzen Kraft ihrer Jugend richtete sie sich auf, das Leuchten ihrer Augen war Glück und Sieg.

„Ich gehe mit dir, Arved, du sollst den Gefährten an mir haben, den du brauchst.“

Glücklich lächelte der Mann.

„Ich habe es gewußt, Ellinor!“

Und sie küßten sich wieder und wieder. Ein fröhlicher Himmel spannte sich über den Baumwipfeln, die Kronen schwankten im goldenen Licht, Lerchen priesen in beseligter Frühlingsfeier den Tag. —

Als der Admiral von seinem Schreibtisch aufblickte, sah er die beiden jungen Menschen den Parkweg entlangkommen. Einen Augenblick spannten sich seine Kinnmuskeln, dann stand er gemessen auf. Er nahm die Maiglöckchen aus der alten Bronzeschale und schritt den beiden väterlich entgegen.

„Frühling“, sagte er verloren vor sich hin, „Frühling!“

Abendkleid aus schwarzem Samt mit breitem Kragen aus Simili-Steinen.

Herbstkleid aus schwarzem Crêpe Satin mit beigefarbener Ärmel- und Gürtelgarnitur.

Helles Herbstkostüm mit dunkler Weste und dunkler Pelzverbrämung.

PARISER MODENEUHEITEN

MODELLE VON PAUL POIRET, PARIS

Im Negligé

Oben links: Elegante Kombination aus rosa Seide und Spitzen.

Oben rechts: Kombination aus resedafarbenem Crêpe Satin mit dunkler Spitze.

Unten links: Dreiteiliger Reise-Pyjama aus in sich gemustertem Crêpe de Chine mit weißer Blendengarnitur.

Unten Mitte: Zitronengelber Crêpe Satin und dunkle Spitze gaben das Material zu diesem eleganten Nachthemd.

Unten rechts: Wundervoller, glockig gearbeiteter Morgenrock aus rosa Crêpe Satin mit Spitzengarnitur.

TRÄGERIN: LOUISA WOLDERA

MODELLE: TRIANON, BERLIN

PHOTOS: YVA, BERLIN

EIN MODERNER MUSEUMSBAU

DAS NEUE GRASSI-MUSEUM IN LEIPZIG

Der vor rund vier Jahren begonnene Neubau ist im engeren Sinne der Kopfbau einer um den alten Johannisfriedhof liegenden, zwingerartigen, jetzt noch unfertigen Gesamtanlage. Die Achse Johanniskirche—Museum bildet zugleich den Zugangsweg zum alten Johannisfriedhof — als beabsichtigtem Volkserholungspark — inmitten niedriger Randbebauung. — Die Gesamtgrundrißgestaltung basiert auf diesem Moment. Ein hoher Mitteltrakt (den Mittelhof umschließend) liegt im Schwerpunkt der Baumasse, die in niedrigere Flügelbauten ausklingt. Der vordere Ehrenhof umschließt das im ersten Geschoß liegende Kunstgewerbemuseum, unter dem rechts die zugehörige Verwaltung, Bibliothek und der Lesesaal, links das gleiche für die Völkerkunde nebst dem Forschungs-Institut untergebracht sind. Der Mittel-Haupteingangstrakt enthält das Museum für Völker- und Länderkunde in fünf Nutzgeschossen. Der Rabensteinflügelbau nimmt das Musikwissenschaftliche Institut mit Museum auf und umschließt mitsamt der hinteren sog. Götterwagenhalle den japanischen Gartenhof. Das dem Kunstgewerbemuseum angegliederte Meßausstellungshaus umgibt den stimmungsvollen rechten Gartenhof. — Das Äußere des Grassi-Museums ist bewußt schlicht gehalten. Wenn noch fehlende Architekturteile erst nachgeholt sein werden, wenn die den alten Johannisfriedhof umschließende Gesamtanlage völlig fertig ist — dann erst wird der Bau des neuen Grassi-Museums, dessen Eröffnung am 30. September erfolgte, erfüllen, was von den Erbauern, **den Architekten B. D. A. Zweck u. Voigt im Verein mit dem Leipziger Stadtbaurat Ritter, beabsichtigt war.**

Gesamtansicht des neuen Grassi-Museums (von Osten nach Westen gesehen). Ganz rechts die Johanniskirche; daneben (im Hintergrund) der Turm des Neuen Rathauses.

Blick in den architektonisch gut gegliederten Mittelhof mit Durchfahrt und nördlichem Treppenhaus.

Der große Messe-Ausstellungssaal.

Das Haupttreppenhaus im III. Obergeschoß. Links ein in Borna bei Leipzig aufgefundenes Mammut-Skelett. (Besitz des Museums für Länderkunde.)

ALTE UND NEUE GLASMALEREI

Hierzu der Beitrag „Deutsche Glasmalerei".

ROMANISCHES FENSTER

Vermutlich niederrheinische Arbeit aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Bes. Schloß Kappenberg bei Lünen (Westfalen). Motiv: Die Berufung des Moses am Berge Horeb. Im Bogenfelde der Meister und wahrscheinlich auch Stifter des Fensters. Nach der Umschrift hieß er Gerlach. Die Tracht läßt auf einen Mönch aus dem Zisterzienserorden schließen.

RENAISSANCE-FENSTER

Arbeit aus der Wende des 15. Jahrhunderts im Kölner Dom. Reich in der Haltung und von erheblicher Meisterschaft, aber die Fenster sind wie Holztafeln behandelt unter Ignorierung der besonderen Forderungen des Materials. Motiv: Die heilige Elisabeth und Christophorus. In den unteren Feldern die Wappen der Stifter.

Entwurf Karl Knappe. Ausführung Mayersche Hofkunstanstalt in München. Ausgezeichnetes Beispiel für die im Nacherlebnis alter Formen neuen starken Ausdruck findende expressionistische Faktur. Motiv: Kreuzabnahme.

NEUZEITLICHE FENSTER

Entwurf O. J. Olbertz. Ausführung Firma J. Stokinger, Leipzig. Ins Moderne gewandelte barocke Grundhaltung. Motiv: Christus mit seinen Jüngern auf dem stürmischen See Genezareth.

FÜRSTEN DER WÜSTE

Abdallah ibn Hussein, der Emir von Transjordanien.

Abdallah ibn Hussein vor seinem Staatszelte bei Amman.

Das Land Gilead in biblischer Zeit, das Ostjordanland, Transjordania nach heutigem, englischem Sprachgebrauch, im Norden an Syrien, im Süden an das Sinaigebiet stoßend, verliert sich gen Osten in die syrisch-arabische Wüste. Nach Natur und Geschichte in engstem Zusammenhange mit dem eigentlichen Palästina, birgt das seltsame Land eine überraschende Fülle von Malsteinen und Dolmen aus vorgeschichtlicher Zeit, vorrömischen Totenstätten, griechisch-römischen Stadtanlagen, altchristlichen und islamischen Denkmälern. Seine großartigsten Kunstschöpfungen aber fallen in jene Zeit, in der die Schwerkraft der antiken Kultur Roms nach dem Osten drängte, die Prachtliebe des Morgenlandes durch römischen Geist geläutert und durch glänzende Errungenschaften des Abendlandes bereichert wurde.

Verächtlich schauen heute die stattlichen Überreste Philadelphias, in vorchristlicher Zeit schon an Stelle der einstigen, durch David eroberten Hauptstadt der Ammoniter errichtet, auf das heute ärmliche Amman herab. Durch ein dreiteiliges Triumphtor betritt man die großartige Ruinenstätte mit dem gewaltigen Amphitheater, den Resten des Odeums mit seinen Türmen. Wenige Säulen stehen noch als Zeugen der ehedem in einer Länge von 900 m sich hinziehenden Säulenstraße. Hier die Überbleibsel von Tempeln, Palästen und des Forums, dort die von Wohnhäusern, einer Mühle, einer Brücke, während unten an den Berghängen in schwarzen Basaltsarkophagen diejenigen der Auferstehung entgegenschlummern, die einst unter den majestätischen Säulenhallen lustwandelten, und deren Geist und Sinne sich in den Theatern und an den Kampfspielen ergötzten. Hier wie in dem südlich gelegenen Gerasa weideten seit dem 6. Jahrhundert Beduinen ihre Kamel- und Schafherden, bis die nach dem Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 angesiedelten Tscherkessen sie verdrängten und das Steinmaterial für ihre Häuser den alten Bauwerken entnahmen.

Inmitten dieser Herrlichkeit thront der von der britischen Regierung eingesetzte Emir Abdallah ibn Hussein, der älteste Sohn des ehemaligen Großscherifs Hussein von Mekka.

An der Ruinenstätte von Amman, der transjordanischen Hauptstadt.

Eine aus Kamel- und Pferdereiterkorps mit einer Fliegerabteilung bestehende, 1200 Mann starke arabische Legion sucht unter englischer Führung die Raubgier und Zuchtlosigkeit der wilden Wüstensandtreter dieses 42000 qkm großen, aber nur 200000 Köpfe beherbergenden Gebiets zu bändigen. In der sich terrassenförmig aufbauenden herrlichen Waldstadt Es-Salt, dem die köstlichen Sultaninen ihren Namen verdanken, und wo die wertvolle Farbpflanze Sumach gedeiht, besitzt der junge Wüstenstaat eine gewisse Industrie.

In der Landeshauptstadt Amman genießt auch der alte stolze Hussein, der sich im Juni 1916 vom Sultan lossagte, den Titel eines Königs von Hedschas annahm, aber von den Wahhabiten später verjagt wurde, einen winzigen Abglanz irdischen Paradieses, besonders wenn sein dritter Sohn, Faisal, König des Irak, gelegentlich hier einer Truppenschau beiwohnen darf.

Ein selten kostbares Kunstdenkmal aber bescherte uns dieses Land, einen Mauerteil des märchenhaften Wüstenschlosses Maschatta, den das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin als Geschenk des Sultans Abd ul-Hamid an Kaiser Wilhelm II. birgt. Ernst Klippel.

Kriegslager des Emirs von Transjordanien bei Amman.

Die Haupt-Reliquie des heiligen Wenzel, des Schutzpatrons von Böhmen, im Festzug durch Prag am 29. September.

Oben rechts: Die Stadt in Festbeleuchtung anläßlich der Wenzelfeier. Der Hradschin und der renovierte 600 jährige St.-Veits-Dom mit der Wenzelkapelle. Vorn die Karlsbrücke mit Brückentor.

Die Tausendjahrfeier des St. Wenzel in Prag.

Eisenbahn-Unglück vorm Hauptbahnhof in Mainz. Der D-Zug Hoek van Holland—München fuhr am 30. September auf einen rangierenden Leerzug auf. Die D-Zugslokomotive entgleiste. Zwei Beamte im Postwagen des D-Zuges wurden schwer verletzt.

Ludwig Ferdinand, Prinz von Bayern, hervorragender Violinist, Dr. med., noch jetzt im ärztlichen Beruf tätig, wird am 22. Oktober 70 Jahre alt. Er ist ein Neffe des verstorbenen Prinzregenten Luitpold.

Dr. Eduard Hamm, früher Reichswirtschaftsminister sowie bayerischer Minister für Handel und Industrie, jetzt einer der Führer des Hansabundes, kann am 16. Oktober seinen 50. Geburtstag begehen.

Zum Andenken an den Dichter Hermann Löns. Einweihung des Löns-Denkmals bei Fallingbostel in der Lüneburger Heide (29. Sept.): Dr. Friedrich Castelle, Lönsforscher und Rezitator, während seiner Ansprache. — Löns fiel am 27. September 1914 vor Reims.

Die 50-Jahrfeier des obersten deutschen Gerichtshofes. Während des Festaktes in der Wandelhalle des Reichsgerichts in Leipzig am 1. Oktober: Der Präsident des Reichsgerichts, Dr. Bumke, spricht. (Phot. Hoenisch.)

Dr. J. Curtius, Reichswirtschaftsminister, der vom Reichspräsidenten v. Hindenburg mit der vorläufigen Wahrnehmung der Geschäfte des verstorbenen Dr. Stresemann beauftragt wurde.

Staatsminister a. D. Dominikus wurde auf dem Deutschen Turntag in Berlin am 4. Oktober als Nachfolger von Prof. Dr. Berger zum Ersten Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft gewählt.

Das Kreuz in den Bergen.

Feldmesse auf dem Hochschlegel (1685 m) im Berchtesgadener Land anläßlich der Weihefeier des Bergkreuzes, das von der Sektion Bad Reichenhall des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zur Erinnerung an die im Weltkrieg gefallenen Mitglieder errichtet wurde (29. September).

Links oben: Das neue „Kölner Haus" in Tirol eingeweiht.

Das vor kurzem eröffnete Bergheim (gesehen gegen den Furgler) auf der Komperdellalpe (2000 m) in der Samnaungruppe, erbaut von der Sektion Rheinland-Köln des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins als Ersatz für das verlorene Kölner Haus in den Dolomiten.

Ein paar Prachtexemplare!

Vorführung einer siebenfachen Fahrschule auf der traditionellen Hengstparade des Landesgestüts Celle (Hannover) am 3. Oktober. Bespannung: Die Hengste Flame-Schwabenkönig, Alpenstrauß-Falkonett, Flugsport-Aconto und Allotria.

Rechts: Flug mit Raketen.

Das Einsetzen der Raketen in das von Fritz v. Opel erfolgreich geführte Segelflugzeug vor dem Start auf dem Flugplatz Rebstock bei Frankfurt a. M. Links (mit Brille) Fritz v. Opel; vor dem Raketenbehälter kniend: Ingenieur Sander.

Ein seltener Fang.

In der Mulde bei Dessau gefangener Wels von 1,60 m Länge und 42 Pfund Gewicht. Fänger: Franz Drews, Dessau.

Diese Strecke gibt dem Motor eine Nuß zu knacken!

Blick auf die neue, 27prozentige Steilstrecke auf dem Nürburg-Ring während der vom ADAC am 29. September veranstalteten Sport- und Gebrauchsprüfung für kompressorlose Tourenwagen.

Wissen und Leben

Der schwedische Bildhauer Carl Milles.

(Zu der Bildertafel auf Seite 501.)

Unter den lebenden Vertretern der bildenden Kunst in Schweden ist der Bildhauer Carl Milles der bedeutendste. Er wurde am 23. Juni 1875 auf dem Gut Örby bei Upsala als Sohn eines Soldaten geboren. In seiner Jugend war er ein Träumer, leidend unter dem Druck der Schule und des Elternhauses. Schon früh war seine plastische Begabung offenkundig; denn als Schüler fertigte er kleine Skulpturen aus Holz, die er für 12—15 Öre verkaufte. Nach der Konfirmation begann seine Lehrzeit als Tischler bei einem Meister, den er noch später sehr verehrt hat. Von seinem Beruf wenig befriedigt, besuchte er die Technische Hochschule in Stockholm und ergriff 1900 freudigen Herzens die Gelegenheit, seine Ausbildung in Paris zu vollenden, als ihm der schwedische Handwerkerbund ein Stipendium zur Verfügung stellte. Weil die Reisekasse bald erschöpft war, verdiente er durch Tischlerarbeiten sich den nötigen Unterhalt; nebenbei modellierte er. Erst ganz allmählich kam er zu sich selbst und erkannte seine Berufung als Künstler. Er versuchte, seine technischen Fähigkeiten in der Académie Colarossi zu vervollkommnen und seine bildhauerische Veranlagung zu fördern, und studierte dann auf eigene Faust weiter. Zunächst stand ihm für seine Arbeiten nur eine Dachkammer zur Verfügung, die er mit einem Studienfreunde teilte. Dann aber gelang es ihm endlich, in den Besitz eines geeigneten Ateliers zu kommen. In diese Zeit rastlosen Studiums fällt der erste Entwurf des Sten-Sture-Monuments, der mit dem vierten Preis gekrönt wurde. Durch den Protest der jungen Geister Schwedens aber wurde die Kommission, die zu diesem Urteil gelangt war, durch eine neue ersetzt und die Ausführung des Millesschen Planes erreicht. Jedoch ist das Denkmal bis zu seiner Fertigstellung (1925) vom Künstler viermal umgearbeitet worden, ein Zeichen für seine starke Selbstkritik. Als Milles 1904 Paris verließ, hatte er einige prächtige Tiergruppen fertiggestellt, wobei ihm die Tierskulpturen Barryes Vorbild waren. Auch stand er unter dem Einfluß von Rodins Kunst und entnahm ihr die impressionistische Wirkungskapazität. Im Jahre 1903 unternahm er mit seiner Braut eine Studienreise nach Holland, während der er eine ganze Reihe von Statuetten fertigte, die heute im Kunsthandel sehr begehrt sind. Vergessen werden darf nicht, daß ihm 1903 der Auftrag zuteil wurde, die schönen Künste auf dem königlich dramatischen Theater zu Stockholm plastisch darzustellen und dessen Pfeiler durch Reliefs mit spielenden Kindern zu schmücken. Außerdem bestellte man ein Jahr später bei ihm eine Monumentalfigur von Gustav Wasa, dem Begründer des schwedischen Reiches, die für das Nordische Museum bestimmt war, und die, wie die meisten seiner Statuen, verschiedentlich verändert, erst in den letzten Jahren fertig geworden ist. Erst im Jahre 1905 heiratete er in München seine Kunstgenossin aus der Steiermark, die ihm schon während des Pariser Aufenthalts eine treue Kameradin gewesen war. Bald darauf wurde er krank und blieb länger als ein Jahr bettlägerig. Freunde verhalfen ihm bei seiner Rückkehr nach Schweden zur Verwirklichung seines Lieblingswunsches: 1908 wurde der Grundstein zum Bau seines Wohnhauses auf Lindingö bei Stockholm gelegt, in dem auch ein Atelier für den Künstler vorgesehen war. Nun konnte Milles sein Werk mit ganzer Kraft fortsetzen. Statt der eleganten und weichen Formen konventioneller Motive hatte er sich eine schwermütige, aber entschiedene Linienführung angeeignet, das Genrehafte verlor sich zugunsten des Monumentalen. Kaum wird sich jedoch der Künstler nach der Richtung architektonisch-monumentaler Gestaltung fortentwickeln; dazu liegt ihm das lebensgroße Format zu sehr, das für den Bildhauer ja eigentlich auch das gegebene ist. Er liebt es, Haltung, Gestikulation und Physiognomie seiner Körper mit seelischer Bewegung zu durchdringen. Ob in Milles' künstlerischer Entwicklung noch einmal ein entscheidender Einschnitt erfolgt, durch eine etwaige Hinwendung zu symbolischen Aufgaben monumentaler Art, ist schwer vorauszusagen. Seine hohe Menschlichkeit gibt jedenfalls Gewähr für das, was wir noch von ihm zu erhoffen haben. Einen weiteren Überblick über das Schaffen des Künstlers bietet die vom 6. Oktober bis zum 3. November in Lübeck stattfindende Ausstellung von Werken Carl Milles'. Helmuth Duve.

Bestimmung der Vaterschaft durch Blutuntersuchung.

In den letzten Jahren sind die Ergebnisse der sogenannten Blutgruppenforschung mehr oder weniger Allgemeingut geworden. Die Methoden zur Bestimmung der Blutgruppe eines Menschen ermöglichen unter zahlreichen anderen Feststellungen in strittigen Fällen zwar nicht, die Vaterschaft eines bestimmten Mannes mit Sicherheit festzustellen, jedoch mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit die Vaterschaft eines bestimmten Mannes auszuschließen, wenn beispielsweise im Alimentationsprozeß, bei Kindesunterschiebungen die Vaterschaft zweifelhaft ist. Allerdings, und das ist an dieser Stelle zu betonen, werden die Ergebnisse der Blutgruppenforschung, obwohl namhafte Kenner der gerichtsärztlichen Praxis ihr unbedingte Zuverlässigkeit zusprechen, von juristischer Seite recht umstritten. Wir kennen vier Blutgruppen, die bei allen Rassen vorkommen, deren prozentuale Verteilung auf die einzelnen Rassen aber recht verschieden ist. Die Blutgruppen der Eltern vererben sich nun auf die Kinder nach bestimmten Gesetzen. Blutgruppe von Mutter und Kind pflegen sich im allgemeinen leicht feststellen zu lassen, und aus den Blutgruppen dieser beiden läßt sich folgern, daß nur ein Mann mit ganz bestimmter Blutgruppenzugehörigkeit als Vater des Kindes in Betracht kommen kann. Weist der Vater nicht die Blutgruppenzugehörigkeit auf, die sich aus der von Mutter und Kind ergibt, dann muß auf Grund der Blutgruppenforschung festgestellt werden, daß der betreffende Mann nicht Vater des Kindes sein kann; weist er dagegen eine Blutgruppenzugehörigkeit auf, die den Gesetzen der Vererbung der Blutgruppen nicht widerspricht, dann ist damit noch nicht festgestellt, daß der betreffende Mann nun unbedingt auch der Vater sein muß. Um so bedeutsamer ist es, daß bei diesen für den Laien schwer durchsichtigen Verhältnissen Prof. Zangemeister in Königsberg eine Methode ausgearbeitet hat, die weit eindeutigere Ergebnisse liefert. Durch exakte physikalische Messungen mit dem Zeißschen Stufenphotometer gelingt es, Verwandtschaftsverhältnisse bei Untersuchung des Blutserums aufzudecken. Mit Hilfe dieses komplizierten Apparats werden Helligkeitswerte und Helligkeitsdifferenzen in dem zu untersuchenden Blutserum genau gemessen, und aus diesen Messungen läßt sich dann auf Blutsverwandtschaft schließen. In letzter Zeit hat man, um das an sich sehr exakte Verfahren

vom Beobachter möglichst unabhängig zu machen, an die Stelle des menschlichen Auges, das bislang die Helligkeitswerte und Helligkeitsdifferenzen zu erfassen hatte, eine Argonzelle mit Kaliumbelag eingeschaltet, die auf elektrischem Wege die Helligkeitswerte und -schwankungen sichtbar aufzeichnet. Mischt man mütterliches und kindliches Blutserum von Blutsverwandten, so zeigen sich ganz andere Helligkeitsänderungen als bei nicht Blutsverwandten. Mischt man Blutserum von Kind und Vater, dann zeigen sich ganz charakteristische Helligkeitsveränderungen bei Betrachtung der Mischung im Stufenphotometer, die ausbleiben, wenn das Blutserum eines Kindes mit dem Blutserum eines Mannes gemischt wird, der nicht Vater des Kindes ist. Noch bei dreißigjährigen Kindern ließ sich auf diese Weise einwandfrei die Blutsverwandtschaft mit den Eltern nachweisen. Die Helligkeitsabnahme tritt nur im Gemisch blutsverwandter Seren ein, bleibt dagegen beim Mischen blutsfremder Seren aus, und im Ultramikroskop kann man ein Verklumpen und Verschwinden der feinsten Eiweißteilchen beobachten, falls Blutsverwandtschaft besteht. Diese äußerst subtile Methode ist sicher berufen, als wichtiger Faktor für die Aufklärung der Blutsverwandtschaft zu dienen im Zusammenhang mit der bisherigen Blutgruppenforschung; die Ergebnisse der letzteren werden durch das Stufenphotometer beweiskräftiger und umgekehrt, und beim Erhalt gleicher Ergebnisse nach der Blutgruppenmethode und dem Stufenphotometer müssen diese als unbedingt sicher angesprochen werden. Es bleibt zu erwarten, daß man unter Verwendung des Stufenphotometers Methoden zur Frühdiagnose der Schwangerschaft, eventuell des Krebses und der Lues ausarbeiten wird. Dr. Freitag.

Moderne Erbforschung.

Unser Wissen über die Vererbung ist sehr gering. Aber doch schälen sich allmählich einige sichere Tatsachen heraus. Vor allem hat sich gezeigt, daß die Gesetze, die der Augustinerpater Mendel an Pflanzen gefunden hat, auch auf den Menschen übertragbar sind. Ein Beispiel mag das beleuchten. Wenn ein sehr großer Mann eine ungewöhnlich kleine Frau heiratet, so kann es sein, daß seine Größe bei den Kindern vorwiegt: alle Kinder dieses ungleichen Ehepaares werden sehr groß. Diese großen Kinder tragen aber auch die Neigung zur Kleinheit von der Mutter her in sich. Wenn nun eines dieser großen Kinder wieder selbst 4 Kinder bekommt, so ist von dieser nächsten (Enkel-) Generation nach der statistischen Wahrscheinlichkeit das eine Kind sehr groß, das andere sehr klein, und zwei werden die Mitte einhalten. — Über die ehemaligen Zellkenntnisse ist die moderne Erbforschung schon beträchtlich vorgedrungen. In den beiden Zellen, die sich im Augenblick der Verschmelzung (also der Entstehung eines neuen Individuums) vereinigen, sind kleine Körnchen in bestimmter Zahl und Anordnung enthalten. Man nennt diese Teile des Zellkerns Chromosome. Sie werden als Hauptträger der Vererbung betrachtet. Der Zellkern jeder Tierart und ebenso des Menschen hat immer eine ganz bestimmte Anzahl von Chromosomen. Bei der menschlichen Zelle sind es 48. Davon stammen 24 aus der mütterlichen, 24 aus der väterlichen Keimzelle. Die Züge und Eigenschaften des Kindes ergeben sich aus der verschieden starken Entwicklung der in den einzelnen Chromosomen enthaltenen Fähigkeiten und Eigenschaften. Es ist verständlich, daß die Möglichkeiten der hier vorkommenden Kombinationen außerordentlich zahlreich sind; die aus Verschiedenheit der Chromosomentfaltung entstehenden verschiedenen Züge des Menschen werden auf mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen beziffert. — Einen Überblick über den heutigen Stand der biologischen Erbforschung verdanken wir dem Berliner Biologen Prof. R. Goldschmidt, der selbst ein Hauptexperimentator auf diesem Gebiete ist. Er bezeichnet die Erbeinheiten in den Chromosomen als Gene. Sie sind im wesentlichen beständig, aber zuweilen werden sie im Sinn einer Mutation beeinflußt und bringen dann neue, unerwartete Eigenschaften im Artgebilde zum Vorschein. So wichtig die Gene als Träger der Vererbung sind, so bedeutungsvoll sind auch die anderen Teile der Zelle im Zellplasma und Zellkern. Es ist gelungen, im Tierversuch willkürlichen Einfluß auf die Gene zu gewinnen. Wurden beispielsweise männliche oder weibliche Gene in übergroßer Zahl in die Zellvereinigung eingebracht, aus der das neue Individuum sich entwickeln sollte, so konnte ein Ausschlag nach der männlichen oder weiblichen Seite hervorgerufen werden. Es sind bereits einige Wege bekannt, die eine künstliche Beeinflussung der Gene gestatten und daher zu Mutationen führen. Goldschmidt rechnet hierher die (bisher im Wesen unerklärte) Einbringung von Mangansalzen in den Körper des Versuchstiers, die Behandlung der Keimzellen mit Röntgenstrahlen und die Anwendung von sehr hohen oder sehr niedrigen Wärmegraden bei den elterlichen Tieren. Auf solchen Wegen lassen sich die Gene so beeinflussen, daß ganz andere Gebilde entstehen, als sie nach den eigentlichen Vererbungsgesetzen zu erwarten gewesen wären. Allerdings hat sich im Tierversuch nach Goldschmidts Anschauungen nicht ergeben, daß erworbene Eigenschaften weitervererbt werden könnten. — Diese Ergebnisse der modernen Erbforschung sind sehr interessant, sosehr der Skeptiker auch geneigt sein mag, zu glauben, daß die entscheidende Lösung nur verschoben, nie gefunden werden wird. Eine umstrittene Frage ist es, ob die praktische Anwendung der Erkenntnisse sehr groß sein wird. Soweit der Arzt Einfluß ausüben kann, wird sein Rat von Wert sein. Aber wie oft wird es der Fall sein? Und deshalb ist es von so großer Wichtigkeit, die Menschen allgemein hygienisch und zur Hygiene zu erziehen. Das ist auch der Kern aller Eheberatung. Der beste Führer zur Auswahl eines geeigneten Ehepartners ist immer die Natur, die Liebe. Sie ist es, die auch dem Kind die besten Vorbedingungen schaffen wird. Was wir zu tun vermögen, das ist, im wesentlichen dafür zu sorgen, daß es nach Möglichkeit gesunde Menschen sind, die von der Natur zusammengeführt werden. Dr. W. Schweisheimer.

Fasten — ein heroisches Heilmittel!

Hunger ist der beste Koch, so sagt ein altes Sprichwort. Hunger ist aber auch der beste Arzt, und Fasten am rechten Ort und zur rechten Zeit besitzt unübertroffenen Heilwert. Eine tiefe Weisheit enthält die Lehre vieler Religionen, die regelmäßiges Fasten vorschreibt, letzten Sinnes sicher, um damit der Gesundheit zu dienen — und um zur Selbstüberwindung zu erziehen. Mit einer systematischen Hungerkur können wir beinahe ausnahmslos jeden inneren Krankheitszustand günstig beeinflussen, selbst Gemütsleiden sind solcher Therapie zugänglich. Ich weiß das aus eigenster Erkenntnis. Wir essen fast alle zuviel, und aus dieser falschen Überernährung entspringen weit mehr Leiden, als man gemeinhin glaubt. Vielleicht ist die verkehrte Ernährung nicht selten Veranlassung zu den bösartigen Neubildungen, die uns im reiferen Lebensalter bedrohen. Ein weitgereister Mann von umfassendster Bildung, der Engländer Ellis Barker, glaubt in seinem Buche „Vom Krebs und seiner Verhütung" dafür vollgültige Beweise zu bringen. Wenn also die Überfütterung die Menschen krank macht, so muß ihr Gegenteil: Einschränkung und gelegentliche Entziehung der Nahrung, viele so krank Gewordene wieder gesund machen können. Und so ist es auch. Der physiologische Beweis dafür ist sehr einfach: Wie jede Maschine zur Leistung der von ihr geforderten Arbeit Zufuhr von Material braucht, das die nötige

Kraft liefert, so benötigt auch unser Körper, der in diesem Sinn ebenfalls eine Art Maschine darstellt, dies für seine täglichen Verrichtungen. Was für die wirkliche Maschine der Brennstoff bedeutet, das sind für den tierischen Organismus neben Luft und Sonnenlicht unsere Nahrungsmittel. Erhält er diese jedoch nur in ungenügender Menge, also beim Fasten, so muß er seine eigene eiserne Ration: das Körpergewebe, einschmelzen. Da neben dem Fett die kranken und verbrauchten Zellen infolge ihrer verminderten Vitalität Reizen gegenüber weniger widerstandsfähig sind, so werden sie beim Fasten zuerst abgebaut. Das Abstoßen alles Kranken aber und aller Gewebsschlacken regeneriert den gesamten Organismus, macht und erhält ihn gesund. Jedenfalls wird nun jeder verstehen können, daß periodische Nahrungsenthaltung immer krankheitverkürzend und heilend wirkt, mag sie auch hohe Anforderung an die Enthaltsamkeit stellen und mit manchen unangenehmen und scheinbar schädigenden Zuständen verbunden sein. Es sind das die sogenannten Krisen: Schwächegefühle mit Kopfschmerz und Übelkeit, auch Depressionen des Gemüts, die man als Rückvergiftungserscheinungen auffaßt und bezeichnet. Schon aus diesem Grunde allein soll man eine derartige Kur stets nur unter sachgemäßer Leitung unternehmen. Je nach Kräftezustand und Eigenart des Leidenden sowie nach der Größe seiner Belastung und der Verzärtelung seiner Verdauungsorgane, die unsere Überkultur mit ihrer Back-, Koch- und Bratleidenschaft geschaffen hat, beansprucht das natürlich bald kürzere, bald längere Zeit. Daß aber stets dort, wo ein Wille dazu vorhanden, auch ein Weg sich findet, zeigt uns eine ganze Anzahl historischer Beispiele. Wie vortrefflich man mit geringsten Kraftmengen die Bilanz seines Lebens ziehen kann, wenn man nur versteht, das wenige ordentlich auszunutzen, hat uns der dadurch berühmt gewordene, früher immer leidende, später kerngesund gewordene Amerikaner Horace Fletcher gelehrt. Trotz aller Kuriererei wurde er infolge seiner üppigen Lebensführung sein schweres Verdauungsleiden nicht eher los, als bis er sich als hoher Vierziger entschloß, nur geringe Mengen trockener Nahrung zu sich zu nehmen, die er durch gutes Kauen und Einspeicheln so vorteilhaft zu verarbeiten verstand, daß er zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine 300 km lange Radtour in voller Frische unternehmen konnte. Ein anderer großer Meister solcher Enthaltsamkeit war der zur Reformationszeit lebende venezianische Edelmann Cornaro. Durch Unmäßigkeit und Ausschweifungen aller Art hatte er sich ein sehr schweres chronisches Siechtum zugezogen und war schon in jungen Jahren zum Greis geworden; durch strengste Mäßigkeit und Fasten im Alter aber vermochte er sich nochmals zu verjüngen. Und so konnte er nach seinem 100. Geburtstag sein schönes Werk „Sonniges Alter oder vier Abhandlungen eines Hundertjährigen über die Kunst zu leben" schreiben. Ein Buch, das alle Eßathleten zu beherzigender Einkehr lesen sollten. Wer noch mehr von solchen Männern wissen möchte, die durch Vereinfachung ihrer Ernährung bis zur vitamin- und nährsalzreichen Frischkost hinab immer wieder beweisen, daß man sich so bis ins hohe Alter lebensfroh und frisch erhält, den erlaube ich mir auf die Schriften Cantanis, Deweys, des schottischen Arztes Dr. Keith und des großen dänischen Reformers Hindhede aufmerksam zu machen.

Dr. med. G. Zenker.

Anmerkung der Schriftleitung. Der Holzschnitt „Auf der Alm" auf dem Umschlag dieses Heftes stammt von Hanns Zethmeyer.

DEUTSCHE GLASMALEREI

(HIERZU DIE FARBIGE BILDERTAFEL AUF SEITE 511)

Man hat gesagt, das Protektorat über die dichtende Kunst habe die Muse, über die bildende Kunst aber führe die Techne das Zepter. Das ist stark überspitzt, aber zweifellos richtig. Denn trotz allem, was man dagegen einwenden mag, liegt das Geheimnis der bildenden Kunst letzten Endes in der Beherrschung der Technik, in der Vertrautheit mit dem Material und in der Geschicklichkeit der Hand, die den Stoff in den Dienst der künstlerischen Visionen zwingt. Der Verlust dieser einfachen Einsicht hat sich allemal bitter gerächt. Auch die Geschichte der Glasmalerei weiß davon zu erzählen, und zwar tritt in ihr der Sachverhalt, den ich das Antäus-Schicksal der Kunst nennen möchte, besonders lebhaft hervor. Die Glasmalerei war groß, solange sie „erdverbunden" war, und sie verlor ihre Bedeutung und ihre Schätzung, als sie die in ihren natürlichen Bedingnissen beschlossenen Pflichten vergaß.

Sie tat das seit dem 15. Jahrhundert etwa, als die Renaissance heraufzog, und als sie im Besitz reicherer Darstellungsmittel unter den Triumphen der Tafelmalerei der Versuchung erlag, in feiner Modellierung und naturalistischer Durchbildung ihrer Sujets Wirkungen anzustreben, die ihrem Lebensgesetz widersprachen. Das auf Seite 511 wiedergegebene, an sich allerdings von bedeutender Künstlerschaft zeugende, am Ende des 15. Jahrhunderts entstandene Fenster des Kölner Domes charakterisiert den Entwicklungsgang.

Die Glasmalerei verlor also allmählich sich selbst. Die Quellen ihrer Kraft versiegten, und da auch noch die neue, helle Räume verlangende Baugesinnung der Renaissance und deren Stilnachfolge ihr die Aufgaben entzog, da fiel sie langsam in einen Dornröschenschlaf, aus dem sie, obwohl eine dünne Tradition erhalten blieb, erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Sigismund Frank aus Nürnberg wiedererweckt wurde. Aber es dauerte doch noch lange, bis es ihr gelang, die Kunst der Alten wirklich wiederherzustellen, das heißt, in engem Anschluß an die technisch bedingte Runenschrift der verbleiten Fenster wieder in den Besitz ihrer großen Form zu kommen und den alten Werkstätten ihr Farbmysterium wieder zu entreißen. Und wenn man solche Leistungen betrachtet wie das Kappenberger Fenster, das eine Abbildung zeigt, dann versteht man, daß es heute noch Skeptiker gibt, die an eine vollkommene Rückgewinnung der alten Rezepte nicht glauben.

Und doch kann man wohl ohne Einschränkung sagen, daß sie gelungen ist. Das schöne Fenster von Karl Knappe, das wir gleichfalls im Bilde bringen, liefert, soweit das überhaupt nur von einer Reproduktion verlangt werden kann, den Beweis dafür. Zugleich zeigt dieses Fenster eindringlich, wie die moderne Glasmalerei — was namentlich auf die Sakralkunst zutrifft — sich der Sprache der Alten wieder bemächtigt hat, und wie sie aus Übersteigerungen und Proportionsfehlern, aus Akzentverschiebungen und aus der Verleugnung der perspektivischen und anatomischen Richtigkeit jene überraschende Bildkraft gewinnt, in deren lapidarer Einfalt sich Gemütswerte von ergreifender Größe entfalten. Ein Vergleich des Knappeschen Bildes, das man als für die Gegenwart typisch ansprechen darf, mit dem prächtigen Kappenberger Bilde, das dem Anfang des 13. Jahrhunderts angehört, zeigt die enge Verwandtschaft in der Formgesinnung. Und doch gibt es zwischen den beiden Fenstern einen erheblichen Unterschied in der Faktur. Auf dem

alten Fenster erfühlt man mit Andacht das Ringen des Meisters um letzte Vollendung, soweit Zeitgebundenheit sie irgendwie zuließ, auf dem Fenster des modernen Künstlers aber bewundert man mehr den wissenden Feinsinn, mit dem er sich in selbstgewählter Beschränkung gefällt. Das Kappenberger Fenster ist übrigens auch eines der wenigen alten Glasgemälde, die ein Porträt zeigen oder vielmehr zeigen wollen. Denn eine wirkliche Individualisierung seines Kopfes ist dem Meister Gerlach, wie sich der Künstler in einer Umschrift nennt, offenbar nicht gelungen; doch die Absicht, seine Physiognomie zu fassen, ist ganz unverkennbar. Ein sehr eindrucksvolles Fenster modernster Art ist dann das von O. J. Olbertz. Auch auf ihm sind primitive Linienmotive angeschlagen, aber es hat eine Bewegtheit, die der bedächtigen Schwere der Alten fremd war, und die darum nicht durch Studium ihrer Mittel, sondern nur durch Erfassung ihrer seelischen Dynamik zu bewältigen war.

Die beiden Werke von Knappe und Olbertz illustrieren entscheidende Tendenzen der modernen Glasmalerei auf dem Gebiete der Sakralkunst, die stets in eminentem Sinne das Schicksal der Glasmalerei getragen hat. Der besondere Wert dieser Tendenzen besteht darin, daß sie sich in der Kultur der großen Form vor allem auch um Gestaltung seelischen Lebens bemühen. Demgegenüber versuchen andere Künstler, unter denen Cäsar Klein einen besonderen Rang einnimmt, mehr artistisch, also unter Verzicht auf menschliche Nähe und Wärme, durch virtuose Behandlung des Glases zu neuen Wirkungen zu kommen. Welcher Erfolg ihnen schließlich beschieden sein wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Unbezweifelbar aber ist, was Lill hervorhebt, daß die deutsche Glasmalerei in den beiden letzten Jahrzehnten einen außerordentlich frischen Auftrieb erlebt hat, und — so möchte ich hinzufügen — daß sie so wacker an der Arbeit ist, allen in ihr steckenden Möglichkeiten neue Ausdrucksformen zu suchen, daß man mit begründeter Zuversicht früher oder später von ihr auch die Lösung des letzten Problems erwarten kann, dem modernen Lebensgefühl eine ganz eigentümliche, den Werken der Alten kongeniale Deutung zu geben.

C. Gahlen.

ZUM NACHDENKEN

Magisches Kreuz.

Die Buchstaben a a a a a a a a d d d e e g g h h i i i i k k l l n n n n n n n n o o o o p p p p r r s s s t sollen so in die leeren Fächer eingesetzt werden, daß sich wagerecht und senkrecht dieselben Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1 biblischer Heilruf, 2 alter Hausrat, 3 Pflanzung, 4 der letzte Hohenstaufe.

Buchstabensuchrätsel.

· o · n — · g · e — · t · b — · o · d — · l · a — · a · b — · o · n — · l · e.

Hat man an Stelle der Punkte die Buchstaben eingesetzt, die wir uns gedacht haben, so ergeben die Anfangs- und dritten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein altes Sprichwort.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: bur — cä — chei — den — do — e — em — ger — ha — is — ke — la — land — le — lun — mit — mud — na — nich — nus — re — ri — ro — sa — sar — tal — te — to — to — um — wa sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen merkenswerten Spruch aus der Bibel wiedergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Heilanstalt, 2 spanische Stadt, 3 normannischer König von Sizilien, 4 Einsiedler, 5 arabischer Mantel, 6 ostfriesische Stadt, 7 Verwandte, 8 Insel im europäischen Nordmeer, 9 römischer Feldherr und Staatsmann, 10 ein gefährliches Individuum, 11 Religionsbuch, 12 Teil Rumäniens.

Kreisrätsel.

Jede Zahl entspricht einer Silbe. Zusammengesetzt ergeben: 1—2—3 Christbaumschmuck, 3—4—5 alte Stadt in Böotien, 5—6—7 spanische Provinz, 7—8—9 biblische Person, 9—10—11 geometrische Figur, 11—12—13 Bilderfolge, 13—14—15 weibl. Vorname, 15—16—1 Stadt in Spanien.

Geometrisches Problem.

Aus den links stehenden 14 Teilfiguren bilde eine regelmäßige Sechseckfläche.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4414.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4412.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Lear, 3 Olga, 6 Bertram, 8 Maas, 9 Lohn, 10 Aga, 12 Baum, 13 Bach (Baumbach), 14 Tat, 16 Arzt, 18 Ruin, 20 Orpheus, 21 Ebro, 22 Rede; senkrecht: 1 Lamm, 2 Ries, 3 Opal, 4 Aden, 5 Steg, 6 Bajazzo, 7 Moschus, 10 Amt, 11 Abt, 15 Acht, 16 Auge, 17 Trio, 18 Ruhr, 19 Note.

Denkaufgabe:

Synonym: Junge, Unteroffizier, Geiz, Ekel, Neid, Duell, Wald, Imme, Last, Depesche, Angst, Lärm, Tadel, Eremit, Rate, Moment, Insel, Laub, Dunst. — Jugend wild — Alter mild.

Drei Rätselgleichungen: 1 Kant, Kilo, Pein — Antilopen; 2 Ich, neun, Mond — Ichneumon; 3 Aal, Liga, Tor — Alligator.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

OLBERTZ

LEIPZIG
VERLAG I · I · WEBER

NR · 4414 ☆ 17 · OKT · 1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A. A.

Dies und Das.

Universität Genf. Von jeher hat sich die Alma mater an den blauen Gestaden des Genfer Sees regen Zuspruchs auch aus Deutschland zu erfreuen. Die statistischen Feststellungen ergaben, daß die im vergangenen Jahr verzeichnete Zunahme der Immatrikulierten in diesem Sommer-Semester angehalten hat. Zurzeit sind 1200 Studierende eingetragen. Die Hälfte hiervon sind Ausländer, darunter ein reichliches Drittel, nämlich 226 Deutsche. Der Zuzug aus Deutschland gilt vor allem der juristischen und medizinischen Fakultät.

Mittelmeer- und Orientfahrten 1930. In den ersten Monaten nächsten Jahres führt der mit allem Komfort ausgestattete Vergnügungsreisendampfer „Oceana" der Hamburg-Amerika Linie mehrere Mittelmeer- und Orientreisen durch. Die Fahrten erfolgen in der Zeit von Ende Januar bis Anfang Juni und sind daher eine vorzügliche Reisegelegenheit auch für alle diejenigen, die während des Winters Erholung und Ausspannung im wärmeren Süden suchen. Die erste Reise der „Oceana" beginnt am 25. Januar in Hamburg und führt über Southampton nach Lissabon, Cadiz, Ceuta, Malaga, Algier, Tunis, Palermo und Neapel und endet am 13. Februar in Genua. Von dort aus nimmt am 19. Februar eine Orientfahrt ihren Anfang, auf der die interessantesten Häfen des östlichen Mittelmeers besucht werden. Die anschließende „große Orientfahrt" mit ähnlichem, aber erweitertem Programm beginnt am 16. März in Venedig. Eine vierte Mittelmeerreise (16. April bis 2. Mai) ist zeitlich so gelegt, daß ihre Teilnehmer die Ostertage in Rom verleben werden. Schließlich führt eine fünfte Fahrt vom 20. Mai bis 6. Juni durch das westliche Mittelmeer und an der europäischen Westküste entlang nach Hamburg zurück.

Oberammergauer Passionsspiele. Wie schon früher berichtet, werden die Passionsspiele nach achtjähriger Pause im Jahre 1930 wieder aufgeführt werden. Die Besucherzahl betrug 1900 bereits 200000 Personen. Im Jahre 1910 steigerte sich die Zahl der Gäste auf 260000. In der nächstjährigen Spielsaison rechnet man sogar auf 300000 Fremde. Umfassende Vorkehrungen für die Unterkunft sind getroffen worden. Die erste Aufführung findet voraussichtlich am 11. Mai und die letzte am 28. September nächsten Jahres statt.

Die Jllustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Jllustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Str. 1–7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). – Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4414. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

17. OKTOBER 1929

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

DER KÜNSTLER UND SEIN MODELL

GEMÄLDE VON CZEDEKOWSKI

(Zu dem gleichnamigen Beitrag auf den folgenden Seiten.)

Der Künstler und sein Modell

Von Pawel Barchan

„Jawohl, liebes Fräulein! Zu dem Bilde habe ich vor achtzig Jahren Modell gestanden."
Zeichnung von Weiluc.

Im Pariser, nunmehr auch in Deutschland reichlich bekannten Café du Dôme sah man, scheinbar zu jeder Tages- und Nachtstunde, ein exzentrisches Mädel unentwegt flitzen. In eine eigenartige Pelerine gehüllt, weiße Söckchen an den nackten Beinen — schon zu einer Zeit, da noch niemand in der Welt an solche Unangezogenheit dachte; hager, beweglich, sprunghaft, begrüßte sie sich emsig und bübisch mit allen möglichen Tischchen. An ein gezähmtes kleines Raubtier konnte man denken — sie war aber nur ein populäres Modell vom Montparnasse, und hinter all ihrer lebendigen Beweglichkeit und ihrem bewegten Leben verbarg sich sicherlich harmlose, simple Gutartigkeit. Dem jungen russischen Dichter radikalster Richtung aber, der wie ein liebeskranker Kater sie anstarrte, als wäre solches sein Lebensberuf, erschien dieses ihm fremde Wesen als eine Unentwirrbare voller Abgründe. Und als einzigen Ausweg fand er jene Sackgasse: er heiratete sie. Doch kaum war solches geschehen, da ward er bald gewahr, daß ihr Ruf und Verruf nur ihr Beruf war. Sie entpuppte sich als das, was jede Französin im tiefsten Grunde ist — als kleine Spießerin, die die bürgerlichste aller Sehnsüchte im ängstlich tapfern Herzchen birgt: Ehe und Heim. Nun war sein Glück der Verruchtheit dahin, er war kein Kater mehr, er hatte nun selber einen. Auch niemand von den Malern weinte ihr einen Öltropfen nach. — Was für eine Rolle spielt auch schon ein Modell im Leben eines modernen Malers! Höchstens, daß der eine oder der andere sein Modell schließlich heiratet. Und auch dies tut er oft nur aus Trägheit. Weil er, meist arbeitsbesessen, sich gerade an dieses gewöhnt hat und

Im Atelier.
Von G. Courbet. Im Louvre, Paris.

Er nimmt es ganz genau!
Von Albert Guillaume.

:iratsannoncen ihm unkannt sind. Aber sonst ielt es weiter keine Rolle. :rkehrt man mit Malern, ınnte man glauben, es be überhaupt keine Molle. Maler sprechen nur ıer sich selber, über Bilderеise, Kunsthändler und :klame. Und unter Reame verstehen sie alles, as ihnen nützt: Zeitschrifn, Kritiker, Journalisten, usstellungen. Sie glauben cht (besonders wenn es ch um die „Kollegen" han:lt), daß man durch Talent :rühmt werden kann, son:rn ausschließlich durch 'ache. Und darunter verehen sie hinwiederum: estechung (jawohl!), Beehung, Protektion, Wei:rpolitik, Schmeichelei und ieder Bestechung. Man ıuß schon sehr philosohisch veranlagt sein, um ies weibische Geschnat·r anhören zu können.)as geheiratete Modell ignet sich alsbald diese Mentalität" und diesen Vortschatz auch an.

Aber sehr oft passiert s, daß sie, das Modell, tatt in den mit Unrecht o genannten sicheren Ha:n der Ehe einzuziehen, ‿uf das lockende Meer der Kunst hinauszieht: sie wird selber Malerin! Auf den ersten Blick könnte man glauben, diese immer wiederkehrende Erscheinung diskreditiere die Kunst: Was mag schon an der Malerei Großes sein, wenn so'n einfaches Mädel zupackt, wie'n Maler da

Der kleine Amor schämt sich.
Von Paul Peel.

Gemeinsame Modellstunde: Sie haben alle das gleiche Modell, und jeder sieht es doch anders.
Von Avelot

[Lin]ks oben: Was ein Maler werden will, übt sich beizeiten.
Von Madeleine Carpentier.

[he]rumkleckst und es denn auch [ka]nn! Die Zahl der Modelle, [die] selber Malerinnen geworden [sin]d, zum Teil herzlich gute, [ist] groß. Aber diese Tatsache [cha]rakterisiert keineswegs die [Hö]he und Erklimmbarkeit des [Ku]nst-Olymps, sie liefert viel[me]hr einen Beitrag zum Wesen [de]r Frau. Bei der Frau liegt [Be]gabtheit sehr locker. Jede [Fr]au (das Wort „jeder und alle“ [da]rf man nie allzugenau nehmen) [ka]nn eben einen Roman schrei[be]n, kann zu malen beginnen [un]d erst recht zur Bühne gehen.

(Schluß auf Seite 552.)

[Sp]iel im Spiegel.
[Vo]n E. P. Ullmann.

Püppchen muß Modell sitzen.
Von S. Minier.

Im Kreuzfeuer der Augen.
Von Lucien Simon.

Die Vision als Modell.
Von Marc Chagall.

Die originelle Pelzmanschette.

(Hierzu der gleichnamige Artikel auf Seite 551.)

Oben links: Eleganter Veloursmantel mit reicher Pelzverbrämung. Modell: Emme, Paris.

Oben Mitte: Schwarzer Samt und Herme[l] sind hier zu einem v[or]nehm wirkenden Ma[n]telkleid verarbei[tet]. Modell: Tolleman, Pa[ris].

Oben rechts: Wir[kungsvolles] complet aus englischem Stoff mit einseitiger Pelzgarnitur, die die Originalität der neuen Mode besonders betont.

Unten links: Flottes Winterensemble: Kleid aus braunem, mit gleichfarbenem Crêpe de Chine verarbeitetem Tweed, dazu Tweedmantel mit aparten Besätzen aus braunem Astrachan. Modell: Jeanne Lanvin, Paris.

Unten rechts: Wundervoll wirkt der eigenartig angebrachte Hermelinbesatz an diesem kleidsamen schwarzen Veloursmantel.

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(2. Fortsetzung.)

„Was willst du herausbringen?"

„Angst? Lieber Kerl, selbstredend ist für dich eine Rolle dabei. Ich glaube nicht, daß Ruloff selber spielen will."

„Ruloff! So ..."

„Wie sagst du denn das?" Sie zog einen Vorhang vor dem Bücherschrank zurück, griff mit beiden Händen einen Packen Manuskripte und warf sie auf den Tisch. „Neun literarische Reißer; vier nicht aufgeführte! Nun kommt es darauf an, den glücklichen Griff zu tun." Sie richtete sich auf, sah Mittelmann ins Gesicht und wiederholte: „Wie betonst du denn Ruloffs Namen so bedeutungsvoll? Du wußtest doch, daß ich ihn gewinnen wollte und mußte, denn er hat die Konzession."

„Gewiß. Ich wußte nur nicht, daß es von ihm abhängt, ob ich spielen werde oder zusehen muß."

„Das hängt nicht von ihm ab. Wenn ich will, daß du spielst, findet sich eine Rolle, und müßte sie hinzugeschrieben werden. Sei nicht so kindisch!"

Er schwieg gekränkt; setzte sich dann, blätterte die blauen Aktendeckel auf und las die Titel der Komödien und ihre Verfasser. Rosa Rubin holte sich eine Zigarette vom Rauchtisch, zündete sie an und hockte sich auf Mittelmanns Sesselrand, saß auf die Art zur Hälfte auf seinem Schoß und las mit ihm. Sie achtete nicht darauf, daß er die freie rechte Hand um ihre Hüfte lehnte; vielleicht war es ihr angenehm, daß er sie stützte.

„Zwölf Personen. Nein, das ist zuviel; wenigstens für den Anfang." Sie schob das Heft beiseite, beugte sich vor, zog ein anderes heran. „Ich hatte hier eine Groteske; aber die Leute sehen nicht gern ihre Bilder im Rundspiegel des Lachkabinetts, meinte Ruloff. Immerhin, kennst du es?" Sie schlug auf, pries Vorzüge, witterte sofort Nachteile und spürte Schwächen auf. Mittelmann hörte zu und schwieg. War hier etwas zu sagen? Diese Minuten, da er sie im Arm hielt, waren Glück, selten und schön. Er vergaß, daß nicht eigentlich er sie im Arm hielt, sondern daß dieser Arm ihr bestenfalls eine bequeme Stütze war, die sie duldete. Aber kommt es jemals auf Tatsachen an, wenn es um Gefühle geht? Er hätte stumm und bewegungslos bleiben sollen, und diese Viertelstunde wäre vielleicht eine Erinnerung geworden, die er hätte verklären können im Nachher und ausschmücken und immer wieder vor sich aufbauen dürfen. Aber diese Frau war zu nahe; zu verwirrend war ihre körperliche Wärme und der Duft ihrer Haut oder der Haare. Sein Herz redete ihm ein, dies sei seine einmalige große Chance, und es übertölpelte ihn, so daß er den Druck seines Armes in ihrem Rücken verstärkte und sie sanft, aber zwingend zugleich an sich zog.

Die Rubin, wie eine Katze, bog sofort im Augenblick, als ihr Mittelmanns Bewegung klar wurde, einen runden Rücken und machte sich frei. „Du bist ein Schafskopf", sagte sie kalt. „Mit dir kann man nicht ernsthaft umgehen. Es ist immer dasselbe!"

Er sprang sofort ebenfalls auf. „Rosa, ich bitte dich ..."

„Um Verzeihung, ja, ich weiß! Sei nur still!" Und als sie sein verdutztes Gesicht sah, geriet sie vollends in Zorn. „Wie ein Bählamm stehst du da! Glaubst du, ich bestelle dich her zu mir, um mich in deine Arme zu kuscheln?"

Er hob in einer Gebärde, die vielleicht Protest werden sollte, aber auf halbem Wege steckenblieb, die Hände: „Rosa ..."

„Laß mich in Ruhe! Setz' dich da hin. Nein, nicht hier, dort gegenüber!"

Er schwieg, tat, wie ihm geheißen, und saß ihr gegenüber. Er kannte Rosa Rubin, vielleicht kannte er auch sich. Er war bescheiden geworden. Seine Liebe war so groß, daß man ihm alles verweigern konnte, ohne sie zu zerstören. Er hatte diese Frau im Arm gehalten. Eine erstohlene Umarmung. Er war bereit, jeden Weg zu gehen, der zu ihr hinführte. Er wußte nicht, daß er im Kreis lief und immer in einer Sackgasse enden mußte. Stieß die schwache Ahnung aber einmal bis zum Bewußtsein vor, warf er sie zurück als bekämpfenswerte Mutlosigkeit. Er sah auf diese starkfarbenen Lippen, die fremde Sätze ablasen und den Sinn dieser Sätze sofort herausstellten, und er dachte, daß das Glück dieser Frau nicht solche kühlklare Verstandesäquilibristik sein würde, sondern ein Stammeln, Hingabe an einen stärkeren Willen, Bankrott des Individualismus. Und er spürte erschüttert, daß er es nicht sein würde, der dieser Frau das Glück sein konnte. Er würde eine Episode bedeuten. Cellist im Abendgarten, zu dem sie hinging, leicht gerührt und gütig: Wie schön war dies Lied! Aber aus dem strahlenden Saal würde ein Tänzer kommen und sie mit Siegerlächeln in die Arme schließen und der sentimentalen Szene entführen. — Seine graugrünen Augen, die sehr tief im Kopf lagen und in der Farbe so ganz entgegengesetzt seinem Naturell waren, versuchten kalt und ungerührt auf diesen Mund zu sehen. Aber sein Herz setzte ein paar Takte höher ein und sang einen dünnen Geigenton zwischen Trauer und Lust, an den nicht einmal Tränen rührten; so fern, so unwirklich war er. Er nahm den Blick weg, sah in den aufsteigenden Zigarettenrauch; manchmal senkten diese Wölkchen sich und standen zwischen ihnen und verwischten die Züge der Frau; dann konnte man denken, daß alles anders sei ...

Philipp Mittelmann hörte nicht zu. Als sie ihn anrief, mit der Hand dabei auf das Manuskript schlug, von einem Dichter angerührt, und ausrief: „Philippus, aber das ist ja glänzend, das nehmen wir!", nickte er lächelnd: „Ja, das nehmen wir, Rosa." Und er legte alles, was heute wieder ungesagt geblieben war, in den zweisilbigen Vornamen, den er liebte, seit er die Frau kannte, die ihn trug.

Sie sah ihn böse an. Vielleicht hätte ich abraten sollen, dachte er, und sein Lächeln erstarrte ratlos.

Rosa Rubin rauchte, beorderte Mittelmann an die Schreibmaschine, diktierte ihm Briefe, telephonierte, sagte Adressen an. „Fertig? Mach' doch schnell, Philipp!" Sie lächelte wieder. Bewußter Ansporn war das. Ihr Philipp war ein guter Schauspieler, er würde auch einen brauchbaren Sekretär abgeben. Sie gestand ihm Intelligenz zu, er war ihr sympathisch. Nur wenn er Männchen machte — und ihr Lächeln vergaß sich, ward heiter — wurde er komisch. Diese Anwandlungen überkamen ihn sporadisch. Sie war sich keiner Schuld bewußt, wenn ihre Existenz in diesem Sinne nicht eine solche war.

Philipp Mittelmann schrieb mit sich rötenden Backen.

„Fräulein Lili Lanz, hier, Leopoldsweg 4, bei Pilleken. Liebe Kollegin! Hierdurch bitte ich Sie, falls Sie für die Wintersaison noch nicht abgeschlossen haben, morgen vormittag bei mir vorzusprechen. Um Sie kurz zu informieren, teile ich Ihnen mit, daß Artur Ruloff das hiesige Apollotheater gepachtet hat und mich beauftragte, das Ensemble für Schauspiel zusammenzustellen. Mit besten Grüßen Ihre Rosa Rubin."

„Herrn Thaddäus Siek, hier, Hainstraße 210, bei Schultheis. Lieber Kollege! Hierdurch bitte ich Sie ... besten Gruß."

Er schrieb viele Briefe, man hatte große Auswahl.

„Weiter, Philipp! Schreibe: Frau Erna Kolk, Souffleuse. Hier ..."

Er schrieb. Der Zustand war ihm neu und ungewohnt. Er nahm ihn hin, schwankend zwischen stummem Protest und tiefinnerer Befriedigung, der Rosa Rubin zu dienen. Um 7 Uhr waren sie fertig. „Wir müssen warten", sagte sie, „Ruloff wollte mich anrufen, ob alles perfekt ist. Du hast gut gearbeitet, Philippus. Alle Achtung!" Sie hielt ihm die Hand hin.

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan", sagte er.

„Ja. Aber du kannst auch noch hierbleiben."

„Was willst du jetzt tun?"

„Lesen. Stücke lesen."

„Dabei geraten wir aneinander, Rosa."

Sie stand vor ihm. „Es ist so nett, mit dir umzugehen", sagte sie langsam, „nur wenn du deine Anfälle bekommst, wirst du unleidlich."

„Es ist — wenn du eine Frau wärst, Rosa, eine richtige Frau mit einem Herzen in der Brust ..." Er fand seine Worte doch nicht.

Sie sagte, erst als es gewiß war, daß sein Satz unbeendet bleiben würde: „Ich liebe dich nicht. Über die Zeit der Spiele und Spielchen aber bin ich hinaus, oder es reizt mich nicht. Ich biete dir Freundschaft, Kameradschaft. Ist das nicht mehr als Liebe?"

„Zur Freundschaft gelangt man über die Liebe."

„Unsinn! Über die Liebe gelangt man zur Gleichgültigkeit, zum Mitleid, am Ende zum Haß."

„Meinetwegen. Aber einmal war Liebe!"

Sie sah ihn an. „Glaube, daß ich dich liebe! Oder brauchst du Beweise?" Und sie zog die Mundwinkel hoch, legte den Kopf in den Nacken und deklamierte: „Hingabe ..." Philipp Mittelmann hielt an sich. Noch beherrschte er sich. „Rosa, ich bin nicht aus Holz!" Er war ihr nahe, aber sie stieß ihn lachend vor die Brust. „Wie komisch ihr seid", sagte sie. „‚Ich bin ein Mann, ich bin nicht aus Pappe.' Ha!" Und sie drehte sich um; ihr Strumpfhalter war, als sie sich hintenüberbog, abgesprungen. Sie richtete ihn. Es war Zufall, daß Philipp Mittelmann ein Stück seidenen Oberschenkel sah und feststellen mußte, daß diese Frau wahrhaftig mehr als reizvoll war. Er ging zur Tür. „Gute Nacht", wünschte er und war heiser. Er floh; vor sich mehr, als vor der Frau. Ihr Lachen erreichte ihn noch; er schleppte es mit sich wie einen Hohn oder wie ein Brennen auf der Wange.

I, 4.

Das Servierfräulein im Café Kunstmann kannte diese Dame im blauen Tuchkostüm schon von einigen Besuchen. Gewiß würde auch heute wieder der Herr kommen, den sie sonst hier zu treffen pflegte, jener Schlanke, Dunkle, der immer so sehr höflich und doch auch zärtlich zu ihr war. Eben ein richtiger Kavalier; anders als die — Herren, die sie Sonntags und Mittwochs beim Tanztee im Oberdorfer Fährhaus kennenlernte, und deren Kavaliertum schon nach ein paar Stunden Bekanntschaft abfiel.

Das Fräulein stieß mit dem Tablett an den Rand der Marmorplatte und verschüttete ein wenig Kaffee, so sehr war es in Gedanken. Aber Jutta lächelte nur auf die geflüsterte Bitte um Entschuldigung.

Sie erkannte den Platz wieder. Hier hatte sie vor acht Tagen mit Kuloff auch gesessen. Man konnte die Turmuhr über den Platz vorm Hause weg erkennen. Immer hatte er diese Uhr angesehen. Denn sie stahlen sich diese Zusammentreffen. Eine Viertelstunde ging mit der Fahrt in diese Vorstadt verloren, eine halbe Stunde blieb ihnen, dann hieß es eilig zurück in die Stadt. Mehr als eine Stunde zu unterschlagen in so leicht kontrollierbarem Tagablauf, war ihr bestimmt nicht möglich und ihm zur Nachmittagszeit, da die Redaktionen im Hochbetrieb steckten, nur schwer. Vielleicht war die Beschränkung der Zeit der Grund, daß sie sich mit einer geradezu pedantischen Pünktlichkeit trafen. Juttas Lächeln vertiefte sich; über den Platz kam, gestürmt fast, mit langen Schritten der Erwartete.

Ihre Gedanken laufen weg. Sie vergißt, was sie ihm sagen wollte, den schön zurechtgelegten Anfang ihrer Rede, sie ist nur noch Erwartung. Was er sprechen wird, wie er sie ansehen wird — das ist das Entscheidende. Und sie weiß das, erkennt sich, und statt beschämt zu sein, nimmt sie sich, so wie sie ist, nimmt den Zustand hin und ist zufrieden.

Er setzt sich zu ihr, hält ihre Hände fest und sieht ihr ins Gesicht. Das Servierfräulein schickt er schnell mit einer gleichgültigen Bestellung wieder an das Büfett im Hintergrund.

„Acht Tage beinahe", sagt er, „denke, Jutta, acht Tage sahen wir uns nicht! Wie darf es das geben! Wir wohnen in einer Stadt, und wir sprechen uns nicht täglich! Es stimmt etwas nicht, wir machen etwas falsch. Wir sind leichtsinnig, wir setzen uns den Zufälligkeiten des Lebens aus, statt uns zu bewahren. Ist unsere Liebe etwas Dunkles, Häßliches, daß wir in dies Vorstadtcafé kriechen müssen? Es riecht hier nach altem Tabakqualm, wie? Die Luft ist sehr schlecht."

Jutta belacht ein bißchen diesen Übergang, aber ihr ist nicht leicht ums Herz. „Ich kann nicht offen zu dir stehen", sagt sie und spielt mit dem Löffel, balanciert ihn auf dem Zeigefinger. „Die gesellschaftliche Freiheit, die die Frauen deines Kreises sich nehmen dürfen, würden mich unmöglich machen in meiner Bekanntschaft. Ich wage schon so viel für dich."

„Das weiß ich. Aber sollte man nicht das Recht auf die Persönlichkeit beanspruchen dürfen? Wer entschädigt uns für die vielen Stunden, die wir einer Meinung zuliebe verlieren und opfern? Deine Bekanntschaft etwa? Umgekehrt: Wen schädigen wir, wenn wir uns zu unserer Liebe bekennen? Es ist vieles anders geworden in der Welt. Soll in Fragen der persönlichen Freiheit nichts geändert werden?"

„Die persönliche Freiheit stellt man nicht auf den Markt zur Schau, Artur. Meine persönliche Freiheit bewies ich dir, denke ich."

„Verzeih, ich bin undankbar; ich bin plump."

„Unsinn, vergeßlich bist du vielleicht."

„Das sagst du nicht im Ernst! Wie könnte ich vergessen, was zwischen uns war. Ich liebe dich doch."

Sie sieht über ihn hinweg oder durch ihn hindurch. „Ich glaube es", sagt sie langsam, „ich will es glauben, und es gelingt mir. Aber vielleicht ist das nur Angst vor der Enttäuschung, vor der Stunde des Rückschlags."

„Wie kannst du so an mir zweifeln! Was ist geschehen, was beunruhigt dich? Ist überhaupt etwas geschehen?"

Sie versucht zu lächeln. „Es ist dumm", sagt sie, „nenne es kindisch. Ich weiß das selber. Aber was nützt dem Empfinden das Wissen? Ich sah dich mit der Schauspielerin Rubin. Ihr stiegt aus einem Auto, du hieltest ihren Arm, sie lächelte dich an. Ich verstehe, daß es notwendig für dich ist, mit Künstlern Umgang zu pflegen. Du kennst die Rubin, warum sollt ihr nicht freundschaftlich vertraut sein! Es sind alles leicht erklärbare Situationen — und doch durchfuhr es mich wie ein Schmerz, als ich dich mit dieser Frau plaudernd in ein Haus verschwinden sah."

Er ist ärgerlich. „Jutta, ich bitte dich! Das ist ja hysterisch."

„So?" sagt sie und hat große runde Augen. „Verzeih also. Ich sagte es ja selber."

Da besinnt er sich und nimmt ihre Hand auf, die da immer noch mit dem Löffel spielt. „Liebe, ich will dir das mit ein paar Worten erklären. Es ist sehr leicht."

„Du sollst mir nichts erklären. Was liegt an den Worten!"

„Und doch muß ich es dir erklären. Die Situation kann sich zu leicht wiederholen, diese oder eine ganz ähnliche. — Ich werde von jetzt ab ziemlich viel mit der Rubin und mit den Theaterleuten zusammensein, freiwillig und gezwungen. Da hast du denn die Neuigkeit: Ich sattle wieder einmal um und besteige den Schimmel vor dem Thespiskarren. Rosa Rubin hat das Apollotheater gepachtet und mich zum künstlerischen Leiter bestellt."

„Ist das — von Vorteil für dich, Artur?"

„Möglichkeiten, liebste Jutta, Aussichten, Chancen! Es kann bergan gehen, wenn wir es richtig anpacken. Und dafür werde ich sorgen. Und vielleicht — siehst du — war mir der Kamm geschwollen. Als ich herkam, hatten wir die Unterschriften unter unsere Verträge gesetzt. Da dachte ich, es durchfuhr mich so als Protest: Wie unwürdig Juttas und deiner, in dies Café am Stadtrand zu flüchten! Wie feige! Durch die Straßen fahren im offenen Auto und pfeifen auf die Menge und ihre Scheuklappenmeinung! Das wäre mir in der Minute, als ich dies dachte, so etwas wie ein Triumph, ein Glück gewesen."

Sie streichelte seine Hand. „Wie jung du bist. Denkst du nicht, daß man abends in deinem neuen Apollotheater genau so pfeifen würde, auf dich, auf deine Meinungen und Pläne. Daß man den Affront mit Abkehr beantworten würde."

„Ein Talent setzt sich durch. Mit: ‚Hüll' dich in Tand nur und schminke dein Antlitz' ist heute freilich nichts mehr zu machen. Aber ich würde sie zwingen mit meinen Aufführungen, zu mir zu kommen, selbst wenn sie grollten."

„Die Kunst ist nicht das Brot; Kunst ist unnotwendig, eine Zugabe, eine Bereicherung, aber nicht Existenzbedingung. Nur für dich wäre sie das Brot — um den Satz auch auf den Kopf zu stellen." Und sie neigt sich zu ihm: „Aber wenn es dein Glück ist, mit mir im offenen Wagen über den Marktplatz zu fahren, ich tue dir den Gefallen. Sie werden ja nicht so sehr dich, sondern mich auspfeifen. Nur Benno täte mir leid; er hat diese Schwester wirklich nicht verdient."

„Unsinn. Wir fahren nicht. Wir sitzen nur einmal im offenen Auto, wenn wir vor das Rathaus fahren. Und dann können sie alle zusehen, denn du wirst eine entzückende Braut abgeben." Er sieht sich um, das Café ist leer; da zieht er Jutta rasch an sich und küßt sie auf den Mund. „Du fragst nicht: ‚Wann?'", sagt er leise und lächelt. „Ist das Gleichgültigkeit oder Vertrauen?"

Jutta antwortet gar nicht erst.

Die Uhr auf dem Turm schlägt hallend an. Das Fräulein mit der weißen Tändelschürze geht vorüber. „Zahlen", sagt er und legt Geld hin, gibt ein gutes Trinkgeld. Das Fräulein verschwindet auch sofort wieder.

„Sieh, Jutta", sagt er dringlich, „ich muß hinauf. Ich nehme diese Direktion als Sprungbrett. Es muß schnell gehen, ich bin nicht zähe, ich bin nur mutig oder entschlossen. Und es wird gelingen. Ich werde mir einen Namen machen. Ich werde ein Theater haben; in zwei Jahren bin ich in Berlin."

Jutta horcht den vielen Ichs nach. „Vielleicht wird das alles der Rosa Rubin geschehen, und du stehst beiseite?"

„Das laß meine Sorge sein." Sein Lächeln ist nicht gut, sie sieht es und erschrickt. Kennt sie diesen Mann? Desperado, denkt sie, und einen Augenblick ist es wie Angst in ihr, daß sie sich an ihn gekettet hat. Gekettet. Sie weiß das wohl; viel stärker ist sie ihm verbunden, als er es ahnt. Und daher stammt auch ihre Ratlosigkeit, ihre Erregbarkeit, diese übergroße Feinfühligkeit, die lachhaft ist, wenn man die Gründe genau ansieht. Er wird sehr viel mit der Frau Rubin — aber sie ist ja in Wirklichkeit ein Fräulein — zusammen sein. Er gibt das selber vorweg zu und weist darauf hin. Sie wird sich an vieles gewöhnen müssen, wenn er seinen alten Beruf wiederaufnimmt; und sie spürt, sie wird es vermögen, denn sie liebt ihn immer noch, stark wie anfangs. Da ist auch das Lächeln um Kuloffs Mund nicht mehr böse; sie erkennt, daß es lediglich männlich ist, etwa einen Entschluß, einen Willen ausdrückt, und sie nimmt es auf in das Bild, das sie von ihm im Herzen trägt, und es paßt in dies Bild und fügt sich ein, als habe es gefehlt.

„Ja", sagt sie, „geh deinen Weg. Ich kann dir nicht raten. Wenn du fühlst, daß bei Benno nicht deine Zukunft ist, brich ab, verliere keine Zeit." Und sie besinnt sich und setzt hinzu: „Aber das hast du ja schon getan."

„Noch nicht. Heute geschieht es", sagt er. „Es ist eine unangenehme Viertelstunde. Der Undankbare, nicht wahr? so stehe ich vor ihm."

„Benno ist nicht klein."

„Nein", sagt Kuloff, „das ist er nicht. Er wird es leicht machen, denn er wird den Zwang begreifen." Er hilft ihr in den Mantel, flüstert in ihr nahes Ohr: „Den großen Antrieb meines Lebens, den eigentlichen Zwang, dich zu gewinnen, ganz zu gewinnen für immer, den nenne ich ihm nicht einmal."

Sie lächelt. „Nein", sagt sie, „noch nicht. Aber die Zeit wird auch kommen."

„Bald", sagt er. Sie nickt ins Leere. — Vor der Tür nimmt sie eine Autodroschke, winkt ihm nicht noch einmal zu und sieht sich nicht um; denn ihre Bekanntschaft ist vor der Öffentlichkeit nicht so, daß das zulässig wäre.

(Fortsetzung folgt.)

JAPAN AUF DER STRASSE

Feuerwehrleute bei einer Übung.

Noch selbst Kind, muß sie schon die kleineren Geschwister betreuen.

In feierlicher Tracht beim Tempelfest.

Links unten:
Buddhistischer Priester.

Zur Winterszeit in Japan:
Die Bambusmatte als Schutz.

Phot. Carl Fernstädt.

Abendsonne über dem Weiher.
Am Gänsegrothteich im Plothener Seengebiet bei Schleiz.

Morgennebel am Wehr.
Die Saale an der Linkenmühle bei Ziegenrück.

PHOTOGRAPHISCHE STIMMUNGSBILDER
VON AMTSGERICHTSRAT MÜLLER

Über den Umgang mit Hyänen

Ich photographiere im Hyänenkäfig

VON GERHARD HOFMANN

Hyänen — den meisten läuft noch aus Kindheitstagen ein leichter Schauer den Rücken hinab, wenn sie dieses Wort hören. Was für einen Charakter mögen sie in Wirklichkeit besitzen? hatte ich mich schon manchmal gefragt.

Neulich brauchte ich nun einige Tierköpfe aus dem Zoo, kam aber mit meinem Apparat nicht so recht an die Tiere heran; besonders bei den Freigehegen der Raubtiere. So ging ich denn mit der bisherigen Dompteuse des Zoologischen Gartens in Leipzig, Gerda Buch, in das Freigehege der Wildfang-Hyänen hinein, um zu beobachten und zu photographieren.

Das „So ging ich denn" schreibt sich einfacher, als es war. Ich interviewte zunächst Fräulein Gerda, welche die vier im Freigehege befindlichen Tüpfelhyänen, die auf die Namen Mary, Betty, Sissy und Bobby getauft sind, in mühevoller Arbeit so handzahm gemacht hat, daß sie es im Leipziger Zoo wagen konnte, das Fütterungsfleisch in einem Eimer in den Käfig zu tragen und den Tieren aus der Hand ihre Portionen zu verabreichen.

Über die Lebensweise und Charaktereigenschaften der Hyänen ist nicht viel bekannt. Sie sind ungemein scheu und ängstlich, sie greifen den Menschen nicht an, erschrecken aber sehr leicht und schnappen, wenn sie neugierig an einen herankommen — und sie sind sehr neugierig — überall gleich zu. Bei dem mächtig entwickelten Gebiß der Hyäne, die einen starken Pferdeknochen mit Leichtigkeit in zwei Teile zerbeißt, ist das Zuschnappen nicht ungefährlich.

Das ist der Bobby!

Gerda war auf meine bescheidene, aber bestimmte Bitte nicht abgeneigt, mich mit zu den Hyänen hineinzunehmen, als sie sah, daß ich keine Angst zeigte. Denn Angst gefährdet einen beim Besuch von Raubtieren am meisten. Doch mußte ich mir erst die Erlaubnis Dr. Gebbings, des Direktors des Leipziger Zoologischen Gartens, einholen. Der ließ mich kaum ausreden, sondern sagte gleich: „Da können Sie reingehen!" Ich wagte vor Freude gar nicht daran zu glauben und begann noch einmal: „Sie gestatten also, daß ich . . ." Er schnitt meine Rede ab: „Gehen Sie rein! Wenn Sie sich auffressen lassen — ist es Ihre Schuld!"

Strahlend teilte ich diesen Bescheid Fräulein Gerda mit. Ein Vormittag wurde zu unserem Besuch bei den Hyänen bestimmt. Ich beobachtete mich vom frühen Morgen dieses Tages an scharf. Nein, Angst hatte ich nicht. Weder Lampenfieber die letzte Stunde noch Herzklopfen beim Betreten des Hyänenfreigeheges. Alle vier Hyänen benahmen sich, nachdem sie die ersten Minuten etwas scheu zurückgewichen waren, sehr anständig und beschäftigten sich meist mit der Dompteuse. Nur Mary versuchte dauernd, an mich heranzukommen und zuzuschnappen, mehr neugierig als gehässig. Doch konnte ich sie mit unserer einzigen „Waffe" — einem kleinen Holzstab — von mir abhalten. Dieser Holzstecken wanderte zwischen der Dompteuse und mir hin und her. Wer ihn gerade brauchte, ließ ihn sich vom andern geben. Als wir etwa drei Viertelstunden gearbeitet hatten, waren meine Platten zu Ende, und wir verließen Mary, Bobby, Betty und Sissy.

Ihre Lieblinge.
Die Dompteuse Gerda Buch mit den von ihr gezähmten Hyänen.

Rauferei in vollem Gange.
Rechts steht, fast an die Wand gedrückt, mit eingekrümmtem Rücken, der verschüchterte Bobby. (Da werden Weiber zu Hyänen!) — Die dunklen Stellen vorn auf dem Boden sind Spuren des Kampfes: frisch vergossenes Hyänenblut.

Wenn ein Löwe einmal Blut geleckt hat, will er mehr. Ich war mit der Anzahl der gelungenen Aufnahmen nicht zufrieden und beschloß, noch einmal zu den Hyänen zu gehen. In der Zeit zwischen meinem ersten und meinem zweiten Besuch waren die Hyänen in die Brunst gekommen. Doch hofften wir, da sie ganz ruhig dalagen, als wir das Gehege betraten, der Zustand der Brunst würde uns in unserer Arbeit nicht weiter stören. Wir hatten uns verrechnet. Schon als wir langsam näher an die Tiere herankamen, sahen wir, daß Sissy an den Hinterbeinen zerbissen war. Und — eigentlich ganz ohne Ursache und Anlaß — auf einmal ging es los! Betty und Sissy fingen an, sich gegenseitig zu beißen. Fest ineinander verbissen, laute, tiefe, glucksende und grunzende Töne ausstoßend, dazwischen lang und hell in ganz hohen, fiependen Flötentönen quiekend, die sie, das konnte man deutlich heraushören, nicht aus Schmerz, sondern vor Wollust von sich gaben, jagten sie wie die Wilden durch das Gehege. Mary rannte an den das Freigehege vom Publikum trennenden Graben und verhielt sich still. Der arme, ganz unschuldig blickende Bobby aber kam immer wieder zwischen die Kämpfenden. Das dunkelrote Blut floß Sissy in Strömen vom Kamm herunter. Betty und Sissy bissen einander in Rücken, Beine und Schnauze. Wir mußten aufpassen, daß wir von den aus einer Ecke in die andere springenden, torkelnden, hetzenden Tieren nicht umgerissen wurden. Die Dompteuse versuchte mit Güte und Strenge, die beiden Tiere zu trennen. Sie reagierten weder auf liebevolles Zureden noch auf Stockhiebe. Erst nach etwa einer Viertelstunde beruhigten sie sich einigermaßen, ohne jedoch während der knappen Stunde, die ich an diesem Tag im Hyänenkäfig verbrachte, je ganz voneinander abzulassen. Als ich aber am nächsten Tag von draußen meine Freunde beschaute, waren alle Wunden bei Betty und Sissy schon wieder ziemlich verheilt.

Im Hyänengehege des Leipziger Zoos.
Der Verfasser beim Photographieren der Hyänen, mit denen sich Gerda beschäftigt.

AUS DER KINDERSTUBE DES DEUTSCHEN TURNENS

Im Wettbewerb mit dem Sport ist auch bei der deutschen Turnerschaft das Streben nach Höchstleistungen allzusehr in den Vordergrund getreten, und der Gedanke an eine allgemeine leibliche Erziehung des ganzen Volkes tritt immer mehr zurück. Dem gegenüber hat die Jugendbewegung innerhalb der Turnerschaft die Forderung nach größter Einfachheit und Natürlichkeit der Turnübungen erhoben. Ihr Ruf lautet: „Zurück zu Jahn." Nun hat Turnvater Jahn gewiß dereinst in der Hasenheide das volkstümliche deutsche Turnen als ein natürliches, allseitiges Wehrturnen begründet. Es gab aber vor ihm schon einen Erzvater des Turnens, und das war Johann Christoph Friedrich GutsMuths, der erste deutsche Turnlehrer. Schon 1793 erschien seine „Gymnastik der Jugend", zwei Jahre später sein „Spielbuch" und 1798 sein kleines „Lehrbuch der Schwimmkunst". Er war also ebenso vielseitig wie Jahn, aber kein solcher Feuergeist und Volksmann, sondern ein schlichter Erzieher der Kleinen und Kleinsten. War die Hasenheide bei Berlin ein Tummelplatz wehrhafter Jünglinge, so könnte man die Wirkungsstätte von GutsMuths, die Erziehungsanstalt von Schnepfenthal in Thüringen, vielleicht als die Kinderstube des deutschen Schulturnens bezeichnen. Wie GutsMuths hier in aller Stille seine Gymnastik begann und ersann, das beschreibt er selbst mit folgenden Worten: „Im Jahre 1785 betrat ich als Jüngling (von 26 Jahren) Schnepfenthal, da führte mich Salzmann auf einen hübschen Platz am Rande eines Eichenwäldchens. Hier belustigten wir uns täglich mit fünf Übungen in ihren ersten ungeregelten Anfängen. Diese stammten von Dessau (Basedows Philanthropinum), wo Salzmann zuvor gewesen. Was ich aus den geschichtlichen Resten des früheren und späteren Altertums herausgrub, was das Nachsinnen und bisweilen der Zufall an die Hand gaben, wurde hier nach und nach zu Tage gefördert zum heiteren Versuche. So entstand in der ersten Ausgabe meiner Gymnastik die erste neue Bearbeitung eines sehr vergessenen und nur noch in geschichtlichen Andeutungen vorhandenen Gegenstandes. — Jederzeit gewährten mir 40 bis 60 jugendliche Teilnehmer aus dem In- und Auslande ein herrliches Feld zum Beobachten. Zweierlei faßte ich ins Auge, die Wirkung der Übungen auf jeden einzelnen Knaben und die weitere Ausbildung der Übungen selbst." — Diese vermehrte GutsMuths durch eigene Erfahrung und nach hellenischen Vorbildern auf 23 Arten der „Arbeit im Gewande jugendlicher Freude", wie er seine Gymnastik zunächst nannte. Geräteübungen treten zurück, volkstümliche Übungen stehen im Vordergrunde, die beim Mangel einer Turnsprache ziemlich umständlich beschrieben und auf 12 Kupfertafeln dargestellt werden. Wir sehen darauf den Freihochsprung als Hocksprung über eine „Rute" und den Stabhochsprung (Abbild. 1); den Wettlauf nach einem Kranz an der Zielsäule und im Hintergrund den „gesellschaftlichen Sprung", d. h. Wanderbockspringen im Kreise (Abbild. 2); ferner das Ringen (Abbild. 3), als Standkampf, Bodenkampf, Freiringen, Ringen um einen Apfel oder Stab; das Klettern an Geräten und für die Geübteren an Bäumen (Abbild. 4); Schwebeübungen oder Balancieren von Stäben im Gehen und Sitzen und Schwebegehen auf dem Baume. Hierbei wurden auch Auf- und Absitzen nach dem „Voltigieren" der Reit- und Fechtschulen geübt (Abbild. 5). Schon aus diesen Beispielen geht die Vielseitigkeit der Gymnastik hervor, für die GutsMuths, allerdings mit Einschluß von Baden, Schwimmen, Spielen und Werkarbeit, im siebenten Lebensjahre täglich zehn, im fünfzehnten noch vier Stunden forderte. So wurde er zum ersten Verkünder und Vorkämpfer der jetzt von allen einsichtigen Ärzten und Erziehern geforderten „Täglichen Turnstunde".

In diesem Sinne könnte man die Forderung „Zurück zu Jahn" für das Schulturnen erweitern durch den Ruf „Zurück zu GutsMuths!"

Dr. R. Gasch.

1. Fröhliche Springkünste.

2. Wettlauf und Bocksprung.

3. Kraftprobe im Ringen

4. Kletterübungen.

5. Balancieren.

AUS DEM BAUSCHAFFEN UNSERER ZEIT

Ein hoher Turmbau in schlichten Formen: Die kürzlich eingeweihte katholische St.-Franziskus-Kirche in Düsseldorf-Mörsenbroich. (Architekt: Tietmann & Haake.)

Oben rechts: Ein neues Werk des Hamburger Architekten Fritz Höger: Die Kapelle auf dem Friedhof der Stadt Delmenhorst (Oldenburg), ein wuchtiger Backsteinbau. (Phot. Dransfeld.)

Mitte rechts: Eine der modernsten Filmbühnen Deutschlands: Blick in das neuerbaute Lichtspielhaus „Capitol" im Untergeschoß des Meßhauses Petershof in Leipzig. Wirkungsvolle Lösung des Orgeleinbaues als klang- und lichtspendenden Baukörpers. Gesamtentwurf: Architekt Alfred Liebig, Leipzig. (Phot. E. Hoenisch.)

Links: Das vom Reich erbaute, der Grenzmark Posen-Westpreußen gewidmete Reichsdankhaus in Schneidemühl. Entwurf: Prof. Bonatz, Stuttgart.

Rechts: Der Vorraum des Reichsdankhauses.

Das am 6. Oktober eingeweihte Gebäude, als kultureller Mittelpunkt der Provinz gedacht, soll den Dank des Reiches an die Bevölkerung darstellen für ihr treues Verhalten beim polnischen Aufstand vor zehn Jahren.

R. Lipus 29

Mit dem Auto im Hochgebirge: Sommerbetrieb vor dem Hospiz auf dem Großen St. Bernhard

Der historische Alpenübergang, über den schon die Heere Altroms, der Langobarden, Karls des Großen, Barbarossas und Napoleons I. zogen, lockt in immer steigend
Gebäude (auf unserer Zeichnung links), aus dem 16. Jahrhundert, mit den Wohnungen der Augustiner-Chorherren, ist durch einen Übergang mit dem neueren Unter
eigens dazu abgerichteten „Ber

(2472 m). / Zeichnung von einer Alpenfahrt für die „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Lipus.

Maße den Automobilisten. Hat er auf dem Wege nach Süden die Paßhöhe erreicht, so findet er im Hospiz Ruhe und Rast. Es wurde 962 gegründet; das ältere
ft-bau (rechts) verbunden. In der fast neun Monate dauernden Schneezeit sind die Geistlichen zum Beistand für Hilfebedürftige verpflichtet. Dabei werden sie von
udiner“-Hunden unterstützt.

DER DARM ALS LEBENSREGLER

VON DR. W. SCHWEISHEIMER

Schiller hat einmal gesagt: „Ach, die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre zwei Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde!" Das ist eine ironisierend-bedauernde Kurzdarstellung eines sehr umfangreichen und ernsten Problems: des Einflusses des Darmes auf das geistige Schaffen. Es hat keinen Zweck, geistige Tätigkeit unabhängig vom Körper zu betrachten. Und jeder Mensch, so begabt und begnadet er auch ist, wird immer den Einflüssen und Hemmungen seiner Organe unterworfen sein, was er auch unternimmt.

Die Alten wußten das wohl. Sie besaßen unsere umfangreichen anatomischen Kenntnisse noch nicht, aber Intuition half ihnen über Lücken hinweg. „Melancholie" — dieses griechische Wort bedeutet eigentlich: schwarze Galle. Nicht in leichtem grünlichen Fluß strömt bei den schwer unter dem Leben Leidenden die Galle, dieser wichtige Verdauungssaft, sondern in schwerer, schwärzlicher Stockung. Schwarze Galle tritt, wenn Verdauungsorgane falsch arbeiten, ins Blut über; die weltschmerzliche Stimmung, die lebensüberdrüssige Melancholie, ist die Folge. Ganz ähnlich fassen wir diese Vorgänge noch heute auf: Der Darm arbeitet nicht richtig, Gifte sammeln sich in ihm, sie treten ins Blut über, Beschwerden an allen Ecken und Enden entstehen, die Lebensfreude und Arbeitsfähigkeit werden behindert, bis die Gifte wieder ausgeschieden sind.

Es ist dringende Zeitnotwendigkeit, die Aufmerksamkeit auf den Darm und seine richtige Erziehung zu richten. Die Menschen leben nicht mehr in Verhältnissen, die ihrer Natur ganz entsprechen. Der primitive Mensch hatte viel Bewegung, ob er jagte, fischte oder das Feld bebaute, seine Nahrung war grob, d. h. reich an unverdaulichen, den Darm anregenden Schlacken — und das half seinem Darm, rasch zu arbeiten, sich bald schädlichen Inhalts zu entledigen. Dem modernen Menschen fehlt vielfach Bewegung. Er ist an den Schreibtisch, in die Schulstube, ins Büro, in den Fabrikraum gebannt; seine Nahrung ist verfeinert (manche sagen: überfeinert) und reizt darum nicht mehr die Darmwände. Die fördernde Wirkung bleibt aus.

Dabei ist die Aufgabe des Darmes natürlich die gleiche geblieben. Er ist das große Kanal- und Abfuhrsystem des menschlichen Körpers. In Magen und Darm wird alles gebracht, was zur Nahrung, zur Erwärmung des Körpers und zur Arbeitsleistung dienen soll, Flüssiges und Festes. Eifrig arbeiten die anhangenden Verdauungsdrüsen; sie bereiten die Säfte, mit denen die Nahrung chemisch umgewandelt und dem Körper verwertbar gemacht wird. Aber es bleiben Reste. Sie sind dem Körper nicht greifbar zu machen. In dem Betrieb einer großen Stadt gibt es gleichfalls unverwertbare Reste. Läßt man sie liegen, in den Straßen und auf den Plätzen, so verwesen sie, verpesten die Luft, werden Sitz und Ursache gefährlicher Krankheiten; ein gutes, geregelt arbeitendes Abfuhrsystem ist notwendige Voraussetzung jedes größeren Stadtgebildes.

Der Mensch und sein Darm.

Mehr als 8 m Darm, etwa das 5fache der Größe seines Trägers, sind in der Bauchhöhle eines Menschen kunstvoll untergebracht. Die Darmschleimhaut hat darum lange die Möglichkeit, verdaute Nahrungsstoffe — aber auch Gifte aufzusaugen.

So bleiben im Darm, namentlich in seinen letzten Teilen, unbrauchbare Reste liegen. Versagt die rasche Abfuhr, so bilden sich Giftstoffe; sie werden vom Darm aufgesogen, gelangen ins Blut und mit ihm zu jeder Zelle und jedem Organ. Regelmäßige Darmtätigkeit läßt das vermeiden. Manche Nahrungsreste bleiben ohnehin erstaunlich lange im Darm liegen. Man sieht das bei Hungerkuren, wo tagelang nicht eine Krume genossen wurde — und noch immer gibt der Darm Reste ehemaliger Speisen ab. Bei genauer Beobachtung lassen sich Bestandteile im Darminhalt finden, die zweifelfrei schon wochenlang in irgendeiner Falte oder einer Nische seines Inneren stecken mußten. Um so wichtiger ist das richtige Funktionieren wenigstens des hauptsächlichen Zu- und Abstroms.

An irgendeinem Organ, weit entfernt vom Darm, tritt die Wirkung ungenügenden Abstroms, etwa bei chronischer Darmträgheit, zutage. Die Haut des Gesichts ist im einen Fall das „Erfolgsorgan", an dem die mangelnde Entgiftung offenbar wird. Sie ist fahl und blaß, kleine Bläschen treten auf, eine Neigung zu Furunkelbildung wird offenbar, auch an anderen Stellen des Körpers sind kleine Ausschläge, juckende Empfindungen nicht selten. Alle derartigen Erscheinungen schwinden oft wie mit einem Zauberschlag, sobald Regelung der Darmtätigkeit erreicht wird. Flecke und unschöne Punkte in der Haut schwinden wie weggespült bei sachgemäßer Umstellung eines bis dahin chronisch trägen Darmes.

So sind zahlreiche Wunderkuren zu erklären, die Schönheit und Jugend wieder verschaffen. Das Wesentliche an den angepriesenen „Verjüngungsmitteln" ist in der Regel ein den Darm anregender Bestandteil. Es ist ohne weiteres zu glauben, daß Menschen, die dadurch eine bisher unbekannte Entgiftung erhalten, aufblühen, an Lebenskraft gewinnen, jugendlicher aussehen und an Schönheit zunehmen. Das Geheimnis asiatischer Präparate, indischer Wunderkuren liegt in diesem Punkt. Der gleiche Effekt läßt sich freilich auch auf einfachere und billigere Weise bei richtigem Verhalten erzielen.

Die Körpervergiftung bei chronischer Darmträgheit äußert sich sehr häufig am Gehirn, sei es in Form von Kopfschmerzen oder von leichter Benommenheit, von trüber Stimmung und Pessimismus. Solange der Giftherd im Körper ist, sind natürlich alle Kopfwehmittel — die bei anderer Entstehung der Kopfschmerzen vielleicht sehr gut helfen — ganz vergeblich. Gelingt es dagegen, durch ein Abführmittel den Herd des Unheils zu entfernen, so schwinden auch rasch die Kopfschmerzen. Nervenschmerzen aller Art hangen oft ebenso mit einem überlangsam arbeitenden Darm zusammen wie Störungen in den Blutgefäßen. Bei Menschen mit empfindlichem Herzen bewirkt das Hochschieben des Zwerchfells durch den zu lang gefüllten Darm unangenehme Empfindungen in der Herzgegend, ja, direkt Störungen in der Herztätigkeit. Schlaflosigkeit, namentlich zu spätes Einschlafen, hängt außerordentlich häufig mit der Vergiftungsquelle des schlecht arbeitenden Darmes zusammen. Alle Schlafmittel, Wasserkuren, sonstigen Behandlungen bleiben erfolglos, während eine Spülung des Darmes vor dem Einschlafen tiefen und ausgiebigen Schlaf verschafft. Hier wird ursächliche Behandlung getrieben: der Herd der Schlaflosigkeit wird aus dem Körper entfernt, wie ein chirurgischer Eingriff eine Eiterquelle beseitigt und damit den Körper von verzehrendem Fieber befreit.

Ein Mensch mit unregelmäßiger Darmtätigkeit wird leichter an einer Infektion erkranken, die Widerstandsfähigkeit seiner Organe ist herabgesetzt, Bakterien siedeln sich leichter an. Das gilt auch dann, wenn er sich erkältet. Eine Erkältung wird schneller erworben, wenn sie den Körper in einem Augenblick mangelnder Abwehrfähigkeit trifft, und das ist bei innerlicher Selbstvergiftung des Körpers der Fall. Eine beachtenswerte Theorie bringt die Entstehung der Krebskrankheit mit steter Körpervergiftung durch Darm-Untüchtigkeit in Zusammenhang. Es ist nicht zu sagen, was an diesem Gedanken richtig ist. Die Entstehung des Krebses ist nach wie vor in Dunkel gehüllt. Alle Gedanken darüber, so mühevolle Untersuchungen ihnen gewidmet wurden, haben noch nicht zu Beweisen geführt. Die Möglichkeit der Beziehung zwischen Darm und Krebsentstehung ist jedenfalls nicht von der Hand zu weisen. Solange keine sichere Ursache gefunden ist, muß man an diesen Zusammenhang denken und wird ihn bei der vorsorgenden Krebsbekämpfung nicht außer acht lassen dürfen.

Eine weitgehende Beeinflussung und Erziehung des nicht richtig arbeitenden Darmes ist möglich. Es ist wichtig, den Körper von früher Jugend an zu regelmäßiger Darmtätigkeit zu erziehen. Das ist bedeutend notwendiger noch als Erziehung zum täglichen Waschen oder Zähnereinigen. Der Darm, wie jedes Organ, gewöhnt sich in der Mehrzahl der Fälle mühelos an die ihm vorgeschriebene Regelmäßigkeit. Er arbeitet dann, ohne daß Willenseinflüsse erst noch eigens in Bewegung gesetzt werden müßten. Ordnung ist auch hier ein unentbehrlicher Lebensfaktor. Namentlich der, dessen Darm ohnehin zu kleinen Unregelmäßigkeiten neigt, muß Zeit darauf verwenden, ihn in fast pedantischer Weise zur Ordnung zu erziehen.

Es werden sich dabei zuweilen kleine Kunstgriffe als vorteilhaft und notwendig erweisen. Da sitzende Lebensweise die Darmtätigkeit hemmt, sind Trinkkuren in Badeorten mit Gehen und anderen körperlichen Bewegungen verknüpft. Derartige Kuren mit geeigneten Wässern können in vielfacher Hinsicht von Vorteil sein. Die energische Durchspülung des Darmes beseitigt manche Schäden und läßt den Darm auch für längere Zeit seinen Aufgaben besser gerecht werden. Aber auch im Alltagsleben geben ein kleiner Spaziergang, etwas Turnen oder Freiübungen den Darmbewegungen erwünschte Anregung. Ein Glas kalten Wassers, morgens nüchtern getrunken, eventuell mit Salzzusatz, ist ein wertvolles Hilfsmittel. Oder es wird etwas Obst genossen, entweder morgens nüchtern — eine Sitte, die in Amerika und England aus gesundheitlichen Gründen verbreitet ist — oder abends vor dem Schlafengehen. Kompott wirkt ähnlich.

Die geeignete Kost spielt überhaupt bei Erzielung richtiger Darmtätigkeit die entscheidende Rolle. Sie muß Stoffe, die den Darm anregen, enthalten, also viel Zellulose, Gemüse, schwarzes Brot, auch Fett und Zucker. In anderen Fällen ist vor allem reiche Flüssigkeitszufuhr nötig — wie ja überhaupt jeder Darm sich anders verhält (bei dem einen wirkt Milch auf den Darm anregend, bei dem anderen im Gegensinn) und es oft erst langer Erfahrung und Versuche bedarf, bis der beste Weg gefunden ist. Gut wirken gedörrte Pflaumen und anderes getrocknetes Obst. Butterzusatz zur Nahrung wirkt oft Wunder, ebenso Buttermilch oder saure Milch. Von den Gemüsearten wirken Kohl, Bohnen, Salate, Sauerkraut auf den Darm anregend, von Obst besonders Pflaumen, Melonen, Johannis- und Stachelbeeren, Trauben, Äpfel, Birnen usw.

Auf dem Gebiete der Darmanregung liegen auch die großen Erfolge der Rohkost. Sie nimmt Rücksicht auf die natürlichen Bedürfnisse des Darmes und muß einem Menschen, der bislang ungenügend für seinen Darm gesorgt hatte, infolge der Entgiftung natürlich merkliche Erleichterung bringen. Ausschließliche Rohkost ist freilich weder nötig noch empfehlenswert, die richtige Mischung der Nahrungsmittel ist anzustreben. Künstliche Abführmittel sollten auf jeden Fall nur als äußerste Zuflucht dienen; wenn sich der Körper einmal an sie gewöhnt hat, läßt er sich nur schwer von ihrem Joch wieder befreien.

Die Denkmalsweihe des schlesischen Landwehrkorps in Breslau.

Das am 6. Oktober eingeweihte Mal gilt dem Gedächtnis des schlesischen Landwehrkorps, das im Weltkrieg unter der Führung des Generalobersten v. Woyrsch sich wiederholt auszeichnete.

Ein Meisterwerk modernster Eisenkonstruktion.

Die am 12. Oktober dem Verkehr übergebene Rheinbrücke zwischen Düsseldorf-Hamm und Neuß (Entwurf: Prof. Dr. Kreis) mit ihren gewaltigen Stahlträgern, von deren Ausmaßen der Vergleich mit den Arbeitern einen Begriff gibt. Der neue Rheinübergang hat auch für den Autoverkehr große Bedeutung.

Der tote Patriarch im Kirchenthron.

Vor kurzem verstarb der Patriarch der griechisch-orthodoxen Kirche in Konstantinopel, Basil III. Die Leiche des geistlichen Würdenträgers wurde in aufrechter Haltung in der Kathedrale aufgebahrt; Tausende kamen, um ihm nach alter Sitte die Hand zu küssen.

Feier am 1000. Tage seit dem Tode des Kaisers Yoshihito von Japan.

Die Kaiserinwitwe Sadako begibt sich zum Mausoleum, in dem ihr am 25. Dezember 1926 verstorbener Gatte beigesetzt ist. Im weißen Kleid und Hut, sich vor ihrer Großmutter verbeugend, die Prinzessin Chichibu.

Während der Oberbürgermeister in Amerika weilt, fliegt in Berlin der Sklarek-Schwindel auf!

Oberbürgermeister Dr. Böß mit seiner Gattin und dem Ozeanflieger Chamberlin (außen) vor einem Rundflug über Neuyork.

Das Organisationskomitee für die Internationale Bank tagt in Baden-Baden.

Während einer Sitzung der großen Geldkapitäne.
Von links: Sir Charles Addis; de la Croix; Franck; Traylor; Reynolds; Reichsbankpräsident Dr. Schacht; Dr. Vocke; Moret; Quesnay; Sonoda und Tanaka. Die Sechs-Mächte-Konferenz, die am 3. Oktober begann, befaßte sich mit der Schöpfung einer Reparationsbank gemäß dem Young-Plan.

BÜHNEN-SCHAU

„Der Mann, der seinen Namen änderte."
Ein Kriminalstück von Edgar Wallace, aufgeführt am 2. Oktober im Aachener Stadttheater. — Von links aus: S. Esser als Anita; Merk als Frank O'Ryan, Bünte als Rechtsanwalt Miller; (auf der Treppe) Prager als Lane. (Phot. W. Preim.)

„Michael Kohlhaas" auf der Bühne.
Das von Arnolt Bronnen nach der gleichnamigen Kleistschen Novelle bearbeitete Stück (Musik von Theo Maekeben) erlebte kürzlich am Stadttheater Erfurt seine Uraufführung. — Erwin Klietsch als Kohlhaas und Josephine Klee als Lisbeth. (Phot. K. Sontag.)

Ein neuer Molnar.
Szenenbild aus Franz Molnars neuestem Stück „Eins — zwei — drei", das am 5. Oktober am Lustspieltheater in Budapest uraufgeführt wurde. Es behandelt die von dem allmächtigen Bankdirektor geschobene Karriere eines armen Chauffeurs, der insgeheim dessen Mündel geheiratet hat. — Herr Rajnay als Chauffeur (Mitte) beginnt sich schon in die Rolle des Grafensohnes zu finden. Links der gräfliche Adoptivvater (Herr Hajmasy), rechts der Prokurist (Herr Bardi).

Leo Lenz: Die Nacht zum Donnerstag.
Ein Eisenbahnroman in 11 Kapiteln. Frei nach dem Amerikanischem des John O'Cardigan. Uraufgeführt im Albert-Theater in Dresden. — Von links aus: Rainer als Niels Petersen; Münch als Gentlemanverbrecher Wassilieff; Ilde Overhoff als Helga, Petersens Frau. (Phot. Ursula Richter.)

Präsidentenwahl mit Hindernissen.
Szene aus dem Schauspiel „Präsidentenwahl" von Max Halbe, das am 28. September im Münchener Residenztheater zur Uraufführung gelangte. Ein politisierender Gelehrter bekommt nach vielen Hindernissen das Präsidentenamt und die geliebte Frau. — Im Vordergrund, von links aus: Hilde Herterich als Frau Maria; F. Ulmer als Präsidentschaftskandidat Overbaek; E. Höfer als Präsident Throhsien; O. Wernicke als Andersson; H. Pöschko als Abgeordneter. (Phot. Schuster.)

ZARTES SPIEL

GEMÄLDE VON WILLIAM ABLETT

Impressionen vom Bau.

PHOTOSTUDIEN
VON
DR. ARVID GUTSCHOW

Der unbekannte Freier

ERZÄHLUNG VON VALERIAN TORNIUS

Sie lebte in einem unansehnlichen, von dem Fortschritt der Zivilisation übergangenen Provinzstädtchen. Das Häuschen, das sie bewohnte, stand in einer schmalen, winkligen Gasse und unterschied sich, was Verschrobenheit und Altersschwäche anbelangt, durch nichts von seinen Nachbarn, nur daß hinter dem Fenster neben der Eingangstür ein Paar Damenstrümpfe, etliche Leibwäsche, Zwirn, Nadeln, Scheren und allerhand andere Damenutensilien sich den Augen der Vorübergehenden malerisch präsentierten. Sie selbst, die Eigentümerin dieses Damenmodesalons, wohnte über ihm in der Mansarde und hieß Eulalia Rosamunde Augentrost. Der Kürze halber wurde sie jedoch von jung und alt „Tante Lalchen" genannt.

Wie das häufig geschieht, deckten sich Tante Lalchens Eigenschaften ganz und gar nicht mit dem Sinn und Wohlklang ihres Namens. Sie besaß weder eine schönrednerische Veranlagung noch jene zarte, blühende Mädchenhaftigkeit, die das Wort Rosamunde in unsere Vorstellung zaubert. Auch konnte man von ihrer hageren Gestalt, die jeglicher weiblicher Reize entbehrte, und ihrem mit Sommersprossen übersäten Gesicht nicht behaupten, daß sie den Augen der Mitmenschen zum Trost gereichten. Dennoch — so merkwürdig es klingt — hielt sich das prüde Fräulein trotz der überschrittenen Fünfzig immer noch für begehrenswert.

Absonderliche Gerüchte schwirrten über diese ihre Schwäche in der Luft. Mariele, Tante Lalchens liebliches Schwesterkind, das alljährlich mehrere Wochen besuchsweise bei ihr weilte, hatte in ihrem jugendlichen Leichtsinn die meisten in die Welt hinausgestreut. Zur Strafe dafür legte ihr auch die Tante allerhand unliebsame Pflichten auf. Jedesmal nach beendetem kärglichen Abendessen holte Tante Lalchen aus dem verschlossenen Schubfach ihres Nähtisches Strickstrumpf und Buch, machte es sich in dem geräumigen, grünen Großvatersessel bequem, tippte dann energisch auf das Buch und begann mit einer spinnenartigen Geschwindigkeit ihre mageren Finger durch die Wollfäden laufen zu lassen. Mariele aber bangte vor der Wirkung des Vorgelesenen, und gleichzeitig fühlte sie sich verantwortlich für die Wahl der Lektüre. Oft durchwühlte sie in der Leihbibliothek ein ganzes Regal, bis sie etwas fand, von dem sie mit einiger Gewißheit annehmen durfte, daß es der Tante zusagen würde. Allein, sie täuschte sich jedesmal. Die Tante hatte immer irgend etwas auszusetzen. Bald mäkelte sie an der Armseligkeit der Handlung, bald entrüstete sie sich über die Unmoral der Charaktere, bald empörte sie die Niedertracht der Männer. „Siehst du", pflegte sie dann gewöhnlich ironisch zu bemerken, „das sind die gepriesenen Herren der Schöpfung. Pfui! Pfui! Pfui!" In dieses dreimalige „Pfui!" legte sie einen besonders verächtlichen Ton, der den seit Jahrzehnten aufgespeicherten Männerhaß in konzentriertester Fassung zum Ausdruck brachte. Mariele fand die geschilderten Helden gar nicht so niederträchtig, wie die Tante. Sie sagte das jedoch nicht laut.

Die antimaskuline Einstellung — die Fama führte sie auf eine enttäuschte Jugendliebe zurück — hatte zur Folge, daß Tante Lalchen in ihrem Umgang alle Männer mied. Selbst die Geschäftsreisenden schloß sie in ihre Feindschaft ein.

Nur ein Mann blieb von dieser allgemeinen Ächtung ausgeschlossen: der alte Witwer Leberecht Haferkorn, der einige Kilometer vor der Stadt ein kleines Landgütchen besaß, das genügend abwarf, um ihm und seinen beiden, auch schon über den Lebenszenit hinausgewachsenen Töchtern, Rosalie und Emilie, ein behagliches bescheidenes Dasein zu ermöglichen. Leberecht wußte selbst nicht, warum ihm Tante Lalchen einen solchen Vorzug vor seinen Geschlechtsgenossen einräumte; denn da er ein Mensch war, der sich gern über die Torheiten seiner Mitbürger lustig machte, plagte er auch Tante Lalchen, die er seit ihren Kindheitstagen kannte, mit seinen Neckereien. Allein ihr Zorn, der anderen Männern gegenüber zu unversöhnlichem Haß ausarten konnte, verrauchte in diesem Falle bald, ohne die geringsten Spuren des Mißmuts zurückzulassen. Haferkorn wiederum und ebenso seinen Töchtern lag nichts ferner, als Tante Lalchen zu erbosen. Wenn sie auch über ihre Altjungfernschrullen manchmal spotteten, so hatten sie doch im Grunde diesen weiblichen Sonderling gern und freuten sich stets über sein Kommen. Im Gegensatz zu den meisten Menschen, die in Tante Lalchens Charakter nur die Härten und Schroffheiten gewahrten, hatte die Familie Haferkorn eine aufrichtige Achtung vor dem Kern ihrer Persönlichkeit.

Von einem Vetter, dem Tante Lalchen vertrauensvoll ihr Vermögen zum Verwalten übergeben hatte, war sie um ihr mütterliches Erbteil gebracht worden, nur Haferkorns energisches Auftreten hatte ihr einen kleinen Rest gerettet und ihr damit die Möglichkeit gegeben, den kleinen Schnittwaren- und Wäscheladen einzurichten und sich eine Existenz zu schaffen. Diese Tat freundschaftlicher Gesinnung blieb Tante Lalchen unvergessen und war vielleicht der Grund ihrer Anhänglichkeit an das Haferkornsche Haus. Die Ausflüge nach Mückenhof, wie Haferkorns ländliches Besitztum hieß, waren die aufregenden und zugleich erquickenden Episoden in Tante Lalchens eintönig dahinfließendem Dasein. Mit militärischer Pünktlichkeit pflegte sie nach Ablauf von vier Wochen Sonnabends um die Kaffeestunde sich in Mückenhof einzustellen. Als darum einmal an einem heißen Julitage, fast eine Woche vor dem fälligen Termin, ein magerer Klepper, mühsam und schnaufend ein altertümliches Vehikel hinter sich herziehend, auf den Gutshof trabte und eine ältere Dame in violetter Mantille und strohgelbem Haubenhut dem Wägelchen entstieg, waren die Haferkornschen Töchter über diese Tatsache sehr erstaunt. Leberecht, der gerade im Garten die Rosenstöcke beschnitt, schien weniger überrascht zu sein. Er unterbrach seine Arbeit, klopfte gemächlich seine Pfeife aus und kam, ein hinterhältiges Lächeln auf den Lippen, den Gast zu begrüßen. Die überaus ernste, beinahe feierliche Miene Tante Lalchens weissagte allen dreien unerwartete Enthüllungen. Da ließ sich Rosalie, die immer gern neckte und darin ganz dem Vater ähnelte, zuerst vernehmen:

„Ach, Tante Lalchen, Sie sehen uns ganz erschrocken. Sie haben gewiß etwas Furchtbares erlebt. Erleichtern Sie Ihr Herz."

„Du fällst aber auch gleich mit der Tür ins Haus", warf Emilie ein. „Laß doch unsern Gast sich erst von der langen Fahrt erholen! Wie wäre es mit einem Täßchen Kaffee und frisch gebackenem Quarkkuchen?"

Aber Tante Lalchen lehnte fürs erste alle leiblichen Genüsse mit Bestimmtheit ab. Sie sagte nur:

„Ich muß mit eurem Vater unter vier Augen sprechen."

Leberecht, der inzwischen herangekommen war, hörte diesen Wunsch und bat das Fräulein in die Stube. Die Schwestern aber blieben draußen und tauschten ihre Ansichten über die Ursache solchen geheimnisvollen Getues aus.

Tante Lalchen schüttete nun dem alten Leberecht ihr übervolles Herz aus.

„Lieber Freund", begann sie mit einer Stimme, aus der die Befangenheit eines schüchternen jungen Mädchens klang, und hielt verschämt inne. Wenn sie „lieber Freund" sagte, so mußte etwas Unerhörtes ihre Seele belasten. Leberecht gab daher seinem glattrasierten Hofschauspielergesicht einen der Situation angemessenen, würdevollen Ausdruck. „Lieber Freund", setzte sie nach einer Weile nochmals zögernd an, die Augen niederschlagend, „ich möchte Sie in einer höchst delikaten Sache um Ihren guten Rat bitten. Mir ist etwas Wunderliches oder vielmehr Unvorhergesehenes zugestoßen. Unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit sei es Ihnen anvertraut. Ein Herr, der seinen Namen nicht nennt, sich dabei aber als Wohlbekannter ausgibt, hat schriftlich um meine Hand angehalten. Sie wissen, lieber Leberecht, wie wenig ich von Männerschwüren und Männertreue im allgemeinen halte. Hier aber bin ich ratlos. Der Ton ist so echt und so ernst, daß ich mich wegen der Antwort in der größten Verlegenheit befinde..."

„Darf man das inhaltsreiche Schriftstück lesen?" unterbrach sie Leberecht, ohne im geringsten die Miene seines Gesichts zu verändern.

Tante Lalchen reichte ihm ein auf rosa Velinpapier geschriebenes Billetdoux. Wie eine von ihrem Nest aufgescheuchte Henne stand sie da, eingeschüchtert und mißtrauisch, während Leberecht den Brief las.

„Ja, meine gute Eulalia", sagte er nach beendeter Lektüre, „da stellen Sie mich wirklich vor eine schwere Entscheidung."

„So, so?" warf Tante Lalchen ängstlich ein, als fürchtete sie bereits, er könnte ihr raten, dem Geständnis doch gar keine Beachtung zu schenken. „Sehen Sie", fügte sie eilig hinzu, gleichsam um einer solchen Möglichkeit vorzubeugen, „ich bin ja noch gar nicht alt, ich fühle mich auch gar nicht alt, im Gegenteil, wenn ich mich im Spiegel betrachte, so glaube ich, mich noch recht gut konserviert zu haben ... nicht wahr?"

„Daran zweifelt niemand, beste Freundin. Deswegen gerade lädt die ehrenvolle Aufgabe, die Sie mir zumuten, nämlich Ihr Herzensberater zu sein, mir eine so ungeheure Verantwortung auf. Ich würde also an Ihrer Stelle den Brief keinesfalls ignorieren..."

Tante Lalchen atmete erleichtert auf.

„Aber", fuhr Leberecht fort, „ich würde auch nicht übertriebene Bedeutung den Worten dieses Unbekannten beimessen..."

„Was soll ich denn tun?"

„Zunächst: Haben Sie irgend jemand in Verdacht?"

„Verdacht?"

„Ich meine natürlich: Vermuten Sie in einer bestimmten Person den Urheber?"

„Nein."

„Es hat sich Ihnen auch niemand in letzter Zeit besonders liebenswürdig genähert?"

„Was denken Sie von mir, Leberecht?" entrüstete sich Tante Lalchen.

„Nun, da brauchen Sie doch nicht gleich aufzubegehren. In einer liebenswürdigen Annäherung liegt doch noch keine Attacke auf Ihre jungfräuliche Ehre."

Tante Lalchen blickte beschämt zu Boden. Leberecht jedoch machte ein paar gewichtige Schritte durch das Zimmer, tat, als ob er den Fall sich sehr eingehend überlege, blieb dann plötzlich vor der ratlos dreinblickenden Beichtigerin stehen und sagte:

„Also, ich hab's. Das ist der richtige Weg. Greifen Sie den hingeworfenen Faden auf, und spinnen Sie ihn weiter. Vielleicht kommt etwas Befriedigendes für Sie dabei zustande. Nur nichts überstürzen, sonst könnte das ganze Gespinst leicht zerreißen. Antworten Sie höflich, gehen Sie scheinbar auf seinen Antrag ein, drücken Sie sich aber unbestimmt aus, und warten Sie ab, was man Ihnen darauf erwidert."

Tante Lalchen gab ihre Bereitwilligkeit zu den empfohlenen Maßnahmen durch ein zustimmendes Kopfnicken kund. Sie hätte gern noch dieses und jenes gefragt — welche Anrede sie gebrauchen, welchen Ton sie anschlagen und wie sie die Unterschrift abfassen sollte — allein ihre Schamhaftigkeit gestattete nicht mehr solche Ausflüge ins Detail. So begnügte sie sich mit den erhaltenen Ratschlägen und überließ alles weitere der Eingebung.

Inzwischen hatten die Schwestern in der großen Fliederlaube den Kaffeetisch gedeckt. Anfangs zeigte sich Tante Lalchen der freundlichen Einladung zum Verweilen gar nicht geneigt. Die Aufregung und noch mehr das brennende Verlangen, dem unbekannten Briefschreiber zu antworten, trieben sie heim — als jedoch der Duft eines guten Kaffees und der Anblick frisch gebackenen Quarkkuchens ihren Geschmacksnerven schmeichelten, konnte sie nicht widerstehen. Sie aß und trank, verhielt sich jedoch merkwürdig wortkarg, so daß Rosalie sich nicht enthalten konnte, zu bemerken:

„Tante Lalchen, Ihre Schweigsamkeit macht uns ernstlich Sorgen. Es wird doch nicht irgendeine böse Mannsperson Sie geärgert haben?"

Ein verachtender Blick strafte Rosalie für diese naseweise Bemerkung, die der alte Leberecht sich bemühte abzuschwächen, indem er mit tiefem Ernste hinzufügte:

„Unser lieber Gast ist von einer schweren Schicksalsfügung heimgesucht worden. Diese Tatsache wollen wir, liebe Kinder, heute gebührend respektieren."

Solcher Mahnung gemäß wurde im Verlauf der Unterhaltung der Scherzton weiterhin vermieden. Nach dem Kaffee setzte man sich, wie gewöhnlich, zu einer Partie Doppelkopf. Nun kamen jene Stunden, die Tante Lalchens Leben eine höhere Weihe verliehen, die ihre Pulse stärker schlagen ließen. Aber während sie sonst dem Spiel eine bis zum äußersten gespannte Aufmerksamkeit widmete, war sie heute sehr zerstreut. Schließlich warf sie den Rest der Karten auf den Tisch und erklärte, sie müsse unverzüglich heim. Keine einschmeichelnden Liebenswürdigkeiten Leberechts, kein Bitten der Schwestern brachten sie von diesem Vorhaben ab. Und so willigte man mit scheinbarem Bedauern in den frühzeitigen Aufbruch.

Eine halbe Stunde später entführte das Vehikel den Gast. Noch lange sah man die violette Mantille und das strohgelbe Haubenhütchen zwischen den Kornfeldern leuchten. Leberecht jedoch hatte inzwischen seine Pfeife angebrannt, saß mit übergeschlagenen Beinen im Gartensessel und blies, verschmitzt in sich hineinlächelnd, Ringe in die Luft. Die Töchter hätten zu gern die Ursache seiner heimlichen Heiterkeit erfahren und drangen mit einem Fragenschwall auf ihn ein. Aber er blieb unerbittlich und erwiderte nur:

„Vielleicht sag' ich's euch später einmal."

*

Als Tante Lalchen heimkehrte, stand die züchtige Mariele mit dem gescheitelten braunen Madonnenköpfchen im Laden.

„So", sagte Tante Lalchen, als sie eintrat. „Ich will dir eine schöne Freude bereiten. Du kannst heute frühzeitiger den Laden schließen und bei dem schönen Wetter in den Stadtpark gehen. Aber um's Himmels willen, laß dich nur ja mit keinem Mannsbild ein. Die Männer sind durch die Bank Kanaillen ... bis auf wenige Ausnahmen."

Mariele war sehr erstaunt über den Zusatz „bis auf wenige Ausnahmen". Diese Einschränkung hatte die Tante noch nie vorgenommen.

„Aber vor Dunkelheit mußt du zurück sein", fügte sie streng hinzu.

Daß Tante Lalchen Mariele fortschickte, hatte einen triftigen Grund. Sie wollte bei der schweren Aufgabe, die unverzüglicher Erledigung harrte, niemand um sich haben. Mit einer feierlichen Sorgfalt rüstete sie sich zu dem Werk. Zunächst legte sie die wichtigsten Gedanken in einem Entwurf klar, dann fügte sie Verbesserungen ein, schrieb das Ganze von neuem ab. Erst bei der sechsten Fassung hielt sie das Konzept für die Reinschrift reif und kramte nun den allerschönsten Briefbogen hervor, um ihm das zarteste Geheimnis ihres Lebens anzuvertrauen:

Herr Unbekannter!

Eigentlich sollte ich Ihnen, weil Sie mir Ihren wirklichen Namen verschweigen, überhaupt nicht auf Ihren Brief antworten; denn der Schicklichkeit halber darf ich als alleinstehende, unbescholtene Dame wohl den Anspruch erheben, daß ein Herr, der mit festen Herzensbanden mich zu umschlingen beabsichtigt, zuvor sich vorstellt. Sie schreiben zwar, ich hätte das Vergnügen, Sie zu kennen, und nur die Ungewißheit, ob ich überhaupt einer ehelichen Verbindung geneigt wäre, habe Sie schweren Herzens bewogen, verhüllt zu bleiben. Dieses Zartgefühl, das dem männlichen Geschlecht im allgemeinen nicht zu eigen zu sein beliebt, spricht zu Ihren Gunsten und nimmt mich für Sie ein. Ich habe, wie ich offen bemerken will, gegen den Schritt, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, an und für sich keine Bedenken einzuwenden. Die grauen Tage des Alters, die ja doch einmal kommen müssen — vorläufig sehe ich sie wohl noch in weiter Ferne — lassen sich, wenn man mit einem verständigen Gefährten den Lebenspfad gemeinsam wandelt und alle Sorgen und Freuden teilt, ganz gewiß leichter ertragen. Ich will nicht leugnen, daß das Ansinnen zu einer Ehegemeinschaft schon an mich gestellt worden ist, daß ich jedoch eine ablehnende Haltung eingenommen habe, weil mir der Bewerber mißfiel, und weil ich die Freiheit meiner Entschließungen wahren wollte. So habe ich meine Unschuld, allen Angriffen zum Trotz, unversehrt bis zum heutigen Tage behauptet. Und nur dem Manne würde ich die Hand zum Ehebunde reichen, der diese konservierte Keuschheit in unserem leichtlebigen Jahrhundert angemessen würdigt, und dem ich in Erkenntnis seines braven Charakters und ehrbaren Betragens mich für die Dauer meines weiteren Lebens zuversichtlich anvertrauen kann. Sollte ich von Ihnen im Laufe eines mehrmaligen Zusammentreffens, welches jedoch nur in Gegenwart Dritter stattfinden darf, sollte ich, wie ich nochmals bekräftige, die Überzeugung von Ihrer Tugendhaftigkeit gewinnen, so würde ich Ihre Werbung als ein ernst zu nehmendes Ansinnen angelegentlichst in Erwägung ziehen. Möge der liebe Gott vorderhand Ihre noble Gesinnung leiten und Ihr beherzigenswertes Tun segnen!

Eulalia Rosamunde Augentrost.

Mehrmals las Tante Lalchen das Geschriebene halblaut sich vor, ehe sie den Brief schloß. Erst jetzt merkte sie, daß es schon Abend geworden und Mariele noch nicht heimgekommen war. Sonst hätte sie wegen solchen Ungehorsams eine Rede gegen die Schamlosigkeit der heutigen Jugend vom Stapel gelassen, aber heute fühlte sie sich weich, versöhnlich und duldsam gestimmt, und darum schalt sie nicht einmal, als Mariele eine halbe Stunde über die vorgeschriebene Zeit ausblieb.

„Es ist gut, daß du kommst", sagte sie nur, „ich muß noch einen kleinen Geschäftsgang erledigen." In Wirklichkeit wollte sie den Brief eigenhändig zur Post tragen. „In einer Viertelstunde werde ich wieder zurück sein."

*

Einige Tage vergingen. Tante Lalchen wartete mit einer geradezu verzehrenden Ungeduld morgens und nachmittags auf den Briefträger und war immer zutiefst enttäuscht, wenn er ihr Häuschen mied. Eines Nachmittags spähte sie wieder sehnsüchtig nach ihm aus. Da steuerte der Postillon d'amour schräg über die Gasse geradeswegs auf ihre Haustür zu. Fiebernd vor Aufregung, stürzte sie ihm entgegen und wäre beinahe die drei Treppenstufen vor ihrem Laden hinuntergestürzt, wenn nicht gerade der zufällig vorübergehende Ratsſekretär Buttersack sie galant aufgefangen hätte. Zum erstenmal in ihrem Leben lag Tante Lalchen, freilich nur einige Sekunden, in den Armen eines soliden, gesetzten und angesehenen Mannes.

Zunächst konnten beide vor Überraschung kein Wort über die Lippen bringen. Der Herr Ratssekretär grinste vergnügt über sein ganzes breites, lachsfarbenes Gesicht, und Tante Lalchen lächelte wie eine verschämte Arme über eine unerwartet große milde Gabe. So sah man einander eine Weile schweigend an, verwundert und freundlich zugleich, und Tante Lalchen dachte gar nicht mehr an den Briefträger, der längst um die nächste Straßenecke gebogen war. Aber schließlich wurde diese stumme Zwiesprache doch etwas peinlich. Der Ratssekretär empfand das zuerst und brach das Schweigen.

„Bin ich aber glücklich, das verehrteste Fräulein vor einem bösen Sturz bewahrt zu haben. Hähähä..."

„Ja, es hätte übel ablaufen können. Wie soll ich mich Ihnen erkenntlich zeigen, Herr Ratssekretär?"

„Oh, ich preise den Zufall, daß er mich zur rechten Zeit an Ihrer Tür vorbeiführte. Hähähä."

REITERPAAR / GEMÄLDE VON ANGELO JANK
(Brakls Kunsthaus, München.)

„Sie sind ein wahrhafter Kavalier. Vielleicht der einzige in unserer Stadt."

„Wenn Sie es mir sagen, ist es mir doppelt schmeichelhaft. Hähähä..."

Es war ihm unmöglich, einen Satz zu prägen, ohne daß er in eine kichernde Kadenz ausklang.

„Sie verdienen wirklich eine gute Frau", setzte Tante Lalchen das Gespräch fort und blickte mit einer Keckheit, die man an ihr gar nicht gewohnt war, den Ratssekretär an.

„Höchstes Ziel meiner Wünsche, hähähä..." erwiderte er und strahlte noch um einen Grad stärker als bisher.

Da erschien oben am offenen Fenster Marieles erstauntes Gesicht, um jedoch gleich wieder zu verschwinden, d. h. um sich hinter der Gardine zu verstecken und auf jedes Wörtchen zu lauschen, das von der Straße heraufklang.

„Haben Sie sich denn den Fall schon überlegt?" hörte Mariele die Tante fragen.

„O ja, aber... hähähä..."

„Sie haben wohl noch nicht die Richtige gefunden?"

„Gefunden schon, aber ... hähähä..."

Sein Blick wanderte zu dem Fenster hinauf, als ob er dort die Gesuchte vermutete. Mariele hielt den Atem an.

„Es fehlt Ihnen wohl der Mut zur Erklärung?"

Buttersack schwieg und kratzte mit dem Spazierstock das Pflaster.

„Sind Sie denn dessen sicher, daß man Ihre Neigung erwidert?" fragte Tante Lalchen weiter, die sich förmlich heiß redete.

„Nein, das ist es eben. Ich habe eine schwere Zunge oder vielmehr eine störrische Zunge, die den Wünschen meines Herzens nicht gehorcht. Ich möchte wohl, aber ich kann nicht. Hähähä..."

„Das ist allerdings sehr bedauerlich."

„Ja, nicht wahr? Ich bin darüber sehr unglücklich. Hähähä..."

„Nun, wenn Sie nicht den Mut zu einer mündlichen Erklärung haben, so müssen Sie sich der Feder anvertrauen."

„Ach, mein bestes Fräulein Augentrost, das tue ich ja schon."

„So? So?" fiel Tante Lalchen bedeutungsvoll ein.

„Ja, ja, aber... Hähähä... Wenn nur ... hähähä..."

Nun, Herr Ratssekretär, harren Sie aus in Geduld. Wir sprechen ein andermal noch weiter über den Fall."

Buttersack empfahl sich. Tante Lalchen aber kehrte sinnend in ihren Laden zurück. Das Gespräch lastete schwer auf ihrem Gemüt.

Wenige Minuten später erschien Mariele. In ihrem Gesicht leuchtete das Wissen um ein frohes Geheimnis. Tante Lalchen deutete auf einen Stoß Wäsche und gab den Auftrag, die einzelnen Stücke mit dem entsprechenden Preis zu bezeichnen. Mariele verrichtete stumm die Arbeit. Nach einer Weile ließ sich die Tante vernehmen:

„Es gibt doch noch liebenswürdige Männer in unserer Stadt."

Mariele horchte auf.

„Du kennst doch den Herrn Ratssekretär Buttersack?"

„Ja", erwiderte Mariele halblaut, errötete und vertiefte sich in ihren Wäschestoß.

„Ein reizender Mensch, nicht wahr? So gediegen und gesetzt. Daß ein solcher Mann, der im besten Heiratsalter steht, keine Frau findet!"

„Ach ja", seufzte Mariele und erschrak über ihren Seufzer.

Tante Lalchen rückte den Klemmer gerade und blickte sie streng an.

„Freilich", fuhr sie mit Betonung fort, „die Frau, die zu ihm paßt, muß auch die erforderliche Reife haben. Junge, unerfahrene Mädchen werden niemals seine Vorzüge zu würdigen wissen . . ."

„Sag' das nicht, Tante", fiel Mariele entrüstet ein. „Herr Ratssekretär Buttersack ist auch nach meinem Geschmack."

„Dir hat überhaupt noch kein Mann zu gefallen, alberne Gans."

„Aber er gefällt mir. Was kann ich dafür?" erwiderte Mariele trotzig und zog sich beleidigt zurück.

Etwas verdutzt über diese unerwartete Bekundung selbständiger Meinung und heimlich empört über die frühe Verderbtheit der Jugend, begab sich Tante Lalchen wieder an ihre Beschäftigung.

*

Eines Morgens, als Tante Lalchen mit Mariele im Laden gerade ihren Wäschebestand kontrollierte — sie machte in jeder Woche Inventur — trat der Briefträger ein und schwenkte einen Brief in der Rechten. Als sie das rosa Velinpapier erblickte, wußte sie sofort, von wem das Billetdoux war. Besorgt, Mariele könnte es gewahren und nach dem Inhalt forschen, riß sie dem Postboten den Brief heftig aus der Hand und verbarg ihn in der Schürze. Dann überließ sie Mariele sich selbst, öffnete den Brief und las klopfenden Herzens:

Verehrungswürdiges, angebetetes Fräulein!

Ich lese Ihren Brief und lese ihn immer wieder und kann ihn nicht genug lesen, so fühle ich mich ergriffen bis ins Innerste meines Gemüts. Jede Zeile möchte ich küssen, weil sie mir Ihre edle Gesinnung, Ihr reines Empfinden, die Tugendhaftigkeit Ihres Fühlens und die Lauterkeit Ihres Denkens offenbart. Die erhabene Vorstellung, die ich ohnehin schon von Ihnen hatte, ist durch dieses Dokument Ihres Herzens noch um ein bedeutendes gesteigert worden. Oh, ich wünschte, es käme bald die Stunde, wo ich Ihnen meine Verehrung zu Füßen legen und meine Bewunderung, die ich aus der Ferne schon lange für Sie hege, gestehen dürfte. Aber so sehr ich diesen Augenblick erhoffe, erwünsche und ersehne, so vermag ich mich doch anderseits einer gewissen Beklemmung nicht zu erwehren. Ich fürchte nämlich, daß, wenn ich Ihnen gegenübersitze und Ihren keuschen, reinen, sanften Blick auf mir ruhen fühle, der Mund mir die Worte versagen wird, die ich jetzt so kühn und beredt auf der Zunge habe und überströmend auf diese rosafarbigen Briefbogen ergieße. Denn ich bin ja eine so schüchterne Natur, und die Angst, mein Anblick möchte alle Ihre Illusionen zerstören und mich aller Zukunftshoffnungen berauben, hindert mich, aus meiner Zurückhaltung hervorzutreten.

Von zartem, poetischem Empfinden — trotz eines nüchternen Berufs — zutiefst durchdrungen, mit der Führung der Feder besser als mit der Gewandtheit der Redekunst vertraut, weiß ich meine Gefühle und Gedanken schriftlich besser als mündlich zum Ausdruck zu bringen. Darum gestatten Sie, daß ich mich Ihnen nach wie vor nur auf diesem Wege nähere. Was Ihren Vorschlag anbelangt, uns in Gegenwart Dritter zu treffen, so stößt er bei mir auf Hemmungen. Die Gegenwart fremder Menschen würde mir bei meiner angeborenen Schüchternheit unerträglich sein. Gewähren Sie mir infolgedessen das Vergnügen, vorläufig noch in meiner Anonymität zu verharren — so lange, bis die Herzensbande, die wir gegenseitig um uns knüpfen, so weit gefestigt sind, daß keine Tücke des Schicksals sie je wieder zerreißen kann. Dann mag der Schleier von meiner Persönlichkeit fallen und ich mich Ihnen feierlichst offenbaren.

Oh, schreiben Sie mir bald. Jede Zeile von Ihnen ist für mich wie der Tautropfen für die Blume und spendet mir neues Lebensgefühl.

Es küßt Ihre zarten, schneeweißen Hände

der ungenannte und doch so wohlbekannte aufrichtige und ergebene Verehrer.

(Schluß folgt.)

AUS EINER DEUTSCHEN KLEINSTADT
Vier Jungen und ein Sommernachmittag.

NEUE PLASTIK

Dietzsch Sachsenhausen (†): Entwurf für ein Ehrenmal der gefallenen deutschen Heldenjugend.

Links nebenstehend:

Dietzsch Sachsenhausen: Fridericus.

Rechts nebenstehend:

Peter Terkatz: Der heilige Sebastian (Steinfigur).
Kriegerehrung in der Pfarrkirche zu Erkrath bei Düsseldorf.

Paul Merling: Grübelnder (Bronze).
Merling erhielt den großen Staatspreis für Bildhauerei.

AUS DER GESELLSCHAFT

Robert Kröner, Inhaber und Leiter des bekannten Verlagshauses J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart, ein Führer des deutschen Buchhandels, feierte am 10. Oktober seinen 60. Geburtstag. (Ausschnitt aus einem Gemälde von Wilhelm Auberlen.)

Der Dichter Alfred Bock, Ehrendoktor der Universität Gießen, Träger des Georg-Büchner-Dichter-Staatspreises von Hessen, der als feinsinniger Erzähler bekannt ist und zu den besten gegenwärtigen deutschen Romanschriftstellern gehört, wurde am 14. Oktober 70 Jahre alt.

Das Brautpaar nach der Mode. John Coolidge, der Sohn des früheren amerikanischen Präsidenten, mit seiner jungen Frau nach der Trauung, die vor kurzem in Plainville stattfand.

Mitte rechts: Taufe im Hause Schaljapin. Der berühmte russische Sänger Fedor Schaljapin mit seiner Gattin und dem Täufling, einem Töchterchen, vor der Abfahrt zur Tauffeier in der Kathedrale Notre-Dame in Paris am 5. Oktober.

Unten rechts: Früh übt sich, was ein Meister werden will. Bobby Rosburg, der mit seinen drei Jahren wohl der jüngste Golfspieler der Welt ist, beim Schlag.

Dr. Eckener in Berlin. Der Luftschiffführer als Ehrengast auf dem Fest „3000 Meter über Berlin" des Deutschen Luftfahrt-Verbands, mit dem die diesjährige Berliner Ballsaison eröffnet wurde.

Hermann v. Schweinitz, General der Infanterie a. D., General à la suite des ehemaligen Infanterie-Regiments Nr. 107, verdienter Militär der früheren sächsischen Armee, † am 9. Oktober, 78 Jahre alt. (Phot. Pieperhoff.)

Prof. Eugen v. Stieler, Geheimer Hofrat, bekannter Münchener Maler, Mitglied der Münchener Akademie der bildenden Künste, ein Sohn des berühmten Hofmalers Joseph Karl Stieler, † am 10. Oktober, 84 Jahre alt.

Oberbürgermeister Dobrescu, das Oberhaupt der Stadt Bukarest, weilte zu Studienzwecken in der Reichshauptstadt.

Wissen und Leben

Spuk — ein mediumistisches Phänomen?

Der berühmte Philosoph Wundt hat sich jederzeit allen sog. okkulten Erscheinungen gegenüber abgeneigt verhalten. „Ich kann nicht neben der Welt des realen Geschehens mir eine zweite Welt der Heinzelmännchen vorstellen", so hat er einmal direkt gesagt. Bis vor wenigen Jahren noch erschien überhaupt in Deutschland alles, was mit „Okkultismus" zusammenhing, einer wissenschaftlichen Betrachtung nicht wert. Anders in der anglikanischen Welt. In England speziell gewann das Interesse dafür durch die sehr kritischen Untersuchungen der berühmten Society for psychical research, der Gesellschaft für Seelenforschung, der viele bedeutende Gelehrte angehören, und zu deren Vorsitzenden der Leipziger Philosoph Professor H. Driesch wiederholt gewählt wurde, alle Kreise der Gesellschaft. Diese hervorragende Vereinigung vorurteilsloser Männer und Frauen hat unter anderm auch auf dem ganzen Erdenrund weit über tausend Spukfälle gesammelt und auf ihre Echtheit hin erbarmungslos geprüft. Dabei hat sich eine beinahe gesetzmäßige Ähnlichkeit in ihren Einzelheiten herausgestellt, so daß bei dieser Regelmäßigkeit der Erscheinungen, mag man sie in Europa oder in Asien, Amerika usw. beobachtet haben, wirklich Mut dazu gehört, sie als lächerlichen Unsinn abzutun. Man leugnet sie aber einfach deshalb, weil sie sich nicht in unser noch immer herrschendes materialistisches Weltbild einfügen lassen. Und dennoch spukt es in der ganzen Welt, und hat es immer gespukt. Erst die neue Wissenschaft der Parapsychologie, die schlechterdings nichts mit Mystik zu tun hat, wie ihre Gegner so gern glauben machen wollen, ging diesen rätselhaften Erscheinungen so hart auf den Leib, daß sie ihres geheimnisvollen Mantels entkleidet und mehr oder weniger erklärt werden konnten. So hat sich positiv herausgestellt, daß ein gut Teil aller Spukfälle in den Bereich mediumistischer Phänomene gehört. Neben dem Spuk, der an bestimmten Örtlichkeiten haftet und ohne menschliche Einwirkung, wenigstens die noch lebender, aufzutreten scheint, gibt es den Spuk, der unmittelbar durch die unterbewußte und völlig ungewollte Tätigkeit von sogenannten Medien zustande kommt. Da nach ihrer Entfernung auch die abnormen physikalischen Erscheinungen aufhören, die jedem bekannten Gesetze hohnsprechen, wie das Um-die-Ecke-Herumfliegen von Steinen — wir wissen ja alle, daß die Bahn eines geworfenen Gegenstandes eine aufrechte Wurfparabel bildet, niemals eine Raumkurve mit horizontal laufendem Schenkel — werden sie deshalb immer wieder von Unwissenden für Betrüger gehalten. Und doch leiden sie oft selbst unter diesen unwillkommenen und widerlichen Geschehnissen an Leib und Seele, werden in der Nachtruhe gestört und erfahren nicht selten allerhand Materialschaden an ihrem Eigentum, wenngleich andererseits oft genug die tollsten Spukerscheinungen, wie das Werfen schwerer Gegenstände, nicht die geringsten Nachteile mit sich bringen und scheinbar Verschwundenes sich bald an irgendeiner anderen Stelle wohlerhalten wiederfindet. Viele Leute meinen noch immer, Medien seien kranke Personen. Dem muß für die Allgemeinheit entschieden widersprochen werden. Krankheiten können wohl die medialen Fähigkeiten im positiven und negativen Sinne beeinflussen — ich darf mir darüber als Arzt nach langjährigen eigenen Beobachtungen ein Urteil erlauben — an sich sind jedoch Medien nur Menschen mit besonderen supranormalen, aber durchaus nicht übernatürlichen Fähigkeiten. Das wesentliche dabei ist, daß, entgegen dem Taschenspieler, der frei über seine Künste verfügt, das Medium nie seine Kräfte beherrscht, die im Gebiet des Unterbewußtseins außerhalb der Sphäre des Bewußtseins und unabhängig vom freien Willen sich auswirken. An ein unbewußtes Wollen nach Freud glaube ich nicht! Wohl aber mag es sich bei manchen Spukfällen um Verdrängungen im Freudschen Sinne handeln, wie denn auch in der Hypnose und bei Mesmerisierten gelegentliche spukartige Erscheinungen akustischer und mechanischer Form beobachtet werden. Somnambule wie die bekannte Seherin von Prevorst, über die der Arzt und Dichter Justinus Kerner ein ganzes Buch geschrieben, sind besonders ergiebige Spukquellen. Das weibliche Geschlecht zeigt diese supranormalen Fähigkeiten am ehesten in den Entwicklungsjahren, wie überhaupt zwei Drittel allen medialen Spuks auf das Konto der Jugendlichen kommen. So erzählt Professor Thury von einem Elfjährigen, dessen Musikstudien dadurch unmöglich wurden, daß jedesmal das Klavier sich in die Luft zu erheben begann, sobald er zu spielen versuchte. Übrigens scheinen auch meteorologische Einflüsse auf solche Vorgänge zu wirken: Bei einem 14jährigen rumänischen Mädchen fiel das Spuken stets in die Zeit des Neumondes. Haben wir auch für diese ganze interessante Frage einige Leitgedanken gewonnen, so stehen wir doch noch vor manchem Rätsel. Da es aber auch für die psychischen Erscheinungen ein Gesetz gibt, wird es die Aufgabe künftiger Forscher sein, dieses zu ergründen. Dr. med. G. Zenker.

Aus der Geschichte der Zuckerkrankheit.

Wir wissen heute, daß eine Erkrankung der sogenannten Langerhansschen Inseln der Bauchspeicheldrüse eine Störung der inneren Sekretion der Bauchspeicheldrüse hervorruft, und daß hierdurch die Zuckerkrankheit (Diabetes mellitus) hervorgerufen wird. Vor einigen Jahren gelang es denn auch den amerikanischen Forschern Banting und Best, aus der Bauchspeicheldrüse von Tieren das Insulin, dieses für die Behandlung von Zuckerkranken so außerordentlich wichtige Heilmittel, herzustellen. Bereits im Jahre 1788 hat der Engländer Thomas Cawley auf eigenartige Veränderungen der Bauchspeicheldrüse bei Zuckerkranken hingewiesen. Einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Diabetes und Erkrankung der Bauchspeicheldrüse hat er aber nicht angenommen. Der französische Arzt Bouchardat sprach dagegen im Jahre 1851 die Ansicht aus, daß die Zuckerkrankheit ihre Ursache in einer Erkrankung der Bauchspeicheldrüse hat. Diese Ansicht konnte sich aber in den folgenden Jahren noch nicht durchsetzen, und erst die bahnbrechenden Forschungen der Deutschen v. Mering und Minkowski im Jahre 1889 wiesen einwandfrei nach, daß durch Entfernung der Bauchspeicheldrüse bei Tieren (Hunden) diese an schwerem Diabetes erkrankten; ganz kurze Zeit nach der Entfernung der Bauchspeicheldrüse tritt im Harn Zucker auf. Auch die ersten Ansätze zur Behandlung der Zuckerkrankheit unter Verwendung der Bauchspeicheldrüse machte Minkowski. Wird den Tieren nach der Entfernung der Bauchspeicheldrüse ein Teil wieder unter die Bauchhaut genäht, dann verschwindet der Zucker; damit war endgültig der Zusammenhang zwischen Zuckerkrankheit und Bauchspeicheldrüse experimentell festgestellt, und doch hat es noch über 30 Jahre gedauert, bis man eine erfolgreiche Behandlung der Zuckerkrankheit durch Bauchspeicheldrüsenextrakte — die das bekannte

KÖPERKLEID MIT BEIGEFARBENER CRÊPE-DE-CHINE-SCHÄRPE, DIE DURCH SCHWARZ-BEIGE-MALEREI BELEBT WIRD.

MODELL DER FIRMA PAUL POIRET, PARIS, 1, ROND POINT DES CHAMPS ELYSÉES.

Vorderansicht

Rückansicht

Insulin enthalten — durchführen konnte. Zwar haben verschiedene Forscher zwischen dem Jahr 1889 und der Entdeckung des Insulins durch die Amerikaner Banting und Best (1921) wirksame Bauchspeicheldrüsenpräparate in der Hand gehabt, aber ohne die ungeheure Bedeutung ihres Fundes erkannt zu haben. Die Entdeckung des Insulins ist somit nach dem Ausspruch eines bekannten Forschers „Krönung und letzte Auswirkung der Arbeiten J. v. Merings und O. Minkowskis". Den ersten Hinweis auf den Diabetes dürften wir bei A. Cornelius Celsus um Christi Geburt finden; der erste Arzt, der den Zuckergehalt im Urin festgestellt hat, war der Engländer Thomas Willis († 1675), der in seinem Werk „De medicamentorum operationibus" feststellt, „daß der Urin der Diabetiker gleichsam mit Honig oder Zuckerstoff angesüßt ist". Diese Feststellung darf man wohl als Grundstein der modernen Diabetesforschung betrachten; das grundlegende Symptom der Zuckerkrankheit war damit erkannt.

Dr. F.

Die originelle Pelzmanschette.

(Zu der Bildertafel auf Seite 528.)

Ungleichmäßigkeit, das Charakteristikum der aktuellen Mode, äußert sich in zahllosen Ausdrucksmitteln. Die Röcke zeigen selten eine ausgeglichene Länge, überraschen durch Zipfel, Schleifen, Schleppenteile. Mit der Freude an Eigenart tritt die Ausgestaltung der Pelzmanschette in origineller Weise in die Erscheinung. Sie übertrifft den Kragen, dessen Linienführung, Umfang und Höhe alles bisherige weit überholt und in den Schatten stellt. Der Kragen zeigt rückwärtige pelerinenartige Teile in sensationellen Formen und in der Rundung mancherlei Neues. Die Pelzverbrämungen der Revers und Vorderteile der Jacken und Mäntel weichen von den bekannten Ausführungen erheblich ab. Vielleicht darf man aber von der Ärmelbehandlung sagen, was selten zutrifft: Es ist noch nicht dagewesen. Man findet Gefallen an Ärmelschnitten und -verzierungen von höchster Eigenart. Sie stehen teils wie Fechtmanschetten ab, reichen bis über die Ellenbogen, sind in den Stoff eingesetzt und, was vor allem überrascht, eine Manschette geht häufig andere Wege als die andere. Es ist nicht mehr unumstößliches Gesetz, daß sich die Manschetten wie Zwillinge gleichen müssen. Die Bezeichnung „Manschette" genügt nicht, denn man geht sogar so weit, die Ärmel aus zwei verschiedenen Pelzsorten herzustellen. Diese Verarbeitung ist jedoch nicht als eine alltägliche Methode zu betrachten. Die aparte Pelzmanschette beherrscht nicht nur Mantel und Jacke, sie eroberte sich auch das Nachmittagskleid und kommt der Vorliebe für schwarz-weiße Wirkungen geschmackvoll entgegen. An schwarzen, leichten Tuchkleidern sehen graziös eingezogene, nach oben abstehende Hermelinmanschetten dekorativ aus; sie harmonieren mit schalartig umgelegten, rückwärtig geknoteten Hermelintüchern. Die eigenartigen Verwendungsmethoden setzen künstlerische Pelzbehandlung voraus. Das Rauchwerk verlor jede Härte und Schwere, gleicht in seiner weichen Nachgiebigkeit Samt oder Seide. Die Bezeichnung „Mode" trifft uneingeschränkt zu, denn die originellen Manschetten sind nicht als Ausnahmeerscheinungen anzusehen. Man sieht fast keinen Gegenstand ohne witzigen Pelzschmuck an den Ärmeln, ein Beweis, daß die Pelzmanschette in diesem Winter eine führende Rolle übernahm. In jeder Saison wird einem Teil des Anzugs intensiveres Interesse gezollt. Die Bevorzugung der Manschette setzt nicht in Erstaunen, denn mit den weiteren Röcken und den vielfach breiter auftretenden Huträndern muß die Armbekleidung Schritt halten. Das Gefallen an komplizierten Pelzmanschetten wird auch auf den Handschuh übertragen. Stulpen, seit einiger Zeit wiederaufgenommen, tragen in diesem Winter mit Kleid oder Mantel übereinstimmenden Pelzschmuck. Natürlich kann nicht der Ärmel des Mantels eine abstehende Pelzmanschette zeigen, wenn ein Handschuh mit Pelzstulpe getragen werden soll. So reizvoll diese Anregungen sein können, dürfen sie doch, um geschmackvoll zu bleiben, nicht das Maß des Zulässigen überschreiten. Originelle Einfälle dieser Art tragen dazu bei, der Mode jegliche Monotonie zu nehmen, und eröffnen persönlicher Geschmacksäußerung günstige Perspektiven.

Ola Alsen.

Tischsitten von einst.

Es ist oft über die steifen und zeremoniösen Tafelsitten einer früheren Zeit gespottet und gespöttelt worden, ohne daß man bedacht hätte, daß man Frau Etikette nur deshalb zu Tische gebeten hatte, weil das Benehmen allzu frei geworden war. So wird berichtet, daß diejenigen, die wirklich vornehm waren, sich bemüßigt sahen, allein zu speisen und die Gäste erst dann zu bewirten, nachdem sie selbst gegessen hatten. Vor einem halben Jahrtausend mußten am Wiener Hofe Futterteller für die Hunde aufgestellt werden, weil die Gäste die Tiere gleich aus den Tellern und Schüsseln fressen ließen; mitunter bedienten sich die Hunde auch selbst und sprangen an einem Speisenträger empor, um aus dessen Schüsseln etwas zu erhaschen.

Im 14. Jahrhundert fertigte ein Mönch des Wiener Minoritenklosters ein langes Gedicht an, worin er Regeln für das Benehmen bei Tische gab. In dieser Dichtung heißt es u. a.:

Beschneidet die Nägel an den Händen,
Sind sie lang, daß sie euch nicht schänden.
Wollt ihr nicht sitzen als ein Gauch,
So entlastet den Gürtel um den Bauch.
Wollt ihr zu Hof Brot schneiden,
So sollet ihr das vermeiden:
Setzt es nicht vorn an die Brust,
Nach der kranken Weiber Gelust,
Die dazu zwingt ihre kranke Not,
Das ist zu Hof ein großer Spott.
Und in das Tischtuch schneuzet sich,
Als ich des kann besinnen mich,
Kein züchtig Mann...

Und etwas weiter liest man:

Wer in dem Mund das Essen hat,
Und dazu trinket als ein Vieh,
An dem ich diese Unzucht sieh,
Dem rat ich dies mit Treuen wohl,
Daß er es fürbaß meiden soll.
Ich wähn', daß es auch nicht wohl stat,
Wer das Bein genaget hat
Und es wieder in die Schüssel tut.

Es war also augenscheinlich nichts dabei, wenn man die Knochen benagte, nur auf die Schüssel zurück durfte man sie nicht mehr legen...

Der Schluß der Tischzucht lautet ermahnend und erbaulich zugleich:

Ihr laßt auch, liebe Gesellen mein,
Das Suchen mit der Zunge sein
In dem Munde, das übel stat,
So ihr von dem Tische gat.
Hier hat die Tischzucht ein Ende,
Gott behüte uns vor aller Missewende (Mißdeutung).

DER KÜNSTLER UND SEIN MODELL

(SCHLUSS VON SEITE 527)

Nur Kinderkriegen und Kochen fällt ihr bisweilen schwer. Und diese Tatsache, daß die Begabungen ihr so locker sitzen, erklärt noch, warum Frauen ihre „Kunst", welche es auch sein mag, so leichten Herzens aufgeben. Ein Mann ringt sich selber durch, entwickelt sich langsam und verteidigt seine künstlerische Lebensaufgabe zäh und unerschrocken.

Viele Künstler gebrauchen überhaupt kein Modell. Und oft gerade solche Künstler, bei deren Bildwerken man glaubt, daß sie streng nach Modellen in der Natur geschaffen sind. Somow z. B. malt all seine realistischen Landschaften, die mit soviel Wahrhaftigkeit den Zauber der Jahreszeiten wiedergeben, all die ausdrucksvollen Figuren, die ganze Bewegtheit der Vorgänge frei aus der Phantasie wie aus dem Können heraus. Ein anderer Russe dagegen, der junge Sutin (er signiert französisch: Soutine), einer der angesehensten und begehrtesten Maler von Paris, leidenschaftlich in den stark empfundenen Farben, bei dessen Bildern man aber nie enträtseln kann, ob es einen erlegten Hasen oder einen Frauenakt darstellen soll, kann keinen Strich malen ohne „Natur". Auch Sorin kann nicht auch nur ein Fältchen ohne „Natur" malen. Punkt für Punkt malt er streng und angestrengt nach dem Modell. Der Bildhauer Hauchecorne aber gebraucht nie Modelle, all die köstlichen Skulpturen mit dem naturalistischen Mienenspiel modelliert er „aus dem Kopf". Selten sind die Fälle, dafür aber geradezu für den Künstler tragisch, wo die eifersüchtige Gattin nicht zuläßt, daß ein Modell die Schwelle des Ateliers betritt. „Ich genüge dir!" ruft die Matrone und posiert ihm unentwegt weiter als Elfe.

Modell sein ist ein hartes Brot. All die Anekdoten und Bildchen und Witze sind meist nicht „aus dem Leben gegriffen", sondern für den Geschmack des gutbürgerlichen Publikums erdichtet, um den Glauben an das „heitere Künstlervölkchen" zu erhalten. Die Modelle sind meist griesgrämige, hungrige und frierende Arbeitstierchen, und nur selten sind die „dazu Geborenen". Bei Pariser Künstlerfesten treten diese mitunter auch nackt auf, d. h. unter einer Schicht von Schminke und Puder, so daß sie wie überweißliche Marzipanferkel erscheinen — oder den ganzen Körper mit Schuppen bemalt, also als Nixchen. Aber auch die werden nur wenig beachtet.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 Geländesenkung, 4 Farbton, 5 Teil des Baumes, 7 Mönchsgewand, 10 hohes Gebäude, 11 weiblicher Vorname, 12 Gleichklang der Verszeilen-Enden, 14 Gewürz, 15 Gesellschaftszimmer, 17 holländischer Schnaps, 18 Unkrautpflanze, 19 Verneinung; senkrecht: 1 Werk Goethes, 2 Produkt der Geistestätigkeit im Schlafe, 3 Angehöriger eines osteuropäischen Staates, 6 deutscher Dichter, 7 geometrische Figur, 8 deutsche Hafenstadt, 9 deutscher Märchendichter, 13 inneres Organ, 14 ärztliches Instrument, 16 Blume.

Fürs Leben.

Ein Komponist, ein umgebautes Nest,
Das gibt vereint, wovon sich's leben läßt.

Diamant-Arithmogriph.

An Stelle der Zahlen sind bestimmte Buchstaben zu setzen, so daß die wagerechten Reihen folgende Begriffe ergeben: 1 Konsonant, 2 Musikstück, 3 Stadt a. d. Saale, 4 afrikanischer Strom, 5 Figur aus Lortzings „Undine", 6 Raubvogel, 7 Turm in Ritterburgen, 8 Sundainsel, 9 Stadt im Rheinland, 10 Fischart, 11 Konsonant. Die mittelste senkrechte Reihe bezeichnet ein schönes Federwild.

					16					
				1	9	15				
			8	1	11	11	5			
		16	1	12	3	5	16	9		
	10	19	8	11	5	3	14	15	13	
11	2	12	12	5	15	7	5	9	5	15
	3	5	15	7	6	15	9	5	4	
		16	18	12	1	17	15	1		
			5	16	16	5	13			
				8	1	9				
					13					

Vor- und Nachsatz.

Setzt man vor den Buchstaben t eine deutsche Münze und dahinter eine mitteldeutsche Universitätsstadt, so erhält man eine großstädtische Einrichtung.

Wie es mir gefällt.

Im halben Keks behendes Tier,
Gut schmeckt ein Keks zum Ganzen mir.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — ä — an — be — bra — da — dam — dam — de — dol — e — ei — el — er — es — fa — gi — ham — is — kan — kind — le — le — li — li — mie — na — nie — on — on — pe — ra — raa — re — re — ri — säu — se — sen — si — sit — so — te — te — tus — van — wit — zes sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen alten merkenswerten deutschen Spruch ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Heerführer der Sachsen, 2 westdeutsche Industriestadt, 3 deutscher Romanschriftsteller, 4 Blütenstand, 5 biblische Männergestalt, 6 in der Baukunst ein frei stehender Träger, 7 Kunstrichtung, 8 weibl. Vorname, 9 biblisches Volk, 10 inneres Organ, 11 angeheirateter Verwandter, 12 Angehöriger eines germanischen Volkes, 13 holländische Stadt, 14 kirchlicher Brauch, 15 Vogel, 16 Gottesverehrung, 17 Blutarmut (Fremdwort), 18 Ruhelager, 19 soviel wie Brauch.

Magisches Figurenrätsel.

Die Buchstaben

a a a a a a b b e e e e e e e e g i i i i l l l l l l l l m m n n n p p r r r r r t

sind so in die leeren Felder zu setzen, daß die fünf wagerechten und senkrechten Reihen gleichlauten und folgende Bedeutung haben: 1 Europäischer Staat, 2 Dichtungsart, 3 Verkaufsraum, 4 politische Richtung, 5 Stadt in Sachsen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4415.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4413.

Magisches Kreuz: 1 Hosianna, 2 Spinnrad, 3 Plantage, 4 Konradin.

Buchstabensuchrätsel: **Born**, **Egge**, **Stab**, **Sold**, **Elsa**, **Raab**, **Korn**, **Alge**. — Besser karg als arg.

Silbenrätsel: 1 **Sanatorium**, 2 **Toledo**, 3 **Roger**, 4 **Eremit**, 5 **Burnus**, 6 **Emden**, 7 **Nichte**, 8 **Island**, 9 **Cäsar**, 10 **Halunke**, 11 **Talmud**, 12 **Walachei**. — Strebe nicht wider den Strom!

Kreisrätsel: 1—2—3 Lametta, 3—4—5 Tanagra, 5—6—7 Granada, 7—8—9 Daniel, 9—10—11 Ellipse, 11—12—13 Serie, 13—14—15 Elise, 15—16—1 Sevilla.

Geometrisches Problem

ELEGANTES AUSSEHEN

WERK VOLLKOMMEN ZUVERLÄSSIG

Longines

DAHER DIE BELIEBTESTE UHR

ZU BEZIEHEN NUR IN GUTEN FACHGESCHÄFTEN

Für wenige Pfennige warm

mit der

Kronprinz-Petrolgas-Maschine,

durch viele Verbesserungen
ein Wunderwerk der Heiztechnik,
elegant, tragbar, rauch-, geruch- und gefahrlos,
kein Ruß, keine Asche,
ideal für Heim, Kontor, Werkstatt,
zugleich Koch-, Brat-, Back-Maschine,
in der ganzen Welt, auch
in Deutschland besteingeführt.
Lieferung überallhin einschließlich Zoll, Fracht, frei ins Haus **billigst!**
Es gibt nichts Besseres!

Verlangen Sie sofort Preisliste von den

Kronprinz-Werken Ll. Kimpink, Guntramsdorf bei Wien.

Die Kronprinz-Petrolgas-Maschine besiegt den Winter.
Auch Ihnen wird sie Freude bereiten!

NUR
DAUERNDE INSERTION

vermittelt den gewünschten Kontakt mit dem Publikum

„**Wer erst mal herangeholt ist an die Schaufenster** durch den „Aktuellen Bilderdienst" und dessen interessante Bilder aller Art besieht — **muß** unwillkürlich auch die Schaufenster-Auslagen sehen!"

Verlangen Sie kostenlos Probebilder und Preisangabe. **„Aktueller Bilderdienst", Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.**

WALTHERS METALL-Baukasten **STABIL**

veranstaltet einen Stipendien-Wettbewerb

STABIL ist in allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften zu haben.

Preislage von 4.80 RM. an.

„Stabil"

1 erster Preis 500.— RM.
2 zweite Preise je 250.— RM.
10 dritte Preise je 200.— RM.
20 vierte Preise je 150.— RM.
40 fünfte Preise je 100.— RM. bar.
Sachpreise: im Werte von 15000.— RM.

Wettbewerb 25000 RM. Gesamt-Preise.

Bedingungen des Wettbewerbes und Werbeschriften senden wir jedermann umsonst.
WALTHER & CO., Fabrik technischer Lehrmittel, **BERLIN SO 36,** Zeughofstrasse 3.

DER WUNSCH JEDER HAUSFRAU

Die Wunderpfanne „Tischlein deck dich"

DIE AUFSEHEN ERREGENDE NEUHEIT

In dieser Pfanne kann man stets im gleichen Fett alle möglichen Gerichte nacheinander braten, backen, schmoren, rösten.

Das Ideal

des Haushalts ohne Bedienung. Unterrichten Sie sich über die Einzelheiten durch Prospekt und Rezeptbuch, welche wir Ihnen gern kostenlos zustellen.

Die Wunderpfanne ist in allen Fachgeschäften erhältlich.

Hersteller:
GEBR. ARNDT, METALLWARENFABRIK, QUEDLINBURG.

AUREOL

Seit 33 Jahren anerkannt beste HAARFARBE

färbt echt u. natürlich in allen Nuancen v. hellsten Blond bis z. tiefsten Schwarz

Überall erhältlich

PROBEKARTON ZU 1 PORTION RM 1.85
PROBEKARTON ZU 2 PORTION. RM 3.30
ORIGIN.KARTON ZU 4 PORTION. RM 5.50

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE

FABRIK: BERLIN DREYSESTRASSE 5
DETAILVERKAUF: MARKGRAFENSTRASSE 26

Anschauungsbilder für den Unterricht,

einfarbig und mehrfarbig, aus unserer Illustrirten Zeitung ausgewählt, in Serien zusammengestellt und herausgegeben vom Leipziger Lehrer-Verein, sind für billigen Preis (Einzelpreis RM 1.–) von uns zu beziehen, ebenso dazu passende

Wechselrahmen

je RM. 1.50 (großer) bzw. RM. 1.— (kleiner).

Vollständige Verzeichnisse umsonst und postfrei.

J. J. WEBER.
Lehrmittel-Abteilung.
LEIPZIG C 1.

Rein

Rein's Durchschreibe-Bücher.
Eduard Rein, Chemnitz.

Rein's Farbpapier.
Kartenregister.

Julius Blüthner
Leipzig

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4415 ★ 24·OKT·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Deutsch auf englischen Schulen. In einem kürzlich veröffentlichten Erlaß kritisiert der englische Unterrichtsminister scharf die geringe Zahl englischer Schulen, in denen die deutsche Sprache gelehrt wird. Zu viel Wert würde auf das Französische gelegt. Den 54273 Schülern, die in der französischen Sprache geprüft wurden, standen im Jahre 1928 nur 3873 Prüflinge in Deutsch gegenüber.

Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ (Original Hanau). Geheimer Sanitätsrat Dr. Hugo Bach, dessen Porträt wir auf Seite 441 der Nummer vom 26. September 1929 veröffentlichten, wies nicht nur als erster auf die Bedeutung der ultravioletten Strahlen für die Heilpraxis hin, sondern er war zugleich der Schöpfer der Künstlichen Höhensonne — Original Hanau — (Bachlampe) und ist Mitarbeiter der Quarzlampen-Ges. m. b. H., Hanau/Main. Über die Bedeutung dieser für das Heilwesen so außerordentlich wichtigen Erfindung und deren Anwendungsmöglichkeiten versendet die Quarzlampen-Ges. m. b. H., Hanau/Main, Postfach 1229 einschlägige Literatur. Regelmäßige Anzeigen in unserer Zeitung geben hierüber weiteren Aufschluß.

Mathematisches Gutachten. Über eine der bedeutsamsten Erfindungen der letzten Zeit, über die bereits von zahlreichen maßgebenden Stellen erprobten Kryha-Chiffriermaschinen liegt ein umfassendes Gutachten von Dr. phil. Georg Hamel, ordentl. Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, vor. Derselbe führt den Nachweis, daß selbst bei längerem Studium konstanter Teile des Systems keine Möglichkeit besteht, den Schlüssel des Chiffrierens von unberufener Seite zu entdecken. In der Broschüre heißt es wörtlich: Kauft also jeder Mensch auf der Erde (sagen wir 2 Milliarden Menschen) den Standard, so kann jeder von ihnen noch die undenkbar große Zahl von $10^{78} \cdot 1{,}14$ = etwa 11400 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Schlüsseländerungen vornehmen, ohne daß zwei Menschen jemals dasselbe System hätten. Um die Größe der Zahl zu erfassen, bedenke man, daß eine Million 10^6, eine Milliarde 10^9, eine Billion 10^{12} und daß also 10^{24} eine Billion von Billionen ist. Näheres über dieses Wunder der Technik ist aus der Anzeige auf Seite 558 vorliegender Nummer zu entnehmen.

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4415. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

24. OKTOBER 1929

KRYHA

Staatspreis

Staatspreis

Kryha-Chiffriermaschinen

garantieren absolute Geheimhaltung der Chiffrate und schalten jede Spionage aus

Kryha-Elektric
chiffriert bzw. dechiffriert und schreibt gleichzeitig bis 300 Buchstaben in der Minute

Alle drei Maschinen *korrespondieren* miteinander, d. h. man kann auf der elektroschreibenden chiffrieren und auf der Standard- oder der Taschenmaschine dechiffrieren oder umgekehrt. Bei allen drei Maschinen sind die Chiffrierräder sowie jeder einzelne Buchstabe *leicht auswechselbar*. Deswegen besteht keine Gefahr, durch längeres Studium konstanter Teile das System des Chiffrierens oder den Schlüssel von unberufener Seite zu entdecken.

Kryha-Liliput
Größe einer norm. Taschenuhr
Gewicht ca. 300 Gramm

Die gesamte Schlüsselzahl ist nach dem Gutachten des Professors der Mathematik an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg Dr. HAMEL, eine siebenundachtzigstellige Zahl, welche mit eins anfängt, also praktisch fast unendlich. „Kauft also jeder Mensch auf der Erde (sagen wir 2 Milliarden Menschen) den „Standard", so kann jeder von ihnen noch die undenkbar große Zahl von $10^{73} \cdot 1{,}14$ = etwa 11 400 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Schlüsseländerungen vornehmen, ohne daß zwei Menschen jemals dasselbe System hätten."

Durch diese Tatsachen sind die Kryha-Chiffriermaschinen *international* und können in jeder beliebigen Anzahl in jeder Stadt der Erde benutzt werden, ohne daß die geringste Gefahr dafür besteht, daß die Schlüsselzahl etwa nicht ausreichen könnte.

Kryha-Standard
chiffriert bzw. dechiffriert 60 Buchstaben in der Minute

Der Leiter der Organisations-Abteilung der Reichskredit-Gesellschaft Akt.-Ges., Berlin, Herr H. GRUBE schreibt in seiner soeben erschienenen Broschüre „*Neue Möglichkeiten zur Sicherung der Zahlungsaufträge im Bankverkehr*" über seine Erfahrungen mit der Kryha Chiffriermaschine folgendes: „. . . Ein Verfahren, das in seinem Erfolge die Erwartungen übertrifft. Die gewünschte Geheimhaltung wurde absolut gewährleistet, und auch das Chiffrieren und Dechiffrieren mittels der „Kryha" ging über Erwarten schnell von statten". Weiterhin: „. . . Besonders zu begrüssen wäre es natürlich, wenn in absehbarer Zeit eine internationale Lösung des Sicherungsproblems auf der Basis des Kryha-Systems herbeigeführt werden würde."

Die Kryha-Chiffriermaschinen sind deswegen unentbehrlich für alle Ministerien, Behörden, Diplomatie, Armeen, Marinen, Luftflotten, Polizei, Banken, Industrie u. Handel, wirtschaftliche u. politische Verbände sowie für die Presse u. Nachrichtenbüros.

Im British Empire werden die Maschinen vertrieben durch
The Marconi's Wireless Telegraph Co., Ltd., Marconi House, London als

MARCONI Standard Model KRYHA

In der „HEERESTECHNIK" Nr. 10 vom 10. Oktober 1928 schreibt Generalleutnant Schwarte:

„. . . Allen Ansprüchen . . . — absolute Geheimhaltung und möglichste Beschleunigung der Arbeit sowie Einfachheit des Mechanismus, Einfachheit der Bedienung, geringer Umfang, geringes Gewicht, möglichste Unempfindlichkeit, nicht zu hoher Preis — wird die Kryha-Chiffriermaschine gerecht."

HANS DOMINIK, *Triumphe der Technik* (Verlag Bong, Berlin 1927), Kapitel: „Intelligente Maschinen":

„. . . Wie man sieht, ist hier mit außerordentlich einfachen Mitteln ein Problem gelöst worden, das wenigstens die letzten 2000 Jahre hindurch die besten Köpfe beschäftigt hat. Erst die Maschine gab die Möglichkeit, einen Klartext so zu verschlüsseln, daß sein Geheimnis gegen jeden Unbefugten gewahrt ist . . ."

„POLIZEI-WOCHE" Nr. 18 vom 20. September 1928:

„In Deutschland haben u. a. die Polizeibehörden bereits mit der praktischen Verwendung der neuen Erfindung in größerem Umfange und mit vollem Erfolge begonnen. In Berlin werden von der Polizei für den Funk- und Meldedienst die Kryha-Chiffriermaschinen schon bei allen möglichen Befehlsstellen verwendet."

W. KAEMPFERT, *Bahnbrechende Erfindungen in Amerika und Europa* (Verlag Rud. Mosse 1927):

„. . . Somit ist ein maschinelles Geheimsystem zur Nachrichtenübermittlung geschaffen, das bei absoluter Garantie der Undechiffrierbarkeit für jeden Zweck anwendbar ist und bei Ersparnis an Zeit und Geld unbedingt zuverlässig und schnell arbeitet . . ."

Verlag AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN, schreibt am 1. November 1928:

„. . . teilen Ihnen mit, daß wir die von Ihnen gelieferten Kryha-Chiffriermaschinen, Modell Standard, während des Amerikafluges des **„Graf Zeppelin"** benutzt haben. Die Maschinen haben einwandfrei und zu unserer Zufriedenheit gearbeitet . . ."

A. v. Kryha, Berlin-Charlottenburg 2, Schillerstraße 109

Telegrammadresse: Erfindkryha Fernsprecher: C 1, Steinplatz 1071.

Illustrirte Zeitung

STUNDENLANG BEI DER MODISTIN

GEMÄLDE VON HENRY OTTMANN

WARUM LÜGEN WIR?

DIE PSYCHOLOGISCHE UND MORALISCHE BEURTEILUNG DER BEWUSSTEN TÄUSCHUNGSAUSSAGE

Unter einer Lüge verstehen wir eine bewußt unwahre Aussage, die in der Absicht gemacht wird, jemanden zu täuschen. Durch diese Merkmale der bewußten Unwahrheit und der Täuschungsabsicht unterscheidet sich die Lüge vom Irrtum. Der Irrtum wird aber auch in moralischer Beziehung anders beurteilt als die Lüge — ihm haftet kein Makel an. Seltsam ist, daß wir alle die Lüge sittlich verurteilen und die Kinder zur Aufrichtigkeit, zum Verabscheuen der Lüge erziehen wollen, daß wir aber doch ohne die Lüge gar nicht auskommen zu können scheinen: Wer könnte von sich behaupten, daß er nie gelogen hätte, daß er nie lügen werde? Wer das sagen wollte, wäre ein besonders großer Lügner.

Es bestehen aber zwischen den einzelnen Lügen weitgehende Unterschiede; während die moralische Verurteilung bei den einen recht fern liegt, während wir uns bei manchen überhaupt nicht mehr bewußt sind, daß es sich um Lügen handelt, ist das moralische Werturteil bei anderen eindeutig und durchaus gerechtfertigt. Wir können so von gleichgültigen und von gemeinen Lügen sprechen, die jede in verschiedenen Spielarten vorkommen, und zwischen denen es natürlich alle möglichen Übergänge gibt. Suchen wir nun einige Formen der Lüge kurz zu betrachten.

Die gemeine Lüge geht darauf aus, einem anderen Menschen einen Schaden zuzufügen, ohne daß der Lügner selbst einen unmittelbaren Vorteil davon haben muß. In diese Gruppe gehört die falsche Denunziation, gehört die boshafte Lüge, die Lüge aus Rache, aus Haß, die Lüge, die darauf ausgeht, den anderen verächtlich zu machen. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß diese Lüge schärfste moralische Verurteilung verdient; sie findet sogar in zahlreichen Fällen (falsche Anschuldigung, üble Nachrede, Verleumdung) auch eine rechtliche Verurteilung und wird vom Gesetz mit Strafe belegt.

Als Entlastungslüge bezeichne ich eine Lüge, die gesagt wird, um sich selbst von einer Anschuldigung, einem Vorwurf, einem Verdacht zu reinigen; hierbei kann man wiederum zwei Arten unterscheiden: die gemeine Entlastungslüge, bei welcher der Lügner, um sich selbst zu entlasten, die Schuld auf einen anderen, Unschuldigen, abwälzt, diesen als Täter bezichtigt und alle notwendigen Einzelheiten erfindet, um dessen Schuld glaubhaft zu machen, und die einfache Entlastungslüge, bei der er sich damit begnügt, einen Sachverhalt abzustreiten, ohne die Schuld auf eine andere Person schieben zu wollen. Auch hier muß die verschiedene moralische Wertigkeit der einfachen und der gemeinen Entlastungslüge beachtet werden.

Ich nenne nun noch eine Reihe weiterer Lügenarten. Da denke ich an die Vorteilslüge, bei der auch wiederum zwischen einfacher und gemeiner zu unterscheiden ist, je nachdem ob eine fremde Person geschädigt wird oder nicht. Der Lügner will einen Vorteil, der ihm sonst gar nicht oder nur mit großen Schwierigkeiten zugänglich wäre, durch die Lüge mühelos erreichen, es kann sich darum handeln, eine Stellung zu bekommen oder jemandem Geld abzuschwindeln, sich jemanden geneigt zu machen und günstig zu stimmen (heuchlerische, schmeichlerische Lüge). Diese Lüge zeigt schon eine gewisse Verwandtschaft mit der konventionellen Lüge, jener Lüge, deren wir uns alle im täglichen Leben bedienen, ohne uns überhaupt noch der Tatsache bewußt zu sein, daß es sich um Lügen handelt — wir lassen uns vor Besuchern verleugnen, versichern den andern unserer Ergebenheit, sprechen ihm unsere Hochachtung aus oder die Freude, ihn zu sehen, usw.

Eine wichtige Rolle spielt die Notlüge, die, meist aus dem Augenblick geboren, angewandt wird, um uns über eine schwierige Situation. die wir sonst nicht zu meistern vermögen, hinwegzuhelfen, um uns aus einer Verlegenheit zu befreien (Verlegenheitslüge), um einen Ausweg zu finden, wenn Aufgaben und Anforderungen an uns herantreten, denen wir nicht gewachsen sind, oder wenn wir auf Fragen, die an uns gerichtet werden, nicht antworten, sondern ausweichen wollen.

Wesentlich anders zu beurteilen sind einige weitere Formen der Lüge, unter denen ich zunächst die Freundschaftslüge nenne; der Betreffende lügt, um einen Freund aus einer schwierigen Situation zu befreien, ohne daß er selbst bedroht wäre oder gar einen Vorteil davon hätte; es handelt sich also um eine Lüge, die gewissermaßen uneigennützig angewandt wird. Diese Lüge wird, von Kindern und Jugendlichen oft nicht nur als erlaubt, sondern geradezu als geboten erachtet. Ihr nahe steht die Verschwiegenheitslüge: man hat dem andern versprochen, zu niemandem über irgend etwas zu reden, ein Geheimnis zu wahren, keine Auskunft zu geben, nichts zu verraten; die Angabe „ich weiß nicht" bedeutet oft aber schon einen Verrat, so daß kein anderer Ausweg als die Lüge bleibt. Oder man will einen anderen überraschen, ihm eine Freude bereiten (Weihnachts- oder Geburtstagsüberraschungen); auch hier muß man oft, will man nicht alles im voraus preisgeben, zur Lüge greifen.

Hier schließt sich die echte altruistische Lüge an, die dem Lügenden keinerlei Vorteil verschafft, zu der er sich selbst häufig nur sehr schweren Herzens entschließen kann, die aber dem anderen viel Schweres, viel Leid zu ersparen vermag. So verbirgt etwa der Arzt dem Kranken die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, stellt ihm baldige Besserung oder gar Heilung in Aussicht, wo er selbst vom Gegenteil überzeugt ist. Es handelt sich hier um eine Lüge, deren Berechtigung wohl niemand abstreiten wird; auch der größte Wahrheitsfanatiker wird nicht verlangen wollen, daß der Arzt in solchen Fällen volle Offenheit übt.

Eine besondere Stellung nimmt die Phantasielüge ein. Es handelt sich hier um eine Lüge, die eigentlich jeden Zweckes entbehrt: der Betreffende lügt, um zu lügen, aus Freude am Lügen, am Fabulieren, am Erfinden von Geschichten, und er steigert sich allmählich so weit in seine Lügereien hinein, daß er selbst glaubt und für wirklich hält, was er erfindet. Diese Form der Lüge geht leicht über in die krankhafte Lüge, die Pseudologia phantastica. Hier hört dann oft allerdings die Zweckfreiheit des Lügens auf, und die Absicht, den anderen zu schädigen, spielt mit, selbst wenn diese Absicht nicht bewußt zu werden braucht.

Man kann nun noch eine andere Unterscheidung treffen und zwischen der gelegentlichen Lüge und der Verlogenheit unterscheiden; bei der letzteren handelt es sich um einen Charakter- oder Wesenszug, bei der ersteren nicht, sie kommt wohl bei allen Menschen vor; die Verlogenheit ist daher wesentlich anders und ungünstiger zu beurteilen, sie ist meist ein Symptom der Verwahrlosung.

Das häufigste Motiv, aus dem die Lüge hervorgeht, ist die Feigheit; mag es sich darum handeln, daß der Lügner nicht für die Folgen seiner Handlungsweise einzustehen, bereit ist, daß er nicht den Mut hat, seine Unwissenheit zuzugestehen, daß er ein erstrebtes Ziel nicht auf geradem Wege zu erreichen, die Kraft aufbringt und deshalb Umwege einschlagen muß; die Furcht vor der Entdeckung und vor der Strafe ist ganz zweifellos eines der wesentlichsten Motive, denen die Lüge entspringt. Auch die Bequemlichkeit spielt mit; man will sich Unbequemlichkeiten ersparen, man mag nicht gegen Herkommen und Konvention Stellung nehmen.

Beim Kinde kommen nahezu alle Formen der Lüge vor. Eine besondere Rolle spielt bei ihm die Phantasielüge; beim Kind finden wir jene scharfe Trennung von Phantasie und Wirklichkeit, wie wir sie beim Erwachsenen kennen, überhaupt noch nicht, beides geht vielmehr oft ineinander über. Die Lüge zeigt so beim Kind gelegentlich eine Verwandtschaft mit dem Spiel, das ja auch gerade durch dieses Verschmelzen von Phantasie und Wirklichkeit gekennzeichnet ist. Man kann dann eigentlich nicht mehr von Lügen sprechen, und alles Fabulieren und Geschichtenerfinden scheidet von vornherein aus dem Gebiete der Lüge aus. Aber auch in anderen Fällen, in denen das Kind, meist geängstigt, sich aus irgendwelchen schwierigen Situationen zu retten sucht, und in denen es, objektiv betrachtet, wohl die Unwahrheit sagt, brauchen es deshalb doch noch nicht Lügen im strengen Sinne zu sein, weil dem Kinde das Bewußtsein des Lügens fehlt. Zudem fehlt dem kleinen Kind noch die Vorstellung, daß es falsche Aussagen zu meiden hat. Gewisse Formen der Lüge hält das Kind im allgemeinen für erlaubt: einen Freund darf man nicht verraten, ein anvertrautes Geheimnis nicht ausplaudern, und der Erzieher würde meines Erachtens vollkommen falsch handeln, wenn er eine derartige Lüge moralisch schwer verurteilen und bestrafen würde. Schon etwas bedenklicher ist es, daß Schüler vielfach jede Lüge dem Erwachsenen, besonders dem Lehrer gegenüber für erlaubt halten. Aber auch das beweist noch nicht, daß der Zögling „verdorben" ist, und daß er im Zuchthaus enden wird, wie das früher so mancher Lehrer dem Schüler prophezeit hat. Ob ein Kind — und das gleiche trifft auch wohl für den Erwachsenen zu — lügt, wann und wie es lügt, hängt nicht nur von dem Lügner selbst, sondern auch von dem Belogenen ab. Es gibt Menschen, die weniger belogen werden als andere. So wirft die Lüge nicht nur auf den Lügner, sondern auch auf den Belogenen nicht selten ein ungünstiges Licht.

Wir suchen die Lüge beim Kind zu verhindern und das Kind zur Wahrheit und Aufrichtigkeit zu erziehen. Dabei übersieht man häufig, daß die verschiedenen Arten der Lüge vom moralischen Standpunkt aus ganz anders zu bewerten sind; aber vor allem übersieht man, daß man das Lügen nicht verbieten und dann selbst munter darauflosIügen oder dem Kinde seine kleinen Aufrichtigkeiten, die Kenntnis von dem geben, was die Eltern daheim sprechen und tun, und durch die es gelegentlich die Eltern bloßstellt und andere verletzt, verbieten kann, wenn man es zur Offenheit erziehen will. Mehr als Worte wirkt das Beispiel — das Beispiel aber, das die Erwachsenen geben, ist nicht immer dazu angetan, erzieherisch zu wirken. Das Kind sieht auch bald, daß oft der Lügner besser durchkommt als der Aufrichtige, und daß viele von den moralisierenden Sprüchlein (z. B.: Lügen haben kurze Beine) durchaus nicht zutreffen; es sieht, daß auch der Erwachsene sich der Lüge bedient, und daran scheitert der Kampf gegen die Lüge. Natürlich sollen wir ihn nicht aufgeben, vielmehr besonders gegen die gemeine Lüge kämpfen, wo immer es geht. Vor allem aber sollen wir das Kind so behandeln, daß es den Mut zur Wahrheit hat und nicht von uns zur Lüge gezwungen wird. Wir sollen ihm gegenüber offen sein, ein ihm gegebenes Versprechen halten, seine Meinung nicht unterdrücken, es nicht entmutigen, dann ist schon viel gewonnen. Und wir müssen uns klar darüber sein, daß wir die Lüge nie ganz ausrotten werden — ja vielleicht sie gar nicht ausrotten wollen, denn dann müßten wir bei uns selbst zuerst anfangen — und ob es uns möglich sein wird, sie immer, in jeder Situation zu vermeiden?

Professor Dr. phil. et med. Erich Stern.

Die Perle der nordischen Riviera: Hafenbild von Svolvaer in den Lofoten (Nordwestnorwegen), einem Hauptfangplatz für Dorsch.

NORD-LANDS-ROMANTIK

Auf der Heimfahrt vom Dorschfang: Schwärme von Möwen, die sich um die Abfälle balgen, begleiten das Schiff.

HOLLÄNDISCHE MALEREI VON 1850—1929

EINE AUSSTELLUNG IM WIENER KÜNSTLERHAUS

VON MAX HAYEK

JOZEF ISRAELS: DER THORA-SCHREIBER
(Gemeindemuseum, Haag.)

Dem großen Gedanken unserer Zeit: die Völker immer mehr miteinander bekannt zu machen und anzunähern und so ein Europa der kulturellen Kooperation zu schaffen, diesem großen Gedanken sind vor allem auch die verschiedenen Kunstausstellungen dienstbar, wie sie gegenwärtig des öfteren von Volk zu Volk arrangiert werden. Wien, das als Stadt der Malerei eine große Tradition zu wahren hat und heute wieder mit einer Generation neuer, bedeutender Begabungen in der europäischen Malerei vertreten ist, Wien hat seit Jahren in seinem Künstlerhaus und in der Sezession der Malerei und Plastik Europas Gastrecht gewährt und eminente internationale Ausstellungen gezeigt. Die letzte dieser Ausstellungen ist die kürzlich im Künstlerhaus, dem Kunstpalast der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens, eröffnete „Ausstellung Holländischer Kunst 1850—1929", die mit Unterstützung der königlich niederländischen Regierungskommission von der „Vereeniging Nederland-Oostenrijk" im Haag und der Gesellschaft „Österreich-Holland" in Wien veranstaltet werden konnte.

ANTON MAUVE: GEMÜSEGARTEN
(Boymansmuseum, Rotterdam.)

JACOB MARIS: RÜCKKEHR DER BARKEN
(Rijksmuseum, Amsterdam.)

Holland hat in einigen seiner Klassiker der Farbe Gipfelstufen der Malerei aller Zeiten erreicht. Einsam und unvergleichlich ragt die magische, vom Helldunkel des Genies und der Mystik umwobene Gestalt des gewaltigen, unaussagbaren Rembrandt durch die Jahrhunderte. Unerhört ist die Kunst Hollands in der Zeit, da dieses kleine Land am Meer das kulturell und wirtschaftlich erste Land Europas war. Die Namen Ruisdael, Frans Hals, Van der Meer, Terborch, Potter, Jan Steen, die holländischen Genre- und Landschaftsmaler des 17. Jahrhunderts lassen unser Herz höher schlagen. Ein

M. A. J. BAUER: KREMLIN
(Rijksmuseum, Amsterdam.)

berauschendes Panorama farbiger Herrlichkeit tut sich da vor uns auf. Mit der großen Bedeutung des kleinen Hollands verfällt dann auch seine Kunst; Gerard Dou, Gerard de Lairesse, Adriaen van der Werff kennzeichnen den Ausklang einer faszinierenden Epoche holländischer Malerei. Bis dann das 19. Jahrhundert wieder große Meister von eigenstem Profil hervorbringt. Da ist der liebenswürdige, gemütsinnige Jozef Israels, an die Deutschen Uhde und Liebermann gemahnend, ein Schilderer des holländischen Volks, des Bauern und der Bäuerin, des holländischen Hauses. Wärme durchflutet diese meisterlich gemalten Darstellungen. Auch malt er, wie Rembrandt es vor ihm getan hat, die „Söhne des alten Volkes", die Amsterdamer Juden. Auf der Wiener Ausstellung sieht man einen „Thora-Schreiber" von ihm — es dürfte der fromme marokkanische Israelit sein, von dem Israels in seinen Erinnerungen erzählt. Da ist Jan Toorop, der Meister der Linie, der Künstler rätselvoller Allegorien, der diesmal einige Bildnisse zeigt, und dann ist der dämonische Vincent van Gogh, einer der packendsten Erscheinungen der neueren Kunst überhaupt, ein Ekstatiker, der die Natur in die Kunst hineinzureißen, der sie in ihrer nackten Wahrheit eigenwillig darzustellen unternahm, ein Apostel des Evangeliums von der Persönlichkeit, die in der Kunst schließlich alles ist. Vincent ist auf der Wiener Ausstellung mit vier Werken vertreten, nicht mit seinen besten, aber doch mit solchen, die seine unverkennbare Hand weisen. Und dann sind die sehr bedeutenden neueren Holländer M. A. J. Bauer, Christoffel Bisschop, Blommers, Bosboom, Dupont, Jongkind, Anton Mauve, Albert Neuhujs, Willem und Matthys Maris, der Marinemaler Mesdag und auch G. H. Breitner da, der unter anderen Werken zwei seiner berühmten Amsterdamer Straßenbilder zeigt. Endlich sind auch Radierungen, Holzschnitte und Lithographien (Bildnisse Adolf v. Menzels, August Bebels und Geheimrats Wilhelm v. Bode von Dr. Jan Veth aus dem Haager Gemeindemuseum) zu sehen. Die Ausstellung hat das hohe Niveau der holländischen Malerei von 1850 bis 1929 überzeugend dargetan.

P. J. C. GABRIEL: IM POLDER
(Kollektion H. van Beek, Rotterdam.)

JAN SLUITERS: FAMILIENBILDNIS

B. J. BLOMMERS: FISCHERFRAU
(Gemeindemuseum, Haag.)

J. B. JONGKIND: WINTER
(Kollektion H. van Beek.)

Ein neuer Weg zur Rheinquelle

Auf dem neuen Wege vom Oberalppaß zum Tomasee.
Im Mittelfelde die Oberalpstraße von Disentis zur Paßhöhe, dahinter die Bahnlinie. Links oben die Pyramide des Piz Tiarms (2923 m), rechts davor der Crispalt (3080 m).

Wegpartie vom Oberalppaß zum Tomasee.

Inmitten eines wilden Felsenzirkus leuchtet dunkelgrün die Fläche des Tomasees, der Quelle des Vorderrheins, in 2344 m Höhe.

In den letzten Septembertagen, gerade noch vor Sommers Torschluß, ist im Oberalpgebiet ein neuer Zugang zum Tomasee vollendet worden, der es künftig auch dem weniger berggewohnten Touristen ermöglichen wird, auf bequemem und ungefährlichem Weg ein Stück wilder Hochgebirgsnatur kennenzulernen, das zudem als Quellgebiet des meistbesungenen Stromes in Europa mit einem romantischen Schimmer umgeben ist. Der bisherige Zugang, der oberhalb Tschamut von der Oberalpstraße abzweigte, war ebenso holperig wie mühsam und erforderte ein mehrstündiges Steigen, während der neue Weg etwa 300 m unterhalb der Paßhöhe abzweigt und, kaum merkbar ansteigend, um den Steilhang des Pazzolastocks herum zur Alpe Tgietlems hinanführt, von wo man im Zickzack den felsigen Hang ersteigt und plötzlich vor einem wilden Felsenzirkus steht, dessen Grund von einem tiefgrün leuchtenden See, dem Tomasee, ausgefüllt ist. Der Ausfluß des Sees gilt als die Hauptquelle des Rheins, der schon nach kurzem Lauf von zahlreichen Zuflüssen verstärkt wird, so daß er nach wenigen Kilometern ein recht kräftig und munter dahintollendes Wässerlein bildet. Talauswärts bietet sich dem Wanderer ein weitoffener Blick über das ganze Vorderrheintal mit seinen vielen schöngeformten Gipfeln, deren manche in die Region des ewigen Schnees hinaufragen. Dem Berggewohnten bietet die Umgebung des Sees Gelegenheit zu einer Anzahl prächtiger und verhältnismäßig leichter Gipfeltouren. Die köstlichste Überraschung erlebt man beim Erreichen des Höhengrats, wenn sich mit einem Schlag das großartige Panorama gegen Westen öffnet und die Berge des Gotthardgebiets, Furka, Grimsel, Berner Oberland, Dammastöcke und Sustenhörner sich dem Auge darbieten.

A. Krenn, Zürich.

Blick vom Badus auf Andermatt und das Urserental.
Rechts die Kehren der Oberalpstraße, dahinter die Schöllenenschlucht. Im Mittelgrund die Spitzberge, im Hintergrund (von rechts aus) Sustenhorn, Dammastöcke, Winterstöcke und Gletscherhorn.

Straßenleben in Persien.

Von Alfred Heinicke.

Der Morgen graut! Das letzte melodische Allah-u-Akbar des Muezzins ist verklungen. Das Leben der Stadt erwacht. Karawanen, schwer beladen, Maultiere, Esel und Kamele ziehen durch die Tore. Dumpf dröhnen die mächtigen, unter den Packsätteln hangenden Glocken. Von allen Seiten drängt es hinein in die mit Menschen sich füllenden Gänge. Der Basar ist der Mittelpunkt jeder Stadt, hier lernt man die Psyche des Volkes kennen. Köstliche Bilder erspäht das Auge, sehr humorvoll wirken die einzelnen Typen. Laden reiht sich an Laden, scheinwerferartig fällt das grelle Sonnenlicht durch runde Öffnungen im gewölbten Dache in die langen Gänge. Emsig schaffen Meister, Gesellen und Lehrbuben zwischen den hin und her hastenden, feilschenden Passanten. Fleißige Färber hängen aus den Farbbottichen gezogene Stoffe gleich Fahnen zum Trocknen über die Basargassen. Mit erstaunlicher Ruhe und Geschicklichkeit rasiert der Straßenbarbier seinen zwischen den niederfallenden Sprühregen hockenden Kunden. Kunstgerecht schabt sein Messer über den struppigen Schädel, mit der Schere stutzt er den langen Bart, und wenn nötig, zieht er auch einen hohlen Zahn. Überhört man den Warnungsruf der Wassersprenger: „Chabardar" (habt acht), so trifft einen der nasse Strahl aus den prall gefüllten Ziegenhäuten, und schnell weicht man aus, wenn der außerhalb der Stadt von einem Zimmermann gekaufte Baumstamm zwischen zwei Eseln durch den Basar geschleift wird ... Höchst angenehme Gerüche verbreitet das frische Fladenbrot der Bäckereien. Die Arzneikunde liegt noch sehr im argen! Das Geschäft der Quacksalber blüht! Koranverse, zu Asche verbrannt, in süßem Tee oder Scherbett verabreicht, sind sichere Mittel, Schröpfköpfe setzen, zur Ader lassen probate Kuren. Im Frühling, der schönsten Jahreszeit in Persien, üben Nomadenfrauen dieses Gewerbe auf offener Straße aus. Lugt man in einen der vielen kleinen Moscheehöfe hinein, so kann man reizende Szenen belauschen. Inmitten seiner kleinen Abcschüler sitzt der Mulla (Priester) des Viertels, schmaucht seine Wasserpfeife und bringt den Jungen die ersten Begriffe des Lesens und Schreibens bei. Auf der auf dem Knie ruhenden Blechplatte als Schiefertafel malen mit der selbstgeschnittenen Schilffeder, als Tinte chinesische Tusche benutzend, die Kleinen ihre ersten fingergroßen arabischen Buchstaben hin.

So reiht sich Bild an Bild, und wenn die Sonne sinkt, der Muezzin zum Abendgebet ruft, erlischt das Leben und Treiben. **Die Läden werden geschlossen, und die Kaffeehäuser vor den Toren füllen sich mit Erholung suchenden Menschen.**

Sie werden gleich rasiert, die Kunden des persischen Figaro, wo immer es auch ist.

Nach abgeschlossenem Geschäft: Der Zimmermann bringt einen Stamm nach seiner Werkstelle in der Stadt.

Beiden macht er keinen Spaß — der verdrießliche Schreibunterricht in der Moschee-Ecke.

Lustig und fidel trägt der Küchenjunge Brotfladen und Hammelkeule der Behausung zu.

Schröpfen gehört bei den Persern zu den Vorbereitungen für das persische Neujahr (Eit-i-Noruz), das in die Zeit unseres Frühlingsanfangs fällt.

TANZ- UND SPORT-GROTESKEN

TANZ A LA PINGUINE

SPRUNG NACH DEM BALL

RHYTHMUS IN ECKEN

ZEICHNUNGEN VON
FEDOR BOGORODSKY

EISHOCKEY

See„teufeleien.

Drama unter Wasser: Dem gierigen Angler kommt die Tauchente gerade zurecht.

Ein furchtbarer Schlund: Das zum Angriff aufgesperrte Maul des Anglers mit Kiefer- und Innenzähnen.

Das große, weite Meer ist eine Biozönose, eine Lebensgemeinschaft für sich, die sich im Gleichgewicht hält. In der Tiefsee, im freien Ozean und in der Strandzone findet die Tierwelt reichliche Nahrung. Und doch leistet sich ab und zu ein Bürger dieses Reiches auch einen Übergriff ins Luftmeer, lüstern nach einem ganz besonderen Leckerbissen.

Der Seeteufel oder der Angler (Lophius piscatorius), ein 1—2 m langer Fisch, lebt in mäßigen Tiefen der Strandlinie des Antlantiks, im Kanal, auch im Mittelländischen Meer und war schon in den Zeiten des Aristoteles den Alten bekannt. Im Schlamm des Meeresbodens versteckt, liegt er auf der Lauer, läßt seine langen feinen Fäden auf Rücken und Kopf im Wasser spielen, Beute damit herbeilockend. Plötzlich reißt er sein gewaltiges Maul auf, das rings mit einem dichten Kranz scharfer Zähne besetzt ist, und im Nu wird die Beute erfaßt und in den weiten Rachen und Magen versenkt. Meist fallen ihm Fische zum Opfer. In den Netzen der Fischer verschlingt er in seiner Freßgier am Ende noch einige Flundern, sogar Korkstücke schluckt er hinunter. Da das Fleisch des Anglers geringwertig ist, werfen die Fischer ihn wieder über Bord. Man weiß, daß er die gefräßigen Hundshaie vertilgt. Zuweilen schnellt der Seeteufel, heftig mit dem Schwanze schlagend und sich mit den kurzen, kräftigen, fußartigen Brustflossen abstoßend, vom Grunde empor, erfaßt eine Tauchente, die eben im Begriff war, nach einem seiner flottierenden Tentakel zu haschen, oder er würgt gierig eine an der Oberfläche schwimmende Möwe in seinen gefräßigen Schlund. E. W. Gudger vom American Museum of Natural History berichtet über einen „Goose-Fish" von beträchtlicher Größe, in dessen Rachen er eine Möwe fand, das Köpfchen unter dem einen Flügel verborgen, also in typischer Schlafstellung. Sie war, schlafend auf den Wellen treibend, vom Seeteufel überrascht und verschlungen worden. Manchmal ergeht es dem Angler ähnlich wie dem Seeadler, der seine scharfen Fänge in eine zu große Fischbeute schlägt und seinen Übereifer mit dem Tod in den Fluten büßen muß. Eine Abbildung zeigt den Angler im Kampf mit einem Eistaucher (Colymbus glacialis), dem er an Körperkraft nicht gewachsen ist. Vermag der Seeteufel seine Zahnbatterie nicht aus dem Vogel zu lösen, so wird er selbst ein Opfer seines Angriffs. Rudolph Schiffel.

Der schlafenden Seemöwe droht Gefahr.

Verhängnisvoller Angriff: Seeteufel und Eistaucher im Kampf.

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(3. Fortsetzung.)

Ruloff fährt mit der Straßenbahn. — Diese Stadt hat 500000 Einwohner, eine halbe Million Menschen, die einer den anderen belauern, die des einzelnen Schwächen auszuspähen versuchen und über ihn herfallen möchten. Er sieht die Reihe der Menschen an, die ihm in der Bahn gegenübersitzen; er betrachtet sie, versucht, diese Masken der Gleichgültigkeit zu durchdringen, und merkt, daß das nicht gelingen kann. Die Maske ist zum Inhalt geworden. Also sind diese Menschen doch nicht böse, nicht neidisch, auch nicht gehässig und unduldsam? Nur müde vielleicht, abgestumpft und ohne Interessen? Und er denkt: Ich stelle mich jetzt in die Mitte des Wagens und erzähle eine Geschichte, die Geschichte meiner Liebe zu Jutta Berg, geborener Martini, Schwester des Chefredakteurs am Tageblatt. — Und da weiß er, er hat doch recht: Wölfe lauern ihm gegenüber, bereit, einander zu zerfleischen. Und er denkt: Wir gehören einer niederen Kaste an, wir, die Rubin etwa, ich oder die Kollegen vom Bau. Wir können tun und lassen, was wir wollen; sie verachten uns. Im geheimen bewundern sie uns auch ein bißchen, aber das streiten sie sich selber ab. Und wie der Name Rosa Rubin in ihn hineinfällt, bleibt er haften. Man muß mit diesem Namen rechnen. Er wird ein Faktor sein, den man nicht übersehen kann, soll die Rechnung stimmen. Rosa Rubin ... Was will sie von mir? Sind es nur künstlerische Bindungen, die sie anstrebt? Ich bin anmaßend oder eitel! Was soll sie veranlassen, sich um mich zu bemühen, wenn sie nicht ihren Vorteil in einer Verbindung mit mir sehen würde! Geld und Geschäft, mein Lieber! Man hat deine Qualitäten erkannt. Etwas anderes kommt bei der Frau nicht in Frage. — Und er setzt einen Schlußpunkt unter die Gedanken, denn die Straßenbahn biegt am Markt ein, wo vom roten Eckhaus mit Goldlettern das „Tageblatt" herunterschreit. Aber er ist mit diesem Abschluß nicht zufrieden. Ist er doch eitel und arrogant? Unsinn, das alles kommt nicht in Frage. Er liebt ja Jutta, und diese Liebe ist ihm glückhafte Befriedigung.

Er steigt die Treppen in den ersten Stock. Im Vorzimmer steht der junge Butzke und scheint verlegen. „Herr Doktor Martini läßt Sie sofort bitten, Herr Ruloff."

„Ja", sagt der und kehrt um, geht drei Türen weiter. Man läßt ihn ein. Martini erwartet ihn.

Wie diese Hornbrille funkelt! Ist der Mann so wütend? Nun, zugegeben, es ist keine Art, so abzuspringen; es ist rücksichtslos, das zumindest.

„Es ist Ihr Wunsch, uns zu verlassen, Herr Ruloff?"

„Ja, Herr Chefredakteur." Ruloff sagt im Augenblick nur diesen kurzen Satz. Er überlegt: Wie drücke ich mich aus, daß es nicht verletzt, daß dieser Mann, den ich achte ...

„Ich habe Sie schätzen gelernt, lieber Ruloff." Die Handbewegung lädt ein. Ruloff setzt sich. „Ich verliere Sie ungern. Ich darf das sagen, denn ich bin nicht willens, Sie zu halten. Gewiß haben Sie sich Ihren Entschluß in Ruhe überlegt, und Sie rechnen jetzt bereits mit Tatsachen? Gut. Aber wir sind uns wohl nicht so fremd, daß Sie mir den Einblick in die Motive verweigern?"

„Gewiß nicht, Herr Martini. Es ist" — er hebt die Schultern, sucht den Anfang und stürzt sich förmlich in die Rede — „es ist nicht Unzufriedenheit mit dieser Stellung. Sie ist ein Unterschlupf. Man kann glücklich sein. Wem es gegeben ist. Jeder Beruf verstellt die Aussicht. Das ist ein Glück. Aber wenn man hinter die Dinge gesehen hat, Herr Martini, was erreichen wir? Resignation. Wir haben für Hundertfünfzigtausend zu denken, uns dem Verständnis dieses Leserkreises anzupassen; unser Fortschritt schreitet schrittweise fort; wir stagnieren."

„Auch der Revolution — Evolution — wären Sie müde geworden, lieber Kerl! Und glauben Sie, nun Sie das Apollotheater führen werden — Sie sehen, die Fama eilt nicht schrittweise vorwärts! — glauben Sie, als Theaterdirektor größere Möglichkeiten zu haben?"

„Ich glaube das. Ich denke an mich. Sie wissen, ich bin selbstsüchtig. Ich will mich entfalten. Der Versuch soll wenigstens gestartet werden. Wissen wir, was in uns steckt? Ich will hinauf. Das Geld ist Mittel; aber leider notwendiges Mittel. Hier war man kleiner Beamter und würde es bleiben. Gesichert, ja. Ich besitze jedoch nicht die Seele eines Quäkers; ich wage zu zweifeln an der Gottgegebenheit meiner Existenz, wie sie sich zur Zeit darstellt. Ich bin erschreckend ehrlich, nehmen Sie es hin. Was ist Ihr Leben, Doktor Martini, was dürfen Sie noch erwarten? Nichts! Mit fünfunddreißig oder vierzig Jahren sind Sie am Ziel. Ein bemerkenswerter Journalist. — Das Ziel war zu niedrig gesteckt, es ist erreicht, das Leben ward zwecklos."

„Aber" — in des Redakteurs Augen trat ein Staunen, die Gläser wurden durchsichtig und zeigten dunkle, geweitete Pupillen — „aber, lieber Ruloff, ich erwarte noch alles vom Leben! Es beginnt. Ich fühle es zuweilen. Nichts ist vollendet; alles ist Erwartung!" Und er schüttelte den Kopf. „Sie drängen zum Lebensgenuß. Ja, wir wissen doch, ein wie Unfaßbares diese Begriffe Genuß, Glück, Befriedigung sind. Glauben Sie, mit Besitz sei der Relativität beizukommen? Glück zu stabilisieren? Hat es Sie nie befriedigt — um eines herauszugreifen — Ihren Artikel, Ihre Gedanken, Früchte der Erfahrung, der Ahnung, gedruckt, mitgeteilt zu sehen denen, die daraus Nutzen ziehen dürfen und — sicherlich häufiger, als wir denken — das auch tun?"

„Das sind Gemeinplätze, Doktor Martini — Sie entschuldigen. Den Menschen etwas geben! Lieber Gott, es nimmt sich schon jeder, was er braucht. Es ist überflüssig, daß wir uns hinstellen und die Sonne aufzeigen; bestenfalls werfen wir Schatten, wo eben noch Licht war. Sehe jeder, wie er's treibe. Mir ist es zu eng hier, zu begrenzt. Das Leben, denke ich, muß etwas ganz anderes sein als das, was wir hier daraus machen — machen ließen."

„Was erwarten Sie, Ruloff, was suchen Sie, können Sie es sagen? Sie sind nicht der Mensch, der mit platten Wünschen auszieht und meint, er suche das Glück."

Ruloff antwortete nicht. Die beiden saßen stumm. Er dachte: Dies ist der Bruder Juttas. Ist dieses Blut auch in ihr? Dann wird sie Ballast sein, einmal gewiß. Oder bin ich zu jung? Zweiunddreißig Jahre, vier Jahre Krieg, achtundzwanzig Jahre also. Ist das zu jung? Er schämte sich plötzlich, und er hatte das Bedürfnis, zu fliehen, sofort, weit weg zu sein, wo kein Zuruf dieses Mannes ihn erreichen würde. Er erhob sich, hielt die Hand hin. „Lieber Doktor Martini", sagte er, „ich kann es nicht nennen. Sie sind anderer Art. Wie soll ich es ausdrücken! Hinauf will ich. Es kann auch sein, wenn es abwärts geht, daß mir das recht wäre. Ich bin ein Abenteurer, Spieler — was Sie wollen. Also suche ich wohl das Abenteuer, und wo es mich fallen läßt, eine Welle, Woge, die ein Nebensächliches verliert, vielleicht auf dem Gipfel oder im Tal — da gehöre ich hin." Er ging. In der Tür erreichte ihn der seltsame Satz dieses seltsamen Redakteurs: „Wenn es ein Tal ist, Ruloff, wollen Sie sich erinnern, daß wir uns eine Weile nahe waren." — Trennten die Türen Welten, Generationen? War nicht vielleicht, auf den Kern der Dinge zurückgeführt, alles nur ein Irrtum, ein Mißverständnis ... Sie waren auseinandergelaufen und waren beide nicht froh darüber.

Chefredakteur Martini blieb noch bis 7 Uhr in der Redaktion; dann fand er sich zum Umfallen abgespannt und müde. Die Stadtverordnetenversammlung, Ruloff ... und er fuhr nach Hause, nahm das Abendessen lustlos ein, sah die Schwester an, nickte ihr zu und bat um Nachsicht. Dann stand er auf. Sie ging ihm nach. „Ärger gehabt?" Er hielt ihre Hand fest, die sich da vor ihm auf den Tisch stützte. „Wann nicht", meinte er mit Galgenhumor, „aber heute gehäuft!"

„Ruloff — ist weggegangen?"

„Ja. Er hat sich verabschiedet, sozusagen; die Formalitäten regelt das Büro."

„Kamt ihr gut auseinander?"

Er schaute auf. Warum fragte sie das so — besorgt? Oder irrte er sich? „Leidlich. Ruloff will die Welt erstürmen. Er weiß nur noch nicht, wo sie liegt. Aber lassen wir das. Vielleicht kommt er einmal wieder, müde, zur Besinnung gekommen. Vielleicht läßt sich sein Schicksal, das er anruft, nicht herausfordern und schlägt ihn knockout."

„Du würdest ihn wiederaufnehmen?"

„Bestimmt. Seine Qualitäten werden nicht gelitten haben, nachdem er sich dann vielleicht einen Charakter angeschafft hat."

Sie reichte ihm Zigarre und Streichholzschachtel, er nahm dankend und entzündete den Tabak.

Mit den ersten Wolken, die er zur Decke jagte, plusterte es aus ihm heraus: „Dieser Plaschke ist übrigens ein unausstehlicher Patron!"

„Der Amtsrichter?"

„Ja. Ich war heute auf der Stadtverordnetenversammlung — du erinnerst dich, sie wurde heute mittag telephonisch zusammengerufen. Der Antrag Ruloff kam aufs Tapet. Ruloff besitzt die Direktionskonzession; Kaution war gestellt, nichts stand im Wege, das Apollotheater wieder zu einem Kunstinstitut zu entwickeln, wie sich die Antragsteller ausdrückten. Wir waren alle dafür. Nur Herr Amtsrichter Plaschke stimmte dagegen!"

BEDUINENHOCHZEIT IN DER LIBYSCHEN WÜSTE (ÄGYPTEN)

GEMÄLDE VON TONY BINDER

(Hierzu ein Beitrag unter „Wissen und Leben“.)

„Was brachte er vor?"

„Lahme Reden, üble Verdächtigungen, großväterliche Moraltheorien. Ruloff oder das Fräulein Rubin hatten in ihrem Antrag etwas vom Kammerspielcharakter der neuen Bühne geschrieben. Das griff Plaschke auf. Schund und Schmutz ins Volk zu lancieren, würde hier versucht. Wir sollten uns nicht dumm machen lassen. Es habe in dieser Stadt bisher kein Kammerspieltheater gegeben, und es sei gut gewesen, Ordnung und Sitte hätten geherrscht. Dabei solle es bleiben. Er hebe die Hand und verlange, den Antrag Ruloff und Genossen abzulehnen."

„Und wie wurde es dann?"

„Die Abstimmung zeigte ihn isoliert; sein Nein war das einzige. Er grollte, schimpfte auf die Presse, die sich hergebe, solche Institute zu unterstützen, und so weiter. Ich habe ihm dann in aller Freundlichkeit erklärt — denn das ging ja nun mich an! — daß er bei dem Wort Kammerspiele nicht durchaus an Schlafkammerspiele denken müsse, das sei lediglich eine unglückliche Ideenassoziation, weil wir in dieser Gegend unter Kammer das Schlafgemach zu verstehen gewohnt sind. — Nun, es gab ein mächtiges Hallo und Gelächter. Plaschke zog ab. Auf der Treppe grüßte er nicht einmal. Da tat ich es demonstrativ. Als er an den Hut faßte, zischte er mich an, zischte wahrhaftig wie ein Intrigant im Schwarzweiß-Stück: ‚Vielleicht sprechen wir uns noch einmal über diesen Fall, Herr Doktor Martini. Vielleicht bedauern Sie es einmal, diesem Apollotheater zu einer Wiedereröffnung verholfen zu haben.' — Ich habe ihn ausgelacht."

Jutta stand ganz still. Sie sah den Bruder aufmerksam an. „Ein Feind", sagte sie, „um solcher Lappalie willen ein Feind. Der Himmel bewahre uns vor diesem Amtsrichter!"

Martini nahm die Zigarre aus den Lippen. „An was denkst du denn?" spöttelte er. „Fürchtest du dich? Hast du etwas zu verbergen? Nur ein Mord, den du oder ich begehen, kann uns in seine Hand liefern. Plaschke ist Untersuchungsrichter am Landesgericht. Aber selbst dann sind wir nicht in seinen Händen, sondern in denen der Justiz."

„Der Himmel bewahre uns!" sagte Jutta noch einmal. Ihr war kalt; sie schüttelte sich. Und sie dachte erschreckt: Bin ich krank, werde ich krank? Mich fröstelt, dann ist mir heiß — es ist wie ein Fieber. Aber als sie den großen, ein wenig verwunderten Blick des Bruders auf sich gerichtet merkte, nahm sie sich zusammen und lachte. „Ein Mord? Warum nicht gar, Benno! Ich lasse selbst die Karpfen zu Neujahr geschlachtet kaufen, um dem zu entgehen."

Er streichelte über ihre Hand. Warum redete man überhaupt von so glatten Unmöglichkeiten?

I, 5.

Das Apollotheater, in günstiger Lage an der Hauptstraße gelegen, zwischen Bahnhof und Rathausplatz, krankte an nichts als an seinem Ruf. Es war heruntergewirtschaftet von unkünstlerischen und dazu noch geschäftsuntüchtigen Pächtern. Im letzten Jahr hatte es ein amerikanisches Konsortium zum Kinovarieté degradiert, eine Kombination, die sich in dieser Stadt nicht einmal bis zum Ende der Spielzeit gehalten hatte.

Rosa Rubin und die Leute, die hinter ihr standen — mit dieser Mutmaßung, daß die Rubin nicht allein das Unternehmen trage, glaubte Ruloff kaum fehlzugehen — hatten für einen rechtzeitigen Umbau gesorgt und für eine prompt einsetzende, großzügige Reklame, die Abkehr verhieß von den bisherigen Praktiken und gutes Theater versprach. Ein Appell an die Kunstfreunde der Stadt, an alle, die an Bildung und Lehre ein Interesse hätten, lief durch sämtliche Tageszeitungen. Doktor Martini vom Tageblatt, gewonnen für diese Sache, brachte einen Leitartikel auf der ersten Seite, wertete Menschen, Pläne und Ideen kritisch und rief: Glück auf!

Rosa Rubin las die Zeitung und lächelte. Sie war genannt, lobend erwähnt sozusagen; der Mittelmann. Wer noch? Sartori natürlich, der beliebte Komiker Th. Siek; dann Ruloff als Leiter, drei Sätze. Und ihr Lächeln stellte den Mund schief, ein bißchen spöttisch, ein bißchen überlegen; vier Sätze der Lili Lanz; zum Schluß die Aufzählung der guten, bewährten Kräfte.

Sie dachte: Es ist immer so, die Presse oder der Direktor machen ein Mitglied zum Star. Niemand wird etwas aus sich. Über die gute, bewährte Kraft hinaus geht es nicht. Stellen wir also Lili Lanz heraus, jeden Abend, in jedem neuen Stück. Sie wird ein Stern und ein Name und bringt uns Geld ins Haus. Dann geht sie nach Berlin und taucht unter, oder sie strahlt weiter, wie sie dort die Konstellation vorfindet. Das geht uns nichts mehr an.

Sie sah zu Ruloff hinüber; die Zeitung sank ihr in den Schoß. „Lili Lanz", sagte sie, „lasest du? Martini hat den Rummel schon angefangen."

Ruloff nickte. „Es ist ja gleichgültig, wer es ist. Oder wolltest du einmal selber ...?"

„Nein."

Das Bürofräulein im Vorzimmer pochte, sagte in den Spalt der Tür: „Herr Mittelmann läßt bestellen, daß die Herrschaften im Konversationszimmer versammelt sind."

„Danke; ich komme sofort." Ruloff stand auf. „Willst du mit? Aber wahrscheinlich ist es besser, wenn nicht wir beide dort unten als Direktion stehen. Bleibe du im Hintergrund, letzte Instanz, die nicht aktiv eingreift, die nur durch Anschlag bekannt gibt."

„Auf die du alles abwälzen kannst mit bedauerndem, dem Interviewer recht gebendem Achselzucken!"

„Jawohl, sehr richtig."

Sie lächelten nicht einmal bei diesen Worten; sie stellten nur fest, wie sehr ähnlich sie sich waren. Ruloff ging hinaus.

Das Konversationszimmer lag zur ebenen Erde; Milchglasscheiben trennten es von der Straße und zugleich vom Licht. Immer brannten hier die Lampen. Ruloff hatte diesen Raum für die Besprechung aus einem Instinkt heraus gewählt; Tageslicht war eine helle, nüchterne Angelegenheit; nicht, daß man es zu scheuen hatte, aber an Ideale, an Aufopferungsfähigkeit und an die Begeisterung gerade dieser Sorte Menschen, die er jetzt vor sich hatte, glaubte er besser appellieren zu können, wirksamer auch, wenn das Licht brannte, das diese Leute mehr gewohnt waren als den wirklichen Tag. Lampenlicht, bei dem sie aufzutauen pflegten, das ihren Ruhm beschienen hatte, würde sie leichter bereit finden, Abstriche zu machen, zu opfern, sich als Träger der Idee zu fühlen und über die Genugtuung, gerade diesen Beruf auszufüllen, die pekuniäre Seite in den Hintergrund treten zu lassen.

Er kam sich nicht sehr gewissenlos vor. Jeder stand für sich. Er dachte an sich. Er wollte verdienen. Dann, nachher — nun, er würde nicht unsozial sein, er nicht. Aber für solche Anwandlungen war noch nicht die Zeit. Er nahm niemandem etwas. Diese Kollegen waren es gewohnt, knapp gehalten zu werden. Talent war kein Beruf; darüber hätten sie vorher sich klarwerden sollen. Oder, wie er, in richtiger Stunde. Er war kein Schauspieler mehr, kleiner Wicht am Provinzhimmel; er kam aus der Redaktion eines führenden Blattes. Der Journalismus hatte ihm die Augen geöffnet. Man hatte es immer mit Kindern zu tun, mit Unmündigen und Narren. Man mußte sie führen. Nicht in den Übermut, nicht ins Verderben. Er war bereit, seine Führereigenschaften zu erproben. Die Zeche zahlten diese Wartenden und — im schlimmsten Fall — Rosa Rubin. Er, nun, er würde einfach in der Stunde des Zusammenbruchs liquidieren.

Er setzte sein Lächeln auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: „Diese Stunde wird nicht kommen. Ganz anders wird dies Abenteuer enden: Triumph, Sieg, Karriere." Er sagte das halblaut wie eine Bekräftigung, eine Suggestion, als er über den leeren Korridor schritt — und öffnete die Tür.

Das Gemurmel im Zimmer brach ab. Der starke Duft vieler Blumen blieb; aber nur Menschen waren zu sehen. Bunte Frauen, dunkle Männer.

Der Komiker Th. Siek trat vor, salutierte faschistisch und sagte: „Heil!" Es war die Begrüßung aller an diesen neuen Direktor, unsicher, übersteigert, in den Scherz getrieben.

Ruloff verneigte sich. „Guten Tag, Kolleginnen und Kollegen." Und er sah sie an. Vielleicht hätte er sich doch eine Rede zurechtlegen sollen. Was war hier zu sagen? Sein Zögern durfte nicht lange währen. — Gerade vor ihm saß Lili Lanz. Ihr blondes Haar leuchtete; dies Deckenlicht färbte es ein wenig, so daß es wie Kupfer glänzte. Ihre sehr hellen Augen sahen ihn an. Nun? schien sie zu fragen, und der Mund bog sich aufwärts zu einem Lächeln. Da begann Ruloff. Er sprach diese schöne Salondame seines neuen Ensembles an, einen einzelnen Menschen, den es galt, zu überreden. Nicht mehr die vielen — die beunruhigten in ihrer Vielheit — nur Lili Lanz war da. Und ihr legte er seine Ideen vor, sachlich, aber nicht kalt, nüchtern, aber nicht schwunglos. Fand den Vergleich der sieben mageren Monate, aller Anfang sei schwer, versprach die sieben guten Monate und fühlte, wie er eine Schlacht gewann. Sie nickte ihm zu, die blonde Lili, und als er zur Seite schaute, wie ertappt, da sah er Zustimmung auch in den Gesichtern der andern. Er nahm diese Zustimmung als erwartet hin und belächelte sie zugleich. Innerlich freilich nur. Dieser Kollegen Protest, ihre Tarifforderung etwa, wäre zwecklos gewesen; das wußten er und sie. Man ging lieber einen schlechten Vertrag ein, als auf der Straße zu liegen und sich im Rathaus zum Stempeln einzufinden. Und gar so schlecht, Hand aufs Herz, waren seine Verträge nicht einmal! 200 Mark durchschnittlich und Spielhonorar. Seid friedlich, Leute, seid dankbar. Mir, der Direktion!

Vielleicht waren sie nicht gerade dankbar, die Mittelmann, Lanz, Siek und Kollegen, aber sie schwiegen. Sie berieten sich kurz und fanden sich anschließend bei Ruloff auf dem Büro ein. Die Verträge waren alltäglich und nicht sehr verklausuliert. Niemand sah den des nächsten. Ruloff verwahrte sie sofort nach der Unterzeichnung eigenhändig im Geldschrank. Die Gagenzahlen dieser Verträge hatte er nicht einmal genau gelesen, Rosa Rubin hatte sie eingesetzt.

Sie wird ihrem Freund Mittelmann 300 Mark gegeben haben, dachte er. Was kümmert das mich! — Seine eigene Zahl war vierstellig und auf sechs Monate garantiert; seine Beteiligung betrug $33^1/_3$ Prozent und stand in gar keinem Verhältnis zu seiner geringen Kapitaleinlage, die die Rubin ihm dazu noch geliehen hatte. Er konnte ganz gewiß zufrieden sein.

(Fortsetzung folgt.)

AUTOMOBIL UND GESELLSCHAFT

Die Autojagd durch die Stadt.
Prächtiges Momentbild von dem kürzlich erfolgten Autorennen in Mailand, das mitten durch die Stadt führte.

Rechts: 25 Jahre Internationaler Automobil-Club in Paris.
Der Präsident des Klubs, Baron v. Zuylen, überreicht dem bekannten englischen Rennfahrer Major Segrave das Ehrendiplom. Rechts von Baron v. Zuylen der Präsident des Deutschen Automobil-Clubs, Graf v. Arnim-Muskau.

Eine moderne Belastungsprobe
Vomag-Lastkraftwagen im Gesamtgewicht von etwa 120 Tonnen bei der Belastungsprobe der über den künftigen Stausee der Saaletalsperre bei Saalburg führenden Saaletalbrücke.

Im Kreis: Herbert M. Gutmann, Direktor der Dresdener Bank, bekannter Führer auf dem Gebiete der Finanzwirtschaft, der sich auch als aktiver Sportsmann und Gründer wissenschaftlicher und künstlerischer Gesellschaften einen Namen machte, beging am 15. Oktober seinen 50. Geburtstag.

Rechtsanwalt Walter Bahn, Präsident des Sport-Vereins Bad Saarow, und Komtesse v. Falkenberg bei der Großen Internationalen Herbst-Automobil-Schönheitskonkurrenz in Bad Saarow am Scharmützelsee.

China in europäischem Milieu.
Eine vornehme chinesische Hochzeit in der chinesischen Gesandtschaft zu London: Wen Hsiung, ein chinesischer Großkaufmann, und seine Braut, eine Schwester des Gouverneurs der Bank von China, Kia-Ngau-Changs, inmitten der Hochzeitsgesellschaft. Die kürzlich erfolgte Eheschließung vollzog der Gesandte Chinas in Berlin.

VON KUSTODEN, DRAGOMANEN UND ANDEREN REISEFÜHRERN

TEXT UND ZEICHNUNGEN VON HERMANN EBERS

Fremdenführung im Schloß: Der Herr Kastellan und seine Herde.

Der Mensch ist ein Herdentier. Ob wir es spöttisch von anderen sagen, ob wir es seufzend als Selbsterkenntnis buchen — wir wissen es alle! — Aber den Stempel des Herdentiers an der Stirn tragen — nein, das wollen wir alle nicht, vielleicht tut man es einmal eines „höheren Zwecks“ wegen, etwa wenn man hinter der Vereinsfahne in Reih und Glied, mit Zylinder und geschultertem Regenschirm einhermarschiert. Tut man's im Museum, in Schlössern und Kirchen, so ist es ja auch des höheren Zwecks wegen, nämlich „bildungshalber“. Ja, hier vollzieht sich eine so erheiternde Zurschaustellung des Menschen als Herdentiers wie nicht leicht sonstwo. Lächerlich hauptsächlich deswegen, weil jedes Mitglied der Herde den Hirten, der für gewöhnlich etwas Besseres sein soll als das Herdentier, ganz und gar nicht als dies empfindet und ihm doch meist brav und geduldig folgt. Da jeder die Komik dieser Situation fühlt, so flüchtet sich die etwas gekränkte Eitelkeit des getriebenen Herdentiers „Reisender“ in die Feststellung, daß nicht er, sondern der „Hirte“, der es führt, komisch ist. Wer kennte sie nicht, diese Kustoden und Schloßdiener, Kastellane und Küster, diese Reiseführer, Dragomane oder wie sie heißen mögen! In ihnen ist ein Stückchen Wissen aufgespeichert, das sich auf das kleine Fleckchen Welt beschränkt, das sie zu zeigen haben, und der Gegensatz dieser auswendig gelernten Weisheit zu ihrem sonstigen Bildungsgrad tritt oft recht erheiternd in die Erscheinung. Der Mann steht da, schaut gar nicht mehr hin auf das, was er mit lang ausgestrecktem Arme zeigt, und leiert, die Herde fest im Auge behaltend, sein Pensum herunter — er stolpert täglich über die gleichen Fremdwörter, über die gleichen entlegenen Fachausdrücke.

Der alte Küster. — In diesem Führer wohnt ein frischer Geist nicht mehr.

Herzlose Reisende sind so rücksichtslos, solchen Redefluß manchmal mit einer Zwischenfrage zu unterbrechen. Dann entgleist der Mann ganz buchstäblich, wie ein fahrender Zug. Seine Redemaschine tut puffend einen gewaltigen Leerlauf. Es kann so etwas wie ein öffentliches Ärgernis daraus entstehen.

In Deutschland stellt der „Militäranwärter“ das Hauptkontingent der Leute, die uns führen. Ein solcher hält streng auf Ordnung. Man muß entweder, ehe man das Schloß betritt, sorgfältig die Pantoffel anziehen oder darf keinen Finger breit von den gelegten Läufern abweichen. Man darf auch beileibe nicht eine Minute länger vor einem Stück, das einen besonders interessiert, verweilen oder gar in dem oder jenem Saal zurückbleiben, das würde die ordnungsgemäße Führung und die „Sicherheit“ der vorhandenen Kostbarkeiten gefährden. Es soll auch in diesem Fall schlechte Menschen geben, die diesen, namentlich in Preußen häufigen Typ des Führers hierin absichtlich provozieren und sich freuen, wenn die überaus urbane Form seiner Erklärungsrede plötzlich in die Sprache des Kasernenhofs umspringt.

Diesem gestrengen Typ steht der gütige, alte Angestellte gegenüber, der in den Dingen aufgewachsen ist, die er zeigt, und sie liebt. Seiner alten, nun meist depossedierten kgl. fürstl. oder gräfl. Herrschaft bringt er nach wie vor die größte Hochachtung entgegen und würzt seinen Redefluß gern mit persönlichen Erinnerungen an die „hohen Herrschaften“ und Anekdötchen aus deren Leben. Da bleibt die Herde viel besser beieinander als bei den gestrengen Hirten. Einesteils wegen stets vorhandenen Interesses am Privatleben der Hochgestellten, andererseits aber auch aus Sympathie für den „treuen Diener seines Herrn“, obgleich oder vielleicht gerade weil er heutzutage ein Anachronismus ist. Erheiternd ist es, wenn solche Lakaienseelen sich zu einer Apotheose ihrer Herrschaft aufschwingen, wie jener gut katholische Kastellan eines Palais in Prag. Er pflegte in einem Saal, wo am Plafond eine große mythologische Szene, flankiert von Göttergestalten, gemalt war, zu erklären: „Das sind der hoilige Apollon, der hoilige Jupieter, die hoilige Venusis und das Ibrige sind Porträts von die hohe fürstliche Herrschaften.“ — Zu der Gattung des „gütigen Hirten“ gehört der alte Kirchendiener, der einem zitterig mit dem alten Kirchenschlüssel das riesige Kirchentor aufschließt und den gotischen Altar mit denselben Worten erklärt, mit denen er ihn schon dem alten Kaiser Wilhelm erklärt hat, von dem er das „W“ mit der Krone in der schwarzen Krawatte trägt. Aber auch unter Küstern oder, wie man im Süden sagt, „Meßnern“ habe ich Ordnungsfanatiker gefunden, wie es zum Beispiel jener war, von dem wir uns eine Kirche im Salzkammergut mit einem der schönsten Altäre der Welt aufschließen ließen. Als ich, um seinen langweiligen Erklärungen zu entgehen, die Rückseite des Altars betrachtete, während er die Vorderseite erklärte, bekam er einen so cholerisch hysterischen Anfall, daß es des in dieser Gegend unerhörten Trinkgelds von 5 Schilling bedurfte, um uns eine weitere ungestörte Betrachtung zu ermöglichen. Denn für den, dem die Qualität der Sehenswürdigkeiten das Wichtige ist, sind diese Erklärungen meist entsetzlich störend, weil sie fast immer nur das Gegenständliche, den „Inhalt“, der geschildert wird, betreffen. Hierin sind die trotz der neuerlichen Verbote stets trinkgeldlüsternen italienischen Kustoden Spezialisten. Verweilt man genießend vor einem herrlichen Bild, so naht sich so ein freundlich grinsender Uniformierter und beginnt die umständliche Beschreibung des mythologischen oder historischen Vorgangs, den es darstellt. Ob man nun versichert, man verstehe kein Wort Italienisch, oder ob man beteuert, man wisse das alles und sei schon zwanzigmal in der Galerie gewesen, er verfolgt einen von Bild zu Bild, von Plastik zu Plastik. Kein Schauspieler könnte das abgrundtiefe Staunen und Gekränktsein nachahmen, das in den Mienen eines solchen Kustoden liegt, wenn man ihm am Ende seines Reichs doch kein Trinkgeld in die diskret hingestreckte Hand drückt.

Außer diesen Arten von fest angestellten Wächtern der Ordnung im Herdenbetrieb der Schaulustigen gibt es aber auch den Reiseführer als freien Beruf. Diese Privatführer sind für jene da, die sich außerhalb der Herde führen lassen wollen, für die „feineren“ und zahlungsfähigeren Reisenden. Aber diese Reisenden täuschen sich, denn sie werden noch mehr versklavt als der Herdenreisende.

Wie rührend — diese kleinen Geschichtchen von den hohen Herrschaften!

Man sehe sich diese teilweise recht eleganten Herren Führer an, wie sie beispielsweise in Rom vor den Luxushotels der Via Veneto schon zu früher Morgenstunde den Kunden auflauern. Haben sie den „ricco americano" in ihren Klauen, so wird ihm nichts erspart, was irgendwie sehenswert ist. Die Zeit wird anscheinend ausgenutzt bis aufs letzte, aber doch die Führungen über so viele Tage ausgedehnt wie irgend möglich. Mit Geschäftsinhabern, Autobesitzern und Wirten, denen sie ihre Kunden zuführen, stehen sie in heimlichem Bündnis und beziehen ihre Prozente. Sie sind stets glatt, liebenswürdig und zuvorkommend, aber sehr unerbittlich in ihrer Programmordnung und sprechen je nach Bedarf ein fließendes, aber grauenvolles Englisch, Deutsch oder Französisch.

Originelle Privatführer findet der Reisende im Orient. Man faßt sie unter dem Sammelnamen „Dragoman" zusammen, was auf arabisch Dolmetscher oder Erklärer heißt. Sie sind für den Reisenden schlechthin unentbehrlich. Denn wer von uns kann Arabisch, Türkisch oder Persisch, und wer weiß in den mittelalterlichen Sitten des Orients Bescheid? In Ägypten rentiert sich der Beruf am besten. So können sich denn die Dragomane dort auch außerordentlich sorgfältig kleiden. Wir hatten einen in Luxor, der am Morgen in der langen Kelabije aus blaßblauer gestreifter Seide, einem Mantel aus sehr schön dazugestimmtem Grau und einem schwerseidenen weißen Halstuch erschien. Nach dem Lunch tauchte er in einer ganz delikaten Zusammenstellung von Moosgrün, Dunkelkarmesinrot und Hellrosa auf. Dieser, stets seine schönen weißen Zähne freundlich weisende, sehr dunkle Nubier besaß recht tüchtige Kenntnisse infolge langen Umgangs mit Gelehrten, besonders deutschen. Aber es gibt auch solche unter den Dragomanen, deren Weisheit ebenso lückenhaft ist wie ihr Englisch oder Deutsch komisch. In Kairo habe ich einmal mitstenographiert, und ich freue mich, Stilblüten bewahrt zu haben wie diese: Beim Vorzeigen des Waschbrunnens einer Moschee: „Dies ist der Sitte für die Muchametana: vor Gebeten gewascht die Gesicht dreimal, die Arms dreimal, die Beinen dreimal und dann gebeten." Oder in der koptischen Kirche bei einem Altar: „Sind die heilige Marien, sie kucken Sie an, wohin sie stieht, Herr! — Sein alten Altar mit dem zwölf Abostlos!" Dann vor einem Taufbecken: „Die koptische Kinder dreimal getaufen bevor geboren, so von Sie sehen hier der Taufbeckens." Dies wird alles in der gurgelnden arabischen Aussprache mitgeteilt, und wenn einem in dieser Art erklärt wird, eine Moschee sei gebaut „mit Kalkgesteine aus Scheopse-Pyramide", oder sie enthalte „vierhundert lischte Lamps", so kann man schwer ernst bleiben. Macht man irgendeinen Einwand, so gehen sie durchaus nicht darauf ein, sondern wiederholen mit blitzenden Zähnen, rollenden Augen und eindringlichster Gestikulation immer wieder das Vorhergesagte mit immer größerem Stimmaufwand. Manche von diesen ägyptischen Dragomanen sind große „Scheichs", Reiseunternehmer die wochenlange Nilfahrten in eleganten Schiffen, Kamelreisen und Wüstenpartien organisieren, bei denen ein mit allem erdenklichen Komfort ausgestattetes Zeltlager mitgeführt wird. Sie sind nach einem halben Tag schon sehr befreundet mit uns, wahren den Anschein orientalischer Gastfreundschaft, machen uns großzügig Geschenke, aber sie kommen schon auf ihre Kosten! — In Konstantinopel hatten wir einen ganz anderen Typ von Führer. Es war ein gewesener türkischer Oberst, ein großer graubärtiger Herr in einem alten Pelzmantel mit breitem Marderkragen, wie er vor vierzig Jahren schick war. Der lange, hagere, bewegliche Mann verband die weltmännische Ungebundenheit, wie ich sie an russischen Gardeoffizieren sah, mit der Gründlichkeit eines deutschen Professors; er flocht scharfe Aperçus in tadellosem Französisch mit der gleichen Leichtigkeit in seine Erklärungen ein wie gute alte Witzchen im harmlosen „Fliegenden-Blätter"-Stil. Er war die alte, amüsante Konstantinopler große Gesellschaft als Mumie, als sehr lebendige Mumie mit blitzenden, blauen Augen. Er war ein Hirte, der die Mehrzahl seiner Herdenmitglieder an Persönlichkeit überragte.

Man kann das Glück haben, dem Altmeister der Ausgrabungskunst, Professor Dörpfeld, just auf der Akropolis zu begegnen und von ihm geführt zu werden, wie es uns passierte. Man kann auch einmal den Vorzug haben, von einem Dilettanten im besten Sinn, einem Liebhaber seines eigenen Reichs, geführt zu werden: wie es mir einmal durch die Begegnung mit dem feinsinnigen großen Sammler Graf Wilczek zuteil wurde, der mich durch seine Burg Moosham führte. Kurze Worte können einem da dauernder Besitz werden, wie: „Restaurieren soll nie ein ‚Neumachen', sondern immer nur ein ‚Erhalten' sein. Das Alte muß seine Weihe behalten." Man kann oft in dem schlichten Mönch eines Klosters, der es einem zeigt, einen tiefen Kenner, einen gütigen Mitteiler großer Gesichtspunkte kennenlernen oder — Gegensätze berühren sich — von einem stillen Mitglied einer jüdischen Kolonie in Palästina, das einen durch sein Arbeitsfeld führt, so reine und schöne Dinge über die Idee menschlicher Gemeinschaft hören, wie sie den Aposteln angestanden hätten, die Jesus sich von den Ufern desselben Sees Genezareth holte, wo wir solch einem Manne lauschten. Ist das Wissen, das uns der Führer vermittelt, nicht angelernt, sondern erlebt, so bereichert es uns jedesmal. Jener dreizehnjährige Spaniolenjunge auf Rhodos, der uns auf italienisch klug über die Insel belehrte dazwischen mit den Vorübergehenden griechisch oder türkisch sprach, vom Italienischen, sobald wir eine Zwischenfrage stellten, zur besseren Erklärung ins Französische verfiel und dazwischen englischen Reisenden in ihrer Sprache Auskunft gab — dieser Junge hat mir in den kurzen Stunden, in denen er uns führte, mehr Aufschluß über den Geist der Levante gegeben als ein dickes Buch. Solche Führer muß man suchen. Die anderen sind ein Übel, oft freilich ein notwendiges.

Der aufdringlich gefällige Kunstführer — ein Typ der italienischen Galerien.

Die Pyramiden recken ihn zu Würde — das Backschisch wird ihn kleiner sehen.

Ein Grandseigneur unter den Fremdenführern: Alter ehemaliger türkischer Offizier als Führer durch Konstantinopel.

Der geschäftstüchtige „Scheich" als Dragoman. — Wehe dem Opfer!

DIE KLAUSKAPELLE IN GOSLAR

EINE ALTE DEUTSCHE BERGMANNSKAPELLE

Aufnahmen: Stumm, Goslar.

Blick in das Innere der Klauskapelle in Goslar.

Außenansicht der Klauskapelle.

Als die Freie Reichsstadt Goslar im 12. Jahrhundert Mauerkranz und Tore anlegte, wurden die vier gewaltigen burgähnlichen Stadttore mit Kapellen ausgestattet, die den ein- und ausreisenden Bürgern Gelegenheit zum Gebet geben sollten. Als einzige ist die Kapelle des Klaustores erhalten, die jetzt wiederhergestellt wurde. Sie liegt seitlich der vor 100 Jahren leider abgetragenen inneren Tordurchfahrt; die südliche Mauer des Langhauses wird durch die dicke Stadtmauer gebildet, deren Wehrgang einst über den Dachboden der Kapelle hinwegging.

Schlicht und unscheinbar ist das Äußere der Klauskapelle, aber desto stimmungsvoller und malerischer das Innere, das aus einem flachgedeckten, rechteckigen Langhaus, Chorviereck und einer halbrunden Apsis besteht. Die Kapelle hat seltene Ausstattungsstücke: einen steinernen romanischen Altar, der noch den eigenartigen, schwarz-weiß gestreiften Anstrich des 12. Jahrhunderts trägt, eine gotische Kanzel und eine wertvolle, seltene Orgel aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Orgel hat die Form eines zweiflügeligen Schrankes und trägt auf schwarzem Grunde wundervolle weißgoldene Ornamente. Sie ist zwar nur klein, hat nur vier Oktaven und wenige Register, aber sie hat einen so reichen und vollen Ton und den eigentümlichen edlen Klang der wenigen uns erhaltenen Frühbarockorgeln, daß jedermann von ihrem Wohlklang überrascht ist. Zwei eindrucksvolle Kruzifixe schmücken die Kapelle. Der des Triumphbogens aus der Zeit um 1300 zeigt ein fein modelliertes Antlitz des leidenden Christus. Eigenartig ist die schöne Holzdecke des Langhauses aus gotischer Zeit, mit reichen Ornamenten und einer großen Zahl von Wappen verziert. Das Vorherrschen des sächsischen Wappens kann nicht erklärt werden, vielleicht deuten diese Wappen auf eine Persönlichkeit, die diese Deckenbemalung der Kapelle gestiftet hat.

Die würdige Wiederherstellung der Goslarer Klauskapelle durch die Unterharzer Berg- und Hüttenwerke hat uns ein Baudenkmal hohen Alters und Wertes zurückgegeben.

Dr. Carl Borchers.

Die gotische Kanzel. Eine Eigenart: Sie wird durch die vordere Brüstungstür betreten.

Der Kopf des Gekreuzigten vom Triumphbogen der Klauskapelle (um 1300).

Die aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammende Barock-Orgel.

Eine Tonfilmaufnahme aus 10000 km Entfernung.
Konrad Veidt wiederholt von Berlin aus radiotelephonisch zur Aufnahme in Hollywood die Worte zu einer kurzen Szene im Film „Illusion“, die bei der ersten Aufnahme mißglückt war.

Eine Friedensrede des englischen Premierministers.
Mac Donald bei seiner Ansprache im amerikanischen Senat zu Washington. Hierzu waren die beiden gesetzgebenden Häuser der Vereinigten Staaten zusammenberufen worden, eine außergewöhnliche Ehrung eines ausländischen Staatsmannes.

Konrad Dreher,
namhafter Komiker, der Begründer des Schlierseer Bauerntheaters, auch als lustiger Erzähler erfolgreich, begeht am 30. Oktober den 70. Geburtstag.

Links oben: Dr. Karl Muck,
Generalmusikdirektor, der bekannte Wagner-Dirigent und Leiter der Philharmonischen Konzerte in Hamburg, feierte am 22. Oktober seinen 70. Geburtstag. (Phot. E. Bieber.)

Im Oval: Henri Louis Bergson,
bedeutender französischer Philosoph, Mitglied der Académie Française, Träger des Nobelpreises für Literatur 1927, wurde am 18. Oktober 70 Jahre alt.

Von unserer Kriegsmarine.
Stapellauf des Kreuzers „Leipzig“ auf der Marinewerft in Wilhelmshaven am 18. Oktober. Die Taufrede hielt Dr. Rothe, Oberbürgermeister von Leipzig (im Oval rechts oben); die Taufe selbst vollzog Frau v. Haun, die Witwe des Fregattenkapitäns v. Haun, der als Kommandant der alten „Leipzig“ mit ihr in der Schlacht an den Falklandinseln (18. Dezember 1914) unterging.

Max v. Schinckel,
Aufsichtsratsvorsitzender der Hapag und Ehrenvorsitzender des Aufsichtsrats der letzthin erfolgten Großbankenfusion Deutsche Bank-Discontogesellschaft, erreicht am 26. Oktober das 80. Lebensjahr.

Die Mannequins beraten.
Versammlung der Mannequins in einem Berliner Café. Ein Hauptpunkt der lebhaften Diskussionen bildete die bevorstehende Wahl der neuen Modekönigin.

Der unbekannte Freier

ERZÄHLUNG VON VALERIAN TORNIUS

(Schluß.)

Tante Lalchen zerdrückte nach der Lektüre des Briefes vor Rührung eine Träne. So hatte noch niemand in ihrem ganzen Leben an sie geschrieben. Oh, was für ein wunderbarer Mensch mußte das sein, der so begeisterungstrunken im Gefühl reiner Verliebtheit schwelgen konnte! Die Männer waren also doch nicht allesamt die Kanaillen, wie sie in ihrer Vorstellung erschienen.

Den ganzen Vormittag verbrachte sie mit Erwägungen, ob sie zu Freund Haferkorn fahren solle oder nicht. Zu gern hätte sie ihm die erhaltene Antwort gezeigt. Aber schließlich siegte das Taktgefühl, das abriet, einen eben erst erstatteten Besuch nach Ablauf von wenigen Tagen zu wiederholen. So beschloß sie, zum mindesten bis zum nächsten Samstag zu warten. Doch wie gar oft Erfüllung und Wunsch, ohne daß man es ahnt, nah beieinanderstehen, so auch in diesem Falle: Leberecht Haferkorn stellte sich selbst am Nachmittag ein, um sich nach dem Eingang einer Antwort zu erkundigen. Bei einem Gläschen Samos, den Tante Lalchen stets für liebe Gäste und eigene sorgenvolle Stunden bereit hielt, wurde ihm das rosafarbene Briefchen anvertraut.

„Das ist ja schön", sagte Haferkorn nach beendeter Lektüre.

„Nicht wahr?" pflichtete Tante Lalchen mit leuchtenden Augen ihm bei. „Ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, wie Sie, mein lieber Leberecht."

„Hm. Aber zu erkennen gibt er sich doch noch immer nicht."

„Ach, wissen Sie, darauf lege ich gar keinen so großen Wert mehr. Mag er nur eine Weile als Blümchen im verborgenen blühen."

„Haben Sie denn jetzt irgendwelche Anhaltspunkte, die Sie auf eine Spur führen könnten?"

Tante Lalchen nickte und zwinkerte beredt mit den Augen.

„Ich glaube, es ist der Ratssekretär Buttersack."

„Buttersack?" fragte Haferkorn erstaunt.

„Ja, denken Sie. Er kommt fast jeden Tag, unterhält sich dann ein halbes Stündchen mit mir und lädt mich abends zu einem Gläschen Bier oder Wein in den Stadtpark ein. Natürlich Mariele mit. Darin zeigt sich eben sein feines Taktgefühl. Er möchte unter keinen Umständen, daß unser harmloses Zusammensein von den Menschen irgendwie mißgedeutet werde. Und überhaupt — er ist ein reizender Mensch."

Haferkorn schien einen Augenblick zu überlegen. Dann sagte er:

„Wissen Sie, liebe Freundin, Sie könnten recht haben. Ich habe gehört, Buttersack ginge auf Freiersfüßen. Es wäre auch Zeit. Der Brief stimmt übrigens ganz mit seinem Wesen überein. Nun, da dürfte man Sie ja bald zu einer guten, soliden Partie beglückwünschen."

Tante Lalchen merkte nicht das geringste von der Ironie, die in Haferkorns Worten steckte. Sie war ganz von dem Gedanken beherrscht, als Frau Ratssekretär den Rest des Lebens zu wandeln. Wenn ihr Erwählter auch ein Dutzend Jahre jünger war als sie, was machte das aus! Hatte denn der Herr Bürgermeister nicht auch eine bedeutend ältere Frau!

Für Haferkorn fühlte Tante Lalchen in dieser Stunde eine freundschaftliche Gesinnung, die schon einer Zuneigung gleichkam. Sie spürte sogar das Verlangen, ihn in die Arme zu schließen.

*

Der Briefwechsel zwischen Tante Lalchen und dem Anonymus nahm seinen Fortgang. In Abständen von drei bis vier Tagen wechselten die Briefe hin und her. Tante Lalchen wahrte bei allem Entgegenkommen und aller Offenbarung freundlicher Geneigtheit doch immer die Zurückhaltung einer heiratslustigen, aber sittenstrengen Gouvernante. Ihr Verehrer wiederum blieb der schüchterne, schwärmerische, in Galanterien sich überbietende Liebhaber, als der er sich von vornherein gezeigt hatte. Im Grunde genommen, waren alle diese schriftlichen Herzensergüsse nur Variationen der ersten Briefe.

Aber eine auffällige Wirkung löste der Briefwechsel doch aus. Tante Lalchen verjüngte sich unter seinem Einfluß zusehends, und diese Verjüngung kam ihrem äußeren und inneren Menschen zugute. Sie hatte sich einen Leitfaden für Schönheitspflege gekauft und trieb jeden Tag mindestens eine Stunde vor dem Spiegel Gesichtsmassage und ließ sich wöchentlich einmal frisieren. Hinzu kamen sorgfältigere Rücksichtnahme auf die Kleidung und vorsichtige Anpassung an die herrschende Mode.

Und noch eins deutete merkbar die erfolgte Metamorphose an: das Betragen. Tante Lalchen war durchaus nicht mehr die griesgrämige, launische, über jede Kleinigkeit sich empörende alte Jungfer, für die sie in dem Städtchen galt. Im Gegenteil, sie versuchte sogar, recht liebenswürdig zu erscheinen, und mancher, der sie sonst wie einen Köter mied, grüßte sie jetzt freundlich oder knüpfte gar eine Unterhaltung mit ihr an.

Mariele spielte in dieser geheimnisvollen Herzensaffäre die Rolle einer stummen Beobachterin. Sie war wachsam genug, um aus der Ankunft der rosafarbenen Briefe und dem veränderten Gebaren der Tante auf irgendwelche im verborgenen sich abwickelnde bedeutungsvolle Vorgänge zu schließen, aber sie nährte im stillen den Gedanken, daß ihre Person in dem Mittelpunkt aller Erörterungen stände, und bemühte sich, durch ausnehmend zuvorkommendes Betragen gegen die Tante deren Gesinnung für sich zu gewinnen. Während Mariele sonst nach drei Wochen sehr energisch auf ihre Entlassung drängte, machte sie diesmal nicht die geringsten Anstalten zur Abreise, so daß Tante Lalchen eines Tages sich selbst bewogen fühlte, sie an den Aufbruch zu mahnen.

„Ach, Tantchen", erwiderte Mariele, „es gefällt mir so gut bei dir. Ich möchte das ganze Leben hierbleiben."

Tante Lalchen sah eine unerwartete Aussicht, ihr blühendes Geschäft aufrechtzuerhalten; denn als Frau Ratssekretär Buttersack durfte sie doch nicht mehr, des allgemeinen Ansehens wegen, als Handelsjungfer weiterbestehen. Sie dachte, Mariele habe ja nun schon genügende kaufmännische Erfahrungen gesammelt, um allein ihr eingeführtes und angesehenes Geschäft zu leiten, und es würde sicher gut gehen, wenn sie obendrein hinter den Kulissen die Nichte mit Rat und Tat unterstützte. Daß das Mädchen mit seinen zwanzig Jahren auch die Möglichkeit einer Verheiratung in Erwägung ziehen konnte, lag für sie überhaupt nicht im Bereich der Gedanken.

„Nun, der Fall wäre zu überlegen, liebes Kind", sagte Tante Lalchen sehr freundlich. „Du eröffnest mir Zukunftsaussichten, an die ich nie gedacht habe. Mir war es immer, als ob du dich in meiner Vaterstadt nicht wohl fühltest und lieber früher als später mich verließest. Du scheinst jedoch deine Meinung geändert zu haben. Das freut mich herzlich."

Und wie öfters eine plötzliche überraschende Einsicht unsere Willenskraft fördert und sie zu einem bestimmten Entschluß drängt, so faßte Tante Lalchen den Vorsatz, noch am selben Abend, sobald Buttersack die Damen zum gewohnten Spaziergang nach dem Stadtpark abholte, ernstlich dem schüchternen Verehrer die Zunge zu lösen. Wie aber sollte sie bei dieser wichtigen Aussprache Marieles Anwesenheit verhindern? Sie erwog hin und her. Da kam ihr ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Die Frau Bürgermeister bestellte eine Kollektion Strümpfe für ihre drei Töchter sowie allerhand Unterwäsche, und da sie jetzt im Sommer in ihrem Landhäuschen, etwa anderthalb Kilometer vor der Stadt, wohnte, so wurde Mariele mit dem Auftrag betraut, gegen Abend das Gewünschte hinauszubringen und dann von dort aus in den Stadtpark zu kommen. Tante Lalchen richtete es schon so ein, daß ihr eine angemessene Spanne Zeit zu ihrem lebenswichtigen Zwiegespräch verblieb.

Zur gewohnten Stunde erschien der Herr Ratssekretär und war erst ein wenig enttäuscht, als er die Jugend nicht daheim antraf. Aber als Kavalier ließ er sich diese Enttäuschung nicht merken, sondern gab sich, wie stets, als artiger Mann. Tante Lalchen hatte sich sonntagsmäßig angeputzt. So schritt sie stolz neben ihrem Galan, hoheitsvoll die Grüße entgegenkommender Bekannter erwidernd, durch das Städtchen nach dem Park.

An einer verschwiegenen Laube angelangt, äußerte sie den Wunsch, sich hier etwas auszuruhen. Die letzten Strahlen der Sonne warfen durch die Zweige Lichtflecke auf das verwilderte Untergebüsch. Auf den weitgelegenen Feldern rüsteten die Schnitter, die das Getreide zu mähen begonnen hatten, zum Aufbruch. Es war richtig romantisch, und Tante Lalchen fühlte sich minneselig gestimmt. Lange saßen sie beide stumm, dem Eindruck des Sonnenuntergangs hingegeben. Dann, als die Schatten schon bedenklich dunkelten und Buttersack außerdem die Lust nach einem Glas Bier verspürte — er hoffte vielmehr im stillen, daß Mariele von ihrer Besorgung zurückgekehrt sei und vor dem Musikpavillon auf ihn warte — nahm Tante Lalchen sich ein Herz und sagte, wobei ihre Stimme zitterte:

„Herr Ratssekretär..."

„Fräulein Augentrost..." ertönte die Antwort.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie eine schwere Zunge hätten... Sie könnten, was Sie innerlich bewege, nicht in Worten ausdrücken..."

„Ja, ja, ja", bekräftigte Buttersack... „Hähähä..."

Bavaria-Verlag, München-Gauting.

REGENTAG

LITHOGRAPHIE VON PROF. HANS NADLER

„Sie tragen seit längerer Zeit ein Geheimnis im Herzen und möchten es so gern offenbaren. Hab' ich nicht recht, Herr Ratssekretär?"

„Sie sind eine Seelenleserin, mein verehrtes Fräulein ... Hähähä ..."

„Wollen Sie nicht Ihr Herz erleichtern. Die Stunde ist dazu so angetan ... Sie lieben ..."

Tante Lalchen erschrak, als sie das ausgesprochen hatte.

„Ja, ich liebe", sagte Buttersack und legte in dieses Wort den ganzen Schmelz seiner Stimme. „Ja, ich liebe, und ich glaube, ich werde wiedergeliebt. Oh, darf ich auf Ihre Einwilligung hoffen?"

Tante Lalchen wurde gerührt und zog ihr Taschentuch.

„Ich habe es ja geahnt", sagte sie in einem ebenso weichen, tränenumflorten Ton. „Wir Frauen sind ja doch hellseherischer, als ihr Männer es annehmt." Und dann feierlich werdend, fügte sie hinzu: „Empfangen Sie mein Jawort."

„O danke, danke, tausendmal Dank ... Ich wußte es, daß Sie mir dieses Glück nicht versagen werden. Jetzt können wir uns wohl zur Musik begeben und Ihrer Fräulein Nichte das freudige Ereignis verkünden? Hähähä ..."

Dabei erhob er sich und bot Tante Lalchen galant den Arm. So schritten sie schweigend durch das dämmernde Dunkel des Parks.

Buttersack hatte recht geraten. Mariele lugte bereits erwartungsvoll nach allen Seiten aus. Als sie die Tante mit dem Ratssekretär aus dem Schatten der Platanen hervortreten sah, lief sie ihnen leuchtenden Auges entgegen. Noch einige Schritte voneinander getrennt, rief Buttersack, sich von Tante Lalchen lösend:

„Mariele, denke bloß, die Tante ist einverstanden. Hähähä ..."

Mariele kümmerte sich nicht darum, daß noch andere Menschen in der Nähe waren. Sie umarmte die inzwischen Herangetretene und jubelte:

„O du gute, liebe Tante!"

„Ja", sagte diese ebenfalls freudig bewegt: „Es wird nun eine große Veränderung in meinem und deinem Leben vorgehen."

„Aber wir bleiben jetzt immer zusammen, und ich helfe dir in deinem Geschäft, wenn du alt wirst", fiel Mariele ein.

„Das Geschäft überschreibe ich dir", verkündete Tante Lalchen stolz.

„Die Tante ist zu gütig", mischte sich jetzt Buttersack in das Gespräch. „Aber ich meine, ich kann ja meine Frau auch allein ernähren. Und wenn Sie wirklich Ihrem Geschäft nicht mehr vorstehen können, Fräulein Augentrost, dann verkaufen wir den Laden und nehmen Sie zu uns ins Haus. Nicht wahr, Mariele? Hähähä ..."

Tante Lalchen sah den Ratssekretär wie entgeistert an.

„Ja, Tantchen, du kommst zu uns", bekräftigte Mariele.

Aber Tante Lalchen erwiderte nichts, sondern blickte nur verständnislos ins Dunkel.

Alle schwiegen.

„Jetzt wollen wir aber bei einer schönen Flasche Wein die Verlobung feiern ... Hähähä ..." unterbrach Buttersack die plötzlich eingetretene peinliche Stille und reichte Mariele seinen Arm.

Bräutigam und Braut schritten voran. Tante Lalchen rührte sich jedoch nicht vom Fleck. Als die beiden glücklich Verlobten auf der Veranda ein abseits gelegenes Tischchen entdeckt hatten und sich nach ihrer Anstandsdame umblickten, fehlte sie. Buttersack eilte zurück. Aber Tante Lalchen war nicht mehr da.

*

Die nachfolgende Nacht war für Tante Lalchen die schrecklichste ihres Lebens. Das starke Gewitter, das sich gegen Mitternacht entlud, stimmte ganz zu ihrem aufgeregten Seelenzustand. Sie hatte sich in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen, und alle Versuche Marieles, zu ihr zu gelangen, waren vergeblich. Tante Lalchen verbat sich energisch jeden Zutritt. Mit offenen Augen lag sie die ganze Nacht und sann über die furchtbare Kränkung nach, die man ihr zugefügt hatte, und der Haß gegen die Falschheit der Männer zehrte an ihrem Herzen wie ein fressendes Feuer.

Am frühen Morgen erhob sie sich, holte aus ihrem Sekretär die Liebesbriefe ihres anonymen Verehrers und warf sie in den Herd. Als Mariele um sieben Uhr erschien und sich besorgt nach dem Zustand der Tante erkundigte, erhielt sie einen abweisenden Bescheid und obendrein den Befehl, noch am Vormittag ihre Sachen zu packen und abzureisen. Alle unter Tränen vorgebrachten Fragen, womit sie den Zorn der Tante verschuldet hätte, wurden überhört und unbeantwortet gelassen. In ihrer Ratlosigkeit eilte sie zu Buttersack und gestand ihm unter Tränen ihre Verzweiflung. Dieser erbat sich vom Bürgermeister ein Stündchen Urlaub zur Erledigung einer wichtigen Familienangelegenheit, kam, um die zürnende Tante zu versöhnen, stieß aber auf eine so abweisende Härte,

Elegante, fest ansitzende Abendkappe aus gezogenem Chiffon mit lang herunterfallendem Paradiesreiher, getragen von Baronin v. Winterfeld.
Modell: Gurau-Friedrichs; Phot.: M. v. Bucowich, beide Berlin.

Die moderne Toque aus Filz und Seide mit dem kleidsamen Gesichtsschleier trägt die Wienerin Renée Peter.

Im Kreis: Reizende Seidenkappe mit Bastgarnitur und Reiherfeder. Modelle: Johanna Löw, Wien.

Die Wiener Schauspielerin Marion Mill in großer dahlienfarbiger Filzglocke.

Spezialaufnahmen von unserer Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek durch Atelier Zimmerauer & Hoffmann, Wien.

DER ELEGANTE HUT ZUM 5-UHR-TEE

Im Festesglanz

Nebenstehend: Anny Andra trägt zu dem Abendkleid aus rosa Crêpe Satin ein kurzes Brokatjäckchen. Phot. Balazs, Berlin.

Rechts oben: Elegantes großes Abendkleid aus Crêpe Satin. Der vorn durch eine große Schleife gebundene Wickelrock fällt faltig hinten in eine lange Schleppe aus. Apart ist der tiefe Rückenausschnitt. Vorn schließt das Kleid eng am Hals mit einer nach hinten herabfallenden Schleife. Trägerin: Charlotte Susa.

Links unten: Mulino v. Kluck trägt zu einem pelzbesetzten Chiffonkleid einen Samtmantel mit weißer Seidenpannefütterung und Hermelinkrawatte.

Modelle: Clara Böhm; Phot. M. v. Bucowich, beide Berlin.

Malerisches Cape aus schwarzem Velours transparent mit durchschimmerndem Goldgrund und großem dekorativen Goldschloß. Als Futter ist goldgelbe Seide verwendet.
Modell: Paul Poiret, Paris. (Phot. Lipnitzki).

Nebenstehend: Abendkleid aus granatrotem Velours transparent; zu dem pelzverbrämten Kleid das kurze Komplet-Jäckchen mit überaus weiten Ärmeln und originellem Kragen mit herabwallenden Enden. Strauß von rotem Mohn auf der Schulter.
Modell: Worth; Phot. Scaioni, beide Paris.

DIE TOLLKÜHNEN VON EINST
AQUARELL VON STEFFI SCHAEFER

daß es ihn trotz der schwülen Witterung frostig überlief. Er half Mariele das Köfferchen packen und brachte es zum Bahnhof. Mariele kam bald weinend nach. Die Tante hatte ihr nicht einmal zum Abschied die Hand gereicht. Traurig trennten sich die Verlobten, doch nicht ohne das Versprechen, sich im Herbst wiederzusehen und möglichst im Winter noch zu heiraten.

Das Gerücht von Buttersacks Verlobung mit Mariele war schnell bekannt geworden. Der Herr Ratssekretär hatte nicht versäumt, es seinen Kollegen mitzuteilen, und so wußte bald die ganze Stadt davon. Auch nach Mückenhof gelangte die Kunde noch am gleichen Tage. Den alten Schelm Haferkorn gelüstete es, die Wirkung dieses Ereignisses auf seine Freundin kennenzulernen, und schon am andern Morgen machte er sich, trotz dringlicher Erntearbeiten, auf den Weg zu ihr. Er fand Tante Lalchen in ihrem Laden. Als er eintrat, wurde sein freundlicher Gruß mit eiskaltem Schweigen erwidert.

„Wohl unerfreuliche Nachrichten eingetroffen?" bemerkte er nach einer Weile.

Tante Lalchen tat, als hörte sie die Frage nicht.

„Hat sich der Herr Ratssekretär erklärt?"

Ein zerschmetternder Blick fuhr aus Tante Lalchens Augen.

„Reden Sie mir nicht von diesem Menschen. Er ist ein Betrüger."

Haferkorn stellte sich unwissend und fragte weiter:

„Hat er sich so entlarvt?"

„Ja."

„Also war er doch der anonyme Verehrer?"

„Ob anonym oder nicht anonym, das ist mir alles ganz gleichgültig. Ich habe die Männer wieder einmal gründlich durchschaut, für mein ganzes Leben mag ich mit ihnen nichts mehr zu tun haben. Alle sind sie Schufte und Betrüger."

„Ich auch?" warf Haferkorn mit gemachter Schüchternheit ein.

Tante Lalchen sah ihn mit zusammengezogenen Brauen durch ihren Klemmer von oben bis unten an, als wollte sie sich davon überzeugen, ob er ebenfalls ihrer Verachtung würdig sei. Dann sagte sie:

„Wer kann Ihnen trauen!"

„Nun, liebe Freundin, ich habe Sie doch noch nie enttäuscht. Im übrigen erwarten wir Sie am nächsten Samstag in Mückenhof. Es ist mein siebzigster Geburtstag."

Tante Lalchens strenge Züge milderten sich ein wenig. Sie sagte aber weder ab noch zu.

*

Am nächsten Samstag kam nach Mückenhof ein magerer Klepper mit einem altertümlichen Vehikel, und in diesem Gehäuse saß eine violette Mantille, und über ihr wippte ein gelbes, blumenumschlungenes Haubenhütchen, und aus der Mantille blickte ein großer roter Rosenstrauß hervor. Haferkorn erschien jugendlichen Schrittes und half Tante Lalchen galant aus dem Wagen. Man trank wie gewöhnlich in der Fliederlaube den Kaffee und aß die schönen Geburtstagskuchen, man spielte nach üblichem Programm Doppelkopf, speiste dann ein leckeres Huhn und trank dazu den besten Wein aus dem Keller, man unterhielt sich über Nachbarn, Stadtereignisse und allerhand andere erbauliche Dinge, und als die Kehlen schon gut gefeuchtet waren und die Stimmung sich auf der Höhe befand, ergriff der Hausherr das Glas, erhob sich und sagte:

„Da niemand an meinem siebzigsten Geburtstag redet, muß ich es selbst tun. Ich bin zwar von schüchterner Natur und habe eine schwere, möchte sagen, störrische Zunge, aber der Wein hat sie mir gelöst und zugleich meine Schüchternheit überwunden. Und so kann ich den schönen Wünschen meines Herzens nun durch beredte Worte Ausdruck geben. Meine liebe Freundin Eulalia! Wir haben oft miteinander in scharfem Wortkampf die Klingen gekreuzt, aber wir sind immer dabei gute Freunde geblieben. Ja, vielleicht darf ich mich sogar der schönen Hoffnung schmeicheln, der einzige Mann zu sein, den Sie trotz aller Fehden und Neckereien von Herzen wirklich gern haben. Wie wäre es nun, wenn wir diese Freundschaft zu einer unlösbaren machten, das heißt, uns beide für unsere alten Tage zusammentäten als Mann und Frau?"

Tante Lalchen blickte Haferkorn ebenso entgeistert an wie einige Tage zuvor Buttersack. Dann sah sie nacheinander ängstlich auf Rosalie und Emilie, die lustig mit den Köpfen nickten.

„Ja, liebe Freundin", fuhr Haferkorn fort, „die Töchter sind schon um die Erlaubnis angegangen worden. Sie haben ihre Zustimmung gegeben. Es kommt nur noch auf Ihr Jawort an."

Da lachte sie über das ganze Gesicht und sagte:

„Sie wollen mich wohl heute auch in Harnisch bringen?"

„Nein, heute ist es ausnahmsweise mein Ernst."

Und die beiden Schwestern nickten wieder zustimmend mit den Köpfen.

So von allen Seiten ermuntert und gleichzeitig in die Enge getrieben, mußte Tante Lalchen Farbe bekennen.

„Nun gut, Leberecht", sagte sie und wurde rot wie ein junges Mädchen, „wenn Sie es versuchen wollen. Meinetwegen."

Und so gab es in Mückenhof zwei Verlobte. Man feierte bei dem milden Sommerabend dieses Ereignis bis spät in die Nacht. Und als die Kerzen niedergebrannt waren und der Vollmond seinen Glanz über das weiße Tischtuch breitete und an den Römern sich verfing, erzählte Leberecht Haferkorn seinen Töchtern die Geschichte von Tante Lalchens Briefwechsel und enthüllte sich zuletzt als der anonyme Verehrer. Da sagte Tante Lalchen nur:

„Sie sind doch ein unverbesserlicher Schelm, Leberecht."

Und alle lachten, der Mond mit.

IM BANNE DER SPIELLEIDENSCHAFT: SCHACHSPIELER AUF DER REISE
ZEICHNUNG VON HERMANN ROMBACH

AMERIKANISCHE INNEN-RÄUME

PHOTOS: WORSINGER, NEUYORK

Einfachheit und Vornehmheit: Das Speisezimmer. Die Fenstervorhänge und Teppich sind in zweitonigem Grau gehalten. In diese Farbtönung bringen die Möbel aus Palisanderholz und das leuchtende Rot der Lederstühle eine farbenfreudige Note.

Links: Eine anheimelnde Ecke im Wohn- und Toilettenraum der Dame. Möbel in Schleiflack aus mattgrauer Eiche. Die Bespannung besteht aus silberfarbenem Velours. Schablonierte Tapete in Silber. Sehr stilvoll der dreiteilige Beleuchtungskörper über dem Toilettentisch. Architekt: Ilonka Karasz.

Badezimmer in moderner Kachelausführung. Die Kacheln sind nach einem neuen Brennverfahren glasiert und zu einem Gemälde (von François Gallé) vereinigt. Blaue und gelbe Töne. Dazu passende Wandbeleuchtungen.

Das Schlafzimmer für den Herrn. Die hellgrau polierten glatten Wandflächen geben dem Raum eine schlichte Klarheit, ohne ihn kalt erscheinen zu lassen. Hellgraue Möbel in Schleiflack. Beachtenswert das Ruhesofa aus dunkelblauem Leder, mit Hellgrau abgesetzt, und die eingebauten Schranke.

Moderne Energiespeicherung: Das Kraftwerk Niederwartha bei Dresden.

Oben links: Überblick über die Gesamtanlage. Unten das Wassersammelbecken mit dem Pumpwerk, das das Elbwasser durch eine mehrere Kilometer lange Rohrleitung zu den Hochspeichern auf den Bergen von Oberwartha führt. Zum Empordrücken des Wassers erhält das soeben fertiggestellte Kraftwerk seine elektrische Energie von dem in der Nähe liegenden Umspannwerk Dresden-Nord während der Nacht, der Zeit geringen elektrischen Kraftverbrauchs. Die Leerung der Speicher erfolgt zur Erzielung von Spitzenleistungen bei erhöhtem Kraftbedarf.

Oben rechts: Die Hochspeicher (Sammelbehälter) bei Oberwartha, die weithin das Elbtal beherrschen.

Für die Pflege der Volksmusik: Der Musiksaal im staatlichen Musikheim zu Frankfurt a. d. O.

Das von Prof. Bartning erbaute, am 15. Oktober eingeweihte Musikheim ist das erste deutsche seiner Art. Es soll vor allem der Förderung deutscher Volksmusik dienen. In Zweimonatskursen werden preußische Volksschullehrer von Georg Götsch, dem Leiter des Heims, in die Ideenwelt der Volksmusikbewegung eingeführt werden.

Links: Das Opernhaus im Wolkenkratzer:

Das neue Opernhaus in Chikago stellt eine Neuerung in der Theaterarchitektur dar. Bühnen- und Zuschauerraum sind im unteren Teil untergebracht, während in den Obergeschossen das alltägliche Leben sich abspielt.

Europas größte Hängebrücke.

Die Rheinbrücke Köln-Mülheim, die am 13. Oktober eingeweiht wurde. Für den Bau dieser etwa 1300 m langen Kabelhängebrücke wurden 13000 Tonnen Stahl verwendet.

Das sieht nicht nach Abrüstung aus!

Zusammenarbeit zwischen Luft- und Wasserflotte: Landung eines Militärflugzeugs auf dem Deck eines in voller Fahrt befindlichen Flugzeugmutterschiffs bei den Manövern der englischen Atlantikflotte in den schottischen Gewässern.

Beduinenhochzeit in der Libyschen Wüste.

(Zu dem farbigen Bilde auf Seite 569.)

Wenn ein Beduine heiraten will, dann zieht er auf Brautschau aus. Es ist ihm, da die Beduinenfrauen unverschleiert gehen, möglich, seine Auserwählte vor der Hochzeit zu sehen, ganz im Gegensatze zu den strenggläubigen Mohammedanern. Mitunter ist es der Vater, der für seinen Sohn wirbt. Er bespricht mit den Eltern der heiratsfähigen Beduinin alles bis ins kleinste. Dabei fällt es niemand ein, das Mädchen zu fragen, ob es einverstanden ist. Wenn alles haarklein ausgemacht, beginnen die Vorbereitungen zur Hochzeit. Einige Wochen lang treffen sich jeden Abend sämtliche Beduinen der Umgebung vor dem Zelte des Bräutigams. Sie sitzen da bis spät in die Nacht hinein, erzählend, singend, lachend und in die Hände klatschend. Jeden zweiten oder dritten Abend gibt es eine Fantasia; eine Tänzerin zeigt sich, und einige Musiker vollbringen einen Lärm wie ein Dutzend. Es ertönen leidenschaftliche Weisen und lustig quietschende Pastasia Luft durch lang anhaltendes Trillern, das auf arabisch Zarlûl heißt. sagen. Die Frauen der Nachbarzelte machen ihrer Freude über die Fan- In kühler Jahreszeit werden Feuer angezündet, die dazu beitragen, diese Feiern außerordentlich malerisch und durch die Beleuchtungseffekte auf den Gruppen und der Wüstenlandschaft, zumal wenn gerade Vollmond ist, märchenhaft schön zu machen. Der letzte Abend vor dem Hochzeitstag wird besonders lange gefeiert. Jeder Vorbeikommende wird aufgefordert, Gast zu sein, so daß oft Hunderte auf den Strohmatten hocken. Den großen Tag beginnen die Männer, indem sie die aufgehende Sonne mit Flintenschüssen begrüßen. Die Frauen richten große Kupferkessel mit Reis und Hammelfleisch zurecht und legen ihre besten Kleider und Schmuck bereit. Nun wird ein Kamel mit einem Baldachin, der aus selbstgewebten Kamelhaarstoffen und einem Holzgestell besteht, ausgestattet, und man rüstet sich zur Einholung der Braut, die oft stundenweit bei ihren Eltern wohnt. Unter diesem farbig gestreiften Baldachin, auf arabisch Karmût, nimmt dann die Braut Platz, und der Zug, begleitet von Fahnenträgern auf Kamelen und Männern und Frauen zu Fuß, zieht an Zelten vorüber, deren Bewohner entweder Geschenke mitgeben oder sich anschließen. Die Frauen lassen ihre Triller hören, schwenken Tücher und Palmenwedel, die Männer schießen von Zeit zu Zeit ihre Flinten ab. So erreicht der Zug wieder das Zelt des Bräutigams, der, vor ihm sitzend, die Ankunft der Braut erwartet. Es sind bereits viele Gäste da. Das Kamel, auf dem die Braut den Blicken verborgen ist, umgeht nun siebenmal das Zelt und kniet dann am Eingang nieder, wo der Bräutigam das mit Schmuck behangene, verschleierte, oft erst 12- bis 15jährige Mädchen freudig in Empfang nimmt, das dann, von einer älteren Verwandten begleitet, das geschlossene Zelt betritt. Nun muß der Bräutigam, einer alten Sitte gemäß, ausreißen, er wird aber bald von Freunden zurückgebracht und mit Gewalt in das Zelt geschoben, in dem die Gattin ihn erwartet. Währenddessen wird vor dem Zelt geplaudert, gelacht und getrillert, und der kurz darauf in den Kreis seiner Gäste zurückkehrende Ehemann wird laut mit Händeklatschen begrüßt und beglückwünscht. Bei reichlichem Mahl und Kaffee sitzt man bis nach Sonnenuntergang beisammen, Männer und Frauen getrennt. Wenn der Mann bereits eine Frau hat, so wird die junge von dieser sehr freundlich aufgenommen, denn sie weiß, daß der Mann das Recht hat, und daß bloß sein Wille gilt, weil der Koran das Weib als untergeordnetes Wesen bezeichnet.

Tony Binder.

Wie Tiere sich verständigen.

Die meisten Tiere haben vermöge ihrer Stimme eine Sprache. Fehlt dieses Vermögen, oder ist es nur schwach oder einseitig ausgebildet, dann bedient das Tier sich anderer Mittel der Verständigung mit den Artgenossen. Die Fähigkeit der Mitteilung finden wir jedenfalls bei allen Tieren mit wohl nur ganz wenigen Ausnahmen. In allererster Linie aber spielt die Stimme die Rolle der Mitteilung oder der Sprache, da die Stimme der Tiere, je nachdem, was sie ausdrücken soll, verschieden ertönt und danach auch verschieden, immer aber richtig verstanden wird. Neben der Stimmsprache finden wir auch bei den Tieren eine Mienen- und eine Gebärdensprache. Jede dieser drei „Sprachen", voran die stimmliche, enthüllt dem scharfsinnigen Beobachter alle Schwingungen des tierischen Fühlens und Denkens. Die Lautsprache, welche die meisten Säugetiere, die Vögel, ein Teil der Insekten sowie einige Reptilien und Fische besitzen, besteht aus Empfindungslauten, wie annähernd etwa die Sprache eines Kindes im ersten Lebensjahr. Wir hören mehr oder weniger gedehnte Töne, Vokale, Konsonanten, die ein- oder mehrmal hintereinander ausgestoßen werden, während unser Wort eine nach bestimmten Gesetzen geordnete, artikulierte Verbindung von Lauten ist. Am nächsten stehen den Empfindungslauten der Tiere die Interjektionen unserer Sprache, denn diese sind nichts anderes als in Worten wiedergegebene Empfindungslaute. Nicht immer aber bedeuten die Tierlaute bloße Interjektionen; sie können mehr sein als diese. Modifikation der Stimme und Modulation des Tones setzen das Tier instand, mehrere Empfindungen auszudrücken. So sind die stimmlich begabten Tiere in der Lage, während der Nacht, da die Mienen- und Gebärdensprache versagen muß, sich gegenseitig ihre Empfindungen oder ihre jeweilige Lage mitzuteilen. Unter den stimmbegabten Tieren stehen die Vögel voran. Sie beleben daher auch die Natur am meisten. Die größte Ordnung der Vögel, die der Singvögel, ist naturgemäß mit dem feinsten Stimmapparat ausgestattet, den wir in der Tierwelt überhaupt finden, mit Singmuskeln an der Stimmritze des unteren Kehlkopfes. Der Gesang unserer Vögel ist eine Äußerung der Paarungslust. Deshalb hören wir etwa von Mitte Juli ab kaum noch ein Lied. Vögel, die dann noch singen, brüten zum zweitenmal. Alle anderen Vögel, die nicht zu den Sängern zählen, äußern sich in der Paarungszeit ebenfalls meist stimmlich. Die Hähne der Waldhühner kullern oder spissen (Haselhahn) in der Balzzeit, die Schnepfe streicht im Abendgrau quorrend am Walde und über den Hain, der Ziegenmelker quarrt, der Wachtelhahn ruft, der Wanderfalke und Habicht wie Bussard lassen aus hoher Luft ihr hochzeitsfrohes Kik-kik oder ihr Hiäh-hiäh ertönen, und aus dem Rohr am See dröhnt die Balzlust der Rohrdommel in dumpfem Brüllen an unser Ohr. Es gibt auch Vögel, die stimmbegabt sind und dennoch ihre Balzfreude und ihre Anwesenheit dem Weibchen auf ganz andere Weise verraten. Die Spechtmännchen, deren lustiges Wiehern bisweilen auch noch an sonnig-milden Wintertagen den schlafenden Wald durchhallt, hängen sich um die Paarzeit an einen dürren Baumzacken (meist alter Eichen und Buchen)

und setzen ihn durch schnelles Schlagen in vibrierende Bewegung, bzw. sie lassen ihren Meißelschnabel so lebhaft gegen den tönenden Ast anschlagen, daß ein schnurrendes, weithin klingendes Geräusch entsteht, wodurch die Weibchen und auch Nebenbuhler angelockt werden. Ebenfalls durch ein nicht mit dem Stimmorgan und in ganz absonderlicher Weise hervorgebrachtes Geräusch meldet sich das balzende Bekassinenmännchen, das im Fluge schwachem Ziegenmeckern (daher „Himmelsziege“) ähnliche, aber wohlklingende Töne hören läßt, die durch wirbelnd schnurrende Bewegung der Schwanzfederspitzen bei jäher Abwärtsbewegung in der Luft hervorgebracht werden. Dabei ist die Bekassine sonst durchaus nicht stumm. Ätsch, ätsch ruft diese wegen ihrer flitzenden Fluggeschwindigkeit das „Karnickel der Luft“ genannte Schnepfe, wenn der Jäger sie in Wiesen oder Weiden hochmacht. Und die paarungslustigen Weibchen verraten sich dem im Zickzackfluge über ihnen dahinschießenden Männchen, sobald sie das Gemecker vernommen haben, mit Stimmlauten, die wie ein frohes Lachen anmuten. Auch in der Säugetierwelt hat die Stimme namentlich der männlichen Tiere zu Paarungszeiten oder, wie wir mit Rücksicht auf die bei den Säugetieren häufigere Polygamie richtiger sagen, zur Fortpflanzungszeit die Aufgabe der Verständigung, des Sichmeldens der Geschlechter. Der Hirsch schreit nur zur Brunftzeit im Herbst. Es ist aber auch das Herrenbewußtsein, der gesteigerte Lebensmut, Eifersucht und Kampflust, was das Schreien oder Rören ausdrückt. Der Marder lockt in seiner Rollzeit durch Keckern, des Fuchses heiseres Bellen vernimmt man am häufigsten in Hornungnächten, in seiner Ranzzeit. Die Stimme des Rehes, die sich fast ausschließlich im sogenannten „Schrecken“ äußert, also in Lagen, wo der Schreck die Ursache der Stimmäußerung ist, spielt zur Brunftzeit als eigentliches Verständigungsmittel keine Rolle. Hier entscheidet die „Witterung“ und das durch sie gelenkte Suchen, das bei allen Säugetieren, die ja im Gegensatz zu den Vögeln (Augentieren) in der Hauptsache Nasentiere sind, in der Zeit der Fortpflanzung eine wichtige Rolle spielt, bei den Rehen aber als Annäherungsmittel neben dem Fiepen des weiblichen Stückes fast allein in Frage kommt. Fast alle Säugetiere stoßen in Schreck oder Gefahr Angsttöne aus, die auch Warnrufe für die Artgenossen bedeuten. Auch vermögen sich verschiedenartige Tiere, ja, Vögel und Säugetiere untereinander ausgezeichnet, besonders in bezug auf Gefahr, zu verständigen. Warnt ein Zaunkönig, der einen Jäger nahen sieht, mit seinem scharfen Schnarren, oder schimpft gar in ähnlicher Lage ein Häher, dann wird das Wild sich hüten, auszutreten, bevor die Luft wieder rein ist. Krähen, die eine Eule entdeckt haben, schreien ihre Artgenossen heran, aber auch ihre eigenen Feinde, Falken und Habichte, die in diesem Falle mit ihnen gemeinsam auf die auch allen Tagraubvögeln verhaßte Eule stoßen. Kaninchen pflegen bei nahender Gefahr einander durch Stampfen mit den Hinterläufen auf den Boden zu warnen. Ich habe, auf einen Rehbock in einer Karnickelecke ansitzend, beobachtet, wie ein Hase, der trotz seiner Verwandtschaft mit dem Wildkaninchen jene Warnungsmethode selbst nicht übt, auf Grund des Kaninchensignals flüchtete, ohne etwa Wind von mir bekommen oder mich eräugt zu haben. Die Verschiedenartigkeit des Mitteilungsvermögens mittels der Stimme wie der Gebärden können wir an unseren Hunden besonders gut beobachten. In ausgelassener Stimmung lachen die Hunde, was neben der Miene (Mimik) auch die Bewegung der Rute zum Ausdruck bringt. Die Hunderute ist nächst dem Bellen, das ja bekanntlich froh und traurig, mutig und feig, bittend und abweisend klingen kann, immer in ihrer Haltung die Unterstreichung der mit jenen anderen Mitteln zum Ausdruck gebrachten Stimmungen. Auch das Sträuben der Haare (und Federn bei den Vögeln) ist ein Ausdrucksmittel für jeweilige Stimmungen. Wie ein guter Jäger seinem (guten) Hund am Bellen die Lage während einer Nachsuche (Hetz- oder Standlaut) abhört, so sieht er, wenn der Hund auf der Suche im hohen, das Wild dem Auge des Jägers und meist auch dem des Hundes verbergenden Kraute vorsteht, seiner Haltung im ganzen und auch der Rutenhaltung im besonderen ab, was es da gibt. Nach der Betrachtung der Vögel und Säugetiere wollen wir den „Kleinsten“ noch ein paar Sätze widmen. Die Individuen der Tierwelt stehen in Beziehungen zueinander, die bei den gesellig lebenden und „Staaten“ bildenden Tieren am innigsten sind. Solche Tierstaaten würden ohne Verständigung der einzelnen „Bürger“ unmöglich sein, und zumal der überaus fein organisierte Ameisenstaat baut sich ganz auf Verständigung auf. Die Ameisen besitzen, wie H. Eidmann nach eigenen Forschungen und Beobachtungen auf der Naturforscherversammlung in Innsbruck mitteilte, eine Zeichensprache. Wenn eine Ameise allein auf ein Futterstück stößt, so versucht sie zunächst, dieses allein in das Nest zu befördern. Kann sie das nicht, dann läuft sie zum Nest, um Hilfe zu holen. Sie läuft hin und her und kreuzt mit den Genossen die Fühler, worauf diese ihr folgen und den Fund in Sicherheit bringen. Schaffen auch sie das nicht, so holt die Ameise weitere Hilfe. Eidmann sah eine Ameise fünfmal ins Nest laufen, bis genügend Hilfe vorhanden war. Die Zahl der Alarmierten ist oft groß, man zählt bis 50. Ist das Futter geteilt oder leicht teilbar, dann schleppt die Finderin alles nacheinander ohne Hilfe ins Nest. Und so benehmen sich die Ameisen auch mit den anderen Gegenständen, die sie beispielsweise für den Bau ihrer „Burgen“ brauchen; bei der Verteidigung im Falle der Zerstörung ihres Baues aber ist alles so wohl organisiert, wie es nur möglich ist, wenn eine Verständigung aller stattfindet. Wilhelm Hochgreve.

Das kleinste Wirbeltier der Erde.

Als das kleinste Wirbeltier der Erde betrachtete man bisher einen Fisch, den der Forscher Smith im Jahre 1902 im See Buhi auf Luzon, der Hauptinsel der Philippinen, entdeckt hatte. Es war ein zur Familie der Meergrundeln (Gobiidae) gehörender Fisch, dessen Körper durchschnittlich nur 12,5 Millimeter lang wird. Dennoch wird er von den Eingeborenen, die ihn „Sinarapan“ nennen, in großen Mengen gefangen und sogar gegessen. So winzig dieser Fischzwerg nun auch ist, so ist er doch nicht der kleinste Fisch der Erde, denn kürzlich gelang es dem Zoologen Herre, einen Fisch zu entdecken, der noch kleiner ist als der Sinarapan. Auch dieser neuentdeckte Kleinfisch, den sein Entdecker Pondaka pygmaea nannte, gehört zu den Meergrundeln, und ebenso wie der Sinarapan ist auch er auf der Insel Luzon heimisch, da er in einer Bucht bei der etwa fünf Meilen von Manila entfernten Stadt Malabon gefunden wurde. Die „Größenverhältnisse“ dieses Fisches sind nun tatsächlich von einer Kleinheit, die unter allen bis jetzt bekannten Wirbeltieren einzig dasteht: die Männchen werden nur 7,5 bis 9 Millimeter und die eiertragenden Weibchen 10 bis 11 Millimeter lang. Der Anblick dieses Fisches wie auch der des Sinarapans ist sehr seltsam, weil, wie Dr. Herre mitteilt, die beiden Fischchen farblos und fast ganz durchsichtig sind und man an den glasähnlichen Körperchen nur zwei winzige dunkle Pünktchen, nämlich die Augen, sieht. Wenn man bedenkt, daß man im Karibischen Meere Sägefische fand, deren 10 Meter langer Körper ein Gewicht von mehr als 2500 kg besaß, so ist es wirklich nahezu unvorstellbar, daß zu derselben Tierklasse auch Zwerge wie dieses soeben entdeckte kleinste Wirbeltier der Welt gehören. M. A. v. Lütgendorff.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bild auf dem Umschlag, ein Holzschnitt von Rolf Huén, betitelt sich „Der Fischer“.

FÜR DEN BÜCHERTISCH

Bildende Kunst. In der kunstgeschichtlichen Forschung streiten heute zwei Ansichten miteinander. Die eine, als deren schärfster Verfechter Strzygowski gilt, wünscht, die europäische Kunst im Weltzusammenhang betrachtet zu sehen, und lehnt sich gegen die Überschätzung der als Krönung der Kunstentwicklung erscheinenden Renaissance auf; die andere, europazentrische, bekämpft, noch im Humanismus befangen, begreiflicherweise diese Auffassung und möchte den Aufbau — Griechentum, römische Kunst, Renaissance — unbedingt erhalten wissen. Wilhelm Worrringer, der bekannte Bonner Kunsthistoriker, nimmt für Strzygowski Partei und sucht nun in seinem neuen Werk „Griechentum und Gotik" (Verlag R. Piper & Co., München) den Nachweis zu erbringen, daß auch in der Gotik, trotz ihrer Selbständigkeit, spezifisch griechische Formgedanken fortleben, und zwar in Plastik und Malerei. Der weltgeschichtliche Zusammenhang zwischen Hellenentum und Gotik wird durch Gegenüberstellung von Beispielen einleuchtend charakterisiert und so die These, als sei die Gotik ein abendländisches, vom Geist der Antike unberührt gebliebenes Gewächs, zerstört. — Wie dieses Buch neue Aufschlüsse in der kunstgeschichtlichen Betrachtung bringt, so ist Rudolf Maria Holzapfel, den Romain Roland als den „größten lebenden Meister der Menschheitskunst" bezeichnet, ein Bahnbrecher neuer Erkenntnisse des Kunstschaffens. Sein aufsehenerregendes Werk „Panideal" enthält so viele überraschende, aus dem Eindringen in die Psychologie des Schaffens gewonnene Forschungsergebnisse, daß die künftige Ästhetik nicht an ihm vorübergehen kann. Es ist darum ein Verdienst des Psychokosmos-Verlags, München, durch eine Reihe von Publikationen die Gedankenwelt des „Panideals" zu analysieren und populär zu machen. Unter diesen Schriften beschäftigen sich mit Kunst Wladimir Astrows Gegenüberstellung von „Dostojewskij und Holzapfel" und Rudolf Herwins Traktat „Vom Kunstschaffen und seinen neuen Zielen" — für den, der sich in Holzapfels Weltanschauung vertiefen will, ein sehr geeignetes Einführungsbüchlein. — Den Künstler über sein eigenes Metier reden und schreiben zu hören, hat immer einen besonderen Reiz. Es war darum ein glücklicher Gedanke des Verlags Wolfgang Jeß in Dresden, solche Bekenntnisse von Künstlern aus einem halben Jahrtausend zu sammeln. Diese „Künstlerbriefe über Kunst", die Hermann Uhde-Bernays sorgfältig ausgewählt und eingeleitet hat, sind für jeden Kunstliebhaber eine willkommene Gabe, namentlich wenn sie dem Leser in einer solchen Vielfältigkeit geboten werden, daß man von Raffael und Dürer bis zu Liebermann und Slevogt über die Stellung des Schaffenden zu seinem Beruf erfährt. Die in Lichtdruck beigefügten Tafeln von 60 Selbstporträten sowie die gediegene, geschmackvolle Art, die sämtliche Veröffentlichungen des Verlags Jeß auszeichnet, erhöhen den Wert des entzückenden Buches. — Die geschickte Erneuerung der Werke Jakob Burckhardts durch Einfügung von ergänzendem Illustrationsmaterial, wie sie der Verlag Alfred Kröner, Leipzig, mit den Hauptwerken des großen Schweizer Kulturhistorikers begonnen hat, ist wieder um ein Bändchen der Taschenbibliothek bereichert worden. Es handelt sich um das Alterswerk „Erinnerungen aus Rubens", denen Hans Kauffmann ein erläuterndes Nachwort beigefügt hat. Die Liebe Burckhardts zu dem großen Flamen inspirierte ihn hier zu einem noch heute sehr lesbaren Büchlein, das alle Vorzüge seiner eminenten Darstellungskunst aufweist. — Von Publikationen über einzelne Künstler sei erwähnt die mehrfarbige „Ferdinand-Hodler-Mappe" (Rascher & Co., A.-G., Verlag, Zürich und Leipzig), die einige der bekanntesten Gemälde des Schweizer Meisters in guten Reproduktionen enthält; ferner eine Auslese der bekanntesten Bilder Fritz Boehles in Kupfertiefdruck und Albumform (Verlag der Münchner Graphischen Gesellschaft Pick & Co. A. G.), zu denen Prof. Bredt das Vorwort schrieb. — Dem Kindermaler Bruno Zwiener widmet sich ein im Verlag Otto Borgmeier, Breslau, erschienenes Werk; den teils farbigen, teils schwarzen Illustrationen gibt der Künstler selbst einen Begleittext bei, während A. Dobsky zur Einführung über das Kind in der Kunst spricht und Dr. W. Steffens den Künstler selbst würdigt. — Endlich sei noch auf das Werk der in Wien lebenden russischen Bildhauerin Terese Feodorowna Ries „Die Sprache des Steines" (Krystall-Verlag, Wien) hingewiesen. Die Künstlerin schildert hier ihren Entwicklungsgang und veröffentlicht Abbildungen ihrer Skulpturen.

Zur Literatur. Die „Briefe von Annette v. Droste-Hülshoff und Levin Schücking" (Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) haben sich bereits ein Heimatsrecht in der Literatur erworben. Dafür zeugt die nunmehr vorliegende dritte Auflage. Diese Briefe, die Dr. Reinhold Conrad Muschler herausgegeben hat — Freundschaftsdokumente im edelsten Sinne des Wortes — sind um einen neuen Briefwechsel: die „Briefe von Levin Schücking und Louise v. Gall" (im gleichen Verlag), ergänzt und bereichert worden. „Zwei junge phantasiebegabte und gerade durch den Reichtum ihres Empfindungslebens, ihrer Interessen und ihrer Talente in ihrer Umgebung vereinsamte Naturen", sagt der Nachkomme Prof. Dr. Levin Ludwig Schücking in seiner Einleitung, „eröffnen sich in Briefen ihr ganzes Herz, schließen sich dabei enger und enger aneinander und reichen sich schließlich... die Hand zum heiligsten Bunde, ohne sich noch jemals von Angesicht zu Angesicht erblickt zu haben." Louise v. Gall, ein begabtes, wissensdurstiges Mädchen, von dem man erst annahm, daß es im Gesang Hervorragendes leisten würde, das sich aber dann der Literatur zuwandte und sich eng an den rheinischen Dichterkreis anschloß, wurde durch Freiligrath mit Schücking bekannt, d. h. Freiligrath erzählte ihr so viel von dem als Hofmeister des Fürsten Wrede in Ellingen lebenden Freund und diesem wieder von der schönen jungen Dichterin, daß sie in launig-humorvoller Weise Briefe miteinander auszutauschen begannen. Bald trat an die Stelle des harmlosen Scherzes der Ernst literarischer Interessen, und indem sich die Gemüter einander erschlossen, regten sich allmählich die Herzensempfindungen immer stärker und stärker, bis die Freundschaft zu einem Lebensbund sich gestaltete. — Anton Wildgans erzählt in seinem neuesten Buch „Musik der Kindheit" (L. Staackmann Verlag, Leipzig) seine früheste Jugend. Das alte kaiserliche Wien der achtziger und neunziger Jahre in der Josefstadt, Volksleben, geistliche Feste und weltliche Gebräuche, Tanzstundenromantik und erste Liebe ziehen vorüber, um schließlich in ein Nachtstück in der Lenaugasse 1898 auszumünden. Der Dichter, der uns hier sein erstes erzählendes Werk vorlegt, offenbart sich als ausgezeichneter Schilderer des Erlebten und Geschauten, schlicht und klar in der Diktion. — Ein anderes Erinnerungsbuch bietet Hans Colm in „Freud und Leid einer Jugendzeit" (Koehler & Amelang, Leipzig). Es führt uns nach der alten Hansastadt Lübeck, malt die gute alte Zeit, zeigt, daß diese nicht besser war als die heutige, und erzählt, wie ein strebsamer Junge unter vielen Entbehrungen sich zum Schauspieler- und Schriftstellerberuf allmählich durchringt. — Wer sich mit den besten Leistungen der schweizerischen Lyrik vertraut machen möchte, dem sei die Anthologie Robert Faesis „Die Ernte schweizerischer Lyrik" (Rascher & Co., Zürich) bestens empfohlen. Der Vorzug dieser sehr sorgsam, mit ästhetischem Geschmack wägenden Sammlung besteht in ihrer großen Mannigfaltigkeit, da sie Ältestes und Neuestes berücksichtigt, besteht ferner darin, daß sie alle drei Sprachidiome der Schweiz zu Worte kommen läßt.

Bücher über Mode und Geselligkeit. Der gute Ton ist so alt wie die menschliche Gemeinschaft. Auch die primitivsten Völkerschaften haben ihren „guten Ton“. Nur die Gesetze sind verschieden. Aber gewisse Normen gibt es von allgemeiner Gültigkeit — wenigstens soweit es sich um Völkerschaften einer Kultur handelt. Über diese gesellschaftlichen Normen — Anstandsbücher hießen sie damals — ist schon geschrieben worden, als es noch keine gedruckten Bücher gab. Seitdem es solche gibt, wird noch mehr gedruckt und geschrieben. Der Inhalt bleibt sich meist gleich. Nur auf die Form der Darstellung kommt es an. Diese muß entweder geistreich sein, Lebensweisheit enthalten oder amüsanten Inhalt bieten. Die neue moderne Gesellschaftsrevue „Er und Sie“ (Drei Masken Verlag, München), die Ola Alsen verfaßt und Ludwig Kainer obendrein illustriert hat, gehört zu der letzten Gattung. Es ist ein moderner Knigge, aber in lustigem, unterhaltendem Plauderton. Das sagt alles. — Etwas Verwandtes, nur etwas mehr auf praktische Lebensphilosophie eingestellt, verrät Maria Nelly Grißlichs Buch „Die Kunst der Liebe und des Lebens“ (Süddeutsches Verlagshaus, Stuttgart). Pflege des Äußeren, Verhalten der Frau, geheime Anziehungskraft in der Liebe — das sind, kurz gesagt, die wichtigsten Stichwörter, auf die es ankommt, und die hier eine lebenserfahrene Frau kommentiert. Im gleichen Verlag erschien „Der Wille zur Schönheit“ von Lisbeth Ankenbrand. Der Titel sagt bereits, worum es sich handelt: Verjüngung durch natürliche Schönheitspflege. Wie man das erreicht, erfährt man durch die Verfasserin, die offenbar auf diesem Gebiet gut Bescheid weiß. — Das heutige Modekartenspiel der Gesellschaft, „Bridge“, hat schon längst seine Theoretiker und Lehrmeister. Einer von ihnen ist Prof. Dr. Sigmund Brockdorff, der seine Kenntnisse in einem Büchlein „Bridge“ niedergelegt hat (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart). Er liefert hier das erste deutsche Lehrbuch für Kontrakt-Bridge, das sich vornehmlich in Deutschland und Österreich eingebürgert hat. Auch über das Auktions-Bridge sind alle notwendigen Regeln in dem Buch enthalten. V. T.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — ba — ber — den — den — di — dres — e — e — en — er — er — er — er — er — gen — in — ka — lan — lek — ling — mark — na — na — na — ne — ne — ni — no — re — reth — rhi — ri — ros — se — sel — sel — ser — si — si — son — sper — spey — stei — steu — tät — ter — tri — un — wal — wan — we — win — za — ze — zi sind Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ei — im letzten Worte 1 Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 Stadt in der Schweiz, 2 Naturkraft, 3 Nebelhorn, 4 westdeutsche Stadt, 5 männlicher Vorname, 6 Dickhäuter, 7 deutscher Fluß, 8 geographischer Begriff, 9 Teil des Schiffes, 10 Himmelsgestirn, 11 Heidepflanze, 12 Sinnesorgan, 13 Schweizer Kanton, 14 biblischer Ort, 15 Ruhemöbel, 16 Hauptstadt eines deutschen Freistaats, 17 Erdteil, 18 Vogel, 19 Gebirgsstock der Rätischen Alpen, 20 deutsche Universitätsstadt, 21 österreichischer Bundesstaat.

Wortkette.

Wal — na — ro — ge — be — luft — de — wal

An Stelle der Striche sind Silben zu setzen, so daß das Ende eines Wortes und der Anfang des nächsten jeweils übereinstimmen.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Dem Winde zugekehrte Seite des Schiffes, 3 Baum, 5 hoher ideeller Begriff, 8 Schallwerkzeug, 9 Bau- oder Schreibart, 10 Gattung, 11 Staatshaushalt, 13 heiliger Stier der Altägypter, 15 Schachspielausdruck, 18 Gewürz, 21 italienische Stadt, 22 bedeutende Filmschauspielerin, 23 Haltung, 24 biblische Gestalt, 25 Abscheu, 26 Zeichen; senkrecht: 1 Vermächtnis, 2 römische Göttin des Herdfeuers, 3 landwirtschaftliches Gerät, 4 Eisenfraß, 6 Berg in der Schweiz, 7 altgriechische Küstenlandschaft, 12 Behörde, 14 griechischer Hirtengott, 15 Kleidersitte, 16 Meldung, 17 Tätigkeit des Unterbewußtseins, 18 Beleuchtungskörper, 19 weiblicher Vorname, 20 Deichschleuse.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4416.

Änderungsaufgabe.

Wink — Markt — Ton — Hand — Laib — Senf — Stein — Hast — Helm — Hammel — Sage — Kur — Rose — Wesel — Tag — Angel — Kiel — Salta — Bast — Mohn — Main — Riga — Bar — Fes — Herd — Altar — Reim — Geber

Vorstehende Wörter sind durch Änderung ihres Endbuchstabens in andere Hauptwörter zu verwandeln. Die neuen Endbuchstaben ergeben im Zusammenhang ein Goethe-Zitat. (ch = 1 Buchstabe.)

Lösungen der Rätsel in Nr. 4414.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Tal, 4 Grün, 5 Ast, 7 Kutte, 10 Turm, 11 Emma, 12 Reim, 14 Senf, 15 Salon, 17 Gin, 18 Melde, 19 nie; senkrecht: 1 Faust, 2 Traum, 3 Lette, 6 Storm, 7 Kreis, 8 Emden, 9 Hauff, 13 Magen, 14 Sonde, 16 Lilie.

Fürs Leben: Verdi (Nest) enst, Verdienst.

Diamant-Arithmogriph: S, Air, Halle, Sambesi, Kühleborn, Lämmergeier, Bergfried, Sumatra, Essen, Hai, N. — Silberfasan.

Vor- und Nachsatz: Markthalle.

Silbenrätsel: 1 **Wittekind**, 2 **Essen**, 3 **Raabe**, 4 **Dolde**, 5 **Abraham**, 6 **Säule**, 7 **Sezession**, 8 **Erna**, 9 **Israel**, 10 **Niere**, 11 **Eidam**, 12 **Vandale**, 13 **Edam**, 14 **Ritus**, 15 **Pelikan**, 16 **Religion**, 17 **Anämie**, 18 **Sofa**, 19 **Sitte**. — Wer das Seine verpraßt, ⁄ fällt andern zur Last.

Wie es mir gefällt: K(affe)e.

Magisches Figurenrätsel: 1 Italien, 2 Parabel, 3 Lager, 4 Liberal, 5 Meerane.

TUBERKULOSE, DIÄT UND STUHLVERSTOPFUNG.

EINE WICHTIGE AUFKLÄRUNG FÜR DIE HAUSFRAU.

Die wunderbaren Erfolge, die Professor Sauerbruch, Dr. Gerson und andere Autoritäten mit einfachen Diätkuren bei Tuberkulose und anderen Erkrankungen in jüngster Zeit erzielt haben, lassen die Welt aufhorchen vor Erstaunen. Sie haben bestätigt, daß Diät einer der wertvollsten Heilfaktoren ist. So natürlich uns diese Heilmethode heute erscheint, so spät fand sie allgemeine wissenschaftliche Anerkennung.

Dankbar muß es deshalb begrüßt werden, daß sich Autoritäten wie Dr. Gerson mit allem Einfluß für die Diät als Heilmethode einsetzen und dadurch ihre Bedeutung unterstreichen. Nichts ist naheliegender, als bei Erkrankungen zunächst einmal zu untersuchen, ob nicht eine falsche, einseitig mangelhafte Ernährung das Unglück mit verschuldet hat, ob nicht eine Änderung, eine Korrektur der bisherigen Ernährung den Körper in die Lage versetzt, sich selbst zu helfen, selbst die Abwehrstoffe zu bilden, die zur Überwindung der Krankheit nötig sind.

Vor allem kommt es also darauf an, die Heil- und Abwehrkräfte des Körpers durch richtige Ernährung zu pflegen und zu erhalten. Besonderer Kräftigung und Pflege bedürfen deswegen die Organe, durch deren Vermittlung unser Körper seine Nahrung, die Betriebsstoffe und Energien aufnimmt, nämlich Magen und Darm — der Verdauungsapparat.

Der störungsfreie Ablauf der Verdauung ist Voraussetzung für die Gesundheit. Aber wer kann sich einer geregelten Verdauung rühmen? Aus Erfahrung wissen wir es: kaum der Zweite!

Stuhlverstopfung ist das Leiden der Welt und das Leiden — der Frau. Wenn sie wüßte, in welchem Maße Jugend und Schönheit von guter Verdauung abhängen, sie würde Darmpflege zum ersten Gebot aller Körperpflege machen. Durch Verstopfung entstehen Gift- und Fäulnisstoffe, die vom Darm aus den ganzen Körper durchdringen und vergiften und so direkt oder indirekt zur Ursache ungezählter Krankheiten werden.

Aber darum keine Beunruhigung und Angst, denn Stuhlverstopfung selbst ist ja noch keine Krankheit, und die Befreiung von diesem Übel ist so einfach. Stuhlverstopfung, Darmträgheit und Darmschwäche sind fast immer Folgeerscheinungen unserer überkultivierten Ernährungsweise und darum so leicht durch eine Korrektur und Ergänzung unserer Nahrungsstoffe, also durch eine zweckentsprechende diätetische Ernährung, zu beheben.

Diät ist auch bei Stuhlverstopfung der einzig mögliche erfolgversprechende Weg. Diätetische Darmpflege heißt die Losung! Fort mit scharfen Abführmitteln. Sie sind schädlich. Sie reizen und schwächen den Verdauungsapparat, weil sie die Entleerung gewaltsam erzwingen. Niemals sind sie in der Lage, die Ursache der Verstopfung zu beseitigen, und darauf kommt es allein an.

Größte Beachtung und Anerkennung verdient die in weitesten Kreisen bekannte und bewährte Magen-Darmdiät **Brotella**, die uns der Mühe und Schwierigkeiten enthebt, nach einer unbequemen Darmdiät-Kostordnung zu leben. In Brotella sind alle die Stoffe vereint, die unserer heutigen verfeinerten Kulturnahrung meistens fehlen, und die der Körper zu regelmäßiger und normaler Verdauungsarbeit benötigt. Brotella ist eine nach wissenschaftlichen Erkenntnissen zusammengesetzte Früchtediätspeise, die vielartig wohlschmeckend zubereitet werden kann. Brotella reinigt den Darm von alten Rückständen, schleimt und fettet die Darmwände, stärkt die Darmmuskulatur und erzielt den arbeitsträgen, schwachen Darm wieder zu normaler Verdauungsarbeit und regelmäßiger Entleerung. Die Wirkung erfolgt in schonender, milder, wohltuender Weise. (Brotella ist erhältlich in allen Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.)

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9, 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

O. J. OLBERTZ

DER DICHTER

LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4416 ☆ 31·OKT·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Tibet-Expedition. Die für Anfang nächsten Jahres geplante neue große Tibet-Forschungsreise des bekannten Asienforschers Dr. Wilhelm Filchner mußte mit Rücksicht auf dessen geschwächten Gesundheitszustand, der auf die Entbehrungen der letzten Reise zurückzuführen ist, zunächst verschoben werden. Zu der neuen Expedition sind beträchtliche Mittel durch die Filchner-Stiftung zur Verfügung gestellt worden. Den bevorstehenden Winter benutzt der Forscher zu Vortragsreisen durch Deutschland, die späterhin auf andere Länder ausgedehnt werden sollen.

Eine bemerkenswerte seelische Begabung, die von geistig hochstehenden Persönlichkeiten oft anerkannt wurde, besitzt der Psycho-Graphologe P. P. Liebe, München 12, Pschorr-Ring. Er verbindet Psycho-Analyse und Graphologie und führt seit 30 Jahren charakterologische Beurteilungen nach Briefen aus. Im nachfolgenden einige Urteile über Liebesche Ausarbeitungen. So schreibt ein Leipziger Verlagsbuchhändler unterm 2. 10. 29: Ich bin einfach sprachlos, wie ausgezeichnet Sie die Ihnen gestellte Aufgabe gelöst haben ... Prof. Dr. E. P. urteilt: ... es handelt sich dabei um intuitionstiefe Forschungsergebnisse, die einem tadellos ausgeführten Ölgemälde gleichkommen. Schöpfungen einer einzig dastehenden Künstlernatur und wir wollen doch sicher eine ernste vollwertige Charakterwertung ...! Adressen von deutschen Graphologen sind z.B.: ... diese Leute arbeiten sehr ernst und wissenschaftlich genau. Der Altmeister aber auf diesem Gebiete, der wohl einzig dastehen mag und wohl immer unerreichbar bleiben wird, ist P. P. Liebe, der Entdecker der Psycho-Graphologie. ... Alles in allem, die Liebe'sche Eigenart hat den Gegenwartscharakterologen ein durchaus neues Feld erschlossen, das einst eine ungeahnte Zukunft haben mag. Liebe selbst hat den Weg dazu gebahnt mit unerbittlich zäher und kampfesmutiger Ausdauer. Er ist vielen viel geworden mit seinem reichen Können und seiner langen Erfahrung; Seelen aus Aristokratenkreisen und Menschen aus der Sphäre des Alltags: sie alle lernten aus seinen Arbeiten Frohsinn schöpfen und charaktervolle Selbstbejahung, lernten aufrecht stehen im Leben und mutig und achsensicher in die Zukunft hineinschreiten. — Vivant sequentes! — Es sind tatsächlich außerordentlich schwierige Aufgaben, die dem Psychographologen P. P. Liebe in bezug auf Seelen- und Charakter-Analysen auf Grund Handschrift und Lichtbild und in bezug auf Schriftvergleichungen gestellt werden. Ernste Interessenten wollen unverbindlich Prospekte einfordern.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig C 1.

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN · BUDAPEST

NR. 4416. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

31. OKTOBER 1929

SCHOKOLADE PRALINEN KAKAO

Hildebrand

Unübertrefflich! *Staatsmedaille in Gold.*

Für wenige Pfennige warm

mit der

Kronprinz-Petrolgas-Maschine,

durch viele Verbesserungen
ein Wunderwerk der Heiztechnik,
elegant, tragbar, rauch-, geruch- und gefahrlos,
kein Ruß, keine Asche,
ideal für Heim, Kontor, Werkstatt,
zugleich Koch-, Brat-, Back-Maschine,
in der ganzen Welt, auch
in Deutschland besteingeführt.

Lieferung überallhin einschließlich Zoll, Fracht, frei ins Haus **billigst!**

Es gibt nichts Besseres!

Verlangen Sie sofort Preisliste von den

Kronprinz-Werken Li. Kimpink, Guntramsdorf bei Wien.

Die Kronprinz-Petrolgas-Maschine besiegt den Winter.
Auch Ihnen wird sie Freude bereiten!

Verlieren Sie den Mut nicht,

verlangen Sie sofort ohne jede Verbindlichkeit kostenlos portofrei das belehrende Buch von ca. 100 Seiten über Sanitätsrat Dr. med. Thoma's Kräuter-Extrakt-Tabletten mit vielen Abbildungen und farbigen Tafeln von der Privilegierten Kronen-Apotheke, Berlin NW 7, Block 92, Postfach 30.

SCHÖNES
GEBRAUCHS-
UND
KUNST-
PORZELLAN
KAUFT MAN IN DER
Staatl. Porzellan-
Manufaktur Berlin

Gegr. 1763

KPM

J. Boehland

AEG

AEG

GEADEM

Für

Europaempfang

Fernempfänger

„GEADEM"

Batterieloses Vierröhren-Gerät
mit Schirmgitterröhre
Für Gleich- oder Wechselstrom

Preis RM 375.–

einschließlich Röhren

An die Lichtsteckdose anzuschließen
Mit Anschluß für Schallplattenwiedergabe

Erhältlich in allen Radiohandlungen
und einschlägigen Geschäften

AEG

Vaillant

BADE MIT VAILLANT

und Du bleibst gesund, denn das tägliche „Vaillant-Bad" im Augenblick für Pfennige bereitet, stählt Körper und Nerven, macht schaffensfreudig und froh. Haben Sie schon einen „Vaillant-Geyser"?

Verlangen Sie bitte heute noch unseren Prospekt 12, der kostenlos versandt wird.

Joh. Vaillant • Remscheid

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

WALLFAHRT

GEMÄLDE VON H. ROYER

DAS PARLAMENTARISCHE SYSTEM FRANKREICHS

ZUM ÜBERRASCHENDEN STURZ DES KABINETTS BRIAND AM 22. OKTOBER

Briands Sturz und die offene Krise des parlamentarischen Systems in Deutschland lassen die Neigung entstehen, einmal Vergleiche zwischen den politisch-parlamentarischen Grundlagen Deutschlands und Frankreichs anzustellen. So vorsichtig ein solches Unterfangen durchgeführt werden muß, so interessant und bezeichnend sind gleichzeitig die Schlüsse, die sich auf Grund der veränderten parlamentarischen Gegebenheiten auf den Charakter und die politische Psyche jedes einzelnen Volkes ziehen lassen. Zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich bestehen durchweg in allen Teilgebieten, die mit den parlamentarischen Wahlen und dem politischen System überhaupt zusammenhängen, grundlegende Unterschiede. Die Unterschiede beginnen bereits bei den einzelnen Abgeordneten, laufen über die Durchführung der Wahlen und erstrecken sich über die ganze parlamentarische Legislaturperiode hinaus.

Dem geschlossenen Parteiensystem Deutschlands entspricht in Frankreich eine Unzahl divergierender einzelner Abgeordneter, die sich nur in den allerseltensten Fällen zu gewissen Gemeinschaften zusammenschließen, nämlich dann, wenn es gilt, im Parlament einer bestimmten politischen Willensrichtung zum Siege zu verhelfen. Im Deutschen Reich werden die Kandidaten der Parlamente durch Parteien aufgestellt, wodurch einerseits zwar die Gewähr geboten ist, daß der Kandidat bezüglich seines politischen Wirkens Anerkennung seitens der Parteiinstanzen gefunden hat, andererseits allerdings der persönliche Kontakt zwischen Wähler und Kandidat zurückgeschraubt wird. Ganz anders in Frankreich. In Frankreich kann letzten Endes jeder beliebige Staatsbürger sich als Kandidat aufstellen, wenn er nur die gesetzlich niedergelegten Voraussetzungen erfüllt. Die gesamte Vorarbeit des französischen Parlamentskandidaten besteht deshalb darin, sich eine möglichst zahlreiche Personenverbindung zu schaffen, die meistens nicht über den Ort seiner Wirksamkeit hinausreicht. Die Zwischenstufe, die zwischen Kandidat und Wähler durch die Partei hergestellt wird, wird in Frankreich lediglich durch gewisse Lokalinstanzen geboten, die auf persönliche Anerkennung des Kandidaten hin sich an der Wahlagitation und an den Wahlvorbereitungen für ihn beteiligen. Deshalb ist es für Frankreich auch bezeichnend, daß keine einzige Partei sich über ganz Frankreich erstreckt, ja, es ist fast eine Seltenheit, daß Parteien — dieser Name immer unter dem bereits vorerwähnten Vorbehalt aufgefaßt — sich über ein größeres Territorium Frankreichs erstrecken. Damit ist gleichzeitig die Möglichkeit geboten, daß sehr viele abgegebene Stimmen verpuffen, da sie sich nicht in größeren Sammellisten zusammenfassen lassen.

Die Gründe für diesen politischen Zustand in Frankreich sind wohl darin zu erblicken, daß das parlamentarische System sich auf einer völlig anderen Grundlage als in Deutschland aufbaut. Bei den deutschen politischen Wahlen — sei es in den Reichstag oder in die Landtage oder andere Körperschaften — spielen die wirtschaftlichen und sozialen Organisationen neben den politischen Parteien eine ausschlaggebende Rolle. Daraus erklärt sich der über das ganze Reich hinaus sich erstreckende Wirksamkeitsbereich dieser Körperschaften, die von vornherein eine möglichst starke Zentralisierung erstreben. Von alledem weiß das politische System Frankreichs nichts. Es ist heute noch — und wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Anbetracht der wesentlich anders gelagerten Verhältnisse auch in der nächsten Zeit nicht anders entwickeln, da sich hierin eben der politisch-psychologische Charakter Frankreichs überhaupt ausdrückt, so, daß sich eine ungeheure Anzahl einzelner Kandidaten am französischen Wahlkampf beteiligt, die weder durch starke weltanschauungsmäßige noch wirtschaftspolitische Impulse wesentlich bestimmt sind. Der Hauptkern der französischen Wahlvorbereitung liegt vielmehr darin, ein möglichst vielen Interessenten gerecht werdendes Forderungsprogramm auszuarbeiten, um sich mit seiner Hilfe einen möglichst großen Einfluß zu sichern. Es ist deshalb bezeichnend für die politisch-parlamentarische Zusammensetzung, daß in starkem Maße das eigentliche Kleinbürgertum am Zustandekommen der politischen Willensbildung beteiligt ist. Ein großer Teil der französischen Abgeordneten setzt sich aus Advokaten zusammen, die im bürgerlichen Leben Frankreichs überhaupt eine stärkere persönliche Rolle spielen. Außer diesem unbedingt notwendigen persönlichen Anhang ist in vielen Fällen erfolgreich oder erfolglos der Versuch unternommen worden, eine bestimmte Presse für die persönliche Förderung des Kandidaten zu interessieren, sei es nun durch direkte Übernahme von Zeitungen, sei es durch Verbindungen in ähnlicher Richtung, durch die ein bestimmter Teil der Presse gefügig gemacht werden könnte.

Es gibt geringe Ausnahmen von diesen eben gekennzeichneten grundsätzlichen Regeln des politisch-parlamentarischen Systems Frankreichs. So bildet beispielsweise die französische Sozialdemokratie seit dem Jahre 1905 eine geschlossene Partei. Diese Tatsache ist wohl darauf zurückzuführen, daß das Zusammenleben gerade der sozialdemokratischen Gruppen in dieser Zeit und auch jetzt noch am stärksten von allen anderen parlamentarischen Gruppen, ausgenommen die Kommunistische Partei, international gerichtet gewesen ist, was wiederum im Gefolge hatte, daß die politischen Grundlagen eines anderen Landes häufig durch die gleiche Richtung eines anderen Staates übernommen wurden. Im übrigen hat sich diese Parteikonstruktion der französischen Sozialdemokratie nicht auf andere Parteien übertragen.

Aus den außerordentlich zersplitterten Verhältnissen ist es erklärlich, daß die Regierungsbildung ungemein schwierig ist, wie auch die endgültige Formulierung bestimmter parlamentarischer Gruppen. Bezeichnend hierfür ist die Tatsache, daß 24 Stunden vor der Eröffnung des letzten neugewählten Parlaments über 100 Abgeordnete, also fast 20 Proz. des gesamten Parlaments, den Anschluß an bestimmte Gruppen noch nicht gefunden hatten und noch wahllos in der Luft schwebten. Je nach der politischen Konstellation fügen sich dann im parlamentarischen Leben Frankreichs Gruppen unter Anführung bedeutender Kandidaten zusammen, unter deren Namen ein bestimmtes politisches Programm vertreten wird. Es handelt sich also nicht um festformulierte Parteiprogramme, die nach Maßgabe der politischen Gegebenheiten möglichst weit erfüllt werden sollen, sondern es handelt sich mehr um eine Kompromißbildung auf bürgerlich-persönlicher Grundlage, die oft nur durch gerade zeitgemäß erscheinende Notwendigkeiten gekennzeichnet wird. So hat sich beispielsweise jetzt vor kurzem im französischen Parlament eine fraktionelle Gruppe für die deutsch-französische Verständigung unter dem Ehrenvorsitz von Briand und Paul Boncour gebildet, die über 100 Abgeordnete aus allen parteipolitischen Lagern von den Sozialdemokraten bis zu den Fraktionen der Mitte zählt. Es ist erklärlich, daß je nach dem Wechsel der Aufgaben außerordentlich schnell eine Veränderung in der Zusammensetzung der einzelnen parlamentarischen Gruppen eintritt, und daß deshalb die Labilität im französischen Parlamentarismus besonders groß ist. Trotzdem ist es bisher durch ein bewunderungswertes Geschick der großen Gruppenführer und durch außerordentlich geschulten psychologischen Weitblick, gepaart mit Geschlossenheit in dem Augenblick, in dem nationale Werte auf dem Spiele stehen, gelungen, noch zur rechten Zeit das Gleichgewicht wiederherzustellen. Begründet durch den persönlich gehaltenen Wahlkampf, ist es dann auch verständlich, daß ein außerordentlich starker Wechsel unter den Abgeordneten der einzelnen Legislaturperioden eintritt; so weist beispielsweise das jetzige französische Parlament 307 neue Abgeordnete von den insgesamt 612 Parlamentsmitgliedern auf. Das bedeutet, daß die Hälfte des gesamten Abgeordnetenbestandes des französischen Parlaments erneuert worden ist. Ziehen wir hier Vergleiche mit den Verhältnissen im Deutschen Reiche, so müssen wir feststellen, daß die Erneuerung hier verhältnismäßig schwächer ausgebildet ist, indem von den 500 Abgeordneten des Deutschen Reichstags lediglich 129, also noch nicht einmal 30 Proz., als neue Abgeordnete in den jetzigen Deutschen Reichstag eingezogen sind.

Es war bereits hervorgehoben worden, daß, abgesehen von der sozialdemokratischen Partei Frankreichs, geschlossene Parteigruppierungen nicht enthalten sind. Demnach wird auch die gesamte Finanzierung des französischen Wahlkampfes nicht durch Parteien geleistet, die zu allen Zeiten und nicht etwa nur dann, wenn gerade der Wahlkampf vor der Tür steht, ihre finanziellen Maßnahmen treffen, sondern durch ein ausgebildetes Netz von Ortsgruppen und Landesgruppen ihre Mitglieder auch in finanzieller Beziehung in der Hand haben. Diese Aufgabe ist in Frankreich Sache der Kandidaten selbst, die auf irgendeine Art und Weise bestrebt sein müssen, möglichst viele flüssige Mittel zur Finanzierung ihres Wahlkampfes aufzubringen. Das ist insofern betrüblich, als hierdurch der Wahlkampf wieder eine stark persönlich-geschäftliche Note erhält. Mit der Selbständigkeit der Abgeordneten hängt es zusammen, daß in Frankreich eigentliche Parteiprogramme nicht bestehen und ebenso die für Deutschland außerordentlich wichtigen Momente des Parteilebens, wie Parteiprogramme, Fraktionszwang, Parteitag, Parteigliederung usw., völlig fehlen. Zeugnisse für die Disziplinlosigkeit im Verlauf einzelner politischer Kämpfe sind daher außerordentlich zahlreich. Peter Richard Rohden führt in einer Abhandlung „Parteiwesen und Führerproblem im modernen Frankreich" (enthalten in der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft") an, daß zum Beispiel im Jahre 1923 der Weisung des radikal-sozialen Exekutionskomitees, bei der Abstimmung über den Ruhreinmarsch Stimmenthaltung zu üben, von 82 radikalen Deputierten nur 35 gefolgt sind, während die radikalen Senatoren geschlossen für die Politik des „Bloc National" eintraten.

Die außerordentlich zahlreiche Gruppenbildung im französischen Parlament ermöglicht sehr schwer eine klare Prognose des Wahlausgangs. Eine solche wäre nur möglich durch eine vollkommen vergleichsmäßige Gegenüberstellung der im Wahlkampf befindlichen Kandidaten, wobei es allerdings nicht möglich ist, die herrschende Wahlstimmung in der Wählerschaft irgendwie zu kontrollieren und aus ihr bestimmte Schlüsse für den Wahlausgang zu ziehen. Wenn Wahlprognosen im allgemeinen schon schwer sind, so erscheinen sie jedenfalls in Deutschland infolge der stabileren Natur des Wahlkampfes und der Wahlvorbereitungen wesentlich leichter, als dies in Frankreich der Fall ist. Es läßt sich in Frankreich eigentlich lediglich voraussagen, welche politische Grundstimmung ans Ruder kommen wird, ohne gleichzeitig den Beweis dafür zu erbringen, welche politischen Gruppierungen sich für diese Grundrichtung aussprechen werden.

Wie geschlossen in großen Situationen trotz der zahlreich divergierenden Einzelrichtungen die parlamentarische Maschinerie Frankreichs arbeitet — und dies nicht etwa nur in Fällen außenpolitischer Komplikationen, sondern auch in Anbetracht von Fällen, die in erster Linie lediglich innerpolitischer Natur sind — ist gerade jetzt noch in besonderer Erinnerung, als Poincaré von der Bühne des politischen Lebens abtrat. Die Regierungskrise konnte in diesem Fall kaum mit Tagen bemessen werden. Diese politisch-parlamentarische Schlagfertigkeit ist bewundernswert, wenn sie auch mitunter, wie der Sturz Briands gezeigt hat, nur eine Lösung für die Stunde findet.

Dr. Otto Siegel, Berlin.

Geheimrat Dr. Wilhelm Cuno,
Reichskanzler a. D., Vorsitzender des Direktoriums der Hamburg-Amerika-Linie, Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.

Dr.-Ing. e. h.
Carl Friedrich v. Siemens,
Präsident des Vorläufigen Reichswirtschaftsrats, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Siemens & Halske A.-G. und der Siemens-Schuckertwerke A.-G., Präsident des Verwaltungsrates der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft, 2. Stellvertretender Vorsitzender des Präsidiums des Reichsverbandes der Deutschen Industrie (Vors. Zentralverband der deutschen elektrotechnischen Industrie).

FÜHRER DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT

RADIERUNGEN VON
ERICH HEERMANN

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. Dr.-Ing. e. h. Dr. agr. h. c. Nikodem Caro,
Bayrische Stickstoff-Werke A.-G., Königlich Bulgarischer Generalkonsul, Stellvertretendes Mitglied der Fachgruppe Chemie im Hauptausschuß des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.

DER MALER KARL STERRER

Karl Sterrer, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien, die er einst als Schüler Delugs und Griepenkerls besuchte, Sproß einer alten bayrisch-österreichischen Künstlerfamilie, begann als Romantiker, dessen Entwicklung in der Richtung etwa eines Feuerbach oder Hans Thoma zu verlaufen versprach. Seine ersten Bilder „Liebesfrühling“, „Blaublümelein“, „Die handeln und die dichten ...“ und andere offenbaren den typischen deutschen Träumer, der sich als Malerpoet gibt. Aber bald verwarf er die romantische Flöte und ging aufs lebendige Leben los. Kühne, hochfliegende Gedanken verlangten nach mächtigem Ausdruck in mächtiger Form. Sterrer hatte mehr zu geben als blasses, literarisches Gespinst. Und so hat er in den Jahren, da er immer mehr sich finden und verkünden konnte, als Maler und Graphiker Bedeutendes geschaffen. Manche von seinen großen Kompositionen und überaus interessanten Bildnissen und insbesondere seine prachtvollen Aktstudien darf man den besten Leistungen der neueren deutschen Kunst zuzählen.

Max Hayek.

AM ENDE DER LÄNDER

HERRENBILDNIS (PASTELL)

CHRISTUS AM ÖLBERG (AUSSCHNITT)

PROF. KARL STERRER

DIE MUTTER

MÄDCHEN MIT KRANICHEN

EIN GEMÄLDE DES WIENER MALERS PROF. KARL STERRER

Künstler bei der Arbeit:
Prof. Max Feldbauer in seinem Atelier.
(Phot. Franz Fiedler, Dresden.)

HEIMAT

EINE BETRACHTUNG VON JOSEF STOLLREITER

Die Heimat ist das Herrlichste auf Erden und das Unvergängliche im Menschen! Wer die Heimat kennen und lieben *lernen will*, muß in die Fremde gehen, denn nur in der Fremde gibt sie sich uns ganz, nur in der Fremde begreifen wir, daß für die Heimat sterben Seligkeit sein muß! In der Fremde durchglüht uns das Heimatgefühl, als ob aus Herzenstiefen herauf leise und feierlich Glocken läuten und klingen, und eine Saite umspannt unsere Seele, die schwingt und singt durch alle Gedanken und durch alle Träume. Gott spielt auf *ihr*, denn immer in der Heimat wohnt Gott: *Und* wer seine Heimat liebt, liebt Gott — er mag sich gläubig geben oder versuchen, Gott zu leugnen!

Nur über den Fluren der Heimat leuchten Gottes goldene Augen.

Aus dem Boden der Heimat sind die Sterne gewachsen und in den blauen, offenen Himmel geflogen, daß wir in der herzarmen Fremde *wenigstens* in den Nächten einen Schimmer von ihr haben, daß uns die Seele weit werden kann und unser Scheitel, *einer* Schale gleich, von niederrinnendem Golde überquillt.

Heimatgedenken ist Gottesdienst!

Die Liebe zur Heimat ist die heiligste, uneigennützigste in der Welt, denn sie ist frei von Egoismus, ist an keine Zeit gebunden, und in ihren Tiefen *glüht* ewige Jugend. Ihr Haar bleicht nimmer dahin wie das der Liebsten und der Mutter, ihre Wangen wissen nicht zu welken, und um den Zauberbronnen ihrer Augen fächern sich keine Fältchen und Falten. Das Rauschen ihrer Wälder bleibt ewig unerschöpfliche Musik. Das sonnengoldene Wogen der Äcker, der Gesang der Flüsse und Ströme, das Flüstern der Brunnen, die aus dem Herzen der Allmutter Erde steigen und perlen, das goldgelbe Harz, aus den Poren der Tannen traubenüppig sich drängend, all das in seiner großen Einfachheit so Wunderbare klingt und leuchtet aus dem heiligen Zauber der Heimat.

Wer eine Heimat hat, besitzt die Welt, denn jeder Zoll der Heimaterde umspannt mit göttlichen Armen den ganzen, unbegrenzten Kosmos, und die befruchtenden Tränen Gottes regnen klingend und rauschend und voll würzigem Segen auf ihn hernieder. Auch die Heimat ist ewiges Neuland, ist ewige Zukunft und ewige Vergangenheit! Die Heimat muß uns das Antlitz Gottes auf Erden sein! Ein goldener Schild muß unser Blut sein, strahlend und wehrhaft hingebreitet über der Heimat heiligen Leib! *Sonnenlanzen* müssen alle unsere Blicke sein, aufgereckt, die Heimat zu schützen, daß alle Feinde geblendet weichen und alle Waffen sinken vor diesem gewaltigen Glanz! Unsere Liebe sei ihr Talisman, der sie wunderbar feit gegen alles Böse, gegen alle Tücken und Leiden — und auf der Wagschale unseres Herzens muß ein einziges Sandkorn der Heimat die gleißenden Goldklumpen der Fremde hoch emporflattern lassen wie leere, *sinnlose* Spreu!

Und wo ich auch sein mag in der Welt: in allen Nächten, in die offene Mondsichel gelehnt, reitet mein Geist über die Gefilde der Heimat. Ihre Wälder hör' ich tief unter mir rauschen und brausen, ihre Seen glänzen zu mir herauf wie hingebreitete, mächtige Schilder aus ehernem Silber, das Wogen ihrer Kornfelder rollt wie goldene Ozeanfluten, wie Brandung von Sternenmeeren. Ihre Berge strecken die Arme inbrünstig aus, mich zu empfangen, Nachtigallen zaubern die große Stille in schluchzende Melodien, Duft von Rosen würzt die flutenden Lüfte, und in Grillengezirpe ertrinken die Wiesen und Felder. — Ein heiliger Schauer des Glückes quillt zu mir empor, und lächelnd schlüpf' ich über den blinkenden Rand der himmlischen Barke und sinke, tausend Millionen Seligkeiten im Herzen, einer ambrosischen Träne aus Gottes sternengoldenen Augen gleich, hinunter an der strahlenden Heimat heilige Brust.

Heimat — aus allen Seelentiefen herauf, *sei gegrüßt!*

Yehudi Menuhin,
der 12jährige Geigenkünstler von Weltruf, der nach einigen Konzerten in der Berliner Philharmonie in mehreren Großstädten Deutschlands Gastrollen gibt.

DAS RÖMISCHE HAUS

EINE NEUERSCHLOSSENE KLASSISCHE STÄTTE IN WEIMAR

(Hierzu ein Artikel unter „Wissen und Leben“.)

Vorderansicht des Römischen Hauses.

Eßzimmer mit Speerträger von J. Peter Kauffmann († 1829).

Das Empfangszimmer mit dem Porträt der Herzogin Anna Amalia, gemalt von Angelika Kauffmann († 1807).

Kaminecke im Arbeitszimmer des Großherzogs Karl August.

(Aufnahmen: L. Held, Weimar.)

Durchgang unter dem Arbeits- und Schlafzimmer des Großherzogs Karl August.

MARKTTAG IN ANYKŠČIAI (Onikschty)

LITAUEN

VOLK UND KULTUR

AQUARELLE VON PROF. W. BUHE

LITAUISCHE VOLKSKUNST

PLASTIKEN AUS DEM MUSEUM IN KOWNO

LITAUERIN

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(4. Fortsetzung.)

Hinter Philipp Mittelmann und der Lanz, den beiden letzten, schloß er ab. Pfeifend schritt er durch sein Theater, kleiner Gott. Ging hinauf zu Rosa Rubin, ihr die gewonnene Schlacht zu melden.

Draußen schien die Sonne. Lili Lanz sagte, und sie wies auf Mittelmanns Manteltasche, aus der das eben empfangene Rollenheft herausragte: „Sie werden sie verlieren!"

„Danke." Und er stopfte das Manuskript tiefer hinein.

„Wir haben drei große Szenen miteinander", meinte sie.

„Ich weiß; ich kenne das Stück. Aber ich kenne Sie so gut wie gar nicht. Das ist schade. Ich meine immer, man sollte einen, wenn auch geringen menschlichen Konnex zu seinem Spielpartner haben. Der Übergang ist leichter. Sie wissen, die besten, natürlichsten Liebesszenen spielen die auch im Leben Verbundenen."

„Wir haben ja nun keine Liebesszenen, Mittelmann; das Dilemma bleibt uns erspart."

„Sie wollen mich nicht verstehen, Fräulein Lanz. Ich weiß, daß Sie eine vernünftige Frau sind. Warum reden wir aneinander vorbei? Unser Beruf ist schließlich der einzige, der eine Kameradschaft zwischen den Geschlechtern zugesteht."

„Das bilden wir uns nur ein, Mittelmann." Sie lächelte ein bißchen. Ihre Augen waren so licht, daß sie farblos glänzten. „Zur Sache ist zu sagen, daß ich überzeugt bin, wir werden recht gut miteinander auskommen. Denn Sie werden sich ja nicht in mich verlieben!"

„Sie wissen das ganz bestimmt?"

„Wer der Rubin verfallen ist — ich meine, wer auf Schwarz schwört, wird nicht Blond wählen."

Mittelmann blieb stehen, als habe ihn jemand vor die Brust gestoßen. „Verfallen ist! Mein Gott, wie sagen Sie denn das! Die Rubin ist meine Freundin im Sinne ‚gute Bekannte'. Ich verehre sie, gewiß, aber es ist nichts zwischen uns, das nicht alle Welt wissen dürfte."

Die Lanz ging langsam weiter, da mußte er ihr folgen. Sie sagte ein bißchen nach rückwärts und also über die Achseln: „Was nicht Ihre Schuld ist."

„Nicht meine Schuld ist? Ja, bin ich denn in Ihren Augen ein Trottel, ein Schwachkopf?"

„Auf meine Meinung kommt es ja nun gar nicht an."

„Warum reden Sie denn so etwas?"

„Um Sie aufzupulvern!"

„Um mich ..." Sein Satz blieb ohne Schluß. „Welches Interesse nehmen Sie an mir?"

„An Ihnen nur das kameradschaftliche, das Sie erwünschten."

Mittelmann sann nach. Er begriff oder meinte zu verstehen und sagte knapp: „Und welches an der Rubin?"

Jetzt war es Lili Lanz, die still blieb. Ihr Blick streifte Mittelmann nur und war doch von erkennbarer Eindringlichkeit, dann verlor er sich, ging über ihn hinweg. „Gar keines", erklärte sie. „Jedes Interesse würde sofort in Abneigung umschlagen müssen. Ich hüte mich, diese Frau auch nur zu streifen."

„Der Typ ist Ihnen fremd, entgegengesetzt; ich verstehe."

„Aber nein, nicht, wie Sie glauben. Bin ich — Ihre Frage zurückgegeben — ein Schwachkopf? Der Mensch ist mir unsympathisch, diese Frau, ihre Wesensart, ihre Lebensauffassung, ihr Spiel mit Menschen."

„Sie hassen sie?"

„Hassen ... aber wahrscheinlich, ja."

„Ich liebe sie."

„Ich weiß das. Aber Sie werden nicht wiedergeliebt."

Mittelmann neigte den Kopf. Er sah auf seine Schuhe. Die waren braun und neu; sie hätten ihn erfreuen können, denn er war nicht ohne Eitelkeit; aber er sagte trübe: „O doch, Fräulein Lanz, ich werde wiedergeliebt. Wie ein Hund. Wie ein Gebrauchsgegenstand, an den man sich gewöhnt hat."

„Und das genügt Ihnen? Sind Sie ein Mann? Begegnen Sie dieser Frau mit gleichen Mitteln! Gleichgültigkeit, mein Lieber, und wir zerspringen! Im Augenblick, wo Rosa Rubin fühlt, daß Sie ihr entgleiten, sich ihr entziehen und — gegebenenfalls — eine andere Frau verehren, läuft sie Ihnen nach."

„Es wäre Betrug an der anderen Frau, die ich nicht liebte", sagte er, „ich kann nicht lügen in diesen Dingen."

„Es ist nicht alles Liebe in der Welt."

Er sah sie an. Ihre Blicke hielten einander. Keiner wich aus. „Sie sind großzügig", sagte er, „ich will sagen, weitherzig — oder Sie hassen über alle Maßen." Er nahm ihre Hand auf, die da herabhing, und beugte den Kopf herab und küßte diese Hand. „Ich kann nicht", sagte er leise und fast unverständlich.

Lili Lanz ließ ihm ihre Hand. Sie war sich nicht ganz klar, was sie in dieser Minute bewegte. Bestimmt hat er mich mißverstanden, dachte sie, aber wenn uns jemand mißversteht, trägt selten er die Schuld. Ich habe mich nicht gut ausgedrückt. Liebe ... du lieber Gott ...

Und Mittelmann sagte, und es war, als stelle er das aus sich heraus, als horche er selber dem Satz nach: „Sie ist immer da, in jeder Minute, immer sie." Sein Kopf blieb gesenkt, wie angeschlagen im Nacken, als er davonging.

Lili Lanz sah ihm nach. Ihr Mund wies links und rechts zwei tiefe Kerben. Es war verkehrt. Man darf ihn nicht anrufen. Er schreitet auf einem steilen Grat dahin. Wer ihn aufweckt, vernichtet ihn — aber vielleicht auch sie, die Rubin ...

Sie drehte sich auf dem Absatz herum, schüttelte etwas ab und schritt davon. Nicht ich, dachte sie, und es beruhigte sie.

I, 6.

Vielleicht hatten Martinis Besprechungen im Tageblatt den Anfang gemacht. Das Apollotheater und seine Aufführungen, seine darstellenden Mitglieder waren plötzlich in aller Leute Mund. Man hatte ja nicht gewußt, daß so hervorragende Künstler in der Stadt engagementlos herumliefen. Was für ein Glück, daß die Direktion Ruloff das Apollotheater eröffnete und diesen Leuten Gelegenheit gab, wirken zu können. Genau wie man jetzt zum Herbst die großkarierten Anzugstoffe als Mode übernahm, ließ man sich von den drei Zeitungen vorschreiben, daß der Besuch des Apollotheaters zum guten Ton gehöre und — in jedem Stande — eine Verpflichtung sei. Je ferner man der Kunst stand, um so lieber erkannte man so geringe Verpflichtung an, die mit Geld abzutun war, das nicht einmal weggeworfen hieß. Das Abonnement, eine Woche aufgelegt, war im Nu ausverkauft. Selbst Serie Blau, Montags, machte hierin keine Ausnahme. Ebenso erfreulich jedoch war, daß jeden Abend, trotz des Vorverkaufs, das Publikum an den Kassen in langen Reihen stand.

Am ersten September hatte das Theater eröffnet, am ersten Oktober ging Ruloff mit Rosa Rubin zur Abendvorstellung. Sie hatte zu tun, eine kleine Rolle nur, aber diese eine Szene, die sie hatte, lag ihr und war wichtig.

„Der seltsame, äußerst begrüßenswerte Fall ist eingetreten, Rosa, ein Theater schließt den Eröffnungsmonat ohne Defizit ab."

„Und dabei war es ein halber Sommermonat!"

Sie sahen einander an und gratulierten sich stumm. Man hatte sie viel beisammen gesehen in diesen vier Wochen. Die Kollegen witzelten gutmütig. Aber sie irrten sich. Diese beiden verband nur die gemeinsame Arbeit. Seit jener Nacht im Hause der Rubin waren sie sich ausgewichen. „Man muß sich eine Vertrautheit erst verdienen", hatte Rosa Rubin gesagt, als er sie einmal oben im Direktionszimmer in seine Arme genommen hatte. „Oder ist das, was du jetzt von mir hältst, alles, was du von mir willst?" Er hatte sie beschämt losgelassen. Im Grunde war er es zufrieden, wie sich ihr Verhältnis entwickelt hatte. Rosa Rubin sah dem zu; sich und ihm. Sie wartete. Vielleicht rechnete sie auf die Zeit, die Feindin und Freundin aller Lieben. Sie hatte von Jutta Bergs Existenz erfahren. Sie ahnte, wußte wohl, daß vier Wochen nicht genügten, hier Bresche zu legen. Im Sturm kann man Neuland erobern, aber nicht gehütete, sichere Stellungen.

Die drei großen Bogenlampen vor dem Theatereingang überstrahlten eine festlich gekleidete, erwartende Menge. Es war kurz vor acht Uhr. Automobile fuhren heran, ungeduldige Begeisterte durchdrängten die Reihen der Wartenden und winkten mit ihren Vorverkaufsbilletten. Zwei Schutzleute regelten den Verkehr, weniger den der Wagen als den der Menschen untereinander.

Artur Ruloff bog mit Rosa Rubin ab; sie benutzten den Seiteneingang. Der Portier, in der Generalsuniform eines Phantasiestaats, brachte trotzdem noch seine salutierende Begrüßung an. Zwei junge Mädchen erkannten Ruloff und strahlten. Erkannten sie ihn wirklich, oder war es nur, weil er sich neben der Rubin befand? Sie war beim Publikum beliebt, obgleich sie wenig auftrat. Sie besaß in den beiden Linksblättern eine geschickte, ihr zugetane Presse. Man setzte dort die Aufführungen zweier Tendenzstücke mit Recht auf ihr Konto.

„Ich gehe gleich in die Garderobe, es wird Zeit für mich. Sehen wir uns nachher noch?"

„Kaum. Ich rechne mit dem Kassierer ab und fahre nach Hause, Rosa."

Sie gaben sich die Hand. Kuloff ging die Treppe hinauf, Rosa Rubin bog in den Wellblechgang ab.

Als sie vor ihrem Schminktisch saß und sich zurechtmachte, lief vorn der erste Akt. Sie hatte ihre Einzelgarderobe. Holzwände trennten diese Kabinen. Aber nebenan war niemand, Lili Lanz stand auf der Bühne. Sie warf das Kleid ab, puderte die nackten Arme und betrachtete sich im Stehspiegel, als es klopfte. Sie rief, ohne zu zögern: „Herein!", aber es war ihr nicht ganz recht, daß Philipp Mittelmann eintrat.

„Was soll das?" sagte sie kurz.

„Entschuldige. Aber ich glaubte, du seiest fertig."

Sie zuckte die Achseln, nahm das kurze schwarze Kleid ihrer Rolle und warf es sich über den Kopf. „Ihr sollt auf eurer Seite bleiben", sagte sie wenig freundlich.

„Ihr? Ich bin's ja nur."

„Na, und was gibt es?"

Er setzte sich auf den Hocker neben dem Spiegel. Er war geschminkt und im Frack. „Ein Kavalier macht bei der Dame seines Herzens Besuch, eine sehr ordentliche Angelegenheit; man sieht dich ja sonst nicht mehr. Oder rechnest du unsere Begegnungen auf der Bühne?" Seine Sätze sollten wohl heiter kommen, aber der Spott mißlang vollkommen. Er fühlte selber: es saß ihm etwas im Hals und würgte ihn.

Die Rubin betrachtete ihn kurz. „Nun ja", meinte sie, „ich hatte ein bißchen viel um die Ohren. Es ist nicht so einfach, mein Lieber."

„Geschäftlich?"

„Was sonst?"

„Die Geschäfte gehen glänzend, geradezu verblüffend. Das sieht ein Stümper."

„Was du nicht sagst!"

„Ich meine nur, das kann dir keine Quelle der Sorgen sein."

„Wie sagst du denn das? Kennst du Sorgen, von denen ich selber nichts weiß? Schau nicht weg, heraus mit der Sprache!"

„Kann ich dir helfen, behilflich sein, Rosa?" Er trat zu ihr. Diese vertraute Umgebung ermutigte ihn. Dies war eine Schauspielerin, eine Kollegin, zu der man sprechen konnte, dies war ja im Augenblick nicht die kühle Rubin. — „Schau, es gibt in jedem Leben Stunden, wo man einen guten Freund braucht. Ich bitte dich, laß mich es sein." Er hatte ihre Arme ergriffen und hielt sie beide im Ellbogengelenk fast ohne Druck, nur stützend.

Aber sie entwand sich ihm sofort mühelos. „Du bist ja närrisch, Philipp. Wovon redest du denn?"

Philipp Mittelmann stand jetzt vor ihr. Er sah auf ihren hochrot geschminkten Mund — ein Herz, ein rotes Herz — und er griff wohl diese Ideenverbindung, als er, keineswegs frivol, nur unbedacht, mit dem Zeigefinger gegen ihre linke Brust tippte und sagte: „Ist da alles in Ordnung, Rosa?"

Sie prallte nicht zurück; sie war zu sehr Menschenkenner, diese Situation und Gebärde falsch zu deuten. Sie blickte ihn voll an. Eine Traurigkeit kam, überraschend ihr selber, über sie. „Sieht das denn schon ein Dritter?" meinte sie tonlos.

Er nickte. „Es tut mir leid", gestand er, „daß du leidest, daß ich dir nicht helfen kann. Es ist verrückt in der Welt. Ich liebe dich — oh, sei still, das ist dir ja kein Geheimnis — ich bete für dich — und ich meine dabei ebensosehr mich — und ich muß beiseitestehen. Keine Größe verlangt das Leben von uns, keinen Opfermut, kein Heldentum, nur den stummen Verzicht. Aber vielleicht ist das mehr als Heldentum und Mut. Schwerer ist es bestimmt, als die Augen zumachen dürfen und losrennen in das Unbekannte, das doch wenigstens Wechsel des Zustandes heißen wird."

Sie blieb stehen, wo sie stand. Ihre Atemzüge trafen sich. Sie sagte: „Du siehst das alles falsch, Philipp."

„Dann nur, weil du mir den rechten Einblick verwehrst." Sie zuckte die Achseln; da ereiferte er sich: „Warum drängst du dich auf! Niemand verlangt nach dir! Aber wenn einer blind ist und taub, Rosa, muß man ihn da nicht über den Fahrdamm führen? Ist das nicht einfach Menschenpflicht?"

Sie drehte sich um. „Schluß", sagte sie; „das ist Narretei. Du bist besessen, hast dich in etwas hineingeredet, was nicht ist, außer in deinen wirren, einseitigen Ideen."

„Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß du besessen bist! In Romanen heißt es, verliebt; es ist der Normalzustand der Frau."

„In Romanen. Dies ist kein Roman."

„Leider. Man hätte sonst eine schwache Ahnung, wie er enden könnte."

„Du wünschest die Rolle des Intriganten, nicht wahr? Aber du kommst mit zu billigen Mitteln. Die Heldin der Geschichte ist nicht schwachsinnig genug für deine Pläne."

„Habe ich ein einziges Wort gegen Kuloff gesagt?"

„Kuloff?"

Er tat ihre Verwunderung mit einem grollenden Lachen ab. „Laß das! Die Spatzen pfeifen es. Aber sie pfeifen noch mehr. Sie wissen also schon von deiner Lächerlichkeit."

Sie erblaßte unter der Schminke. Ihr gepudertes Gesicht wurde grau, wie mit Mehl beworfen. „Was — ist denn an mir lächerlich?"

„Deine Ahnungslosigkeit."

„Erkläre das gefälligst."

Dieser Ton hätte ihn warnen müssen, aber Mittelmann war zu sehr mit sich beschäftigt. Dies ging ihn selber ja zumindest so viel an wie die Frau, für deren Verteidigung er sich hier einsetzte. „Es ist lächerlich", sagte er, erstaunt, daß ihn dieser Mut noch immer nicht im Stich ließ. „Lächerlich, wie du dem Kuloff verfallen bist. Dieser kaltschnäuzige Rechner geht mit freundlichen Worten und Gebärden um dich herum, schnurrt ein bißchen Zärtlichkeit, wenn es in seinen Kram paßt, und lullt dich ein. Dich, Rosa Rubin, die ich — aber von mir ist hier nicht die Rede. Weißt du nicht, daß Kuloff eine andere Frau liebt? Soll ich es dir sagen? Aber das genügt bei deinem Mißtrauen ja nicht. Willst du Beweise? Ich bringe sie dir, unzählige! Aber diesen Mann liebst du, läufst ihm nach, wirst klein und lächerlich!" Er setzte sich, ihr Blick schlug ihn um; er wagte es nicht, sie wieder anzusehen. Oh, fein hatte er das gesagt, aus seinem Herzen heraus; alles, was er zuweilen über sich denken mußte, nachts, wenn er sein Dasein überdachte, das hatte er ihr jetzt sagen dürfen.

Rosa Rubin lief durch das enge Gemach, immer war da eine Wand, die sie zurückwarf. Ihr Herz saß ganz oben im Hirn, es jagte Blut in die Gedanken, daß sie rot sahen. Und diese Gedanken, wilde, haßgesättigte Pläne, warfen sich auf den nächsten, der hier war; auf ihn, der sie entfacht hatte.

Mittelmann saß auf dem Schemel. Er hielt den Kopf in die Hände gestützt, er horchte auf diese Schritte, deren Tempo und Takt bedrohlich waren und eine Gemütsverfassung verrieten, die bei dieser Frau gefährlich sein mußte. Und der Wille, reinen Tisch zu machen, das bestimmte Gefühl, die Übersteigerung dieser Viertelstunde gewiß nicht noch einmal im Leben zu erreichen, ließen ihn die Worte sagen, die ihr den Rest geben mußten. „Kuloff liebt dich nicht, denkt gar nicht in diesem Sinne an dich! Kuloff benutzt dich, er braucht dein Geld, er liebt dein Geld!"

Da zerbarst Rosa Rubin. Ihre Stimme überschlug sich, der schöne, tiefe Alt ward schrill, und der Schrei, überlaut, mußte weit gehört werden: „Hinaus! Hinaus!" Sie stand da wie eine Katze, ihre Augen sprühten, ihr Rücken war gebogen, wie zum Ansprung gekrümmt. Die Hände waren zu Krallen vorgestreckt.

Philipp Mittelmann stand auf. Er sah diese Gestalt, die nicht mehr Rosa Rubin war, er sah dies grauverzerrte Gesicht, und er schlich sich vorbei, unter ihrem Blick hindurch, zog wie ein Dieb die Tür ganz leise hinter sich zu, die Frau nicht aus ihrer Erstarrung zu wecken. Auf Zehenspitzen schlich er den leeren, halbdunklen Gang hinüber in die Garderobe der Herren. Er hatte nicht das Gefühl, gesiegt zu haben oder nur erfolgreich gewesen zu sein, obgleich er sich alles von der Seele geredet hatte, was nach seiner Meinung zu sagen gewesen war. Er schlich davon, wie ein Mensch nach einer sehr bösen Tat sich vom Schauplatz seiner Handlung beiseitedrückt.

Rosa Rubin vernahm das leise Knacken der Tür. Ihre Blicke fanden sich zurück. Sie sah sich allein. Eine Klingel lärmte, einmal, zweimal. Der Inspizient erinnerte sie an ihren Auftritt. Es war ihr nicht einmal gegönnt, jetzt zusammenbrechen zu dürfen, zu weinen. Sie riß die Augen auf, ganz groß, sehr strahlend. Jetzt Tränen, über die Schminke, in die Augentusche ... Und es gelang ihr, mit starrem Blick zur Decke an eine Wiese zu denken, auf der nackte Kinder ein Ballspiel vollführten, und an das Rennen am letzten Sonntag, als Ophelia mit Nasenlänge vor — wie hieß das zweite Pferd, wie nur ...? So angestrengt dachte sie nach, daß sie das dritte Klingelzeichen überhörte. Der Inspizient klopfte, riß im selben Augenblick auch schon die Tür auf: „Was machen Sie denn, gnädige Frau, höchste Zeit!" rief er. Er war noch jung und voll Eifer, er war bereit, seiner Frau Direktor grob zu kommen. Sie sah ihn an und lächelte. Ein Mensch, dachte sie. Aber das war ja sinnlos.

Sie ging vor ihm her. Sie breitete das schwache Lächeln aus, denn sie brauchte es für den Auftritt. Wer bin ich denn? dachte sie erschüttert, wer bin ich denn, um Gottes willen ...? Und sie sagte heitere und gelassene Sätze, die ihr jemand zurief, und die ihr bekannt vorkamen, während Licht sie von allen Seiten grell überfiel.

Nichts ist von Dauer, am wenigsten unsere Empfindungen. Lust, Leid, Freude und Schmerz sind schwarz-weiße Karos, eingestreut in den grauen Grundton des Alltagsgewands. Alle Lust wird einmal schal, alles Leid stumpft ab. In vierundzwanzig Stunden wird aus Hell Dunkel, aus Schwarz wieder Weiß. Rosa Rubin hatte die Abendvorstellung hinter sich. Ein Pensum, eine Arbeit, gewiß. Die Illusionen wollten sich schon lange nicht mehr einstellen. Heute gewiß nicht. Sie hielt sich nicht auf, lief den Gang in die Garderobe hinunter. Der Komiker Siek wollte ihr ein Kompliment machen; das konnte bei dieser Frau, die die Direktion hatte, niemals schaden. Aber sie hörte ihm nicht zu.

(Fortsetzung folgt.)

Pelze, Seiden, Spitzen

Spezialaufnahmen von unserer Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek durch Atelier Zimmerauer & Hoffmann, Wien.

Elegantes schwarzes Moirékleid mit lila Blumenmustern, getragen von der Tennismeisterin Siddy Aidinyan. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Oben rechts: Melly Berehinak trägt ein wundervolles Nachmittagskleid aus lila Georgette und Spitze. Die Schuhe stimmen farbig mit dem Kleid überein. Modell: Schostal & Ladrer, Wien.

Links nebenstehend: Bronzefarbener Seal-Bisammantel mit reicher Verbrämung aus Marderfeh. Dazu trägt Hildegard Maybaum einen kleinen stirnfreien Filzhut. Modelle: E. Horovitz (Pelz); J. Paschka & Bruder (Hut), Wien.

‚Ganz moderner, kupfergetönter Breitschwanzmantel mit Nerzverbrämung. Dazu kleine rote Filzkappe. Trägerin: Yvonne Steffanow. Pelz: E. Horovitz & Co., Wien; Hut: J. Paschka & Bruder, Wien.

Fescher weinroter Veloursfilzhut mit eingesetzten grauen Pelzecken und tief in den Nacken fallender Krempe, getragen von Anny Vencl. Modell: Johanna Löw, Wien.

DER GLEICHE HUT – UND DOCH EIN ANDRER!

Sind Sie geschickt, so liegt es in Ihrer Hand, einem Hut vier verschiedene Formen zu geben. Sich gut anziehen ist nicht immer eine Geldfrage. Ebenso wichtig sind persönlicher Geschmack und die Fähigkeit, Gesehenes für sich auszunutzen. Das begründet die Bedeutung der Modenschauen. Die Damen erfahren, was die maßgeblichen Fachkreise für sie erdachten. Ganz von selbst stellt sich der Wunsch ein, die Anregungen in die Tat umzusetzen. Zweifellos wird der Gedanke, einen Hut auf vier verschiedene Arten zu tragen, Zustimmung finden. Die Sache ist außerordentlich einfach. Das Modell besteht aus gezogenem Zylindersamt und farbigen Borten. Der Hut bleibt ohne Futter, da er doppelseitig verarbeitet ist. Natürlich muß die Verarbeitung sauber sein, damit niemals die Empfindung erwachen kann, die linke Seite eines Hutes vor sich zu haben. Zu einem Jackenkleid sieht ein schwarzer Glockenhut hübsch aus. Die Bortenseite befindet sich innen und erscheint als Futter des weichen, wellig fallenden Rändchens. Damit harmoniert eine schmale Bortengarnitur, die auf dem Kopf geknotet ist. Ist der Hut für Sportzwecke bestimmt, wird die Bortenseite nach außen getragen, und nur der Rand bleibt kleidsamerweise aus Zylindersamt, der in schmalen Streifen als Garnitur wiederkehrt. Wer einen randlosen Hut liebt, wählt eine dritte Methode (unten rechts). Der Kopf ist aus Zylinderstoff, der Bortenrand wird aufgeschlagen. Die Garnitur, die bei Nummer eins vorn prangt, gehört jetzt an den Hinterkopf. Auf diese Weise setzt sich der kleine Rand in der Garnitur fort. Ohne Mühe entsteht die vierte kleidsame, fesche, randlose Form, die wiederum die Bortenseite als Hauptbestandteil vorführt (unten links). Diesmal ist der Rand an der einen Seite aufgeschlagen, an der anderen fällt er wellig herab. Es wird vielen Damen Freude machen, dieses kleine Wunderwerk auszuprobieren. Ola Alsen.

Oben links: Hut aus schwarzem Zylindersamt und farbiger Borte in doppelseitiger Verarbeitung. Oben rechts: Bei diesem Modell werden die Borten nach außen getragen. Unten links: Derselbe Hut in randloser Form. Unten rechts: Der gleiche Hut mit aufgeschlagenem Rand.
Modell: Blanche, Wien. Phot.: Glogau, Wien.

Der elegante Überschuh aus Gummi.

Der aparte Russenstiefel mit Pelzbesatz.

Modelle: Phönix.

Der Überschuh ist Trumpf diesen Winter! Warum soll man auch frieren? Die Harburger Gummifabrik Phönix befriedigt mit ihren neuen eleganten Modellen das ästhetische Gefühl der verwöhntesten Frau. Von den praktischen Vorzügen des Überschuhs gar nicht zu reden, der gestattet, das feinste Schuhwerk in Schnee und Regen ohne Schädigung zu tragen. Er wird sich bestimmt in kurzer Zeit die Liebe der gesamten Damenwelt erobern und eine unentbehrliche Ergänzung des Straßenanzugs bilden.

AUTOMOBIL UND GESELLSCHAFT

Generalfeldmarschall v. Mackensen, der erfolgreiche Heerführer im Weltkrieg gegen Rußland, in Serbien und Rumänien, im Kreise seiner Familie. Der hochverdiente Militär wird am 6. Dezember 80 Jahre.

Links oben:
Die Turmgarage, eine neue amerikanische Erfindung, ermöglicht es, viele Automobile auf geringer Raumfläche unterzubringen.

Im Kreis:
Madame Colette, die bekannte Pariser Schriftstellerin, traf in Berlin ein, um in der hier stattfindenden französischen Buchausstellung einen Vortrag über sich selbst zu halten.

Rechts:
Zizi Lambrino und ihr Sohn Mircea, deren Klage gegen den Prinzen Carol, den früheren rumänischen Thronfolger, im Pariser Justizpalast verhandelt wird. Zizi Lambrino, die ehemalige Gattin des Prinzen, verlangt von ihm 10 Millionen Frank als Entschädigung und außerdem für ihren Sohn das Recht, den Namen Hohenzollern, also den rechtmäßigen Namen des Vaters, zu tragen.

Paul Lindenberg, Schriftsteller, besonders bekannt durch seine feuilletonistischen Plaudereien, im Weltkrieg Berichterstatter verschiedener Zeitungen, kann am 11. November den 70. Geburtstag feiern.

Der Letzte eines großen Namens:
Hans Lucas v. Cranach, Oberburghauptmann der Wartburg seit 1894, ein Nachkomme des bekannten Malers Lucas Cranach, starb am 21. Oktober im Alter von 75 Jahren.

Deutschland in dem Pariser Automobilsalon. Gaston Doumergue, der Präsident Frankreichs (×), besichtigt den Stand der Wanderer-Werke, Schönau bei Chemnitz.

DAS STÄRKERE GESCHLECHT

MÄNNCHEN UND WEIBCHEN IN DER KÄFEREHE

Der geweihtragende, körperlich kräftigere männliche Hirschkäfer und sein Weibchen auf Eichenrinde.

Das stärkere Geschlecht ist in den Augen der Männer immer das — männliche. Und im großen und ganzen haben sie wohl auch recht mit dieser Ansicht . . . oder doch nicht? In der Regel haben sie recht, denn es gibt nicht nur beim Menschen Ausnahmen in dieser Beziehung. Es gibt Tiere, bei denen die Weibchen normalerweise größer und kräftiger sind als die dazugehörigen Männer, so bei den meisten einheimischen

Ein chilenischer Hirschkäfer, dessen Männchen gewaltige, mit Zähnen ausgestattete Kiefer besitzt, die dem Weibchen fehlen.

Lange Fühler, enorme Vorderbeine und größere Körpergestalt zeichnen das Männchen dieses brasilianischen Bockkäfers vor seinem Weibchen aus.

Tagraubvögeln. Auch sind die Männchen vieler Tierarten farbenprächtiger ausgestattet als ihre Weiber. Aber die Bevorzugung des männlichen Geschlechts in bezug auf „Zier“ soll uns hier nicht beschäftigen, obgleich wir auch unter den Käfern, in deren Reich unsere Photos einen Einblick gestatten, sehr schöne Beispiele für Farbenunterschiede der Geschlechter nennen könnten. Uns interessiert diesmal nur der „Geschlechtsdimorphismus“ der Käfer, d. h. die gestaltliche Verschiedenheit von Männchen und Weibchen innerhalb ein und derselben Art. Dieser Formunterschied auf Grund des Geschlechts ist bei manchen Arten so groß, daß man kaum an die Zusammengehörigkeit mancher Männchen und ihrer Weibchen glauben könnte. Es sind besonders die Blatthornkäfer, deren Männer durch einen größeren Körper und oft sehr phantastisch anmutende Zangen, Hörner und dergleichen vor ihren kleineren Weibchen ausgezeichnet sind. Als einheimisches Beispiel führen wir unseren allbekannten Hirschkäfer zunächst auf, dessen Männchen Oberkiefer besitzen, die hirschgeweihartig vergrößert sind. Mit diesen Kiefern liefern die männlichen Hirschkäfer einander oft heftige Kämpfe. Ähnliche Waffen, die so lang sind wie der ganze übrige Körper, tragen manche südamerikanische Hirschkäferarten. — Wozu das Männchen des riesigen, im tropischen Amerika beheimateten Herkuleskäfers sein großes Kopfhorn und das noch gewaltigere, hornartige Gebilde auf dem Halsschild verwendet, können wir nicht genau sagen. Seinem viel kleineren Weibchen fehlen jedenfalls beide Gebilde. — Die gestaltliche Geschlechtsverschiedenheit kann sich auf alle möglichen Körperteile beziehen. So können bei gewissen brasilianischen Bockkäfern die Vorderbeine des Männchens über zweimal so lang ausgebildet sein wie der ganze Käferkörper. Auch die Fühler dieser Bockkäfermännchen erreichen eine erstaunliche Länge. Das viel kleinere Weibchen hat dagegen normal lange Fühler und Vorderbeine. — Zum Schluß kommt ein riesiger afrikanischer Schnellkäfer im Bilde vor, dessen Männchen sich insofern als besser ausgerüstet zeigt, als seine Fühler zu mächtigen Fächern ausgebildet sind, während das Weibchen nur schmale Geruchsorgane aufzuweisen hat. — Es gibt also unter den Käfern viele Arten, deren Männchen tatsächlich als das stärkere Geschlecht bezeichnet werden müssen. Andererseits kann gerade für diese Kerbtiergruppe die begründete Behauptung aufgestellt werden, daß die Weibchen in der Regel höher entwickelte Instinkte offenbaren, nach deren Äußerung man bei den Männchen vergeblich forschen würde.

Prof. Dr. H. v. Lengerken.

Bei dem im tropischen Amerika beheimateten Herkuleskäfer weist das Männchen riesige Bewaffnung auf.

Das Männchen des riesigen afrikanischen Schnellkäfers erkennt man an seinen großen, fächerförmigen Fühlern.

DIE FAMILIE IM HEUTIGEN RUSSLAND

Die kommunistische Weltanschauung bringt es mit sich, daß in Sowjetrußland der Sinn für das Familienleben immer mehr entschwindet. Gemeinschaftsküchen, gemeinsame Waschhäuser usw., Kindergärten werden von den Behörden gefördert, um die Erwachsenen frei zu machen für wirtschaftliche und parteipolitische Zwecke in sowjet-kommunistischer Richtung. Durch Gesetz sind zudem Schließung und Scheidung der Ehe äußerst erleichtert, so daß von einem Lebensbund zwischen Mann und Frau im althergebrachten Sinne kaum noch gesprochen werden kann. Nur eins hat man streng bewahrt: die Verpflichtung des Vaters gegenüber seinen Kindern. Welche Szenen sich dadurch im sowjetrussischen Volksleben abrollen, zeigen in anschaulicher Weise unsere Abbildungen.

Sie schreiben sich ein ins Standesamtsregister — und sind dann Mann und Frau.
Gemälde von A. W. Muralow.

Ohne Feier geht's auch in Sowjetrußland nicht ab: Weltliche Weihe eines „Oktoberkindes". „Oktoberkinder" werden die Kinder genannt, die nicht die kirchliche Taufe erhalten.
Gemälde von P. Radimow.

Ehescheidung ohne Schwierigkeit: Man schreibt sich im Register des Standesamts einfach wieder auseinander.

Die Opfer des Anti-Familiensinns in Sowjetrußland: Im Kinderheim.

Dies Leid, es zeigt sich immerdar: Eine Mutter verklagt vor dem Volksgericht einen Bauern wegen Zahlung von Alimenten.

VENUSFEST

GEMÄLDE VON ERHARD AMADEUS DIER

DEUTSCHE ALPINISTEN IN CHILE

ERSTBESTEIGUNG DES MARMOLEJO

Auf dem Marsche zum Ziel: Die Bezwinger des Marmolejo mit ihren Maultieren in einem Kordillerental.

Von den Hochbergen, deren Gipfel noch keines Menschen Fuß auf sich gefühlt, ist nunmehr der Cerro Marmolejo in den chilenischen Kordilleren bezwungen worden, bezwungen durch die drei Deutschen Sattler, Krückel und Maas vom Deutschen Ausflugverein zu Valparaiso. Damit haben diese deutschen Herren eine alpinistische Großtat hohen Ranges geleistet, denn schon die Umwelt des 6141 m hohen, dicht an der argentinischen Grenze gelegenen Bergriesen und dieser selbst stellten an die Zähigkeit und Ausdauer der Bergsteiger die größten Anforderungen. Mit der Militärbahn fuhren sie von Santiago de Chile nach El Volcan und gelangten nach drei Tagen Marsch in das Gebiet des Marmolejo, an dessen Fuße sie in etwa 4100 m Höhe Standquartier machten. Nach zwei Tagen erfolgte der Aufstieg früh um 6 Uhr. Welche Schwierigkeiten hierbei, vor allem in den Eisregionen, zu überwinden waren, davon geben unsere Abbildungen ein anschauliches Bild. Nach zwölfstündiger Eisarbeit durch gewaltige Penitentes (Büßerschnee) und Eisabbrüche begann der eigentliche Angriff auf den Gipfel. Bei wundervollem Vollmondschein und windstiller Nacht, wie sie hier eine Seltenheit bedeutet, konnten die drei Deutschen als erste morgens um 7 Uhr ihren Fuß auf den bis dahin unbestiegenen Marmolejo setzen. Aber der Abstieg war noch voller Schwierigkeiten und Gefahren. Der Führer der Expedition, Herr Krückel, brach in eine verschneite Eisspalte ein, und nur die Geistesgegenwart seiner beiden Begleiter am Seil rettete alle drei vor einem unvermeidlichen Tod. Stolz ob des errungenen Sieges und glücklich, daß alles so gut abgelaufen war, kamen die erfolgreichen Bergsteiger wieder in das Lager zurück.

Daß sie noch einige Zeit in diesem Teil der chilenischen Kordilleren blieben, um dessen Schönheiten noch länger zu genießen, kann man bei der Betrachtung unserer Abbildungen verstehen, denen Aufnahmen eines Begleiters und Vereinsgenossen, Herrn Höfers, zugrunde liegen. **Rudolf Sickert**, Valparaiso.

Blumen im Tale des Rio Colina.

Mit der Kamera erhascht: Guanako, eine wilde, sehr scheue Lamaart. — Oben rechts: Der Cerro Marmolejo (6141 m) mit dem Marmolejogletscher. Links vorn einer der vielen Gletschertische auf dem von ewigem Eis durchsetzten Geröllfeld.

Eine Brennesselart der Kordilleren.

Eisberge im Gletscher des 6141 m hohen Marmolejo.

Chilenisches Edelweiß.

Vulkan San José (5880 m), vom Paß Las Nievas Negras (4000 m) aus gesehen.

DREI KÄSE HOCH!

ETWAS ÜBER ZWERGE

VON DR. ALFRED LEHMANN, LEIPZIG

Unter den menschlichen Abnormitäten, die in Zirkussen und Varietés sich sehen lassen, sind Zwerge zweifellos die sympathischsten. Sind sie ebenmäßig gebaut, rufen sie weder Bedauern noch Mitleid hervor, sondern sind als liebe Menschen, die übrigens zumeist eine witzige Ader haben, immer gern gesehen. Ihre lustige, bisweilen sarkastische Art, die man ihnen nicht übelnahm, verschaffte ihnen in alten Zeiten die besondere Gunst der Fürsten, denen sie die Langeweile vertreiben halfen. Freilich waren die Zwerge, die an den Höfen aus und ein gingen, häufig arme, bedauernswerte Krüppel. Das bekannte Gemälde von Diego Velasquez im Madrider Prado, den Hofzwerg „El Primo“ darstellend, läßt denn auch einen Ausdruck von Schwermut nicht verkennen. Philipp IV. nannte diesen Zwerg scherzweise Vetter (el primo), weil er aus einer adligen Familie stammte.

Berühmt war der Zwerg Jaffery Hudson, der nur 18 Zoll hoch war, und den sein Herr, der Herzog von Buckingham, in eine Pastetenform stecken ließ, um ihn Karl I. von England und dessen Gemahlin Henriette Maria bei einem festlichen Mahle so zu präsentieren. Diese Überraschung hatte freilich den unerwarteten Erfolg, daß die Königin tödlich erschrak, worüber der Zwerg wieder höchst beleidigt war, so daß er nur mit Gewalt entfernt werden konnte. Hudson hat übrigens später einen Edelmann im Pistolenduell deswegen erschossen, weil dieser geradegewachsen war und „appetitliche“ Hände hatte.

Ein ähnlicher Heißsporn war der Zwerg Joseph Boruslawski, ein Pole, der 28 Zoll maß. Die Kaiserin Maria Theresia hatte ihn von einer polnischen Gräfin erworben. Boruslawski vertrug sich am Wiener Hofe mit dem Grafen Kanitz nicht, der ihn einen „Hampelmann von Fleisch und Blut“ genannt hatte. Plötzlich heiratete aber der Kleine und stellte sich in den verschiedensten Ländern für Geld zur Schau. Seine Schwester war auch nur 26 Zoll hoch. Sie starb mit 22 Jahren, weil ein Warschauer Offizier ihre Liebe nicht erwiderte.

(Schluß auf Seite 620.)

Auch eine „Größe“ ihrer Zeit:
Die Nürnbergerin Catharina Helena Stöber,
die im 18. Jahrhundert weit über ihre Vaterstadt hinaus bekannt war.

Der Schweizer Zwerg
Hans Worrenberg,
der im 18. Jahrhundert eine berühmte Gestalt war.

Ein Liebling der Touristen in Kairo: Der 36jährige arabische Zwerg Mohamed.
Er ist nur 70 cm hoch und macht mit Zeitungs- und Lotterielosverkauf gute Geschäfte.

Der Zwerg Georg Theodor Ulpts,
mit seiner normal großen Frau und seiner ebenfalls normal großen Tochter (links).

Ein Riese unter Zwergen: Ein normal Großer (Carl Schäfer) mit seiner Liliputaner-Truppe, die in einer amüsanten Revue auftreten.

AUF DER FLUGSTRECKE BERLIN-LEIPZIG: GEWITTERSTURM ÜBER DER ELBE
GEMÄLDE VON HANS FREESE

DAS NEUE GESETZ

NOVELLE VON ALFRED WOLFENSTEIN.

In der folgenden Geschichte handelt es sich darum, daß es noch niemandem wirklich gelungen ist, die Zeit zu verstellen. Daß die Zeit keine vom Menschen zu richtenden Zeiger hat, mußte auch ein gewisser Lorenz trotz des Raffinements seines Anschlags am Ende erkennen.

Man hatte ihn aufs Land zu einem erkrankten Verwandten gerufen, einem reichen Manne, als dessen einziger Erbe er anzusehen war. Der Kranke würde die Nacht kaum überstehen. Soeben hatte sich der Arzt wegbegeben, zu anderen Leuten, denen man noch helfen konnte. Lorenz wurde vom Diener an das Bett geführt und setzte sich. Hier war nichts zu tun, als zu warten. Rings um das Landhaus begann das Dorf in der Dämmerung bereits einzuschlummern. Unruhig saß er da, nicht gewöhnt an den Umgang mit Sterbenden. Hier war es der ganz einfache, schweigende Tod eines Mannes, der sich auch vorher kaum um seinen Reichtum gekümmert hatte. Sollte Lorenz ihn mehr bedauern als irgendeinen anderen? Die Verwandtschaft zwischen ihnen war nur entfernten Grades.

Ebendies bildete aber die Ursache zu einer ganz anderen Art von Aufregung. In dieser Nacht nämlich trat ein neues Gesetz in Geltung, das die entfernt Verwandten von der Erbfolge ausschloß. Mitternacht war die Scheide zwischen den beiden gesetzlichen Ordnungen. Wenn der Kranke vorher starb, fiel sein Vermögen an Lorenz, nach Mitternacht an den Staat.

Er saß und horchte auf das schwache, ruhige Atmen, den langsamen Gang des Todes. Leicht und unbefangen lagen der Körper und das blasse Gesicht im Bett. Die letzte Helligkeit, das Glas des Fensters, das Linnen der Kissen, wurde nun von der Nacht geschwärzt. In der fernen Großstadt, aus der er gekommen war, erstanden um diese Zeit die Häuser als strahlende Lichtgebäude. Er faßte unwillkürlich nach dem Puls des Kranken, und durch seine Finger lief, wie durch einen Draht, von seiner Stirn bis zum Gelenk des andern die Frage, die furchtbare Neugier des Lebenden bei dem Sterbenden: Wie lange dauert es noch mit dir?

Lorenz stöhnte, entrüstet über sich selbst: „Lebe nur", sagte er in lautem Ton, der ihm bestätigen sollte, daß er den Tod des Menschen nicht wünschte. Was ihn aufpeitschte und die Friedlichkeit dieses Sterbens mit höhnischer Maske entstellte, war etwas anderes, die herausfordernde Einmischung des Zufalls, der grinsend wie ein Spieler um das Sterbelager schlich, das Schaukeln des Todes zwischen zwei Tagen. Ein Spiel, eine Wette wurde aus der Sterbenacht! Vor Zwölf oder nach Zwölf? Wie ein zweideutiges Fragezeichen, wie eine Schlange, die sich mit verdoppeltem Ringeln aufrichtet, rollte es heran — ein Paragraph. Schlag Mitternacht wird er sich auf das Lager wie auf einen Thron niederlassen und über Lorenz triumphieren.

Er erhob sich. Die Herausforderung mußte er annehmen, ausfechten den Kampf mit einem unsinnigen Zufall, der da im Dunkeln vorrückte, langsamen Trittes immer vorrückte. Er hörte die Uhr über dem Kopfe des Kranken ticken; das Pendel lief hin und her, wie er selbst im Zimmer hin und her ging. Aber die Zeiger oben wanderten dabei weiter, während seine Schritte nichts bedeuteten, nichts veränderten. Sie konnten höchstens im selben Takt mit der Zeit gehen; wenn sie sich verlangsamten, tickte die Uhr deshalb nicht weniger schnell. Regungslos aber stand das Bett drüben auf seinen harten Beinen und ließ sich Stunde nach Stunde von der Zeit überrunden — ein ungleiches Wettrennen! Peinigend wie im Traum, wenn einer bei wilder Bewegung zugleich sein starres Liegen verspürt, als ein ohnmächtiger, verzweifelter Jockei. Am Fenster sah er die letzten Wolken mit mattrotem Licht davonjagen. Die Nacht war da; es blieb nicht mehr viel übrig von den vierundzwanzig Stunden. Ja, er hörte jetzt die breite Baßglocke vom Dorfturm schlagen; nach einer Weile von neuem. Er zählte zum erstenmal ernsthaft mit. Es war elf Uhr.

So erscholl, wie mit Keulenschlägen auf einer eisernen Pauke, die vorletzte Stunde. Ihr Nachhall währte noch eine Strecke in die letzte vor Mitternacht hinein. Lorenz ging zur Tür und blickte ins Vorzimmer. Der Diener lag schlafend in seinem Stuhl. Auf der Straße kam niemand mehr vorüber. Er trat ans Bett zurück, sah den Kranken an, und die Knie gegen das hölzerne Gestell gelehnt, machte er eine Bewegung mit den Armen. Was er eigentlich zu tun im Begriff war, hatte sein Bewußtsein noch nicht klar erfaßt. Aber daß seine Hände jetzt auf einen Sterbenden zukriechen würden, daß sie einen mühsam atmenden Hals packen wollten, einen zögernden Tod und unnützen Zufall, um ihn noch zur rechten Zeit zu erwürgen — das bedeutete jene Bewegung seiner Hände nicht. Sie erlösten sich selbst von solcher Versuchung durch einen ganz anderen Plan; mitten in ihrem scheinbar mörderischen Vorwärtsgleiten hoben sie sich plötzlich, wie ein Flugzeug sich vom Boden ablöst. Er griff über das unbewegte Gesicht im Bette hinweg nach der Porzellanuhr, oben an der Wand. Er hielt die Uhr an.

Alles verstummte. Lorenz begab sich ins Vorzimmer, weckte den Diener, trug ihm auf, bei dem Kranken zu sitzen und sorgfältig achtzugeben. Dann trat er in den Garten hinaus. Als er bei dem offenen Fenster des Schlafzimmers vorbeikam, flüsterte ihm der Diener nach, er möge in der Nähe bleiben, in einer Stunde könnte wohl alles aus sein. Die Dorfuhr schlug in diesem Augenblick halb Zwölf. Er nickte zu den Worten des Dieners — und dachte zugleich, in einer Stunde wäre es zu spät. Er trat auf den Rasen und verschwand geräuschlos durch den Park ins Dorf.

Kein Haus hatte dort mehr Licht. Vor dem Kirchturm stand er still und schaute an dem breiten Gemäuer hinauf. Das große Zifferblatt leuchtete silbern unter den beiden schwarzen Zeigern, die jetzt auf Neun und Zwölf wiesen, ein Viertel vor Mitternacht. Die schmale Tür zum Turm an der Seite des Kirchhofs war offen. Er schlüpfte hinein und stieg über die steinerne Wendeltreppe bis zu einem gedielten Absatz, wo zwischen dem dumpf riechenden Gebälk ein hoher Höcker aus der Mauer zurücktrat: das innere Gehäuse der Uhr. Dicht darüber sah er in der Wand eine Luke. Er kletterte auf den Uhrkasten und zwängte rasch Kopf und Arme durch den Mauerschlitz hinaus.

Wie ein Dolch stand draußen der kleinere Zeiger der Turmuhr unter ihm, mit der Spitze genau auf seine Kehle gerichtet, denn die Stunde wollte soeben voll werden. Der andere Zeiger, ein starkes Schwert, kreiste gleichfalls heran und brauchte nur noch wenige Rucke, um sich in derselben tödlichen Senkrechten unter ihm aufzustellen. Da griff er im letzten Augenblick mit beiden Fäusten zu und umklammerte die dicke Stange, den Minutenzeiger. Die geschweifte Verzierung daran bohrte sich mit den Zacken in seine Finger. Er hielt den Zeiger fest. Er fühlte, daß die kalte Eisenklinge anzog, daß sie in seinen Händen sich bewegen wollte. Wie ein Tier war es, wie ein harter Käfer, der sich nach außen totstellt und heimlich weiterzugehen versucht. Aber er wollte, daß dieses Tier jetzt tot sei, er preßte und würgte es. Denn es war kein Mensch. Brauchte diese Nacht einen Mord, dann nur an einer Uhr! Und während er die Uhr zwischen seinen Fäusten keuchen und nach Atem schnappen hörte, und während er selbst nahe daran war, in der engen Steinluke zu ersticken — er ließ nicht nach. Alle Muskeln schwollen hinaus zur Hilfeleistung, seine Zähne schlossen sich zusammen wie seine Fingernägel, die Füße gruben sich drinnen in den Boden. Mit seinen vor Anstrengung aufgerissenen Augen sah er nichts mehr; das Gehör wachte desto schärfer, und er war gewiß, daß hier kein einziger Glockenlaut mehr hinabdrang in das nun zeitlos schlafende Dorf. In solcher seltsamen Pause der Uhr war nur Zeit genug für den Tod; es war die rechte Stunde des Todes, wenn da draußen einer noch vor Mitternacht sterben sollte. Der Arm hier lag wie ein Riegel vor der Zeit und ließ durch ihre Tür nichts mehr hindurch als den einen, der inzwischen passieren sollte, den Tod. Ein kurzes, regelmäßig anspringendes Zucken und Stöhnen in dem Holzkasten unter seinem Leibe meldete sich alle Sekunden, wie von einem niedergehaltenen Ringer.

So reckte sich Lorenz eine Ewigkeit oder eine Stunde lang aus dem Turm und hätte bis zum Morgen aushalten können, aber er ließ endlich los. Das scharfe Eisen draußen gab seine blutenden Hände erst nach einiger Mühe frei. Darauf begann es im Kasten zu schnurren, und mit sonderbarem zornigen Rollton, gleich einem von Wolke zu Wolke stoßenden Donner, zogen die zwölf gefesselten Schläge der Mitternacht jetzt hervor. In ihren lauten Nachhall hinein folgte noch ein einzelner, kaum vernehmbarer Schlag, ein kurzer, fast widernatürlich klingender Laut: die erste Stunde des neuen Tages, die gleichfalls mit der Mitternacht zusammen schon im Kasten gefangenlag. Lorenz hatte den Zeiger sofort mit einer Art noch einmal im Kreise herumgetrieben, denn es war nach seiner Taschenuhr: Eins. An die Mauer gelehnt, fühlte er den Turm noch bis zum Fuße erzittern.

Als er nach Hause kam, erwartete ihn der Diener mit ernster Miene an der Tür und führte ihn zu dem Toten. Er berichtete, der Herr sei soeben, wenige Minuten vor dem Schlagen der Mitternachtsglocke, verschieden. Lorenz erkannte dieses Gesicht kaum wieder; als seien inzwischen Jahre vergangen. Allerdings hatten sie einander auch vorher nicht sehr ähnlich gesehen; hiermit hatte ja die Drohung des neuen Gesetzes zusammengehangen, das so knapp Verwandte nunmehr von der Erbfolge ausschließen wollte. Aber der eigentliche

Fasanenjagd in England

Hierzu ein Artikel unter „Wissen und Leben."

GEHÖLZTRIEB

UNTER SCHARFER KRITIK

HOCHSTREICHENDE FASANEN IN VOLLER FAHRT

AUFBRUCH ZUR FASANENJAGD

DIE DAMEN NEHMEN ALS KRITISCHE ZUSCHAUERINNEN TEIL

Unterschied zwischen ihnen bestand darin, daß der Tote arm und der Lebende auch noch reich geworden war. Dazu hatte er nichts Schlimmeres zu tun brauchen, als den Zufall ein wenig zu berichtigen, und er führte das Spiel jetzt noch aufmerksam zu Ende. Während er das Antlitz des Verstorbenen betrachtete, hörte er das Ticken der Porzellanuhr an der Wand, die er vor seinem Weggange angehalten hatte. Sie war offenbar vom Diener wieder gestellt worden, nach der Mitternachtsglocke. Lorenz mußte also die Zeiger herumdrehen, über eine Stunde weiter, und damit war die Zeit auch hier eingeholt und der Weg ohne irgendwelche Spuren wieder geglättet worden.

Für den Rest der Nacht konnte er nicht viel Ruhe finden, durch seine Träume kreuzten noch allerhand unklare, einander unterbrechende Regungen. Am Morgen begann das große helle Haus, aus dem der Tote bereits weggetragen wurde, seinen künftigen Besitzer mit all seinen sicheren Schönheiten zu erfreuen. Die Zeit, die sich in den letzten Stunden der armseligen Vergangenheit schon gegen ihn hatte entscheiden wollen, mußte nunmehr sein ganzes Leben lang für ihn sprechen. Sie mußte ihm dienen, sie war in seine Gewalt geraten. Wie konnten ihn die wenigen Tage stören, die geringen Formen, die zur gesetzlichen Vorbereitung des Nachlaßübergangs noch erforderlich waren. Wenn er an diese Dinge dachte, an die Angelegenheiten der Allgemeinheit, konnte er sich noch immer nichts anderes vorstellen als etwa eine Reihe von leeren Rahmen. Gegen Abend meldete sich übrigens wieder eine leichte Unruhe, wahrscheinlich bloße Erinnerungen bei den Schlägen der Dorfturmuhr. Lorenz spazierte an seinem Turm vorbei, das runde Zifferblatt erglänzte vom Sternenlicht wie ein naher blanker Mond. Schlaue Dinge hatte er hier getrieben, geschmeidig täuschende Handgriffe, aber gegen grobe hölzerne pedantische Griffe, die mitten in die fließende Zeit einen Schlagbaum setzen wollten, ein neues Gesetz des Staates. Ihm war, als stände er wieder auf dem Turm oben, jetzt die Hände voll Gold, und sollte es vergeben, verlieren, wegwerfen, in die Luft, ins Nichts. — Allerdings schien ihm einen Augenblick lang, als sähe er unter sich auf dem Platze doch etwas stehen und warten, auf ihn warten — als fülle sich der leere Rahmen — als ströme eine Menge Menschen dicht herein und öffne die leeren Hände — — Aber er ging heim in sein Haus. In seinem Park schwangen goldene Schaukeln unter den rauschenden Bäumen; er erbte ein Paradies.

Schon am Ende der Woche erhielt er eine Aufforderung, sich wegen der Hinterlassenschaft bei Gericht einfinden zu wollen. Gleichzeitig wurde auch der Diener geladen. Der Richter empfing sie mit der freundlichen Miene, die in dieser den vertraulicheren Dingen gewidmeten Amtsabteilung üblich ist. Dem Geladenen wurde eröffnet, daß der Erblasser an der zeitlichen Grenze zwischen den beiden bürgerlichen Gesetzen verstorben sei. Als einziger Zeuge habe der Hausangestellte zu polizeilichem Protokoll bekundet, der Tod sei in der fraglichen Nacht vor zwölf Uhr eingetreten; das wäre unter der Gültigkeit der alten Vorschrift, was noch kurz untersucht, nämlich beeidet werden müsse. „Erheben Sie die rechte Hand“, sagte der Richter zu dem Diener und fügte in freundlichem Ton hinzu, um jene Zeit habe es wohl im ganzen Lande gewissermaßen Endkämpfe um den Tod gegeben, aber — „Sprechen Sie mir nach“, unterbrach er sich und nickte dem Diener zu, der mit erhobener Hand wartete, dann beendete der Richter lächelnd seinen Satz — aber in diesem Falle habe der einzelne als Erbe wohl besonders haarscharf über die Allgemeinheit gesiegt — Also: „Ich schwöre . . .“

Lorenz starrte hin, schon lange starrte er diesen Arm des Dieners an, der vor seinen Augen zu kreisen begann wie ein großes Schwert — wie ein riesiger Uhrzeiger, oben ausgezackt mit drei dicken Fingerzacken, die hinaufzeigten und ahnungslos den Himmel anrufen wollten. — Und die Stunden jener Nacht blitzten noch einmal mit der Helligkeit dieses Tages vor ihm auf, es leuchtete in alle Winkel —: In das Spiel zwischen ihm und dem Toten trat noch jemand ein, der es beschwören sollte, in tiefem Ernst. — Und schon war es nicht nur dieser Mensch, eine Menge füllte den Raum, dehnte sich durch die Wände, unabsehbar, wie sie ihm abends auf dem Platze erschienen war, und jeder reckte einen Arm mit drei erhobenen Fingern. Sie zeigten hinauf zu ihm, der auf dem Turme stand. Plötzlich öffneten sich alle ihre Hände, denn ein Regen von Geld begann zu fallen. Er oben schüttete es aus und sah zu seinem eigenen Staunen, daß es keineswegs ins Nichts sank, wenn er es nicht für sich behielt, sondern die Menge der Menschen unten fing es auf. Es verwandelte sich, auffallend, in Brot; jeder bekam davon, sogar er selbst, der zuletzt auch unter ihnen stand . . .

Denn er war hingesprungen, zu dem Menschen, der da schwören wollte — Lorenz nahm die Hand und drückte sie herunter, so daß dem Zeugen die Eidesformel auf der Zunge verrollte. Und Lorenz sah den sehr erstaunten Richter an und sprach, während er etwas wie eine neue Musik in seinem Innern hörte:

„Mir gehört die Erbschaft nicht. Ich wollte die Uhr des Todes umstellen, aber ich beuge mich unter das neue Gesetz; es ändert das Leben. Ich wollte ein wenig spielen, weil ihr zu strenge seid, und ich überlegte nicht, daß es ein gutes Gesetz ist. Nehmt den Toten von mir, den ich euch rauben wollte; er ist nicht für mich gestorben, für alle.“

Lorenz hatte die Hände hingestreckt, als könne man ihn nun fesseln. Aber sie waren freier als je geworden. Er fühlte eine Menge Geld aus diesen Händen fallen; sie wurden leerer, aber auch leicht und heiter.

Das Rathausgebäude zeigt die harmonische Verbindung vertikaler und horizontaler Gliederung.
In den wuchtigen Turm ist ein Wasserreservoir eingebaut.

Der Sitzungssaal mit der zur Außenarchitektur kongenialen innenarchitektonischen Raumausstattung.

Ein Meisterwerk des modernen Backsteinbaues: Das neue Rathaus in Rüstringen bei Wilhelmshaven.
Erbaut nach dem Entwurf von Fritz Höger.

Zur Deutschen Woche auf der Weltausstellung in Barcelona.
Die Mannschaften des am 19. Oktober zum Besuch eingetroffenen Kreuzers „Königsberg“ bei der Ehrenbezeigung nach der Landung im Hafen von Barcelona. **Rechts:** Konteradmiral Gladisch von der „Königsberg“ mit dem deutschen Generalkonsul, Dr. Bobrich, auf dem Wege zur Stadt.

Deutschland in der Luft voran!
Zum Rekordflug des Dornier-Riesenflugboots „Do X“ mit 169 Personen in Altenrhein am Bodensee am 21. Oktober. Unser Bild zeigt die Passagiere vor dem Flugboot. Mit 150 Passagieren, 19 Mann Besatzung und Betriebsstoff für 1200 km Fahrt flog dieses Riesenflugzeug, eine Konstruktion Dr. Dorniers, etwa 40 Minuten in 400 m Höhe über dem Bodensee.

Die Fontäne eines geplatzten Wasserrohrs.
Dieses Schauspiel eines 20 m hohen Wasserstrahls aus einem geplatzten Hydranten war kürzlich in der Bedfordstraße in London zu sehen.

Prof. Dr. Adolf Erman,
Geheimer Regierungsrat, langjähriger Direktor des Ägyptischen Museums in Berlin, der Senior der deutschen Ägyptologen, feiert am 31. Oktober den 75. Geburtstag.

Dr. Vasil Radoslawow,
bulgarischer Staatsmann, langjähriger Ministerpräsident, unter dem Bulgarien Oktober 1915 in den Weltkrieg eintrat, starb am 21. Oktober in Berlin (75 Jahre alt).

Beratung von Juristen aus aller Welt.
Eröffnung des Internationalen Kongresses der Rechtsgelehrten in Briarcliff Lodge (im Staate Neuyork) durch den Vorsitzenden Elihu Root. Zweiter von links am Tisch Dr. Simons, der frühere Reichsgerichtspräsident.

Prinzessin Marie,
die Tochter des belgischen Königspaares, die sich mit Kronprinz Humbert von Italien verlobt hat.

Zum Attentat auf den italienischen Kronprinzen in Brüssel.
Ankunft des Kronprinzen Humbert (links) in der belgischen Hauptstadt am 23. Oktober. Vorn rechts sein künftiger Schwiegervater, König Albert von Belgien. Am folgenden Tage wurde auf den Kronprinzen durch einen italienischen Studenten ein Revolverattentat verübt; die Kugel ging fehl.

Das Kino im Flugzeug.
Zur Unterhaltung ihrer Luftfahrgäste läßt jetzt eine amerikanische Flugverkehrsgesellschaft regelmäßige Kinovorführungen veranstalten, eine Neuerung, die wohl bald Nachahmung finden dürfte.

Neuer deutscher Weltrekord im Segelflug.
Oberleutnant Dinort während des Rekordflugs auf seiner Schwachwindmaschine in Rossitten am 19. und 20. Oktober. Der Flug dauerte 14 Stunden 43 Minuten 21 Sekunden und erfolgte zum größten Teil bei Nacht. Alter Weltrekord von Schulz 14 Stunden 7 Minuten, am Tage aufgestellt.

Das Raketenflugzeug.
Start des Raketenflugzeugs „Espenlaub“ auf dem Flugplatz Düsseldorf-Lohausen am 22. Oktober. Trotz des Asbestschutzes geriet das Seitensteuer beim Abschuß der Rakete in Brand, so daß der Pilot G. Chr. Espenlaub, der Erbauer des Flugzeugs, landen mußte.

Zur Versteigerung des Rennstalls der Brüder Sklarek.
„Lupus“, der Derbysieger 1928, der stolzeste Besitz der durch den Berliner Skandal bekannten Brüder Sklarek (auf unserem Bilde rechts Leo Sklarek), ging am 23. Oktober für nur 27000 Mark in das Gestüt Ludenberg über.

Wissen und Leben

Rechenmethoden für Naturvölker.

Das Rechnen heißt nicht umsonst eine Kunst, und die große Schar der Naturvölker ist in dieser Kunst noch recht wenig vorgeschritten. Sind doch manche trotz gar nicht geringer Geistesgaben und einer oft geradezu bewundernswerten Fertigkeit im Flechten und Weben, im Schnitzen, in der Töpferei und im Schmiede- und Zimmermannshandwerk selbst im Zählen noch weit zurück. Die Buschmänner und brasilianischen Wood-Indianer vermögen nur bis 2 zu zählen. Alle höheren Zahlengrößen bezeichnen sie als viel. Einen kleinen Schritt weiter haben die brasilianischen Corcados getan. Ihr Zahlenverständnis geht nämlich bis 3, wobei sie die Fingergelenke zu Hilfe nehmen. Weiter sind auch die Guanaries nicht gekommen, denn will man die Vierzahl von ihnen bezeichnet wissen, so sagen sie dafür schon: zahllos. Nicht besser steht es in Afrika mit dem Zählvermögen der Damara. Sie kommen auch über die 3 nicht hinaus. Wollen sie 4 ausdrücken, müssen die Finger herhalten. Hat man etwa bei einem Tauschhandel ausgemacht, für ein Schaf 2 Bündel Tabak zu bezahlen, so würde es den Damara vollständig verwirren, wollte man ihm 2 Schafe nehmen und dafür 4 Bündel Tabak geben. Ich tat es einst. Der Mann legte 2 Bündel gesondert hin und deutete dann auf eines der zu verkaufenden Schafe. Als er nun 2 weitere Bündel und somit den Kaufpreis für das zweite Schaf liegen sah, stiegen Zweifel in ihm auf an der Richtigkeit des Handels. Er betrachtete aufs neue die beiden zuerst erhaltenen Bündel, ging in höchster Verwirrung von einem Schaf zum andern und wollte sich nicht eher auf den Handel einlassen, als bis ich ihm 2 Bündel in die Hand drückte, ein Schaf fortführte, dann wieder 2 Bündel gab und das zweite Schaf wegnahm. Der Brauch, die Finger beim Zählen zu verwenden, ist über die ganze Erde verbreitet. Infolgedessen wird die Bezeichnung für Zahl auch oftmals von den Benennungen für Finger und Hand hergenommen. Bei den am unteren Murray wohnenden Australvölkern bedeutet das Wort für 5 auch zugleich „eine Hand" und das für 10 auch „zwei Hände". Bei den Studien über die Eingeborenen von Guyana machte ich die Wahrnehmung, daß diese Weise des Zählens all diesen sonst verschiedenen Völkern gemeinsam ist. Um bis 19 zählen zu können, nimmt man die Bezeichnung der Zehen bzw. des Fußes zu Hilfe. Da der Mensch an Händen und Füßen zusammen 20 Glieder hat, so bedeutet das Wort für Mensch zugleich auch 20. Von hier wird dann weiter nach Menschen gezählt. Um beispielsweise die Zahl 45 auszudrücken, sagen sie: 2 Menschen und eine Hand. Für alle Zahlen von 100 an fehlt ihnen jede Bezeichnung. Diese Beobachtung machte ich auch bei den Eskimos Grönlands, nämlich, daß das Zahlwort 20 auch Mensch bedeutete. Den Aths-Indianern an der Hudson-Bai ist es eigentümlich, daß das für 1 übliche Wort auch in der Zahl 6 und 9 wiederkehrt und das für 2 gebräuchliche bei 7 und 8. Die Aths nehmen beim Zählen ebenfalls die Finger zu Hilfe. Sie halten dabei stets die Hand mit aufwärts gerichteter Innenseite empor und spreizen die Finger auseinander. Sobald sie beim Zählen einen Finger berühren, biegen sie ihn um; der kleine Finger, bei dem sie beginnen, bedeutet 1. Die Zahl 6 besteht aus 5 — einer ganzen Hand — und 1; dies erklärt, warum ihr Wort für 6 auch 1 umfaßt. 7 besteht aus 5 und 2, weshalb ihr Ausdruck für 7 auch die 2 umschließt. Die Abigonen (Bismarckarchipel) haben außer ihren Fingern und Zehen auffällige Eigenschaften von Tieren beim Zählen zu verwenden gewußt. Für die 3 ersten Einer besitzen sie eigene Worte. 4 aber heißt: Kasuarzehen. Dieser Vogel hat nämlich 4 Zehen. Nemhalek-Pelz bedeutet 5, da dieser Pelz 5 verschiedene Farben zeigt. Um die Schwierigkeit des Rechnens leichter zu umgehen, haben sich die Naturvölker verschiedene Hilfsmittel ersonnen, die ihnen als Rechenmaschinen dienen. Hierzu gehört die Knotenschnur. Bei den Ostjaken ermittelte ich, daß eine Schnur oder Riemen, in die Knoten hineingeknüpft sind, als Zählzeichen dienen. Solche Riemen habe ich auch in einigen der letzten Jurten vor Beresow gesehen und erfahren, daß sie zur Berechnung der Entschädigung dienen, wie sie die Eingeborenen von den Reisenden für geleisteten Vorspanndienst begehren. Ähnliches kann ich auch von den Bewohnern Angolas (Afrika) berichten. Sie gebrauchen bei verwickelten Berechnungen, besonders im Verkehr mit weißen Kaufleuten verschieden geknotete Strohstränge. An der Loangoküste werden sie aus Ananasfasern gedreht und heißen Muschinga. Vor Antritt einer Reise überreicht der Mann seiner Frau eine Muschinga, und die Frau mag aus den darinbefindlichen Knoten ersehen, wie lange ihr Gebieter abwesend sein wird. Auch Standes- und Ranganterschiede kommen damit zum Ausdruck, da Häuptlingsfamilien Knotenstricke von dieser Drehung benutzen, während bei Berechnungen zwischen Sklaven Grasstricke Verwendung finden. Will man einen Sonntag, wie er bei Berechnungen allenfalls mitspielt, ausdrücken, so wird ein kleiner Baststreifen in den Knoten eingeflochten oder der Knoten verdoppelt. Neben den Knotenschüren ist auch noch das Kerbholz gebräuchlich. Die Zahl der Kerbschnitte bezeichnet die Größe der Forderung, wobei jede Kerbe ihren eigenen Wert hat. Der Schuldner übergibt dem Gläubiger das Kerbholz, das dieser dann später vorzuzeigen hat, wenn er die Forderung bezahlt haben will. Vielverbreitet sind diese Kerbhölzer heute noch bei den sibirischen Bauern. So genau und gewissenhaft löst man diese Forderungen ein, wie bei uns Primawechsel — vielleicht noch besser! Noch nach Generationen begleichen die Tungusen die Kerbhölzer. In Afrika befolgt man eine etwas andere Methode. Hier gebraucht man für jeden Gegenstand, den man verlangt, ein Stäbchen. Der König von Uganda sandte mir 2 Knaben, die mir 3 Stäbchen überbrachten, da er ein Tuch, eine Perlenschnur und eine Weckeruhr wünschte. Die Erläuterungen gaben die Boten. Hatte ich selbst Wünsche an den König, so sandte ich ihm meinen Diener, der so viele Stäbchen überreichte, als ich Gegenstände benötigte. Des gleichen Mittels bediente ich mich bei einem Stammeshäuptling der Madi in Zentralafrika, als es sich darum handelte, dem Neger die Zahl der Träger begreiflich zu machen, die ich brauchte. Die Madi können nur bis 10 zählen, alle Kombinationen darüber hinaus müssen ihnen handgreiflich veranschaulicht werden. Zu diesem Ende sind Rohrbündel zu 10 und 10 zusammengebunden. Hatte sie einmal der Neger in Händen, so begriff er ganz gut, nur die sprachliche Bezeichnung für diese Vielheit fehlt ihm. Es verzögerte den Aufbruch meiner Karawane bedeutend, bis ich Muraggera, dem Häuptling, begreiflich gemacht hatte, daß ich 100 Leute brauche. Endlich verständigten wir uns, und gravitätisch strebte er seinem Dorfe zu, das mächtige Bündel Rohrstäbe hinter sich herschleifend. Schließlich sei noch eine Rechnungsweise erwähnt, die auf den Südseeinseln im Gebrauch ist, und die einen Übergang zu unseren Methoden bildet. Wenn dort die Eingeborenen bis zum ersten Zehner gezählt haben, so legen sie, nachdem sie für 1, 2, 3 usw. je ein Steinchen vor sich gelegt haben, nun einen Kokusnußstiel dazu und verfahren bei jeder weiteren Dekade ebenso. Gelangen sie an 10 mal 10, so markieren sie diese Größe durch eine Muschel. Wir haben hier also eine deutliche Unterscheidung zwischen den Zehnern und Hunderten, wie wir sie eben durch Stellung der Ziffer herbeiführen. Auch die Kulturvölker haben einst auf demselben Standpunkt der Entwicklung gestanden wie heute noch die Naturvölker. Dafür besitzen wir noch einige Andeutungen. Das Dezimalsystem, das Zählen nach Zehnern, ist entstanden durch das Zählen an den 10 Fingern. Denn eigentlich ist die Zehn als Grundzahl nicht sehr glücklich gewählt, da sie sich weder durch 3 noch durch 4 teilen läßt. Unser deutsches Wort fünf ferner ist verwandt mit dem griechischen Zahlwort penta, und dieses wiederum steht in enger sprachlicher Verwandtschaft mit dem persischen Wort pentscha, das „eine Hand" bedeutet.

Dr. Ernst v. Baumbach.

Das Römische Haus in Weimar.

(Zu der Bildertafel auf Seite 599.)

Ein Haus, das von der ersten Idee bis zur letzten Ausschmückung unter Goethes Leitung entstand, wo gibt es das in der Welt? Seit 132 Jahren steht dieses „Römische Haus", die Sommerwohnung des Herzogs Karl August von Weimar, mitten im weimarischen Park, ohne daß je der Fuß eines der unzähligen Goethestadt-Besucher es betreten hätte. Als Architekturkulisse im Geschmack der Zeit, als obligater Tempelbau des englischen Gartens, wurde das Gebäude von den meisten empfunden; seine enge Verbindung mit Goethe als verantwortlichem Bauleiter war längst vergessen. Schon in Rom hatte Goethe mit dem Hamburger Architekten Arens über den Bau einer „Maison de Campagne" für Weimar verhandelt. Auf sein Betreiben wurde Arens später mehrfach für den Wiederaufbau des weimarischen Schlosses herangezogen. Während dieser Zeit entstanden in dauernder Zusammenarbeit mit Goethe die Grund- und Aufrisse zum „Neuen Haus" im Park, das, wie die Grundsteinurkunde sagt, „im soliden Geschmack der Alten" aufgeführt werden sollte. „Tue, als wenn du für dich bautest, unsere Bedürfnisse waren einander immer ähnlich!", so lautete der Auftrag des Herzogs aus dem Felde, der Ende 1792 Goethe freie Hand ließ, einmal in seinem Leben einen wohlüberlegten römischen Architektentraum bis ins kleinste zu verwirklichen. Mit Genugtuung sah Goethe in den folgenden fünf Baujahren in Weimar das „erste Gebäude" sich vollenden, „das im Ganzen in dem reineren Sinne der Architektur ausgeführt" sei. Es war für ihn „belehrend, sowohl über die Risse als über die Ausführung Betrachtungen anzustellen". Auch den Giebelschmuck besprach er mit dem Weimarer Bildhauer Klauer: Nemesis auf dem Siegeswagen, von Greifen gezogen, umgaukelt von Putten, die Trophäen aufstellten und „Pomonas Geschenke im strotzenden Füllhorn" herbeischleppten. Das Basrelief, eine allegorische Umsetzung von Goethes Epigrammversen: „So wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte jeder, so wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein!" ist leider 1819 durch eine Arbeit des Bildhauers Peter Kaufmann ersetzt worden. Als Innenarchitekten gewann Goethe durch seinen Kunstfreund Heinrich Meyer den Dresdner Hofbaukondukteur Schuricht. Was dieser begabte Künstler in dauerndem Einvernehmen mit Goethe schuf, bildet den Hauptreiz des Gebäudes, der bisher für niemand sichtbar war. Die klare Einteilung der Wand- und Deckenflächen, die edelfarbige Behandlung der künstlichen Marmorierung, die vornehm zurückhaltende Eingliederung Klauerscher und Döllscher Reliefarbeiten in den Eigenstil eines jeden Raumes erheben das Römische Haus zur feinsten Blüte des klassizistischen Formwillens, einem würdigen architektonischen Gegenstück zu den poetischen Meisterwerken jenes letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts in Weimar. Über grünlich und rötlich mattglänzenden Wänden im Vorraum die grauweiß kassettierte Gewölbedecke: im Hauptraum gelbgeäderte blaue Marmorierung gegen porphyrfarbene Leisten, die Kuppeldecke in Weiß und Gold und alles im Einklang mit dem Hauptschmuck des Saales, dem Porträt Anna Amalias von Angelika Kauffmann. Im Arbeitszimmer gelbe Marmorfelder, umsäumt von handgemalten Längsstreifen: Blumen, Früchte, Vögel und zierliche Monstra, in Arabeskenform von Heinrich Meyer nach Motiven aus den Loggien des Vatikans und der Farnesina entworfen und von Horny d. Ä. aufs sauberste ausgeführt. Im grünweißen Schlafzimmer unter Glas in die Wand eingelassen große landschaftliche und figürliche Malereien der Engländerin Elisa Gore nach Hackert, Raffael u. a. Nachdem der stark um sich greifenden zerstörenden Wirkung der Feuchtigkeit mit Erfolg Einhalt geboten und die alte Farben- und Formwirkung der Räume wiederhergestellt ist, bietet sich Goethes Römisches Haus, für den Freund vor 132 Jahren erbaut, jetzt zum ersten Male der Öffentlichkeit als eine klassische Stätte dar. Die Erinnerung an jenen frühen Morgen des Goldenen Jubeltages des alten Großherzogs wird wieder wach, der hier die Tränen ergreifender Rückschau auf ein gemeinsam durchschaffenes halbes Jahrhundert in den Augen der beiden Freunde sah, und an den Tag, da der tote Karl August seine erste Ruhestatt fand dort, wo Goethe für ihn den ersehnten „Ruheplatz" fürs Leben geschaffen hatte.

Prof. Dr. Wahl.

Fasanenjagd in England.

(Hierzu die Bildertafel auf Seite 613.)

Den Hauptbestand der englischen Niederjagd bildet unzweifelhaft der Fasan. Dieser Bestand ist schon durch die natürliche Bodengestaltung gegeben — Wasser, Wiese, Feld und besonders die vielen eingestreuten Hölzer und Hecken. Hinzu kommen aber noch die außerordentliche Pflege der Fasanenreviere und die künstliche Aufzucht, die Strecken von besonderer Ergiebigkeit schaffen. Die Pachtverträge schließen neben den hohen Barzahlungen die Bedingung ein, daß mehrere tausend Fasaneneier auf Kosten des Pächters auszubrüten sind. Der Engländer verwendet eine ganz besondere Sorgfalt auf die Aufzucht leichter Fasanen, die sich durch schnelles Aufsteigen und hohen Flug besonders auszeichnen, um auch aus den großen Fasanenjagden einen sogenannten „Sport" zu schaffen. Jagden, bei denen diese leicht hochfliegenden Fasanen vorkommen, erfreuen sich besonderer Beliebtheit. Schußleistungen einzelner Jäger mit einer Tagesstrecke von 150 bis 200 Fasanen sind keine Seltenheit. Zu einem der größten Reviere gehört unter anderen die Jagd des Königs von England in Sandringham. Eine Einladung zu den dort von dem Prinzen von Wales und den Königlichen Prinzen in intimem Kreise veranstalteten Fasanenjagden gehört mit zu dem Erstrebenswertesten einer jeden hochgestellten Persönlichkeit. Der Schutz der Fasanen vor Raubwild ist besonders deshalb schwierig, weil man es im allgemeinen als unsportsmanlike betrachtet, den Fuchs zu schießen oder zu fangen, dient er doch als die wesentlichste Beute bei der Hetzjagd, einer nicht minder wertvollen sportlichen Betätigung des Engländers. Am Jagdtag zieht die elegante Gesellschaft in die Herbstlandschaft hinaus, begleitet von den Büchsenspannern, die meist auch das Reservegewehr mit sich führen, aber auch unter Begleitung der Damenwelt, die zur Bewunderung der Schußleistungen herangezogen wird. Die Jagdausrüstung ist leicht und einfach: Wasserstiefel oder schwere Joppen werden nicht gebraucht, denn ein an-

Der Wunsch,
einen schönen Teint zu besitzen,

mahnt bei der Wahl eines Schönheitsmittels zu besonderer Vorsicht. Für anspruchsvolle Wünsche wurde "4711" Tosca-Compact geschaffen. Dieser vorbildliche "4711" Taschen-Puder ist der Haut besonders zuträglich und in seiner unübertroffenen Feinheit, naturgleichen Pastelltönung, Gleichmäßigkeit und Unauffälligkeit eine Sonderleistung moderner Kosmetik. Sein vornehm eigenartiger "4711" Tosca-Duft fügt ihn harmonisch in die Reihe der "4711" Tosca-Kleinodien ein – jener hochwertigen Schönheitsmittel mit dem einheitlichen Wohlgeruch des "4711" Tosca-Parfums.

Blau-Gold-Dose mit auswechselbarem Einsatz und Quaste . . . RM 2.25
Ersatzfüllung (Einsatz mit Puderquaste) . . . . „ 1.25

№4711. Tosca-Compact

434

strengendes Treiben bleibt den Teilnehmern erspart. Die durch das Los bestimmten Stände nehmen die Schützen je nach der Zahl in einer oder mehreren Reihen ein. Die Wahl des Geländes ist so getroffen, daß die Fasanen in mindestens 30 m Höhe die Jäger in voller Fahrt überfliegen. Oft sind die Treiben so gewählt, daß die auf einen Hügel getriebenen Fasanen über die an dessen Fuße stehenden Jäger zu ihrem Gehege zurückfliegen. Hierdurch wird die Geschwindigkeit des abwärts streichenden Flugwildes erhöht und auf alle Fälle mittels künstlich errichteter Drahtschirme dafür gesorgt, daß die Schützen in der angegebenen Höhe überflogen werden. Mehr als die Strecke wird die Geschicklichkeit des Schützen gewertet; schwierige Schüsse werden auch durch den Beifall der Damen besonders gewürdigt. Der Eifer der Jäger, die den kurzen Wintertag ausnutzen wollen, läßt keine Zeit zu einem luxuriösen Frühstück. Sie werden dafür am Abend durch ein festliches Jagddinner entschädigt. Welch Gegensatz in dem so schmucken Auftreten der Damen, die noch am Morgen in schlichtem Sportkostüm erschienen waren! Sie reizen nicht allein die anerkennenden Augen der Herren, sondern auch das eventuelle Lob der Zeitungen, die, wie man munkelt, gegen Bezahlung gern eine ausführliche Beschreibung ihrer Toiletten wiedergeben.

Bücher über die Pflanzenwelt.

Der bekannte Leitfaden für den Liebhaberbotaniker von Dr. K. G. Lutz „Der Pflanzenfreund" (Verlag von J. F. Schreiber, Eßlingen und München) ist in neuer, erweiterter Auflage erschienen. Die gute Anordnung des Textes und die vortrefflich gelungenen farbigen, naturgetreuen Abbildungen ermöglichen dem Laien, ohne Lehrer sich mit den wichtigsten Pflanzen vertraut zu machen und selbst die Mehrzahl der in der Heimat vorkommenden Gewächse zu bestimmen. Der gleiche Verlag veröffentlicht auch eine neue Folge von A. P. Dinands „Taschenbuch der Heilpflanzen", ebenfalls mit zahlreichen farbigen Abbildungen. Die genaue Kenntnis der Heilwirkungen unserer einheimischen Pflanzen wird hier von einem hervorragenden Fachmann benutzt, um den Naturliebhaber, der sich nur am Äußeren eines Gewächses freut, in dessen Bedeutung einzuweihen. — In diesem Zusammenhang sei auch auf das Büchlein von August Endell „Zauberland des Sichtbaren" (Verlag der Gartenschönheit, Berlin-Westend) hingewiesen. Dieses Buch eines Pfadfinders und Wegbereiters zu neuer Schönheit ist eine Entdeckerfahrt des Auges durch die Natur, die auf Schritt und Tritt ungeahnte Wunder der Schönheit erschließt.

DREI KÄSE HOCH!

(SCHLUSS VON SEITE 610)

Ehen unter Zwergen sind heute keine Seltenheit. Der Unsinn, daß verheiratete Zwerge wieder Zwerge zur Welt bringen, ist noch weitverbreitet. Den Ehegatten wird allerdings die Beschränkung auferlegt, daß sie keine Kinder zeugen dürfen, da die Organe der Mutter keine Geburt zulassen. Wenn dagegen ein Zwerg eine normal große Frau heiratet, was auch vorkommt, kann er normal große Kinder haben, denn Zwergenwuchs ist nicht erblich. Das ist der Fall bei Georg Theodor Ulpts (s. Abb.), der am 3. Juli 1860 geboren wurde. Er hat zwei Kinder; der Sohn ist Doktor der Chemie.

Wenn wir uns hier mit den Liliputanern — die Zwerge tragen diesen Namen nach der Zwergenstadt Liliput in Swifts Gulliver-Roman — beschäftigen, die sich für Geld sehen ließen, so geschieht das, weil über die Zwerge, die Hofnarren waren, ganze Bände geschrieben werden könnten. Alte Abnormitäten-Flugblätter geben uns von ihnen Kunde. Da war im 18. Jahrhundert der Schweizer Hans Worrenberg (s. Abb.), der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt wurde. Auch die Nürnbergerin Catharina Stöber, „2 Schuh und 4 Zoll hoch", war zu Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur Stadtgespräch (s. Abb.).

Noch viel früher machte der Niederländer Louisillo von sich reden, der gleichzeitig artistische Kunststücke vorführte: Er zeigte auf einem Pony die Hohe Schule. Den männlichen Rekord an Kleinheit mag Bebe geschlagen haben, ein Zwerg aus Lothringen, der am Hofe des Königs Stanislaus von Polen lebte. Bei seiner Geburt wog er nur 375 Gramm und war 20 cm groß — seine Wiege war ein Holzschuh. Er alterte bereits, als er das 16. Jahr erreicht hatte, und starb mit 23 Jahren, nachdem er 50 cm groß geworden war.

Der große amerikanische Zirkuskönig Barnum verdankte einmal einem Zwerge sein Vermögen. Im Jahre 1842 fand er in Bridgeport den Zwerg Charles Stratton, den er zum „General Tom Thumb" umtaufte. In Frankreich nannte er ihn „Tom Pouce", und es gehörte beinahe zum guten Ton, ihn gesehen zu haben. Er starb, nachdem er auch eine Zwergin geehelicht hatte, 1926 im Alter von 84 Jahren in Los Angeles. Bei seinem Tode wurde sein wirklicher Name als Darius Abner Alden angegeben — die Stammbaumverhältnisse der Artisten sind ja oft sehr schwer klar zu erkennen. Alden war 1,05 m groß. Seine Frau, Lavinia Warren, ist genau so groß oder so klein wie er, ist 85 Jahre alt und noch am Leben. Noch älter wurde übrigens Che Mah, der 1926 mit 88 Jahren in Chikago starb. Seine „Höhe" betrug 70 cm. Er war hauptsächlich Zauberkünstler.

So klein wie der erwähnte Bebe war Alfred Bradford, der 71 Jahre alt wurde und 1926 in London starb. Er hat sich nie zur Schau gestellt, obwohl er riesige Gagenangebote erhielt. Sein künstlerischer Ehrgeiz war groß: er war ein sehr guter Sänger und Chorleiter in der Pfarrkirche seiner Vaterstadt Ockthorpe.

Barnum machte Schule: man fing an, sich um Zwerge zu reißen. Prinz und Prinzessin Kolibri, Lucia Zarate und General Mite waren bekannte zur Schau gestellte Liliputaner. Lucia Zarate wog mit 15 Jahren noch nicht ganz 5 Pfund, der General mit 14 Jahren 9 Pfund. Den wirklichen Rekord an Kleinheit scheint die „Prinzessin Paulina" erreicht zu haben, eine Holländerin, die mit 4 Jahren nur 38 cm Höhe erreichte und 6½ Pfund wog. Ihre sechs Geschwister waren völlig normal.

Auf Sensationen bedachte Unternehmen mußten beizeiten darauf kommen, daß ganze Gruppen von Zwergen besonders reizvoll sein konnten. Das

fing schon bei Peter dem Großen an, der 1710 die berühmte Zwergenhochzeit veranstaltete, bei der 72 Zwerge männlichen und weiblichen Geschlechts der Hochzeit eines Zwergenpaars als Gäste beiwohnen mußten, die mit großem Pomp in Anwesenheit des Zaren gefeiert wurde. Geschirr und Möbel waren für die kleinen Leute besonders angefertigt worden.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts traten drei Zwerge, Jean Piccolo, Jean Petit und Kis Jozi, als „liederliches Kleeblatt“ auf und spielten mit normal großen Schauspielern Nestroys „Lumpazivagabundus“. Seit dieser Zeit gab es ganze Zwergentheater, so Münstedts „Kolibris“ u. a. Auch Singers „Midgets“ gewannen Weltruhm. 28 Personen stark, bediente sich diese Truppe junger Elefanten und kleinster Pferde bei ihren Darbietungen. Der kleine Karl Becker, ein ungemein freundlicher Herr, war die Seele dieser Truppe, die augenblicklich in Amerika weilt — 80000 Mark kostet diese Truppe für ein einmonatiges Gastspiel!

Eine andere solche Truppe nannte sich Ratoucheffs „Puppenladen“; sie brachte teils Parodien des alten russischen Balletts, lehnte sich aber andererseits auch an den „Blauen Vogel“ an. Bei den meisten dieser Truppen, wie auch in den modernen Revuen, fehlte natürlich auch die Holzpuppenparade nicht.

Überhaupt benötigten die Revuen vor wenigen Jahren noch bedeutende Mengen von Liliputanern. Sie kamen zumeist aus Ungarn, insbesondere den Komitaten Borsod, Abauj und Zemplen. Diese Gegenden wurden förmlich von Artistenagenten überflutet, so daß der Preis für die „jährliche Miete“ pro Kopf rasch anstieg. Der armen Bevölkerung wurde dadurch in vieler Beziehung viel Geld zugeführt, so daß die Regierung diesem merkwürdigen Export ruhig zusah.

So haben die Leutchen, die nur „drei Käse hoch“ sind, zu allen Zeiten ihre Mitmenschen unterhalten und auf diese Weise ihren Dienst an der Menschheit getan.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 5 Mus, 6 Adelsprädikat, 7 Bugstelle, 9 Unwahrheit, 10 Faßteil, 13 Blutgefäß, 15 einheimische Ölpflanze, 17 Planskizze, 18 Stadt in Griechenland, 21 orientalischer Schutzgeist, 22 Gegensatz zu Muße, 25 Gegensatz zu Nähe, 27 Beleuchtungskörper, 28 moderne technische Errungenschaft, 29 Signalapparat, 30 Haartracht; senkrecht: 1 Gangart, 2 verzweigte Flußmündung, 3 geometrische Figur, 4 Papierzählmaß, 8 Paradies, 9 Shakespearesche Dramengestalt, 11 Blutgefäß, 12 Wasserspender, 14 Schutzmittel gegen Kälte, 16 Sumpf, Morast, 19 Fisch, 20 Kreatur, 21 Wasserhebewerk, 23 Verwandter, 24 schlechtes Pferd, 26 Gastgeber.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: an — cham — da — de — dith — dolf — dra — e — ei — fan — fel — fir — go — hür — in — leigh — ma — ma — ment — ne — ne — o — pag — pal — ra — ral — ri — rist — ru — sel — tar — te — ti — tüff — u — us — we sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Hebbel-Wort wiedergeben (ch = 1 Buchstabe). Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Perserkönig, 2 Tragödiengestalt von Sophokles, 3 Stadt am Niederrhein, 4 Schmuckstein, 5 Bühnenwerkgattung, 6 Soldat, 7 westdeutsches Gebirge, 8 weiblicher Vorname, 9 Hindernis im Renngelände, 10 männlicher Vorname, 11 Himmelsgewölbe, 12 russischer Fluß, 13 britischer Seeheld, 14 französische Provinz, 15 Lustspiel Molières.

Rebus.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4417.

Gleichung.

$(a - a) + (b - h) + (c - n) = x$

a = griechische Göttin, b = Nahrungsmittel, c = Nebenfluß der Donau, x = Pelztier.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4415.

Silbenrätsel: 1 **B**ase**l**, 2 **E**le**k**trizität, 3 **S**ir**e**ne, 4 **S**pe**y**er, 5 **E**rwin, 6 **Rh**inozeros, 7 **W**eser, 8 **I**n**s**el, 9 **S**teuer, 10 **So**nne, 11 **E**rika, 12 **N**ase, 13 **U**nterwalden, 14 **N**azareth, 15 **D**iwan, 16 **D**resden, 17 **A**sien, 18 **Sp**erling, 19 **B**ernina, 20 **Er**langen, 21 **Ste**iermark. — Besser wissen und das Bessere wissen ist zweierlei.

Wortkette: Walli, Lina; Nahe, Hero; Rosa, Sage; Gera, Rabe; Bezug, Zugluft; Luftkur, Kurde; Denar, Narwal.

Änderungsaufgabe: Win**d**, Mark**e**, To**r**, Han**f**, Lai**e**, Sen**i**, Stei**g**, Has**e**, Hel**d**, Hamme**r**, Sag**o**, Ku**h**, Ros**t**, Wese**n**, Ta**u**, Ange**r**, Kie**w**, Salt**o**, Bas**e**, Moh**r**, Mai**s**, Rig**i**, Ba**ch**, Fe**e**, Her**r**, Alta**i**, Rei**s**, Gebe**t**. — Der Feige droht nur, wo er sicher ist.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Luv, 3 Erle, 5 Ehre, 8 Gong, 9 Stil, 10 Art, 11 Etat, 13 Apis, 15 Matt, 18 Anis, 21 Rom, 22 Diva, 23 Pose, 24 Esau, 25 Ekel, 26 Mal; senkrecht: 1 Legat, 2 Vesta, 3 Egge, 4 Rost, 6 Rigi, 7 Elis, 12 Amt, 14 Pan, 15 Mode, 16 Avis, 17 Traum, 18 Ampel, 19 Ilse, 20 Siel.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Streller

LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4417 ★ 7· NOV · 1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

200 Zimmer mit Bad
Einzelz. 100-125-150 fcs.
Doppelz. 150-175-200 fcs.

PARIS
HOTEL ROYAL HAUSSMANN
2-4 Boulevard Haussmann 2-4
Telegramm — Royalhaus — Paris

Neu eröffnet
In zentraler Lage
Größter Comfort

DER WINTER IN AEGYPTEN
IN CAIRO

HELIOPOLIS PALACE HOTEL

Das berühmteste Luxushotel aller Weltkurorte. 400 Zimmer mit Bad. Appartements mit Privatsalons. Spezialbedingungen bis Februar und für längeren Aufenthalt. Vorzüglicher Golfplatz (18 Löcher). Tennis, Cricket, Rennen, Polo. Vertreter am Landungsplatz aller Dampfer in Alexandria. Broschüren kostenlos erhältlich durch alle wichtigeren Reisebüros. Telegramm-Adresse: Palace Heliopolis, Aegypten.

Eröffnung: 15. Dezember 1929.

HOTEL MIRABEAU
Vornehmstes Haus
150 Zimmer mit Bad
8, rue de la Paix, 8
PARIS

Bad Blankenburg
Thüringer Wald
Sanatorium für Nervöse und Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

MENTON Französische Riviera
HOTEL IMPERIAL
Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte-Carlo. 350 Zimmer mit Bad. — Großer Park.
Erstklassiges französisches Restaurant.
EINES der HERRLICHSTEN HOTELS der RIVIERA.

IN PARIS
findet man unsere „Jllustrirte Zeitung" unter anderm im Lese- u. Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 9., 94, Rue Saint-Lazare, wo auch alle Reiseangelegenheiten (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph usw.) bestens erledigt werden können.
Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster
Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause)
Höchster Komfort.
Prospekte auf Wunsch.
Innere-, Nerven- und Stoffwechselleiden.
Frauenleiden, Gelenkleiden, Lähmungen.
Rheuma.

Sie sind willkommen in **PARIS**
Place de la République
HOTEL MODERNE
Tel.-Adr.: Otelderne Paris
Zimmer von 35.— Fcs.
500 Zimmer - 300 Badezimmer
Modernster Komfort
Bier- und Wein-Restaurant
Anerkannt gute Küche

N. Y. K. LINIE
(NIPPON YUSEN KAISHA)
nach
OSTASIEN

Passagierdienst via Suez
Europa — Colombo — Straits — China — Japan 14 täglich

Passagierdienst via U. S. A.
A. Kalifornien — Orient Linie
San Francisco — Japan via Honolulu — China 14 täglich
B. Seattle — Orient Linie
Seattle — Japan — China 14 täglich

PASSAGIERE, POST, FRACHT. REISEPLÄNE, AUSKÜNFTE
Phs. van Ommeren (Hamburg) G.m.b.H., **Hamburg,** Alsterdamm 10/11 und **G. Ruhr, Hamburg.**
Phs. van Ommeren (Berlin) G.m.b.H., **Berlin,** Französische Strasse 48 u. **Cunard Linie, Berlin.**

WALTHERS METALL-Baukasten **STABIL**
veranstaltet einen Stipendien-Wettbewerb

STABIL ist in allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften zu haben.

Preislage von 4.80 RM. an.

„Stabil"

1 erster Preis 500.— RM.
2 zweite Preise je 250.— RM.
10 dritte Preise je 200.— RM.
20 vierte Preise je 150.— RM.
40 fünfte Preise je 100.— RM. bar.
Sachpreise: im Werte von 15 000.— RM.

Wettbewerb 25 000 RM. Gesamt-Preise.
Bedingungen des Wettbewerbes und Werbeschriften senden wir jedermann umsonst.
WALTHER & CO., Fabrik technischer Lehrmittel, **BERLIN SO 36,** Zeughofstrasse 3.

Julius Blüthner
Leipzig

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN WIEN BUDAPEST

NR. 4417. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

7. NOVEMBER 1929

Dies und Das.

Krankentransport im Flugzeug. Die siamesische Regierung, die als sehr neuzeitlich und fortschrittlich bekannt ist, richtete vor nicht langer Zeit einen Verkehrsflugdienst ein, der ausschließlich zur Beförderung von Kranken nach dem Krankenhaus in Bangkok bestimmt ist. Auf Anruf werden auch die Ärzte in diesen Flugzeugen zu dem Kranken gebracht. Zu diesem Zwecke stehen 10 Flugzeuge zur Verfügung. Unbemittelte Kranke werden auf Grund einer Bescheinigung des Ortsvorstandes kostenlos befördert.

Das deutsche Buch in Amerika. Die Leitung des Deutschen Hauses an der Columbia-Universität in Neuyork veröffentlichte unlängst das erste Heft einer Bibliographie deutscher Neuerscheinungen. Das Verzeichnis mit der Überschrift „Recent German Books" enthält über 200 Titel aus 78 deutschen, österreichischen und schweizerischen Verlagen. Für den Buchabsatz in den Vereinigten Staaten besitzt diese Broschüre große Werbekraft.

Deutsches Turnfest 1933 in Stuttgart. Der Hauptausschuß der Deutschen Turnerschaft legte gelegentlich seiner letzten Tagung in Berlin als Ort für das nächste deutsche Turnfest im Jahre 1933 Stuttgart fest. Bei der Abstimmung erhielt Stuttgart 21, Breslau 12 Stimmen, Dresden hatte verzichtet. In Stuttgart werden Anlagen geschaffen, die in jeder Weise den Ansprüchen eines solchen in Riesenausmaßen gehaltenen Festes genügen.

„40 Jahre Lingner-Werke" betitelt sich die kürzlich von den Lingner-Werken A.-G. in Dresden veröffentlichte Jubiläumsbroschüre. Weder der Titel noch der Einband bereiten auf den starken Eindruck vor, den dieses kleine Buch beim Lesen hinterläßt. 40 Jahre Lingner-Werke klingt wie andere Buchtitel, an die man bei Jubiläumsschriften der Industrie schon gewöhnt ist. Der zierlich verschnörkelte Einband deutet auf die selbstzufriedene Beschaulichkeit des Biedermeier. Tatsächlich aber entfaltet sich im Innern des Buches das Bild eines ganz außerordentlich ernsthaften Mannes, sein Schicksal und seine Lebensarbeit sind von dramatischer Größe. Das Charakterbild Karl August Lingners, der Odol und Pixavon geschaffen hat, wird auf den 46 Oktavseiten sehr lebendig. Man versteht, warum diesem vielseitigen Genie der Erfolg beschieden sein mußte, ein Wohltäter der Menschheit zu werden. Man versteht ferner, daß in dem Werk, welches er geschaffen hat, auch nach seinem Tode seine Erkenntnis weiterleben muß, daß für das Volk das Beste gerade gut genug ist.

M. S. „Oakland" im Dienste der Hapag. Nach vorzüglich verlaufener Probefahrt hat die Hamburg-

(Fortsetzung auf Seite 628.)

Die moderne Madonna. Die schöne Frau Eva trägt jetzt die neueste Bubifrisur, den Madonnenscheitel. Aus ihrem dunklen Haar schimmert der Mittelscheitel als schneeiger schmaler Streifen. Keine einzige ihrer Freundinnen hat diese leuchtend weiße Kopfhaut, diese weiche, glänzende Haarfülle aufzuweisen. „Wie leicht könnt Ihr denselben Erfolg erzielen", erklärt Frau Eva. „Erst reinige ich Kopfhaut und Haar gründlich mit Dr. Müllers Edel-Shampoon und dann beginne ich das tägliche Müllern mit Dr. Müllers Haarwuchs-Elixier, das jegliche Schuppenbildung beseitigt. Dr. Müllers Haarwuchs-Elixier sowie Dr. Müllers Edel-Shampoon ist in allen Fachgeschäften erhältlich.

ELEGANTES AUSSEHEN

WERK VOLLKOMMEN ZUVERLÄSSIG

Longines

ZU BEZIEHEN NUR IN GUTEN FACHGESCHÄFTEN

DAHER DIE BELIEBTESTE UHR

AEG

Lautsprecher

„GEALION"

Eine höhere Stufe von Tonreinheit, Klangfülle und Brillanz ist mit diesem Lautsprecher erreicht. Wer ihn hört, hat den Eindruck: hier ist nicht an Vorhandenem schrittweise gebessert, sondern etwas unvergleichbar Neues geschaffen worden.

Preis RM 130.–

Verlangen Sie kostenlose Vorführung bei Ihrem Radiohändler

AEG

ANSCHAUUNGSBILDER FÜR DEN UNTERRICHT,

einfarbig und mehrfarbig, aus unserer Illustrirten Zeitung ausgewählt, in Serien zusammengestellt und herausgegeben vom Leipziger Lehrer-Verein, sind für billigen Preis (Einzelpreis RM. —.50) von uns zu beziehen, ebenso dazu passende Wechselrahmen je RM. 1.50 (großer) bzw. RM 1.— (kleiner)

Vollständige Verzeichnisse umsonst und postfrei.

J. J. WEBER, LEHRMITTEL-ABTEILUNG, LEIPZIG C 1.

Strahlende Schönheit durch Bestrahlung

Das Schönheitsideal ist nicht mehr die krankhafte „interessante Blässe" sondern die gesunde jugendliche Frische, die reine, zart durchblutete Haut, das blitzende Auge, die munteren Bewegungen, das temperamentvolle Wesen und die gute Laune.

Die Bestrahlung mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — wirkt da Wunder, nicht nur bei jungen, sondern auch bei älteren und alten Leuten. Eine Bestrahlung hat ungefähr die Wirkung wie ein Tag Ausspannung in Luft und Sonne.

Der Stoffwechsel wird gesteigert, der Schlaf wird tiefer und erquickender, das Aussehen wird frischer, die Stimmung heiterer, und ein wohliges Wärmegefühl durchströmt den Körper. Die Bestrahlung mit der Künstlichen Höhensonne ist gesund, und Gesundheit gehört unbedingt zur Schönheit.

Besonders auffällig ist die Wirkung hinsichtlich der Verschönerung der Haut, Pickel und Mitesser verschwinden schon nach wenigen Bestrahlungen, grau verfärbte Haut wird frisch und rosig.

Durch die Bestrahlung wird nämlich die obere Hautschicht vollständig erneuert, es ist eine Schälkur, wie sie so wirksam und ohne unangenehme Nebenwirkungen durch keine andere Hautbehandlung möglich ist.

Man kann aber auch Teintfehler, z. B. Sommersprossen, dadurch verdecken, daß man nach intensivem Einreiben mit unserer „Engadina"-Teintcrème die Haut unter der Höhensonne bräunen läßt. Nach der Bestrahlung ist wieder mit dieser Crème einzureiben, um das Abschälen der Haut zu verhüten. Man erzielt dadurch eine bronceartige Gesichtsfarbe und samtweiche Haut.

Tiefliegende entartete und dann eiternde Hautdrüsen, die häufigste Ursache der Nasenröte, entzünden sich zunächst etwas, aber diese Entzündung, die in einigen Tagen verschwindet, ist ein Gesundungsprozeß: die vielen kleinen Eiterherde heilen aus, die Nasenröte verschwindet auch in hartnäckigsten Fällen.

Das ganze Aussehen und das Allgemeinbefinden bessern sich schon 6 bis 8 Stunden nach der ersten Bestrahlung auffällig, und jede weitere Bestrahlung steigert diese Wirkung. Frauen in den Wechseljahren entgehen den damit verbundenen Beschwerden und blühen wieder auf. Auch der Gemütszustand, der in dieser kritischen Zeit oft recht gedrückt ist, bessert sich, und die körperlichen Verfallerscheinungen gehen zurück.

Die meisten Ärzte sind im Besitze einer Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau —, und die Bestrahlung im Abonnement ist billiger als viele wirkungslose Schönheitsmittel. Es genügen zwei Bestrahlungen wöchentlich, später eine. Fragen Sie Ihren Arzt!

Neuerdings gibt es auch eine kleine Heim-Höhensonne zur vorbeugenden Selbstbestrahlung bei Gesunden. Sie kostet für Gleichstrom RM. 138.40, für Wechselstrom RM. 264.30. Verlangen Sie die kostenlosen Aufklärungsschriften von der

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. M., Postfach 1229 (Ausstellungs-Lager Berlin NW 6, Luisenplatz 8. Tel. Norden 4998).

Der Stoffwechsel wird gesteigert — daher günstige Beeinflussung der zahlreichen Stoffwechselkrankheiten.

Das Allgemeinbefinden wird gehoben, der Schlaf vertieft, die natürlichen Abwehrkräfte werden verstärkt.

Daher von hohem Wert zur Unterstützung anderer Behandlungsmethoden. Die Krankheitsdauer wird abgekürzt.

Der Blutdruck wird herabgesetzt – daher segensreiche Wirkung bei allen Herzleiden mit zu hohem Blutdruck.

Ein wundervolles, natürliches Kräftigungsmittel f. beruflich Angestrengte u. Nachtarbeiter, bei Schwächezuständen,

bei Alterserscheinungen, bei Genesenden nach langer Krankheit und bei geschwächten Wöchnerinnen.

Frostschäden, Operations- und Verletzungswunden, auch alte eiternde Beinleiden heilen überraschend schnell.

SCHOKOLADE PRALINEN KAKAO

Hildebrand

Unübertrefflich!

Staatsmedaille in Gold.

Amerika Linie das Fracht- und Passagiermotorschiff „Oakland" von der Deutschen Werft übernommen. M. S. „Oakland" hat einen Raumgehalt von 6800 B. R. T. Der Antrieb erfolgt durch doppeltwirkende Zweitakt-AEG-Motoren, die dem Schiff bei einer Leistung von 4500 PS eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 13,5 Knoten verleihen. Die Frachträume wie auch die Passagiereinrichtungen, die in einer Kajüts- und einer Dritten Klasse je 24 Fahrgästen Platz bieten, sind zweckmäßig angelegt. M. S. „Oakland" wird gemeinsam mit den Hapag-Motorschiffen „San Francisco", „Portland", „Seattle" und „Los Angeles" nach den Hafenplätzen der nordamerikanischen Westküste verkehren.

Jahrbuch St. Moritz 1929. Wer St. Moritz aus eigener Anschauung kennt, oder wer es bisher noch nie besucht hat, wird das soeben vom Kurverein herausgegebene St. Moritz-Jahrbuch 1929 nicht aus der Hand legen, ohne das Verlangen, diese Stätte freudigster Lebensbejahung aufzusuchen. In seiner ganzen Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit blitzt das Wesen von St. Moritz aus diesem, in seinem Äußern sich so einfach präsentierenden Buch auf. Der textliche Inhalt stammt aus berufener Feder. Die bewegte, schillernde Flut des sportlichen und mondänen St. Moritzer Winters rauscht vorüber in Wort und Bild. Sommerliches blüht daneben empor. Das Sportzentrum, der Kurort und das Heilbad St. Moritz finden hierbei gebührende Würdigung. Photographische Reproduktionen, darunter Kabinettstücke aus der Kamera Albert Steiners, dieses genialen Deuters der Engadiner Landschaft, ergänzen als Anschauungsmaterial bester Prägung das geschriebene Wort.

Skeptisch ist der Mensch von Jugend an. Unter diesem Titel hat die Peters Union A.-G., Frankfurt a. Main eine kleine Broschüre herausgegeben, die von der bisherigen Form der Reklame-Prospekte erfreulich abweicht. Mit einem überzeugenden Text, ausgezeichneten Bildern und treffenden Schlagworten versuchen Reklamechef und Künstler allen auf Rädern rollenden Verkehrsteilnehmern die Notwendigkeit eines guten Reifens vor Augen zu führen. Der auch im Format geschickt angeordnete Prospekt erläutert, was man von einem Reifen wissen muß. Er beweist die überraschenden Ergebnisse bei guter Pflege eines Reifens und weist anhand zahlreicher Zeugnisse die gute Qualität der Peters Union-Reifen nach. Diese, für die Reifenbranche neuartige Werbung wird ihre Wirkung nicht verfehlen, wie ja neue Ideen stets willig aufgegriffen werden und man sich eine liebenswürdige und überzeugend dargebotene Reklame lieber gefallen läßt, als den Ton einer mit Behauptungen wirbelnden Reklametrommel.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

AUS DER ENGLISCHEN GESELLSCHAFT

MRS. NEVEN DU MONT

Photographische Studie von Joan Craven, London.

DER KRIEG IM DUNKELN

SPIONENSCHLICHE IM WELTKRIEG

Während an der Front die Kanonen donnerten und die Granaten krachten, Flammenwerfer zischten, feuersprühende Tanks über Leichenhaufen kletterten und das Giftgas wütete, wurde hinter der Front noch ein anderer Krieg geführt. Es war ein Krieg in Dunkel und Heimlichkeit, den Augen nicht sichtbar, aber in seinen Wirkungen noch verhängnisvoller und furchtbarer als die lärmenden Kriegsmaschinen der Schützengräben: der Kampf der Spione und Kundschafter, ausgerüstet mit den gefährlichen Waffen der List und Schlauheit. Erst das Wissen um den Willen und die Absichten des Gegners ermöglichte eine erfolgreiche Handhabung der gigantischen Kriegsmaschine der Millionenheere. Bis in Herz und Hirn des Gegners blickende Augen, gewissermaßen Hunderte von Meilen weit reichende Scherenfernrohre, das war das Heer der Spione und Geheimagenten, Männer und Frauen aller Klassen und Berufe, die die Generalstäbe im Lande des Feindes für sich arbeiten ließen. Bei dem Spion ist alles Maske, Verschleierung, Täuschung. Als Angehöriger jeden Standes und Berufes tritt er auf, aber er ist nie, was er zu sein scheint. Stets läuft sein Weg dicht am Abgrund, ein Fehltritt — und sein Schicksal ist besiegelt. Noch schwieriger als die Beschaffung von Nachrichten war während des Krieges die Übermittlung dieser Nachrichten an den Auftraggeber. Hunderte von Schlichen und Tricks wurden im Laufe des Krieges erdacht und benutzt, um die Kontrolle der Grenzposten und Postüberwachungsstellen hinters Licht zu führen. Der menschliche Erfindungsgeist feierte Triumphe auf diesem Gebiet. Techniker und Gelehrte wurden in den Dienst dieser Sache gestellt und mühevolle Experimente im Laboratorium angestellt, um immer wieder etwas Neues auf dem Gebiete der „Camouflage“ zu erfinden, mit dem der Gegner getäuscht werden konnte.

Da lag dem Zensor ein harmloser Geschäftsbrief vor, eine Stichprobe aus vielen Hunderten von Briefen. Nichts an diesem mit Maschinenschrift geschriebenen Brief, der von einer Neuyorker Firma an ein holländisches Handelshaus gerichtet war, schien auch nur irgendwie verdächtig. Die neun Zeilen enthielten eine einfache geschäftliche Mitteilung, Geheimschrift mit unsichtbarer Tinte war, wie die chemische Prüfung ergab, nicht vorhanden, und doch war, was der Zensor nicht bemerken konnte, der Brief chiffriert und enthielt eine wichtige geheime Mitteilung. Um diese Mitteilung zu lesen, mußte der Empfänger des Schreibens nach dem Prinzip des geometrischen Chiffre verfahren. In diesem Falle folgendermaßen: Er errichtete mit der unteren Seite des Briefbogens als Basis darüber ein gleichseitiges Dreieck und stellte dann von der linken Dreieckseite nach oben und von der Spitze die rechte Seite nach unten sämtliche Wörter zusammen, die von dieser Linie durchschnitten wurden und die, in dem Brieftext scheinbar wahllos versteckt, in Wirklichkeit an einer bestimmten Stelle des Textes placiert waren. Es ergab sich dann die Meldung: „The Government has completed no ship of the first class.“ Dieser geometrische Chiffre läßt sich natürlich, z. B. durch Schnittpunkte verschiedener Geraden und Kreise, die dann die einzelnen Wörter der Meldung angeben, noch bedeutend komplizierter gestalten. Ein genialer Trick war die Übermittlung einer wichtigen militärischen Nachricht mittels eines gestrickten Sweaters. Obgleich keinerlei Papier oder schriftliche Mitteilung in ihm versteckt war, berichtete dieser wollene Sweater doch ausführlich über den Bau neuer englischer Kriegsschiffe. Dieser geheimnisvolle Sweater war in einem Liebesgabenpaket enthalten, das an einen englischen Kriegsgefangenen in einem deutschen Kriegsgefangenenlager gerichtet war. In dem Sweater waren zahlreiche Wollfäden eingestrickt, die eine große Anzahl von Knoten zeigten. Der Empfänger des Sweaters, in diesem Falle der deutsche Geheimdienst, hatte, um die Mitteilung seines in England tätigen Agenten zu lesen, folgendes zu tun. Er löste die mit den Knoten versehenen Wollfäden sorgfältig aus dem Kleidungsstück heraus und hielt Faden für Faden an ein in senkrechter Richtung, z. B. an einer Tür geschriebenes Alphabet, das in einer gewissen Entfernung vom Fußboden unten mit A begann und oben mit Z endigte. Der erste Knoten des Fadens, der unten den Boden berührt, wird dann auf irgendeinem Buchstaben stehen, dann wird dieser Knoten auf dem Boden angesetzt, und der nächste Knoten wird wiederum einen Buchstaben bezeichnen usw., so daß, Buchstabe an Buchstabe gereiht, schließlich die ganze Meldung lesbar wird. Ein raffiniertes Mittel der heimlichen Nachrichtenübermittlung auf schnellstem Wege lieferten die kleinen Annoncen in den großen Tageszeitungen, die einen Text in vereinbarten Redewendungen enthielten. Der in Frankreich operierende deutsche Agent brauchte bloß folgende gänzlich harmlos erscheinende kleine Annonce in eins der großen Boulevardblätter einrücken zu lassen: „Pour Zoé. Jean est venu le sept vers deux heures. Il te donne rendez-vous pour le onze à trois heures, car mère bien malade et Germaine démoralisée.“ Diese Zeitung hatte der deutsche Geheimdienst in der Schweiz bereits 24 Stunden nach Erscheinen. Er las das gleiche Inserat folgendermaßen: „Für Zürich. Ein Flugzeug hat Paris am 7. gegen zwei Uhr überflogen. Es hat 11 Bomben im dritten Bezirk abgeworfen und dort ernsten Schaden angerichtet, wodurch die Bevölkerung in Schrecken versetzt wurde.“ Es dauerte lange, bis dieser Trick entdeckt wurde, und von diesem Zeitpunkt ab mußte jeder, der eine kleine Annonce aufgeben wollte, eine polizeiliche Erlaubnis dazu einholen und sich über seine Persönlichkeit ausweisen. Bevor diese amtliche Verfügung jedoch dem Publikum bekanntgegeben wurde, wurden Geheimagenten in die Annoncenbüros beordert, die aufzupassen hatten, ob jemand eine irgendwie verdächtige Anzeige aufgab. Im Falle des Verdachtes wurde die betreffende Person dann sofort gründlich „beschattet“. Auf diese Weise gelang es, einige Spione abzufangen. Bei der englischen Zensurbehörde gab es eine eigene selbständige Abteilung, die sich lediglich mit der Kontrolle der Anzeigen in der englischen und ausländischen Presse auf Spionageverdacht hin befaßte. Eines Tages entdeckte man in den „Times“ ein Inserat, das sich auf den Verkauf eines Hundes bezog, in Wirklichkeit aber mitteilte, daß sich eine britische Division von Saloniki nach Ägypten begebe.

Außerordentlich geschickter Schliche zur Übermittlung ihrer Nachrichten bediente sich Z. U. D. 160, wie sie von ihren Auftraggebern amtlich bezeichnet wurde, Mme. Tichelly, die vom Jahre 1915 ab für den deutschen Geheimdienst in Frankreich tätig war. Sie war als Arbeiterin in verschiedenen Munitionsfabriken beschäftigt. Hatte sie eine Fabrik und alles, was in ihr vorging, ausgekundschaftet, so verließ sie diese unter irgendeinem Vorwand und nahm eine Stelle in einer anderen Fabrik an, die gleichfalls für die nationale Verteidigung arbeitete. Von den in der Fabrik beschäftigten Frauen, die zwanglos sich untereinander erzählten, was ihre Männer und Söhne ihnen von der Front schrieben, erfuhr sie wichtige militärische Einzelheiten. Mme. Tichelly war außerordentlich erfinderisch bei ihren Tricks. Sie schrieb ihre Mitteilungen mit unsichtbarer Tinte auf den Briefumschlag auf die Stelle, wo die Briefmarke aufgeklebt wird, und klebte dann die Marke darüber. Sogar die Marke selbst diente ihr häufig zur Nachrichtenübermittlung, indem sie auf vereinbarte Weise mehr oder weniger von den Zacken der Marke wegschnitt. Oder sie klebte zwei Postkarten zusammen, zwischen denen ein dünnes Blatt Papier mit schriftlichen Mitteilungen verborgen war. Es dauerte lange, bis ihre Tricks entdeckt wurden. Sie starb, zum Tode durch Erschießen verurteilt, im März 1917 am Pfahl zu Vincennes.

In anderer Weise wieder beabsichtigte der Spion Joseph Marks, sich der Briefmarken als Code zu bedienen, aber er kam nicht dazu, diesen ingeniösen Trick auch anzuwenden. Denn schon während der Überfahrt auf dem Dampfer von Holland nach England im Juli 1915 glaubte er sich von englischen Detektiven beobachtet und bekam es mit der Angst. Er hatte sich in der Tat durch sein scheues Benehmen und unsicheres Auftreten stark verdächtig gemacht und wurde, als er im Hafen von Tilbury an Land ging, von dem dort zufällig weilenden, auf einer Inspektionsreise begriffenen Chef von Scotland Yard, Sir Basil Thomson, persönlich verhört. Marks, von Todesangst gefoltert, gestand alles und flehte um sein Leben. Man fand unter seinen Sachen ein Briefmarkenalbum, das eine Unmenge der schönsten Marken enthielt, bei deren Anblick einem Philatelisten das Herz im Leibe lachen konnte. Aber Marks war kein Briefmarkensammler, sondern ein Spion, der die Bewegungen der englischen Flotte beobachten sollte und, falls z. B. 10 englische Schlachtschiffe einen gewissen Hafen verlassen hatten, 10 Marken von Nikaragua an eine bestimmte Adresse in der Schweiz zu senden hatte, woraufhin der deutsche Admiralstab wußte, daß 10 englische Schlachtschiffe in See gegangen waren.

Als der amerikanische Journalist George Vaux Bacon in Neuyork für 1000 Dollar sich bereit erklärte, als Spion nach England zu gehen, um von dort aus an eine vereinbarte Adresse nach Holland Mitteilungen über die englischen Luftabwehrmaßnahmen in London, den Standort der britischen Schlachtflotte in den schottischen Gewässern und die Moral der englischen Truppen gelangen zu lassen, fragte ihn der deutsche Auftraggeber, ob er sich im Besitz von ein Paar schwarzen wollenen Socken befinde. Als Vaux Bacon, nicht wenig erstaunt über diese seltsame Frage, verneinte, wurde er aufgefordert, sich sogleich ein Paar solcher Socken zu besorgen. Der Journalist ging in einen benachbarten Laden und kam mit einem Paar Socken für einen Dollar wieder, gespannt, was diese Socken wohl mit seinem Spionageauftrag zu tun haben mochten. Seine Neugierde wurde rasch befriedigt. Der Deutsche holte eine Tube aus seiner Tasche hervor, aus der er eine dicke braune Flüssigkeit preßte, die er dann auf die Spitze der Socken schmierte. Diese Socken dienten zur Herstellung der unsichtbaren Tinte. Um diese zu erhalten, brauchten bloß die Spitzen der Socken in ein Glas Wasser getaucht zu werden, und die Geheimtinte war fertig. Die Mitteilung wurde dann mit einer gewöhnlichen Kugelspitzfeder auf ungeleimtes, möglichst rauhes Briefpapier zwischen die Zeilen eines gewöhnlichen, unverdächtig lautenden Briefes geschrieben. Nur wer den Entwickler zu dieser Geheimschrift kannte, vermochte die verborgene Schrift zu lesen. In diesem Falle erfolgte die Sichtbarmachung der Schrift auf elektrolytischem Wege durch Behandlung des Papiers mit Silbernitrat. (Schluß auf Seite 660.)

KÜNSTLICHE LOCKVÖGEL: KRANICHSCHIESSEN IN INDIEN

Die in den weiten Wasserflächen Radschputanas lebenden Kraniche bilden für die Eingeborenen eine willkommene, wenn auch schwer erlegbare Jagdbeute. Da ist nun der indische Vogeljäger auf den Gedanken gekommen, künstliche Kraniche an den Ufern der Wasser zu gruppieren; die naturnahen Nachbildungen locken große Schwärme von Kranichen herbei — direkt in den Lauf der auf sie gerichteten Flinten.

VERZAUBERTER GARTEN

PARK DES SCHLOSSES HELLBRUNN BEI SALZBURG

Abseits verloren, träumen Park und Schloß ihrer 300jährigen Vergangenheit nach.
Phot. Postiag.

Gesellschaftsreisen

Von Ernst Hoferichter, München
Zeichnungen von Rudolf Lipus.

Jeden Abend bringt Gustav Meyer Reiseprospekte aller Windrichtungen mit nach Hause. Wenn er damit das Eßzimmer tapezieren würde, hätten sie das Weltpanorama komplett um den Rinderbraten garniert. Am Donnerstag schwärmt er für bergigen Aufruhr, am Freitag ist doch die Unendlichkeit des Meeres — das, was er eigentlich wollte, und am Samstag sehnt er sich nach Palmen mit Spaghetti und Olivenölgerüchen . . .

Franzi, in deren Hinterkopf sich schon der Globus dreht, wird energisch: „Gustav, jetzt mal Tempo . . .! Wohin wollen wir . . .? Ich muß es nun wegen der Schneiderin wissen . . . das Kostüm soll in die Landschaft passen . . .!" — — —

Das schönste ist das Pläneschmieden vorher.
„Gustav, nur, bitte, in ein Land, zu dem mein Kostüm paßt!"

Gesellschaftsreise nach dem sonnigen Süden . . .! Am Hauptbahnhof, vor den reservierten Wagen, berühren sich ebenso streng reserviert die Fahrtteilnehmer. Nasenflügel beben peinlich. Niemand will sich vorzeitig aufdrängen. Wie kleine Knoten in einer schlecht verrührten Haferschleimsuppe, stehen die Gruppen zwischen Zeitungswagen, Schlafkissenhausierern und Rohrkoffern herum.

„Um Gottes willen, diese Köpfe . . .!"

„Dort . . . der Kanapeespießer . . .!"

„Guck, Oskar, dieses freche Frauenzimmer . . . mit dem kompletten Schminkkasten in der Visage . . .!"

„Und mit so was reist man . . .!"

„Wir werden uns zu isolieren wissen . . .!"

Abfahrt . . . Erdbeben im Gepäcknetz . . . Und neun Stunden D-Zug. Ein Herr mit zwei Zentner Lebendgewicht schnarcht im Dreivierteltakt. Die Dame mit dem Altartuch um die Büste verteilt Pfefferminz. Der Besitzer eines Kodaks erklärt dem Fräulein in Grün seine Blendenöffnung.

Und ein Konservenbüchsenfabrikant stellt mit der goldenen Sprungdeckeluhr minutlich die fortschreitende Verspätung fest . . .

„Wahnsinnig herzig finde ich diese Gesellschaft . . .!"

„Wahnsinnig ist gar kein Ausdruck . . . ich möchte sie jetzt schon alle umarmen . . .!"

„Du, Ella, beherrsche dich . . .! Gefühle zu offerieren, ist unfair . . ."

In der Hotelhalle werden die ersten Palmen Ereignis. Sie wachsen aus Tontöpfen, riechen nach Lack, und brennende Zigarren dürfen nicht in ihre Nähe geraten.

„Welche Zimmernummer . . .? Herr Ober . . .?"

„Vierzehn . . .!"

Die Zahl 13 ist übersprungen — aber Frau Schiefke numeriert zurück, sieht sich neben 12 einquartiert und fühlt sich in die Unglückszahl eingereiht.

„Lieber noch im Badezimmer . . .!"

Da jeder von den Herren dem andern die Höflichkeit des Tausches überlassen will, fehlt der Kavalier, und Frau Schiefke bettet ihre Kissen in die Wanne.

Gemeinsames Wecken um acht Uhr. Aber seit sechs schließt sich kein Auge mehr. Ein Mensch läßt seit zwei Stunden das fließende Wasser laufen, gurgelt, scheint mit seinen Bergstiefeln „Würfbude" zu spielen . . . Das ist der Mann, der sich beizeiten den besten Platz im Rundfahrtauto sichern

Vor der Abfahrt.
Noch ist alles ein wirres Chaos, aber bald werden sich schon die Leute zusammenfinden, die zueinander passen.

Die Kücken versammeln sich: In der Hotelhalle vor dem Abmarsch zur Stadtbesichtigung.
Onkel Emil kommt erwartungsvoll die Treppe herab, er hat sich's bequem gemacht — aber die „zünftigen" Hotelgäste können das nicht verstehen, sitzen abseits und rümpfen die Nase!

Der Mann,
der frühzeitig aufgestanden ist.
Dafür hat er nun den schönsten Platz im Ausflugswagen inne!

will. — Er sitzt bereits im Wagen auf seinem nach allen Schikanen vorteilhaften Ecksitz, frühstückt in dieser Besetzung — während alle übrigen sich erst die Nachthemden abziehen und der Chauffeur noch die Karosserie abspritzt —

Los . . .! Besichtigung des Schlosses mit Original-Michelangelo-Kopien . . .! In der Mauer sieben Kanonenkugeln . . . Bitte, zum Herausnehmen . . .! In dieser Ecke des Salons haben insgesamt drei Fürstinnen das Zeitliche gesegnet. — Gustav kratzt sich von dieser historischen Stätte eine Handvoll Maueranwurf als Reiseandenken in die Westentasche. — Während das Kolossalgemälde erklärt wird, gruppieren sich vier Herren um den Rauchtisch aus dem Jahre 1487 . . .

„Gehen Sie doch mit Ihrem Zehner heraus . . .!"

„Gras ist Trumpf . . . Gestochen . . .!"

Am Fensterbrett mit der Weitsicht bis zum hyperazurblauen Meer sitzt eine Dame mit Wasserblasen an den Fingern.

„Gnädigste haben wohl schon viel gerudert . . .?"

„Nein — ich schreibe soeben an der dreiundneunzigsten Ansichtskarte . . .!"

Zusammengerechnet, achthunderttausend herzlichste Grüße und Küsse gehen durch ihren Füllfederhalter in die Heimat zurück.

Von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit ebbt das Interesse ab. Einige Teilnehmer der Reisegesell-

Die beliebte Schloßbesichtigung.
Immer bleiben ein paar zurück: zum Ausruhen oder — zum Flirten.

Die Ansichtskarten-Wüstlinge.
Keine freie Minute wird vorübergelassen, ohne daß irgendeine Tante Paula Grüße bekommt.

Die Puderquaste lag unterm Sofa, der Sonnenschirm hing vergessen am Zeitungsständer, die Handschuhe schwammen noch eingeseift im Waschbecken, und das Hirn war noch bei jenem Stehgeiger mit den Augen — schwarz wie nasse Briketts.

Fred zieht einen Karton Pralinen. Und findet seine Gemahlin heute besonders blühend. „Alle Sommersprossen am Rückendekolleté verschwunden . . .!" Seit Fräulein Wanda mit Schwester im Vorläufer-Expreß in ihre heimatliche Richtung von ihm abbogen, ist die Gemahlin „doch wieder das Liebste, was man im Gedränge gesellschaftlicher Verpflichtungen so lange zurückstellen mußte . . ."

„Jetzt wird aber wieder gespart, Gustav . . .!"

„Und erzähl bei Müllers, daß wir ewige südliche Sonne hatten und die Trauben gratis in unser Schlafzimmer wuchsen . . .!"

„ . . . Es hat ja so nur achtzehn Tage geregnet, und das Pfund Obst kostete nur eine Mark zwanzig . . .!"

„Und daß wir zwei im Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft standen und für nächsten Sommer elfmal eingeladen wurden . . ."

Aussteigen . . .! „Ach, grüß' Gott, Ella . . .!"

„Wie war's auf der Gesellschaftsreise . . .?"

„Hiiiimlisch! Prachtvoll! Und das Wetter! Ein einziges Paradies . . .!"

„Und alles — eine richtige Familie!"

„Da werde ich nächstes Jahr auch mitfahren!"

Der Alleingänger.
„Ich liebe den Massenkonsum nicht, mein bester Kamerad ist der Reiseführer."

Der Genießer auf Vorschuß.
„Schildkrötensuppe, Kalbsbrust, Himbeerpudding . . . nicht übel. Ich werde mir aber doch lieber deutschen Käse als Abschluß bestellen."

schaft hören als Halluzination das Gong des Speisesaals schlagen. Magen knurren, hörbar wie alte Uhren . . . Als die Herde, geneckten Raubtieren gleich, um vier Uhr nachmittags zum Menü anstürmt, kann Herr Segbier die Speisefolge schon gleich einem Festprolog hersagen. Statt sich die Fingernägel aufzupolieren, lernte er die diversen Gänge mit Beilagen auswendig und wußte bereits, was er sich nachservieren läßt . . .

Der Herr in Wickelgamaschen fehlt. Er ist Einzelgänger und verachtet die Herde, obwohl er sich auf sie abonniert hat. Aber er braucht sie als Staffage, in deren Rücken er individuell erlebt. Dieser sonderbare Heilige interessiert sich nicht für Museen, Denkmäler und Tempel, sondern stellt sich stundenlang in eine entlegene Gasse mit Lebertranduft, hängt die Füße über einen Felsen ins Meer, und da er noch nie beim Schreiben einer Ansichtskarte gesehen wurde, geht das Gerücht, „daß er spinnt . . ."

Da bereits, wo mehr als drei Deutsche zusammen sind, die Möglichkeit besteht, eine Partei zu bilden, sind hier natürlich längst zwei Parteien entstanden. Immer gibt es darunter auch einen unerschrockenen Mann, der stets zu „protestieren" hat.

Wenn die Gesellschaftsreise noch zehn Tage dauert, drohen die zwei Parteien sich nochmals zu spalten — und in einem Jahr käme jeder wieder für sich und mit sich allein auf der heimatlichen Bahnsperre an.

Abfahrt — — „Natürlich, Eva kommt wieder zu spät . . .!"

Was streiten sich die Leut' herum?
Die beiden meinungsverschiedenen Parteien wollen sich durchaus nicht einigen — wird ihrem Friedensengel, dem vielgeplagten Führer der Reisegesellschaft, das Kunststück gelingen?

Eva kommt immer zu spät!
Natürlich wird wieder der unauffindbare Lippenstift schuld sein . . .

Unterwegs . . .
Der schöne Max als sieghafter Don Juan — Mädchenherzen zittern — Elternherzen hoffen schon —

. . . aber bei der Heimkehr
sinkt der Lose reumütig und gerührt in die liebevollen Arme seiner Familie.

Grundsteinlegung zum neuen Universitätsgebäude in Köln a. Rh.
Oberbürgermeister Dr. Adenauer während der Festrede am 26. Oktober. Vorn, in der Mitte, der preußische Ministerpräsident Braun; weiter rechts Kultusminister Dr. Becker.

Rechts: Ein Ehrenmal für die Gefallenen des deutschen Sanitätskorps.
Während der Einweihung des Denkmals für das Sanitätskorps der Armee, Marine und Schutztruppen in Potsdam am 27. Oktober: Dr. Rauscher, Bürgermeister von Potsdam, übernimmt das von Bildhauer Ditzsch-Sachsenhausen geschaffene Denkmal.

I. J. Reuter,
bisher Präsident der Oils Motor Corporation, wurde zum Generaldirektor der Adam-Opel-A.-G., Automobil- u. Fahrradwerke in Rüsselsheim a. M., ernannt.

Geheimrat Dr.-Ing. Heinr. Büssing,
verdiente Persönlichkeit der deutschen Lastkraftwagen-Industrie, Gründer und Seniorchef der Büssing-Automobilwerke in Braunschweig, † am 27. Oktober im Alter von 86 Jahren.

Fürst Bernhard v. Bülow,
bedeutende politische Persönlichkeit, vom Oktober 1900 bis Juli 1909 Reichskanzler, zu Beginn des Weltkriegs zur Erhaltung der italienischen Bündnistreue nach Rom gesandt, † am 28. Oktober, 80 Jahre alt.

Der neue Gesandte des Freistaates Irland,
Prof. A. Daniel Binchy, auf dem Wege zum Reichspräsidenten zur Entgegennahme des Beglaubigungsschreibens. Damit erhält der Irische Freistaat zum erstenmal eine diplomatische Vertretung in Deutschland.

Deutschlands Leichtathleten in Japan.
Die deutsche und die japanische Mannschaft nach dem Einmarsch ins Stadion in Tokio zu dem Leichtathletik-Länderkampf, bei dem die Deutschen mit 79,5 zu 71,5 siegten. Die deutsche Fahne trägt zu Ehren des verstorbenen Reichsaußenministers Dr. Stresemann den Trauerflor. Der vierte von rechts ist Dr. Peltzer.

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(5. Fortsetzung.)

Wieder dieser kahle Garderobenraum. Der befleckte buntfarbige Tisch. Mit einer längst erkalteten Brennschere ist die Friseuse noch geschäftig. Was hat sie hier noch zu suchen? Mich anstarren? Hinaus! So. Allein sein. Endlich. Den Riegel vor. Dem wirren Mittelmann könnte es einfallen, sich entschuldigen zu wollen. Sie steht an der Tür und horcht in den Wellblechgang hinaus, in das Halbdunkel. Kommen Schritte? Mittelmann, Ruloff? Niemand. Sie erschrickt. Allein!

Aber sie ist nicht allein. „Jemand“, hat Ruloff gesagt, „hat diese Buchstaben in die Luft geworfen; da wurden sie Klang, mehr noch, wurden eine klare Vorstellung.“ Sie sieht sein Gesicht, es lächelt schief, hinterhältig, spöttisch und überlegen. Sie verträgt dieses Lächeln nicht. Beide Fäuste hebt sie, will sie zerschlagen, Lächeln und Gesicht — aber sie sieht nur sich selber im Spiegel, erkennt sofort die Komik der Pose und läßt beschämt die Arme wieder sinken.

Sie setzt sich und beginnt, sich abzuschminken; knetet die fetttriefende Haut, reibt, reibt etwas ab. Es ist ja lächerlich, sich so kindisch aufhetzen zu lassen. Das ist die tiefste Weisheit und der letzte Satz, der am Ende einer langen Gedankenreihe als Produkt steht. Sie zieht sich an; setzt den Hut auf. Ihr will scheinen, sie sei vollkommen gefaßt und über die Sache hinweg. Sie ist es auch im Verstand und mit den Gedanken. Aber ganz tief drinnen, da, wo vielleicht Gefühle warten, bohrt eine dumpfe Unruhe. Aber auch die soll still werden.

Rosa Rubin geht die Treppe hinauf in das Direktionszimmer. „Herr Ruloff ist vor wenigen Minuten nach Hause gefahren“, sagt die Sekretärin. Rosa Rubin sieht dieses Mädchen mißtrauisch an. Sie weiß, es ist viel zu tun, aber es scheint ihr merkwürdig, daß Ruloff so spät noch mit dieser Person gearbeitet haben soll. Rosa Rubin wartet. Sie erledigt ein paar Briefe; in Wirklichkeit soll nur die Zeit hingehen. Sie weiß, Ruloff fährt etwa eine Viertelstunde vom Theater bis in seine Wohnung. Nach genau zwanzig Minuten ruft sie dort an. Er ist eben angelangt und versichert, daß er sowieso im Hause bliebe, er wolle sie gern noch empfangen. Freilich, Tante Berta, bei der er wohnt, wird schon zur Ruhe gegangen sein. Rosa Rubin lacht ein bißchen; Ruloff stimmt ein. Auf Tante Bertas Anwesenheit legen die beiden jungen Leute keinen Wert. Auch die Sekretärin findet es nicht weiter shocking, daß Rosa Rubin ihren Mitdirektor nachts um elf Uhr noch in der Wohnung aufsucht. Sie ist schon lange beim Theater.

Rosa Rubin nimmt diese junge Dame noch eine Strecke im Auto mit. Sie will etwas gutmachen. Sie schämt sich ein bißchen. Nachdem sie mit Ruloff gesprochen hat, diese Stimme gehört hat, scheint der anfängliche Verdacht ihr unsinnig. Aber sie erkennt bei aller Klugheit und Selbstbeobachtung in diesem Falle doch nicht, wie dieser Stimmungsumschwung zustande kam. Sie schreibt ihn der „ruhigen Überlegung“ gut.

Als sie allein im Wagen saß, kam fast so etwas wie ein Frohgefühl auf. Fuhr sie zu einem Stelldichein? Vielleicht. Vorher aber würde sie von ihrem Vertragspartner Klarheit, von Ruloff Ehrlichkeit verlangen.

Der Wagen hielt unter der Straßenlaterne. Der Kiesweg bis zu dem kleinen, einstöckigen Haus im Garten war gelblich überstrahlt vom blinzelnden Licht. Jasminduft mischte sich in den schweren, feuchten Ruch der lockeren Erde. Hinter dem Haus floß der Kanal und warf taktmäßiges Plätschern gegen das Ufer. Ein Boot im Wasser gluckste; wenn man auf der Treppe vor der höher liegenden Tür stand, konnte man diesen schwarzen langen Schatten, den die Wellen heraushoben, erkennen. Aber Rosa Rubin blieb keine Zeit zu solchen Betrachtungen. In der Tür stand Artur Ruloff.

„Ich hörte den Wagen“, sagte er. „Ich wußte, daß du es sein mußtest. Im Auto fährt hier nur Rosa Rubin vor. Wir, Tante Berta und ich, sind Kleinbürger. Wir benutzen bis zur Ecke die Straßenbahn.“

Sie war zum ersten Male hier. Das Zimmer, in das er sie einließ, entsprach ihren Erwartungen. Ein Junggesellenheim, auf Bequemlichkeit alles gestellt, weniger auf Glanz; ein bißchen vollgestellt mit Schreibtisch am Fenster, Tisch unter der Mittellampe, Diwan, Bücherschrank. Die Sessel um den Rauchtisch, im matten Licht einer Stehlampe, bildeten die gemütliche Ecke. Hier saßen sie einander gegenüber.

„Du erwartest mit Recht, daß ich dir meinen späten Besuch plausibel erkläre.“

„Nein, durchaus nicht.“ Er nahm ihre Hand, die da gerade auf der Tischkante lag, und begann sie zu entkleiden. Dann legte er den Handschuh, als sei eine Aufgabe gelöst, mitten auf den Tisch. „Die andere, bitte!“

Sie lächelte. Sie kam sich geborgen vor. Das gedämpfte Licht, die späte Stunde — Ruloff. Hierher reichte kein häßlicher Zuruf Philipp Mittelmanns. Aber sie erhob sich. Auf dem Mitteltisch lagen aufgeschlagene Bücher. „Du rechnetest? Wie steht unsere Sache?“

Er versuchte nicht einmal, sie festzuhalten. „Gut“, entgegnete er, „ich kann dir dein Darlehen zurückgeben.“

„Daran liegt mir gar nichts, wie du dir denken kannst. Das war eine Formsache.“

Er trat zu ihr. Die Hände hielt er in den Hosentaschen. „Es war alles eine Formsache, liebe Rosa. Aber da die Geschichte gut gegangen ist — unberufen, toi, toi — werden wir uns nicht streiten. Nur eines — es ist gut, daß du gekommen bist, wir können es gleich besprechen...“ Er brach ab, legte ihr die Hände auf die Schultern und drehte sie sich zu.

Sie erschrak. Kam es jetzt?

Er mochte merken, wie sie sich innerlich zurückzog; er ließ sie los. „Du brauchst nicht zu erschrecken, ich will weder abspringen noch sonstwie unsere Gründung gefährden. Nur, es geht nicht an, daß die Frau mehr verdient als der Mann. Wir müssen halbpart arbeiten, wie du mir das anfangs übrigens auch vorgeschlagen hast.“ Und als sie schwieg, setzte er kalt hinzu: „Zumindest halbpart.“

Rosa Rubin drehte sich um. Ruhe, nur Ruhe, nicht aufbrausen, keine Szene. Dies alles kann ein zufälliges Zusammentreffen sein. Ruhe, ganz sachlich bleiben. Wenn Philipp Mittelmann heute nicht zu mir gesprochen hätte, wie würde ich Ruloffs Forderung aufnehmen? — „Wir haben einen Vertrag, lieber Artur, er läuft bis zum ersten April. Verträge schließt man, um sie zu halten.“

„Sind wir Krämer?“

Sie ließ den Einwurf fallen. „Du hast dir ein Bankkonto zugelegt, du läßt dir allabendlich größere Summen von der Kasse auszahlen, du spekulierst an der Börse...“

„Spionierst du mir nach? Über meine Entnahmen wird Buch geführt. Was ich mit meinem Gelde anfange, ist meine Sache!“

„Warum ereiferst du dich? Ich spioniere dir nicht nach. Ich möchte vielleicht nur, daß nicht alles Geld dem Theater entzogen wird. Wir benötigen für die stille Zeit eine Reserve. Es ist nicht gerecht, alles auf mich zu bürden. Ich habe den schweren Anfang gemacht, es wäre an mir, wenn Geld aufgenommen werden kann, mein Privatkonto aufzufüllen.“

Er rannte durch das Zimmer. „Daß man mit einer Frau wahrhaftig nicht logisch verhandeln kann!“

„Woran liegt das? Ich vermag es sehr gut.“

Er hörte an dem spöttischen Sinn des Satzes vorbei. „Ich schlage dir vor, meinen Gewinnanteil gleich dem deinen zu setzen! Du aber redest von meinen zu großen Entnahmen!“

Sie streckte die Hand aus und hielt ihn an im Dauerlauf. „Artur“, sagte sie, „ist es nötig, daß wir, gerade wir uns über Geldsachen streiten?“ Sie lehnte sich an seine Schulter; sie war kleiner als er, so lehnte sie zugleich in seinem Arm. „Mir liegt gar nicht so viel an dem Geld“, fuhr sie fort. „Wenn es für dich eine Prestigefrage ist, diese fünfzig Prozent... Du lieber Gott, schön, wir wollen Anfang des Jahres darüber reden. Laß uns erst ein bißchen weiter sein, ein bißchen sicherer dastehen.“

Er hielt sie fest, aber er sagte kaum zärtlich: „Nein, Rosa. Ich bin ein Mann, ich stelle meine ganze Kraft dem Theater zur Verfügung, ich kann nicht mit einem Drittel des Gewinns abgespeist werden. Dann hätte ich, weiß der Himmel, beim Tageblatt bleiben können.“

„Du hast das Dreifache jetzt!“

„Wer sagt dir das? Ich habe für meine privaten Arbeiten stets Zuschüsse gehabt.“

Sie wurde wütend. „Himmel!“ Aber noch einmal beherrschte sie sich. „Es ist lächerlich, nach vier Wochen einen Vertrag zu ändern. Warte noch. Ich verspreche dir fest...“

„Wieso lächerlich? Du weißt, daß der alte Nonne gestorben ist?“

„Ich weiß das, jawohl.“

„Es ist überhaupt nicht nötig, einen weiteren Vertrag zu machen. Wir teilen und damit gut. Stelle dich auf den Standpunkt, es sei nie ein Vertrag gewesen außer dem einen über das Darlehen. Ich kenne keinen anderen Vertrag. Basta!“

„Gut und basta. Damit erledigst du so etwas.“ Sie blickte ihn unverwandt an, eine ganze Weile.

Ihm wurde unbehaglich. Er war sich vollkommen klar, wie wenig ehrenhaft seine Art war, wie sie gegen die guten Sitten verstieß, aber

OASENIDYLL: DATTELERNTE IN NORDAFRIKA

In unermüdlichem Spiel geht es hin und her — und doch vergißt Jungfuchs nicht, auf seine Sicherheit zu achten.

AUS REINEKES KINDERZEIT

Füchslein am Bau. Voller Spannung, verraten seine Seher schon die listige Verschlagenheit seines Geschlechts.

er hatte sich eingeredet, ein tüchtiger Geschäftsmann zu sein. Er wollte diese Rosa Rubin nicht betrügen; andererseits durfte sie kein Hemmnis sein, schnell und bedeutend zu Geld zu kommen. „Du bist Jüdin", sagte er, „du, dachte ich, würdest mich verstehen. Bin ich ein Schuft? Ich will verdienen. Im Grunde will ich dasselbe wie du. Ich leiste — nimm alles in allem — dasselbe wie du. Fordere ich zuviel, wenn ich da gleiche Teilung beanspruche?"

„Mein Geld verdient."

„Meine Arbeitskraft, mein Künstlertum!"

Ihr Mund zog sich hoch. „Du bist naiv. Wo wärest du mit deiner Arbeitskraft zusamt dem Künstlertum ohne mein Geld?"

Er kochte vor Zorn; plötzlich war der Siedepunkt da, und der Deckel, letzte Hemmung, sprang ab. „Willst du mich verhöhnen? Ich pfeife auf dein Geld, ich pfeife auf dich! Ich mache das Theater allein. Du kannst kleine Rollen bei mir spielen; wie am Stadttheater. Nimm dein Geld, gleich morgen, ich werde ohne dich weiterkommen. Die Stadt springt ein, ich bin beliebt und geachtet, ich habe mir in vier Wochen einen Namen gemacht."

„Auf meine Kosten."

„Die Kosten? Wieviel soll ich dir extra auszahlen lassen?"

Rosa Rubin lehnte am Tisch. Schmerzhaft drückte die Kante sich in ihren Rücken; vor ihren Augen stand ein Schleier, aber es waren nicht Tränen. Sie war zu zornig, um weinen zu können. Die zusammengebissenen Zähne zerquetschten die Worte, daß sie leise kamen, wie unsicher; aber Kuloff, aufgebeizt, der Erwiderung entgegenlauernd, vernahm sie doch. „Wenn hier jemand ausgezahlt wird, bist du es natürlich", sagte Rosa Rubin, und jedes Wort stand einzeln da. „Wir haben einen Vertrag."

Kuloff stand vor ihr. Sie sahen sich an; sie wußten nicht, empfanden nicht, wie schön sie beide waren, diese großen Raubtiere mit den glühenden Augen. „Ich kenne deinen Vertrag nicht", sagte er. „Der alte Tappergreis ist tot; ich weiß nicht, was er dir aufgesetzt hat. Ich erkenne es nicht an, ich kenne es nicht!"

„Es trägt deine Unterschrift."

„So?" Dieser Blick war ganz nahe, er war wie ein Säbel, der ein schwankes Florett bindet; dann schlug er durch, plump und grob: „Ich kenne keinen Vertrag. Nur daß ich dir ein paar tausend Mark schulde, das weiß ich, und das gedenke ich nicht zu leugnen."

„Du bist ein Kindskopf." In allem Zorn mußte sie lachen. Wollte dieser Junge wirklich Verträge abstreiten, die vor einem Notar gemacht waren und alle Unterschriften trugen?

„Es wird sich erweisen, wer hier der Kindskopf ist." Er wurde ruhiger; es hatte ja keinen Sinn, diese Frau zu kränken, denn nichts war hier ihre Schuld. Im Grunde war sie ein guter Kerl. Nur reizen sollte sie ihn nicht. Er würde sich einmal vergessen. „Rosa, ich bin jähzornig, du solltest dich vorsehen; ich kenne mich nicht, wenn man mich so aufbringt."

„Es geht hier nur um dich? Wunderbar bist du! Ich bin aus Holz?"

„Wie merkwürdig ist das", sagte er, und es war viel Raum zwischen ihnen, als er sie so ansah. „Seltsam fast — wir hatten uns doch — lieb ..." Es war ganz still. Alle die kleinen Geräusche wurden plötzlich hörbar; das Wasserrauschen vor dem Fenster, der Wind; an einem nicht fernen Nachbarhaus drehte er eine knarrende Fahne; eine ferne Straßenbahn klingelte.

Eine Hand griff über den Tisch, nahm die hellen Handschuhe auf, ein paar Schritte, deren Ton der Teppich sofort aufsaugte, waren vernehmbar; dann schlug die Tür zu. Nicht sehr laut, nicht zugeworfen, nur so, wie man eine Tür achtlos hinter sich ins Schloß fallen läßt.

Artur Kuloff sah auf diese geschlossene Tür. Er spürte noch den Luftzug, vermeinte noch, die Frauengestalt zu sehen, das Gesicht gewaltsam beherrscht und dabei schmerzlich verzogen; die Hände behend bemüht, einander in die Handschuhe zu helfen ...

„Rosa", rief er unsicher; und ein zweites Mal: „Rosa ..." Aber der Ton kam so leise, daß die Angerufene sich nicht einmal umgewandt haben würde, wäre sie noch im Zimmer gewesen.

Rosa Rubin war schon auf der Straße. Sie ging mit gesenktem Kopf, als habe sie etwas verloren und versuche es wiederzufinden. Laternen standen aufgereiht am Straßenrand; Kreuze, auf die ein leuchtender Stern vom Himmel gefallen war. Rosa Rubin sah nur die grauen Quadrate der Steinplatten. Die waren alle gleich. Das Spiel aus der Kinderzeit fiel ihr ein, immer in die Mitte der Platten, nie auf einen der Zwischenraumstriche zu treten. Sie bemühte sich, diese Regel einzuhalten. Einmal mußte sie einen großen Schritt tun, das Spiel nicht zu verlieren. Da fand sie sich und erschrak.

I, 7.

Es war noch dasselbe Servierfräulein im Café Kunstmann; es waren dieselben nie ganz sauberen Marmortischchen vor den Plüschsofas. Wieder war eine Sandtorte zur Hälfte aufgeschnitten und vertrocknete nur; wieder waren zwei Gäste in dieser Vorstadtkonditorei. Die Zeit gab sich den Anschein, als sei sie stehengeblieben, als habe sie den Atem wenigstens hier draußen angehalten. Aber sie täuschte nur etwas vor.

Wer das Servierfräulein genauer kannte, würde heute ein paar Fältchen mehr unter den Augen erkennen oder einen müden Zug um den Mund. Vielleicht hatte ihr Schicksal in diesen Wochen einen schmerzhaften Ruck getan ... Sie stand vor dem Büfett und sah gelangweilt über die vielen glatten Tischflächen. Müde und gelangweilt, hieß es, dies Leben ertragen. Sie ging an den Zeitungsständer und sah die Blätter an. Es hing noch nicht die neue Tageszeitung dort, die Abendausgabe war hier kaum vor 6 Uhr zu erwarten. So griff sie das Tageblatt von gestern und las es noch einmal.

Sie kannte jetzt die beiden Leute, die da am vordersten Tisch einander gegenübersaßen; und weil sie sie kannte, las sie noch einmal den Bericht über die vorläufige Schließung des Apollotheaters. Vorläufig; auf einige Tage. Ohne Angabe von Gründen. Auseinandersetzungen in der Direktion vermutlich. Sie dachte sich ihr Teil. Immer ging das Apollotheater kaputt; dieser Direktor Kuloff da vor seiner kalt gewordenen Tasse Kaffee machte ganz den Eindruck, als seien ihm die Felle weggeschwommen. Sie blätterte um und las zum drittenmal die Romanfortsetzung, die sie auch nicht interessierte. Freilich ging die Zeit hin.

Kuloff und Jutta saßen einander gegenüber. Es gelang ihm nicht, sie zu täuschen. Vielleicht hatte er es auch gar nicht darauf angelegt, seine Stimmung zu verbergen. War Jutta nicht der einzige Mensch, zu dem er flüchten konnte, der eine Mißstimmung ihm tragen helfen würde. Gewiß, sie hatte ein Recht, die Gründe dieser merklichen Depression zu erfahren. Was war zu sagen, zu erklären? Der Boden schwankte plötzlich. Wie soll man eine Unsicherheit beschreiben?

„Frage mich nicht, Jutta, es ist nichts Tatsächliches vorgefallen. Man kann nicht aufzeigen: Dies geschah, dies ließ mich stutzig werden. Es ist" — und er hob die Schultern und ließ sie wieder fallen — „es muß mir wahrscheinlich nur jemand Mut zusprechen ..."

„Wozu Mut? Diesen selbstgewählten Weg weiterzugehen?"

„Es ist nicht der Weg. So einfach ist das nicht. Die Rubin hat die Macht. Sie drückt auf einen Knopf, und über diesen Weg, von dem du sprichst, senkt sich eine Schranke. Gesperrt. Stockung, Schließung."

„So beseitige die Rubin!"

Er sah sie an. Ihr Blick hielt aus; er war blau wie ein Himmel. Aber was stand hinter dieser Bläue? Er wartete mit seiner Antwort. Das Servierfräulein war da, nahm das leere Wasserglas und ersetzte es durch ein frisches. „Ich habe es versucht, sie abzuhalftern", gestand er ehrlich, „sie antwortete mit der Schließung des Theaters auf einige Tage. Und das ist es: sie ficht einen persönlichen Kampf rücksichtslos. Ohne an das Unternehmen zu denken, wirft sie uns um Monate zurück und gibt eben gewonnenes Terrain preis. Wie schwer hatten wir im Anfang um Anerkennung zu ringen! Wenn Martini uns nicht unterstützt hätte, wären wir nicht einmal durchgedrungen. Jetzt schließt sie das Theater, jetzt, wo alles im Zug ist!"

„Ein paar Tage. Gib klein bei, dann könnt ihr noch in dieser Woche weiterspielen."

„Das rätst du mir!"

Sie tat eine Gebärde des Verzichts. „Prestigepolitik schadet immer beiden Teilen. Der Klügere zu sein, ist schwer, aber sie ist immerhin eine Frau. Gib nach."

Kamen diese Sätze wirklich so unbeschwert, wie es den Anschein hatte? Warnte diese Frau nicht das kleinste Gefühl, daß sie den Sieg ihrer Nebenbuhlerin vorbereiten half? Kuloff ärgerte sich. „Wüßtest du, mit welchen Mitteln Rosa Rubin zu arbeiten versteht, bliebest du nicht so unbeteiligt, liebe Jutta."

Was war das, warum mußte er diesen Satz hinwerfen? Jutta sah auf und schaute ihn groß an. „Du irrst dich. Ich habe absolut das Gefühl dafür, wie sehr es — um uns beide geht. Aber weil ich das spüre, ergibt sich zugleich die Hemmung, dir einen Rat zu geben. Diese Frau ist in dein Leben getreten und nimmt breiten Raum darin ein. Nun ist es an dir, dich zu entscheiden."

Er erschrak. „Du siehst das falsch. Es geht nicht um das Weib, es geht um die Vertragspartnerin. Rosa Rubin ist nichts als meine Direktorin."

„Bist du dessen gewiß?"

„Aber, Jutta, zweifelst du an mir?"

Sie sah auf ihre Hände. Die Antwort kam nicht gleich und dann nur stockend. „Ich bin deiner nicht mehr sicher, Artur. Das ist traurig." Aber als sie sein Gesicht sah, fügte sie hinzu: „Das ist ja wohl noch nicht Zweifel?"

Er schlug die flache Hand auf den Tisch. „Die Zeit!" rief er viel zu laut, erschrak selber und fuhr leiser fort, zu ihr vorgeneigt: „Wir sind junge Menschen, wir lieben einander. Wir waren Körper und dürfen nicht zusammenkommen. Diese verfluchte Zeit! Sie trägt Schuld. Könnte ich dich in meine Arme nehmen, wäre nicht Verwirrung zwischen uns. Dürfte ich dich küssen, wüßtest und fühltest du es, daß ich dich liebe, immer noch, immer mehr." Seine Hand kam über den Tisch und griff die ihre; der zärtlich werbende Druck unterstützte die Worte. „Ich liebe dich, Jutta, ich liebe nur dich. Aber zuweilen habe ich Stunden — und immer ist die andere um mich. Du darfst nicht fern und fremd und kühl sein. Es ist gefährlich — für uns."

(Fortsetzung folgt.)

Oderniederung bei Lebus, das Eingangstal ins Oderbruch. Links das Leb

Am Fischergraben in Crossen a. O.

DIE SCH
DER DEUTSCH

Stilles Land: Am alten Oderarm bei Buschmühle, zwischen Frankfurt a. O. und Lebus.

Halle des Schlosses zu Deutsch-Filehne. Über dem Kamin das Bild eines Herrn von der Schulenburg aus dem 18. Jahrhundert.

Photos: Werner Kohler, Berlin (rechts oben und ur

…sser Hügelland; rechts der Oderstrom mit den oft überschwemmten Wiesen.

Schloß Karge bei Unruhstadt.

…SCHÖNHEIT …TSCHEN OSTMARK

Abendstimmung an der Oder: Weidende Herde auf den Lossower Wiesen.

Ein Zeuge ostdeutscher Wohnkultur in der Zeit um 1800: Wohnzimmer im Großmannschen Patrizierhaus zu Fraustadt.

…en Mittel, und L. Haase & Co., Fricke, Frankfurt a. O.

Zum Tode des Dichters Arno Holz.
Links: Während der Aufbahrung des Toten in der Halle des Krematoriums in Berlin-Wilmersdorf hielten Schüler des Königstädtischen Gymnasiums, der einstigen Bildungsstätte des Verstorbenen, die Totenwache. — Mitte: Gattin und Tochter des Verstorbenen mit Teilnehmern der Trauerfeier nach der Einäscherung am 30. Oktober.

Dr. Arno Holz.
Mitbegründer des literarischen Naturalismus, † am 26. Oktober im Alter von 66 Jahren. (Phot. Hildegard Frensdorf, Berlin.)

EREIGNISSE IN LITERATUR UND TONKUNST

Unzufrieden und verbittert, weil sein Werk nicht den Widerhall in Deutschland gefunden hat, den er wünschte, hauste der am 26. Oktober, sechsundsechzigjährig, verstorbene Dichter Dr. e. h. Arno Holz in seiner „Dachstube" in der Stübbenstraße zu Berlin-Friedenau. Dieser Ostpreuße, ein Apothekersohn aus Rastenburg (geboren am 26. April 1863), hing mit eigensinniger Starre an seinen dogmatischen Kunstprinzipien. Er teilte das Schicksal so vieler Anreger und Wegbereiter: Das mit schweren Kämpfen bezahlte Neue setzt sich durch und überlebt sich schließlich, während der Verkünder noch immer in Kampfstellung verharrt und vergeblich auf Anerkennung wartet. Mit Johannes Schlaf stand er in den Jahren 1883—1893 an der Spitze des Naturalismus in der Literatur. Beide schufen das Kernstück dieser Kunstrichtung, die „Familie Selicke" (1890), ein Werk, das dem modernen Drama und insbesondere dem Schaffen Gerhart Hauptmanns den Weg bahnte. Seine künstlerischen Theorien legte Arno Holz in dem Buch „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze" (1891) nieder. Die Gunst des Publikums erwarb er sich schließlich durch die mit Oskar Jerschke verfaßte Tragikomödie „Traumulus" (1905). Beachtung fanden ferner seine satirischen Gedichte „Der geschundene Pegasus", die Gedichtsammlung „Phantasus" und die „Lieder auf einer alten Laute".

Alfred Brust. Eduard Reinacher.
Die Träger des diesjährigen Kleist-Preises.

Den Mendelssohn-Bartholdy-Preis 1929 erhielten:
Dr. Herbert Marx, Preis für Komponisten. Richard Laugs, Preis für ausübende Tonkünstler.

Für den diesjährigen Literatur-Nobelpreis war Arno Holz vorgeschlagen. Vielleicht hätte er ihn an seinem Lebensabend mit mancher bitteren Enttäuschung versöhnen können.

*

Mit den Kleist-Preisträgern dieses Jahres, Alfred Brust und Eduard Reinacher, sind zwei Dichter verdient geehrt worden, die beide deutlich und tief in ihrem Stammestum wurzeln. Alfred Brust ist Ostpreuße: für den 1926 erschienenen Roman „Die verlorene Erde", in dem Verbundenheit mit Volk und Erde seiner Heimat zu starkem Ausdruck kommt, erhielt er den Preis. Am 15. Juni 1891 wurde der Dichter in Koadjuthen (Kreis Pogegen) geboren. Zuerst machten ihn seine dramatischen Arbeiten bekannt: „Der singende Fisch", „Cordatus", „Tolkening". Aber auch ein Band kleine Erzählungen, „Himmelsstraßen", ging seinem nunmehr preisgekrönten Roman voraus. — Dem Elsässer Eduard Reinacher wurde der Preis für sein dramatisches Gedicht „Der Bauernzorn" zuerkannt, das Volksaufruhr auf alemannischer Erde schildert. Eduard Reinacher ist am 5. April 1892 in Straßburg geboren. Sein Erstlingswerk, eine Erzählungssammlung, trägt den Titel „Die arme Elisabeth". Später schrieb er Epen, Gedichte und Dramen. Die „Elsässer Idyllen und Elegien" (1924) zeigen sein dichterisches Können in edler Reife.

Frau Dr. Helene Stoecker,
bekannte sozialpolitische Schriftstellerin, die besonders für Mutterschutz und Sexualreform eingetreten ist, feiert am 13. November ihren 60. Geburtstag. (Phot. Jacobi, Berlin.)

Hermann Ungar,
namhafter Prager Dichter, der als Dramatiker und Erzähler hervorgetreten ist, † am 27. Oktober nach einer Blinddarmoperation im Alter von 36 Jahren. (Phot. Jacobi, Berlin.)

Nach der Präsidentenwahl.
Mitglieder der Dichterakademie nach der Wahl des neuen Präsidenten, die am 28. Oktober in der Hauptversammlung der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste erfolgte. Der bisherige Präsident, Walter v. Molo, wurde für das Jahr 1929/30 wiedergewählt. — Von links aus: Thomas Mann, Alfred Döblin, Alfred Mombert, Wilhelm v. Scholz (Präsident des Gründungsjahres), Walter v. Molo (der neugewählte Präsident) und Hermann Stehr.

Ein schwanzloses Flugzeug.
Das Forschungsinstitut der Rhön-Rossitten-Gesellschaft führte am 25. Oktober auf dem Tempelhofer Flugplatz sein neues, schwanzloses Flugzeug vor. Die Eigenart dieses Flugzeugtyps besteht darin, daß Tragflächen und Steuerflächen vereinigt sind. Auf diese Weise wird eine bauliche Vereinfachung und zugleich auch eine wesentliche Verminderung des Luftwiderstandes erreicht. — Start des von Groenhoff gesteuerten schwanzlosen Flugzeugs „Storch".

Der Asienforscher Walter Stötzner kehrt zurück.
Der Forscher mit seiner Gattin bei der Ankunft in Berlin am 29. Oktober nach einer zweieinhalbjährigen wissenschaftlichen Expedition nach der Nordmandschurei und Korea.

König Viktor Emanuel von Italien
feiert am 11. November seinen 60. Geburtstag.

Eine Sitzung der römischen Akademie.
Eröffnung der diesjährigen Session der italienischen Akademie der Künste in den prunkvollen Räumen des Instituts im Beisein des Ministerpräsidenten Mussolini. Unsere Aufnahme zeigt Mussolini in Diplomatentracht (am Präsidiumstisch sitzend), links von ihm (stehend) den Senatspräsidenten Tittoni bei der Eröffnungsrede.

General Georg v. d. Marwitz,
bekannter Heerführer im Weltkrieg, † am 28. Oktober auf seiner Besitzung in Wundichow (Pommern), 73 Jahre alt. (Phot. F. Nippold.)

Dr. Aby Warburg,
Professor an der Universität Hamburg, bekannter Kunst- und Kulturhistoriker, † am 28. Oktober im 64. Lebensjahre.
(Phot. M. Dührkoop, Hamburg.)

Eine Erfindung wird wiederholt.
Zur Feier des 50. Geburtstags der Glühlampe wurde in Dearborn ein primitives Laboratorium errichtet, das in allen Einzelheiten der Werkstätte Edisons nachgebildet war, in der er vor 50 Jahren die ersten Versuche mit seiner Glühlampe ausführte. Hier wiederholte er jetzt in der gleichen Weise wie damals den Gang der Erfindung. Der greise Erfinder mit seinem Assistenten aus dem Jahre 1879 (links) und Präsident Hoover.

WAS KOSTET DER SPORTFLUG?

VON KOCH-WAWRA

Instruktionsstunde.
„Vor allem — nicht zu viel Höhensteuer beim Start!"

Der Sportflug ist, ähnlich dem Automobilsport der Vorkriegsjahre, noch immer Luxus und kostet Liebhaberpreise. Die Entwicklung hätte schneller gehen können, und das preiswerte Volksflugzeug wäre vielleicht schon erschaffen, wenn wir weder die Inflation noch die Fesseln von Versailles als Hemmnisse auf diesem Wege zu überwinden gehabt hätten. Bis zum Jahre 1918 gab es eine staatliche Versuchsanstalt für das Flugwesen, die mit namhaften Mitteln alle einschlägigen Neuerungen erprobte: eine Aufgabe, der sich die nationale Industrie aus Gründen der Rentabilität niemals hinreichend widmen kann. Seit 1918 ist mit dieser Anstalt aber auch der Staat als Großabnehmer der Flugzeugindustrie ausgeschieden, und so konnten sich die deutschen Motorenwerke aus Mangel an Absatz nicht auf den einen, preiswerten Flugzeugmotor einstellen, der uns fehlt, und den wir so dringend gebrauchen, wenn das billige Sportflugzeug in der Preislage von 4000 Mark bald kommen soll.

Die preiswertesten Typen unter den deutschen Sportflugzeugen sind gegenwärtig der Eindecker der Bayerischen Flugzeug-Werke (B.F.W.) — die kleine Messerschmidt genannt — und das Leichtflugzeug der Klemm-Werke in Stuttgart-Böblingen. Die kleine Klemm hat sogar zurückklappbare Tragflächen, läßt sich bequem transportieren und überall unterstellen. Doch die Preise dieser Maschinen schwanken zwischen 8000 und 12000 Mark, je nach dem Motor, der eingebaut wird. Der Mangel an geeigneten deutschen Motoren ist noch immer so bedenklich, daß sogar das Postflugzeug der „Bremen" mit einem amerikanischen Motor fliegt und bei den meisten kleineren Maschinen die Motorfrage regelmäßig zugunsten der ausländischen Herkunft entschieden wird.

Fliegen lernen ist nicht schwer. Jeder gesunde Mensch im Alter von 18 bis 60 Jahren kann bei einigem Geschick bei Klemm in Böblingen, wo die Lehrmittel wohl am umfangreichsten und die Schulung am sorgfältigsten sein dürfte, in 6 bis 7 Wochen fliegen lernen. . Kostenpunkt: etwa 600 Mark. — Nehmen wir an, unser Aspirant wohnte in Berlin und hätte die 8000 Mark für eine kleine Klemm verfügbar! Er wird nun sein Flugzeug versichern wollen, und da auch hier aus mangelnder Volkstümlichkeit des Flugsports noch Liebhaberpreise gelten, sind weitere 2500 Mark fällig. Eine angesehene Leipziger Gesellschaft gewährt Vollkasko-Deckung gegen 22 Proz. des Wertes als Prämie und berechnet für Haftpflicht 110 Mark. Für Zulassung und Überführung nach Berlin, für Fliegerkleidung und einige Extrainstrumente rechnen wir 1000 Mark. Der Eintritt ins Fliegerleben bringt auch sonst noch einige Nebenkosten mit sich, die großen Tage der ersten himmlischen Lorbeeren wollen gebührend gefeiert werden, das Hin und Her der Ausbildung — man kommt auf rund 12000 Mark, ehe man den Pilotenschein in der Tasche und die versicherte Maschine auf dem Flugplatz stehen hat. Einen Talisman läßt man sich am besten von seiner Mutter verehren. (Das muß aber unaufgefordert geschehen, sonst hat er „keine Kraft"!)

Nun kann geflogen werden, und solange die Maschine in der Luft liegt, ist das Fliegen wohl das Schönste, was sich denken läßt. Ich habe ältere, nervöse Herren gekannt, die gesund wurden im Vollgefühl dieses Wertbeweises, den sie sich selbst ablegten, indem sie mit Vollgas über ihr Büro fegten, um dann auf 1000 m zu steigen und wieder auf 100 herunterzugehen. Das alles, wie gesagt, ist nicht schwerer als gut radfahren. Der Start ist keine Kunst. Auch die Landung auf Flugplätzen ist nicht schwieriger als ein vorschriftsmäßiger Sprung mit eingelegter Lanze über die große Hürde beim seligen Kommiß. Beides will geübt sein.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" Die Chance ist klein, winzig klein, aber es kann vorkommen, daß plötzlich der Motor spuckt. Er bleibt weg — und kommt nicht mehr. Man muß notlanden . . . Ist ein Wiesenstück in erreichbarer Gleitnähe, so wird man versuchen, die Maschine aufzusetzen wie auf dem Flugplatz. Das geht meistens gut. Es ist in dieser Beziehung noch kein Meister vom Himmel gefallen.

Doch über dem Gebirge, etwa noch über Nebelschwaden? Da kann man allerdings einen Bruch machen, der nicht billig sein dürfte. Aber Ihre Sache stünde sehr schlecht, sogenannter lieber Leser, wenn Sie nun das Gefühl hegten: Jetzt hat der liebe Gott seine Hand von mir abgezogen. Es geht rasend zu Ende. Noch fünf Sekunden, vier, drei, zwei, Augen zu — und warten, bis es kracht! Beweisen Sie, daß es an Ihnen nicht liegen soll, und führen Sie dem allmächtigen Wohlwollen eine tapfere Mannesleistung vor! Dann haben Sie schon halb gewonnen.

Zündung weg! Ein Waldstück ins Auge gefaßt! Möglichst Tannenwald — und durchsacken lassen auf die Bäume! Dabei geht die Maschine selten in Trümmer. Sie befühlen Ihre Knochen, klettern lang-

Dienst am Flugzeug: Behandlung des Fahrgestells.
Das sind sechs junge Leute aus Berlin, die gemeinsam eine Sportmaschine ihr eigen nennen.

Im Wolkenmeer. Klemm-Leichtflugzeug mit Salmson-40-PS-Motor. Kostenpunkt 11 200 Mark.

sam heraus, pirschen sich behutsam zu Boden und werden nun wohl außer den blauen Flecken mit gut 300 Mark vorläufigen Unkosten rechnen müssen. Abtransport, Spesen hin und her, wochenlang keine Maschine mehr . . . Nicht allzu behende entschädigt die Versicherung. Und die Behörde heftet den „Vorgang“ zu den Akten.

Doch solche Abstürze aus Materialgründen sind ebenso selten wie tödliche Unfälle auf dem Asphalt oder in der Eisenbahn und können vernünftigerweise gar nicht in Berechnung gezogen werden.

Was kann nun unser Berliner Sportflieger mit seiner Maschine anfangen? Er kann, Gegenwind und Verfranzen (Abkommen vom Kurs) eingerechnet, selbst bei einem 20-PS-Motor immerhin mit einem Radius von 600 km rechnen. Die umliegenden Groß-Flugplätze Hamburg, Hannover, Leipzig, Dresden, Stettin sind also mit einer Tankfüllung bequem zu erreichen. Darüber hinaus läßt sich der Flug zu den Flugplätzen im Kreisring 2 auf unserer Karte ausdehnen.

Direkte, sogenannte Non-stop-Flüge bis zum letzten Benzintropfen, die dann allerdings von Berlin bis Warschau oder Straßburg führen können, sind keine Unternehmungen für den Durchschnittsmenschen. Es handelt sich ja nicht nur darum, mit einem steten Überschuß an Brennstoff zu fliegen — man muß auch, und das besonders auf dem Wege nach Süden, unterwegs eine zuverlässige Wettermeldung bekommen. Der Flug über das Gebirge mit einer einmotorigen Maschine birgt immer ein gewisses Risiko, das sich verringern läßt, je höher man „liegt“, und je klarer die Sicht ist. Denn um so leichter kann man sich im Falle der Gefahr einen Platz zum Notlanden aussuchen.

Nach glücklicher Landung. Eine kleine Messerschmidt der Bayerischen Flugzeug-Werke in Augsburg.
Die Maschine (Kostenpunkt 12200 Mark) wurde Erste Siegerin im diesjährigen Europaflug-Wettbewerb.

Die beiden Stadien, die bei der Landung zu beobachten sind.
Oben: Rumpf parallel zur Erde und ausschweben lassen. Links: Sobald die Maschine den Erdboden berühren will, durch Höhensteuer sanft anheben und mit Rädern und Sporn zugleich aufsetzen. (Sogenannte Drei-Punkt-Landung.)

Da es auch bei normalen Landungen bisweilen zu kleinen Bruchschäden kommt und stets eine wohlgefüllte Bordkasse am Platze ist, kann der Sportflug als ein ziemlich teures Vergnügen gelten. Denn zu verdienen gibt es nicht allzuviel bei der Sportfliegerei. Flugtage in kleinen Orten sind keine Sensation mehr. Auch gehört dazu der Kunstfliegerschein. Man könnte höchstens ein Reklamewort gegen Honorar auf den Tragflächen spazierenfliegen. Damit sind alle Möglichkeiten erschöpft. Der Pilotenschein A trägt den ausdrücklichen Vermerk „Nicht gültig zu Erwerbszwecken“, wodurch es also zu einer Ungesetzlichkeit erklärt wird, wenn man sich von gutherzigen Fluggästen mehr als eine angemessene Vergütung der eigenen Betriebsunkosten zahlen läßt.

Wohin fliegen?
Man kann mit einer Tankfüllung bequem 600 km weit fliegen, Gegenwind und Abkommen von der Route einberechnet. Doch man macht innerhalb von Kreis 1 (250 km Radius) in der Regel eine Zwischenlandung, schon um eine Wettermeldung zu bekommen. Denn im Süden liegen große Gebirge auf dem Zielweg, im Westen und Osten ist die Orientierung schwierig, und es muß „klare Sicht“ vorliegen — und nordwärts ist Rügen das letzte Ziel.

Das Fliegen ließe sich noch um 30 bis 40 Prozent verbilligen, wenn Anschaffung und Versicherung weniger kostspielig würden. Das Unterstellen ist nicht teurer als eine Garage. Doch die Zeit, da jeder 78. Deutsche auch sein Flugzeug hat, wird kommen. Sobald die Steillandung als leichte, wirtschaftliche und zuverlässige Funktion erfunden ist, dürfte jeder bessere Hauswirt auf seinem Dach eine kleine Änderung vornehmen müssen. Die verehrten Mieter werden ihre Flugzeuge unterstellen wollen.

Bei schlechtem Wetter ist theoretischer Unterricht.
Die drei netten jungen Damen zeigen, daß Frauen auch folgsam zuhören können!

Eine Sängerin in der Familie

Von Wilhelm Lichtenberg.

Sind Sie, meine sehr verehrten Leserinnen und Leser, in schlechten Geldverhältnissen? Sehr bedauerlich. Tragen Sie Liebeskummer mit sich herum? Unangenehm. Haben Sie irgendein störendes Leiden? Peinlich. Haben Sie eine Sängerin in der Familie? Nein? Dann wissen Sie nicht, wie schwer dieses Leben sein kann. Dann gratuliere ich Ihnen. Dann bitte ich Sie, tragen Sie Ihr leeres Portemonnaie, Ihren Liebeskummer, Ihr Leiden in Geduld und Freude. Und denken Sie immer, es hätte noch schlimmer kommen können im Leben. Viel schwerer!

Nämlich: ich, ich habe eine Sängerin in der Familie. Die Giedcousine meiner Stiefschwägerin. Eine entfernte Verwandtschaft, zugegeben. Wenn sich aber eine Sängerin in der Familie befindet, dann gehen einem auch die entferntesten Verwandten nahe.

Ich gestehe — nicht ohne Bitterkeit — daß ich ruhig und zufrieden gelebt habe bis zu dem Moment, da — nun, da Inge den Entschluß faßte, singen zu lernen. Bis dahin hatte ich sie alles in allem kaum dreimal im Leben gesehen. Mein Gott, eben — die Giedcousine meiner Stiefschwägerin.

Plötzlich wurde das anders. Die Giedtante meiner Stiefschwägerin lud ein. Sie begann in Familie zu machen. Ein zwangloses Beisammensein unserer Liebsten nannte sie das. Ich mußte natürlich auch hin. Nicht ganz zwanglos zwar — aber ich ging. Kostete einen sehr wertvollen freien Abend, außerdem Blumen, Bonbons, Auto und Trinkgelder. Na, schön. Ein zwangloses Beisammensein der Liebsten muß man sich auch unter Umständen was kosten lassen.

Zuerst wurde gegessen. Natürlich lauter Sachen, die ich nicht ausstehen kann. Aber es ging vorbei. Nachher wollte ich mir eine Zigarette anzünden. Allmächtiger Gott! Die Giedtante meiner Stiefschwägerin bekam einen Ohnmachtsanfall! „Was? Rauchen? Hier? Um's Himmels willen! Vergißt du denn, daß Inges Stimme ...?" Ja, ich muß sagen, Inges Stimme hatte ich vergessen. Das heißt, ich wußte bis zu diesem Augenblick gar nicht, daß ... Also, geraucht durfte nicht werden. Man kann sich das vorstellen!

Nachher lud uns Inges Mama in den Salon. Zum Mokka? Nein, zu Brahms und Schumann. „Inge", sagte sie, „die lieben Verwandten brennen sicherlich schon darauf, deine Stimme kennenzulernen. Sing uns doch etwas vor!"

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: es brannte nicht ein einziger. Im Gegenteil, alle sahen einander entsetzt an. Aber Inge lehnte bereits am Flügel, und irgendein junger Mann, der bis dahin ganz ungefährlich ausgesehen hatte, griff in die Tasten. Nun, ich muß sagen, sie sang zwar nicht schön, aber ausdauernd. Dabei sang sie lauter Lieder, die uns so wehmütig stimmten. Zum Beispiel „Feldeinsamkeit" von Brahms. In der Feldeinsamkeit muß man sich von der Giedcousine seiner Stiefschwägerin ganz gewiß keine Lieder vorsingen lassen. Oder: „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'." Oh, warum war ich kein Grenadier und konnte nicht ... Oder: „Warum denn will ich wandern, das Wandern ist so schön." Oder: „Ich grolle nicht ..." Ach, ich grollte! Ich grollte! Und das Herz brach dabei.

Ein paar Tage darauf revanchierte sich meine Stiefschwägerin bei ihrer Giedtante. Und lud uns alle wieder ein. Nachher revanchierte sich wieder ein anderes Familienmitglied. Und dann wieder ein anderer bei jenen anderen ... Es gab überhaupt keine freien Abende in der Familie mehr. Und jedesmal sagte die Giedtante meiner Stiefschwägerin: „Inge, unsere lieben Verwandten brennen doch sicher darauf, zu hören, welche Fortschritte du gemacht hast. Sing uns doch was!" Und wieder stand Inge am Klavier, und wieder griff der mysteriöse junge Mann in die Tasten, und wieder wurden Brahms und Schumann in ihren Gräbern in rotierende Bewegung versetzt. Unvoreingenommen aber muß ich zugeben, daß Inge tatsächlich rapide Fortschritte machte. Allerdings nur, was die Ausdauer ihrer Stimme betraf. Beim erstenmal war sie schon nach einer Stunde heiser geworden. Jetzt konnte sie zwei und drei Stunden singen, ohne die geringste Müdigkeit zu verspüren.

Bald darauf begann Inge auch öffentlich zu singen. Ich besuchte also in einer Woche den Familienabend des Bundes der Klassenlotterie-Interessenten, das fünfundzwanzigjährige Berufsjubiläum der Gemischtwarenverschleißerin von der Ecke, den Narrenabend des Vereins zur Hebung des nikotinfreien Zigarettenverbrauchs und das Kränzchen der Anti-Bubikopf-Trägerinnen. Jedesmal sang Inge. Und natürlich sang sie nicht allein. Es sangen sehr viele. Ich glaube, das Singen ist neuerdings über uns hereingebrochen wie die Grippe. Nur hat die Grippe den Vorzug, daß man sich mit ihr ins Bett legen kann.

Inge entwickelte sich immer prächtiger. Schließlich konnte sie sogar schon daran denken, ein eigenes Konzert zu geben. Eines Tages erschien sie bei mir und trug ein umfangreiches Paket unterm Arm. „Also hör' mal", sagte sie schon beim Eintritt, „ich habe mich jetzt entschlossen, einen eigenen Abend zu geben." — „Schön", sagte ich in neuerworbener Gottergebenheit, „ich werde natürlich kommen." — „Schön", sagte sie, „aber das allein genügt nicht." — „Genügt nicht?" — „Nein. Du mußt dich noch etwas mehr bemühen." — „Noch etwas mehr?" — „Ja. Da habe ich die Eintrittskarten. Ich lasse sie dir hier, und du wirst sie verkaufen." — „Verkaufen? Ja, um Gottes willen, wie macht man das?" Sie lächelte triumphierend: „Ja, das ist deine Sache. Wenn man das Glück hat, eine Sängerin in der Familie zu haben, muß man sich auch ein bissel bemühen. Du hast ja Freunde, Bekannte, Kollegen! Na also, die müssen dir die Karten abnehmen." Ich wollte verzweifelt opponieren; aber sie ließ mich nicht mehr zu Worte kommen: „Ich bitte dich, ich habe keine Zeit und keine Nerven. Wenn man vor seinem Konzert steht! Du mußt doch das verstehen!"

Und fort war sie. Aber das Paket mit den Eintrittskarten hatte sie dagelassen. Na also, ich lief eine Woche lang von Freunden zu Bekannten, von Bekannten zu Kollegen ... Die Leute wehrten sich mit Händen und Füßen. Aber als ich allen versprach, daß ich sie nächstens zu einem Souper in meine Wohnung laden würde, und ihnen außerdem noch das Geld für das Auto, das Programm und die Garderobe im vorhinein erlegte, sagten sie zu. Eingenommen hatte ich für die Karten nicht einen Groschen. Aber davon wollte Inge nachher nichts wissen. „Du hast die Sache übernommen, du haftest mir natürlich für ein ausverkauftes Haus. Schließlich singt man doch nicht zu seinem Vergnügen."

Ein weiteres Konzert Inges hätte mich an den Bettelstab gebracht. Das mußte unter allen Umständen verhütet werden. Deshalb betrachtete ich es als ein wahres Glück, daß sie mir eines Tages eröffnete, sie denke jetzt daran, ein Engagement an einer Bühne anzunehmen, und ich müßte ihr dieses Engagement verschaffen. Ich hätte doch so ausgezeichnete Beziehungen zu Theateragenten.

Vier Wochen antichambrierte ich daraufhin bei den Theateragenten. Ich drückte mich in Vorzimmern herum, zwischen Heldenpapas und Intriganten, und mußte jeder komischen Alten feurige Blicke zuwerfen. Denn Inge wollte ein Engagement finden. Das war nicht so einfach. Denn Inge war — wie gesagt — in ihrer Ausbildung noch gar nicht so weit. Vorläufig hielt sie erst bei der Ausdauer. Die Stimme sollte erst noch kommen.

Meine fruchtlosen Bemühungen brachten das arme Kind zur Verzweiflung. Sie drohte mir eines Tages: „Wenn ich kein Engagement finde, werde ich Konzertsängerin! Basta." — „Konzertsängerin?" fragte ich erschrocken. — „Ja, warum denn nicht", sagte sie, „nach den glänzenden Erfahrungen meines ersten Konzerts?"

Das wirkte. Nach weiteren zwei Wochen hatte ich ein Engagement für sie gefunden. Ein ausgezeichnetes Engagement. Nämlich sechsunddreißig Stunden von Wien entfernt. Außerdem lagen drei Grenzen dazwischen. Für die nächsten sechs Monate — so lange dauerte dort die Saison — war ich sie also los.

Ein Glücksgefühl überkam mich! Dieses Glücksgefühl wurde auch durch die Tatsache nicht beeinträchtigt, daß ich dem Direktor die sechs Monatsgagen im voraus hatte erlegen müssen. Sonst hätte er Inge natürlich nicht genommen. Was tut man aber nicht alles, um sechs Monate Ruhe zu haben? Sechs Monate lang keine Sängerin in der Familie!

Deshalb, meine lieben Leserinnen und Leser, nicht klagen, nicht murren, alles ertragen! Es könnte noch viel schlimmer kommen! Kein Mensch ist sicher, ob nicht die Giedcousine einer Stiefschwägerin plötzlich zu singen beginnt.

IKORA-KRISTALL-LAMPE
MIT INNENBELEUCHTUNG

STEHLAMPE NACH ENTWURF
VON PROF. F. A. BREUHAUS

EDELPATINA-
STEHLAMPE
ENTWURF
PROF. HAUSTEIN

IKORA-KRISTALL-LAMPE
MIT INNENBELEUCHTUNG

IKORA-LAMPE MIT INNENBELEUCHTUNG
UND IKORA-KRISTALL

NEUARTIGE KRISTALLE UND METALL-PATINIERUNGEN

KUNSTGEWERBLICHE ERZEUGNISSE DER WÜRTTEMBERGISCHEN METALLWARENFABRIK GEISLINGEN / STEIGE

EDELPATINA-GERÄTE / NACH ENTWÜRFEN NAMHAFTER KÜNSTLER

(Hierzu ein Artikel unter „Wissen und Leben".)

Können Sie mir sagen — — ?

VON J. D. BERESFORD

Wie gewöhnlich, blieb mein Abteil hinter Rickmansworth fast leer. Ich nahm an, daß mein einziger Mitreisender höchstwahrscheinlich auf der nächsten Station aussteigen und mich den Rest der langweiligen Fahrt über allein lassen werde. Ich versprach mir sowieso nicht allzuviel Unterhaltung von seiner Gesellschaft. Er hatte eine niedrige Stirn und machte einen in sich gekehrten, fast verstörten Eindruck. Es schoß mir durch den Sinn, daß er im Kriege vielleicht verschüttet gewesen sein könne. Der Blick in seinen Augen — zugleich furchtsam, abweisend und argwöhnisch — erinnerte mich an den Fall eines Verschütteten, den ich persönlich kannte. Ich war höchst überrascht, als er seinen Platz im Abteil verließ, sich mir gegenüber hinsetzte und mich ansprach.

Wir eröffneten unser Gespräch in der altgewohnten Weise, indem wir unisono den Verkehr auf dieser Strecke verwünschten. Aber mittendrin brach er ab und machte eine Bemerkung über das Buch, das ich gerade in Händen hielt: Dostojewskis „Idiot".

„Gute Literatur, das da", meinte er, indem er mich einen Augenblick lang mißtrauisch anschaute. Dann fuhr er fort: „Wie heißt das andere Buch von ihm? Anna — irgendwas?"

„Anna Karenina?" half ich aus.

Mein Gegenüber nickte.

„Aber das ist doch von Tolstoi", belehrte ich ihn.

„Leicht möglich", versetzte er. „Für manche Sachen habe ich nun mal kein Gedächtnis. Überhaupt kein Gedächtnis. Aber ich habe zu meiner Zeit mehr gelesen, als Sie vielleicht annehmen. Um es ehrlich herauszusagen: als ich noch jünger war, las ich ein bißchen zuviel."

Nun spitzte ich doch etwas die Ohren, denn es bot sich mir die Aussicht, ihn über sich selber zum Sprechen zu bringen. Und ich kann immer zuhören, wenn ein Mensch seine Lebensgeschichte erzählt. Nur die Ansichten von Menschen finde ich entsetzlich langweilig.

„Sie haben also Ihr Gedächtnis überanstrengt?" fragte ich.

Er schüttelte den Kopf und schob die Unterlippe leicht vor.

„Nein, das war es nicht, was mir meine Karriere verhunzte."

„Nicht?" machte ich so provozierend, wie ich nur konnte.

Mein Nachbar beugte sich ein wenig vor und runzelte die Stirn, wie um sich ein Air angestrengten Nachdenkens zu geben.

„Wissen Sie, manches Mal habe ich ein nur allzu gutes Gedächtnis. Die Schwierigkeit liegt nämlich nur darin, daß ich mich nicht erinnern kann, an was ich mich eigentlich erinnert habe."

Jetzt war es an mir, die Augenbrauen fragend in die Höhe zu ziehen. Es hatte den Anschein, daß er warm wurde und ein Mitteilungsbedürfnis spürte.

„Sie sind doch zufällig nicht auch Schriftsteller, wie?" fragte er.

„Ab und zu habe ich schon mal was verbrochen", gab ich zu.

„Dachte ich's doch, daß Sie so aussähen", quittierte er mein Eingeständnis und fuhr dann hastig fort, als wolle er nähere Aufschlüsse von mir unterbinden: „Und aus diesem Grunde dürfte Sie mein Fall wohl interessieren — sozusagen beruflich."

„Aber natürlich, falls Sie ..." begann ich, hielt dann aber inne, da ich merkte, daß er gar nicht zuhörte. Seine flackernden Augen hatten einen Ausdruck angenommen, als gäbe er sich ungeheure Mühe, sich etwas ins Gedächtnis zurückzurufen.

„Als junger Mann", fing er an — ich hielt ihn für etwa fünfunddreißig — „hatte ich den Ehrgeiz, Schriftsteller zu werden. Aber obgleich mein Kopf immer voll von Ideen steckte, vermochte ich es nicht, sie in Worte zu kleiden. Zuerst versuchte ich's auf die übliche Weise, indem ich, wie alle Anfänger, Erzählungen für Zeitschriften und Magazine schrieb. Aber nicht eine meiner Arbeiten wurde angenommen. Was auch weiter kein Wunder war, denn ich wußte selbst, wie schlecht sie, im Grunde genommen, waren. Dieses Wissen tröstete mich wieder etwas. Möglich auch, daß ich irgendwo las, solange man in eigener Sache kühles Blut bewahre, sei noch Hoffnung für einen vorhanden.

Wie dem auch sei: ich hängte das Schreiben eine Zeitlang an den Nagel — ich war damals erst zwanzig — und begann zu studieren. Ich las immer nur die besten Autoren — sorgfältig, um zu sehen, wie sie es machten. Ich hatte nämlich immer viel freie Zeit, so daß ich in fünf Jahre eine Unmenge Lesestoff bewältigte. Natürlich kaprizierte ich mich nicht auf englische Autoren, sondern las eine Menge Übersetzungen aus dem Russischen, Französischen und Deutschen. Und die ganze Zeit über versuchte ich nicht ein einziges Mal, selbst etwas zu schreiben.

Dann mußte ich eines Tages meinen Posten in der City aufgeben, und während ich mich um einen anderen bewarb, versuchte ich's noch einmal mit einer Magazingeschichte. Nun, ich muß schon sagen, es war bis dahin der beste Griff, den ich je gemacht hatte. Geschrieben war es weit besser als alles, was ich vorher geliefert hatte, nur die Handlung war schwach. Woraus ich schloß, daß mir beim Erlernen des Handwerks sämtliche Ideen flötengegangen waren. Alle meine früheren guten Einfälle waren dahin, und neue kamen mir nicht mehr. Wenigstens nicht im Anfang."

Einen Augenblick hielt er inne und starrte geistesabwesend aus dem Fenster, bevor er fortfuhr:

„Aber danach hatte ich auf dem Nachhauseweg eine Idee — die beste, die mir in meinem Leben eingefallen war. Und nicht nur, daß ich sofort die ganze Handlung klar vor mir sah, ich wußte auch, wie ich sie zu schreiben hatte. Zu Hause setzte ich mich an den Schreibtisch. In zwei Tagen war die Erzählung fertig. Ich hielt sie für ein kleines Meisterwerk. Die Zeitschrift, der ich sie einsandte, nahm sie sofort an.

Vierzehn Tage später schrieb ich eine zweite. Sie war grundverschieden von der ersten — im Stimmungsgehalt, wie Sie vielleicht sagen würden — und obendrein weit flüssiger. Aber auch sie kam mir als eine Art Inspiration und wurde umgehend von einem Magazin angenommen. Und von nun an pflegte ich Dutzende von Inspirationen zu haben — allerlei Inspirationen; ich wunderte mich selber. Im Geiste sah ich mich schon als den gewandtesten und fähigsten Schriftsteller des Tages. In meiner Einbildung sagte ich mir, daß meine Erzählungen in Buchform direkt Aufsehen erregen würden. Als die erste meiner Erzählungen im Druck erschien, hatte ich mittlerweile schon acht weitere geschrieben, und alle waren angenommen worden — bis auf eine."

Sein Schweigen nach dieser letzten Erklärung dehnte sich so lange hin, daß ich endlich fragte:

„Was war denn los mit dieser einen Ausnahme?"

Nun seufzte er.

„Mit der Handlung selbst war gar nichts los, aber ich erhielt ein Schreiben von der Redaktion, meine Erzählung sei anscheinend eine Übersetzung aus dem Französischen — ich habe den Namen des angeblichen Autors vergessen — und ich hätte sie nicht als Originalarbeit einreichen dürfen. Es war kein schmeichelhaftes Schreiben.

Und ungefähr eine Woche später erschien dann eine weitere Erzählung von mir in einer weitverbreiteten Zeitschrift. Und dann war der Teufel los. Allem Anschein nach war auch das eine Übersetzung — diesmal aus dem Russischen — und schon einmal in einer Sammelausgabe erschienen. Der Name des Russen begann nach meiner Erinnerung mit einem T, aber es war nicht Tolstoi."

„Turgenjew vielleicht?" warf ich ein.

„Möglich", meinte er betrübt. „Ich komme nicht mehr drauf. An eins erinnere ich mich jedoch noch, daß alle meine Arbeiten ohne Ausnahme Gedächtnisangelegenheiten waren. Um es kurz zu machen: ich bekam nacheinander meine sämtlichen noch unveröffentlichten Sachen zurück. Aber die Presse machte mir zuerst noch einen fürchterlichen Stunk."

Unser Zug lief in Aylesbury ein. Mein Gefährte stand auf und nahm seine Sachen aus dem Gepäcknetz. Auf dem Trittbrett wandte er sich noch einmal an mich:

„Na, nun wissen Sie's. Für mich war es eine abscheuliche Angelegenheit, aber wenn Sie rein literarisch Gebrauch davon machen können, soll mir's recht sein. Guten Tag, mein Herr."

Ich hatte noch vier Stationen vor mir, und während dieser Zeit wälzte ich seine Beichte in meinem Hirn. Der Mann war mir vollkommen ehrlich vorgekommen, die Geschichte, so wie er sie erzählte, schien auf Wahrheit zu beruhen.

Aber was mich am meisten beunruhigt, ist das zwar vage, aber furchtbar hartnäckige Gefühl, daß ich irgendwann und irgendwo diese Geschichte schon einmal im Druck gesehen habe. Können Sie mir sagen, wo?

(Berechtigte Übersetzung von Carl Wehner.)

SPORT UND GESELLSCHAFT

Die erfolgreichste deutsche Turnierreiterin dieses Jahres.
Die Berliner Reiterin Frau Käte Franke konnte auf dem Dortmunder Reit- und Fahrturnier (22.—27. Oktober) große Erfolge verzeichnen und belegte damit den ersten Platz unter den deutschen Turnierreiterinnen. Unser Bild zeigt sie bei einem schönen Sprung mit ihrem ausgezeichneten Springer „Hartherz".

Links:

Der älteste Sohn des letzten österreichisch-ungarischen Monarchen als Student in Löwen.
Erzherzog Otto vor der Löwener Universität nach seiner Immatrikulation bei der philosophischen Fakultät. Die Exkaiserin Zita ist wegen des Studiums ihres Sohnes in Belgien von ihrem Wohnsitz Lequeitio (Spanien) in das ihr vom Marquis de Croix zur Verfügung gestellte Schloß Steenockerzeel bei Brüssel übergesiedelt. Sie führt nun den Titel einer Herzogin de Bâle, ihr Sohn den eines Herzogs de Bâle.

Rechts:

Königinmutter Emma der Niederlande bei einem Spaziergang in Berchtesgaden.
Die Königinmutter, eine geborene Prinzessin zu Waldeck-Pyrmont, die jetzt im 72. Lebensjahre steht, Witwe des 1890 verstorbenen Königs Wilhelm III., stattete während ihres Kuraufenthalts auch dem bayrischen Kronprinzen Rupprecht einen Besuch ab.

Im Kreis:

Generalkonsul Karl Stollwerck,
Seniorchef der Stollwerck-Schokoladenfabrik, Gebrüder Stollwerck A.-G., der die Oberleitung über die Gesamt-Unternehmungen der Firma in Köln, Berlin, Wien, Preßburg, Budapest und Kronstadt (Rumänien) führt, konnte am 6. November seinen 70. Geburtstag begehen.

Der bekannte Herrenreiter A. v. Borcke zieht sich zurück.
Herr A. v. Borcke, der viele Pferde zum Siege geführt hat, will sich nun vom Rennreiten zurückziehen und sich in Zukunft nur noch als Trainer betätigen.

Ein Tennismeister hat's nicht leicht!
Die Siegestrophäen sollen blank bleiben — darum putzt nun zur Zeit der Winterruhe Hans Moldenhauer, der deutsche Tennismeister, die Zeugen seines Ruhms.

EIN LANDHAUS FÜR DEN MITTELSTAND

HAUS ANKER IN BERLIN-ZEHLENDORF

ERBAUER: ARCHITEKT B. D. A. GEORG HONOLD

Malerisch steht im Garten das schlichte Haus, das sich der Kunstmaler und Radierer Hanns Anker in Berlin-Zehlendorf hat bauen lassen. Die Form dieses Künstler-Eigenheims ist nicht letzter Schrei der Baumode, aber die gefällige Ruhe seiner Architektur sichert fortdauernden Wert über Stile des Tages hinaus.

Das Landhaus wurde für eine verhältnismäßig geringe Bausumme (30000 Mark) erstellt und ist doch mit allersolidesten Baumitteln ausgeführt und in der Raumverteilung, Ausnutzung der Baufläche und allen seinen Einrichtungen durchaus zweckmäßig und modern eingerichtet. Also wurden die Räume günstig zueinander gelegt, da nur mit einer Hausgehilfin gerechnet wird: selbstverständlich aus Platzersparnisgründen eingebaute Schränke: Berücksichtigung der Sonnenlage für die Wohnräume: Warmwasseranlage, Zentralheizung usw. Vorhandene Einrichtungsbestände wurden vom Architekten durch neue Möbel geschickt ergänzt.

Den Hauptraum des Obergeschosses nimmt das große Atelier ein, das bei anderer Verwendung auch in zwei Wohnräume umgewandelt werden kann. Hier liegen außer dem Schlafzimmer und Umkleideraum auch das Bad und der Balkon. Über dem Atelier ist das Dach als Flachdach mit Oberlicht und Sonnenbad gebaut. Im Erdgeschoß wurden Diele, Küche, Wohn- und Eßzimmer (mit Wintergarten und Veranda) untergebracht. Der geräumige Keller enthält die Waschküche, die Heizungsanlage und Aufbewahrungsräume. Alles in allem: ein Eigenheim für eine mehrköpfige Familie, das die Nützlichkeiten moderner Bauweise mit behaglicher Wohnlichkeit verbindet und dabei doch billig zu bewirtschaften ist.

Landhaus Anker in Berlin-Zehlendorf.

Fremdenzimmer im Dachgeschoß.

Der Eingang.

Das Eßzimmer im Erdgeschoß.
Daran schließen sich Veranda und Wintergarten.

Betonte Körperformen

SPEZIALAUFNAHMEN VON UNSERER WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK DURCH ATELIER ZIMMERAUER, WIEN

Oben links: Das jetzt so beliebte Fregolikleid aus beigefarbenem Tweed mit brauner Persianergarnitur: Vormittags stellt es ein Kostüm dar mit seitlich abknöpfbarem Rock zu einer beigefarbenen Bluse.

Oben Mitte: Dasselbe Kostüm entpuppt sich am Nachmittag als ein sehr elegant wirkendes, beigefarbenes Crêpe-de-Chine-Kleid mit schicker Jacke.

Oben rechts: Das eng anliegende Prinzeßkleid, mit ungleichem, nicht zu langem Rock, verlängert die Figur. Apart ist dazu die beigefarbene, blau-rot gestickte Kragen- und Manschettengarnitur.
Modelle: Weiß & Krauß, Wien.

Links: Renée Peter in braunem, rot-gelb gemustertem Moirékleid mit kleidsamer seitlicher Drapierung. Dazu brauner, mit indischer Ziege garnierter Seidenvelourshut. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Rechts: Die gestreifte Krawatte ist an Stelle des Schals getreten und wird seitlich schick gebunden. Der fesche aufgeschlagene Hut aus braunem Velours mit Pelzecken entspricht der Hutmode des Herbstes. Trägerin: Anny Venzl.

Hutmodelle: Johanna Löw, Wien.

„Die Bekehrung des Ferdinand Pistora".
Szene aus der Komödie von Frantisek Langer (deutsch von Otto Pick), die am 19. Oktober am Thaliatheater in Breslau zur Uraufführung gelangte.

Eine Herzogin spielt Theater.
Elisabeth Strickrodt, die frühere Herzogin von Anhalt, jetzige Gräfin zu Askanien, in ihrer Gastrolle als Barberina in dem historischen Lustspiel „Die Ballerina des Königs" von Rudolf Presber und L. W. Stein, das vom Trianontheater in Berlin aufgeführt wurde.

Ein Chinesendrama des jungen Dramatikers Gerhard Menzel.
Szene mit (von links aus) Erich Ponto als Chinesenführer Ching, Cara Guyl als Virginia und Wilhelm Kleinoschegg als englischer Konsul Taaske aus dem Schauspiel „Fern-Ost", das am 24. Oktober im Staatlichen Schauspielhaus zu Dresden uraufgeführt wurde. In diesem Stück wird in der östlichen Ruhe und der westlichen Geschäftigkeit der Gegensatz beider Welten zum Ausdruck gebracht. (Phot. Ursula Richter.)

Neu aufgebügelter Wedekind.
Kaschemmenszene aus der von E. Schönlank bearbeiteten Pantomime Wedekinds „Die Kaiserin von Neufundland" (Musik von Jaap Kool), uraufgeführt im Alten Theater zu Leipzig am 19. Oktober. Vorn in der Mitte: Thessa Wenk als Tierbändigerin Hulda; daneben auf der Treppe: Gerhard Ritter als Athlet Holthoff; ganz rechts, hinten stehend: Wilhelm Engst als Messerwerfer. (Phot. Atelier Pieperhoff.)

Max Reinhardt bringt einen neuen Shaw.
Deutsche Uraufführung der politischen Komödie „Der Kaiser von Amerika" von Bernard Shaw am Deutschen Theater in Berlin am 19. Oktober: Werner Krauß als „Kaiser von Amerika" und Maria Bard als seine Geliebte Orinthia. (Phot. Zander & Labisch.)

VON DEN BÜHNEN

Wissen und Leben

Ein Zeuge bewegter Geschichte:
Die Janitscharenplatane im Serail von Konstantinopel.

Patriarchen der Platane.

Fast überall in Süddeutschland und Österreich erfreut man sich in Stadtanlagen und Kurgärten der einen oder anderen großen Platane und schätzt an diesem von fernher gekommenen Baum mit Recht seinen weit ausladenden Wuchs, die elegante und malerische Form seiner Krone und den tiefen Schatten, den eine Platanenallee bietet. Allerdings hat gerade dieser Baum, den die einen für einen Gast aus Nordamerika, die anderen für einen Orientalen halten, auch seine Gegner in der Gärtnerwelt. Er belaubt sich unter allen Parkbäumen am spätesten, und — was allerdings wenig bekannt, wenn auch ziemlich häufig ist — er erzeugt Entzündungen der Schleimhäute. Der Aufenthalt unter jungbelaubten Platanen ist nicht ganz unbedenklich; die jungen Triebe sind mit Drüsenhaaren bedeckt, die leicht abfallen und zu Reizungen der Atemorgane Anlaß geben können. Die Platane ist überhaupt ein merkwürdiges Geschlecht, das einzige in seiner Familie und als solches auf der ganzen Erde auch nur in wenigen Arten (Platanus orientalis, P. occidentalis und P. cuneata) verbreitet, also ein isolierter, sehr alter und aussterbender Typus, gewissermaßen ein „Urbaum", der, mit seinen auf verschiedene Bäume verteilten, durch den Wind im Mai befruchteten Blüten seit der Kreidezeit in Amerika heimisch, zu den ältesten Laubbaumtypen der Pflanzenwelt überhaupt gehört. Die westliche Art, kleiner und an den dreilappigen Blättern kenntlich, kam auch von dort zu uns, die orientalische aber ist die eigentliche Riesenplatane; schon im Altertum als der schönste Baum des Morgenlandes gepriesen, mutet sie mit ihrer gelbgrünen Schilferrinde und den großen fünflappigen Blättern ganz fremd in unserer Flora an. Merkwürdigerweise bildet die dritte Art (P. cuneata) im Kaukasus nur Sträucher. Wir pflanzen vorwiegend die amerikanische Art an, da sie weniger frostempfindlich ist; die Römer dagegen importierten mit Vorliebe den orientalischen Baum, von dem sie erzählten, er sei das erste fremdländische Gewächs gewesen, das nach Italien gekommen sei. Und so kommt es, daß gerade die schönsten und gewaltigsten aller bekannten orientalischen

Gigantische Wucht in jugendfrischem Wuchs: Eine der alten Riesenplatanen von Cannosa in Dalmatien. Die ausgebreiteten Arme der sieben Männer deuten den Umfang des Stammes an.

Platanen nicht in ihrer mittel- und vorderasiatischen Heimat stehen, sondern auf dem Boden des einstigen Imperiums. Für den ältesten Baum hält man die Janitscharenplatane zu Stambul; sie ist vielleicht der Baum, der die blutigste Geschichte auf Erden hat, obwohl ja auch sonst alle Völker Neigung hatten, Bäume als Gerichtsplatz zu wählen. Wo die Stätte der Akropolis und der ältesten Straßenzüge von Byzantion lag, auf dem ersten Hügel von Neu-Rom, errichteten später die Türken das „Serail", in dem alle früheren Sultane wohnten. Dort, überragt von der Hagia Sofia, steht immer noch die von manchen auf 2000 Jahre geschätzte, sicher wohl auf byzantinische Zeiten zurückgehende riesige Janitscharenplatane. Unter ihr versammelten sich seit der Eroberung Konstantinopels die Janitscharen bei ihren zahllosen Verschwörungen, hier wurde immer wieder blutiges Gericht über Verräter gehalten bis zu jenem schrecklichsten, als Mahmud II., um die lästige Prätorianergarde loszuwerden, sie hier 1826 versammelte, umzingeln und niederkartätschen ließ. 15000 Menschen sind an einem Tag unter jenem Baum gestorben. Vielleicht hat diese Barbarei die Platane so zerstört. Als ich sie 1928 sah, war sie eigentlich nur noch eine traurige Ruine. Ganz anders der Eindruck der beiden größten Platanen der Welt, an einer wahren Stätte des Friedens, verborgen im südlichsten Dalmatien und jahrhundertelang verschollen, bis sie erst jetzt bei der Wiederentdeckung des dalmatinischen Sonnenlandes für den Touristenverkehr die größte Beachtung finden. Das sind die Platanen von Cannosa, deren Maße in Europa wohl von keinem Baum übertroffen werden. Serpudina heißt der kleine malerische Hafen nördlich von Ragusa, in dem man landen muß, um die Kolosse zu besuchen, die man als wahres Baumgebirge schon von fernher an der bergigen Küste ragen sieht, die mit ihren vielen Zypressen und Palmen an die schönsten Gegenden Kleinasiens erinnert. Ein Dörfchen, heute Trsteno genannt, breitet sich um sie, und sie stehen gleichsam auf seinem Marktplatz auf einer aufgemauerten Terrasse. Seit wann schon? Natürlich mißt ihnen die Ortslegende tausendjähriges Alter bei; in Wirklichkeit dürften sie nicht älter als 600 Jahre sein. Trotzdem sind ihre Maße überwältigend. Der Stamm der größeren hat am Boden 25 Schritt Umfang, und sechs bis sieben Männer können ihn kaum umspannen. Von der nördlichsten Astspitze bis zum südlichsten Ende der Krone muß man 65 Schritt gehen. Dieses Wunder der Vegetation ragt mit seinen edelgrauen Stämmen kerngesund bis an dreißig Meter wie ein Turm empor; trotzdem erstreckt sich der überschattete Raum so in die Breite, daß der Dorfwirt der Gostiona dort schon für eine ganze Volksversammlung die Tische decken konnte. Friede, träumerische Einsamkeit, etwas wie die Stille einer Naturkirche, webt an diesem einzig schönen Platz. Eine Aussichtsterrasse läßt den Blick über die Küste und das Inselmeer sich verlieren. Dort dämmern die sagenhaften „Elaphiteninseln" des Plinius, hier grünt ein Hain von Johannisbrotbäumen und Feigen. Auf den Feldern blühen im Lenz Tausende von blauen Bisamhyazinthen, dazu rote Levkoien. Ein Wald riesiger Zypressen ragt düster, hohe Dattelpalmen, tiefer unten im Park ein Lorbeerwald, edelsilberschimmernde Eukalypten, hoher Bambus, sogar Kampferbäume zeugen von einem fast tropischen Klima dieses gesegneten Erdenwinkels. Wie ein schönstes Gemälde von Rottmann liegt diese Landschaft da, gleichsam mit feinster malerischer Kunst komponiert, um die Harmonie der Welt darzustellen. Tausende von Blütenkugeln zittern über uns im Geäst der Baumgiganten, tiefe Stille breitet sich über diese Symphonie von üppigster Flora, leuchtenden Blumen, Waldesgrün, Blauhimmel und tiefblauem Südmeer. Die Riesenplatanen von Cannosa sind sicher eine der Stellen, wo Europa, wo vielleicht sogar die Erde am schönsten ist. Dr. h. c. R. Francé.

Neuartige Metallpatinierungen und Kristalle.

(Zu den farbigen Abbildungen auf Seite 649.)

Die Württembergische Metallwarenfabrik in Geislingen hat sich dadurch eine Sonderstellung auf dem deutschen, ja auf dem Weltmarkt gesichert, daß sie sich nicht mit Leistungen begnügt, die als branchenmäßig geläufig zu gelten haben, daß sie nicht nur das produziert, was überall produziert wird, sondern auch mit Erfolg in technisches Neuland vorstößt. Die nach Entwürfen führender Künstler, wie Riemerschmid, Breuhaus, Haustein usw., ausgeführten Arbeiten (Vasen, Schalen und namentlich Lichtträger) übertreffen an Schönheit der Farben und Feinheit der Ornamentik, nicht zuletzt dank einem speziell dafür erdachten handwerklichen Veredlungsverfahren, die berühmten altasiatischen Metallpatinierungen. Ohne Übertreibung darf man behaupten, daß diese der Württembergischen Metallwarenfabrik geschützte Kunst des Metallfärbens eine außerordentliche Bereicherung für unser gesamtes Kunstgewerbe bedeutet. Mit Genugtuung hört man, daß diese technisch wie künstlerisch gleich hervorragenden Arbeiten überall im kunstverständigen Ausland hochgeschätzt werden. — Eine andere beachtenswerte Neuheit ist das mehrfarbig inkrustierte Kristall, das sogenannte Ikora-Kristall. Bisher kannte man nur weißes, einfarbiges, irisierendes und durch geschliffenen Übergang farbig ornamentiertes Kristall. Die Kunst, Glas von allen wünschenswerten Farben beliebig durchströmen zu lassen, ist nun nach langjährigen Experimenten zu hoher Vollendung gebracht worden. Es handelt sich also um eine glastechnische Errungenschaft von außergewöhnlicher Tragweite. Die aus dem neuen Ikora-Kristall gearbeiteten Gegenstände sind von schlechthin unvergleichlicher koloristischer Pracht. Man vermeint zunächst, chinesische Keramiken mit besonders leuchtkräftigen und interessant behandelten Überlaufglasuren vor sich zu haben, entdeckt dann aber, daß das Material dieser Vasen und Schalen eine Transparenz aufweist, wie sie eben nur dem Glas eigen ist. Kein anderes Material und keine andere Technik ermöglicht einen so unerhörten Reichtum an Nuancen. Am großartigsten kommt die neue geheimnisvolle Technik wohl bei großen Vasen zur Geltung, die als Lichtträger ausgebildet sind: Läßt man im Innern derartiger Beleuchtungskörper, die übrigens in ihrer schweren Massigkeit fast unzerbrechlich sind, eine Glühbirne erstrahlen, so gewinnt das Farbenkristall ein seltsames, zauberhaftes Leben. — Daneben aber sind die anderen Kristall-Spezialitäten der Württembergischen Metallwarenfabrik nicht zu vergessen: in weißem Bleikristall fertigt die Firma allerlei sehr geschmackvolle Muster nach neuen Künstlerentwürfen. Von apartem Reiz ist auch das lichtblau schimmernde Azur-Kristall ebenso wie das irisierende Myra-Kristall, das in allen Farben des Regenbogens schillert; von Künstlerhand entworfene neue Formen für Vasen, Schalen und Beleuchtungskörper lassen die bis zu den dunkelsten Bronzetönen reichende Skala der opalisierenden Nuancen zu glänzender Wirkung kommen. H. M.

Vorbeugen ist besser als heilen!

Die Chirurgie und Orthopädie hat uns gelehrt, daß gewisse Deformitäten durch Vererbung in den sich folgenden Generationen immer wieder auftreten (z. B. Klumpfuß, Hüftgelenkverrenkung, Rückgratverkrümmung usw.). In gesunde Familien können derartige Fehlformen durch Einheirat eingeschleppt werden. Wenn uns auch die Erblehre die tröstliche Versicherung gibt, daß durch Vererbungsvorgänge solche Erbeigenschaften wiederausgelöscht werden können, so lehrt sie uns doch auch, daß die Anfälligkeit für eine bestimmte Deformität durch Einheirat vermehrt werden kann, wenn in

beiden Familien bereits Deformitäten nachweisbar sind. Kinderarzt und Orthopäde haben daher die Pflicht, auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen und darauf hinzuweisen, daß verschiedene ererbte Deformitäten sich nicht nur kombinieren können, sondern daß auch eine Deformität gewissermaßen die andere auszulösen vermag. Wir wissen ferner, daß Gifte, wie Alkohol, Nikotin, Syphilisgift, die Keimzellen beeinflussen können, und daß deren geschädigte Entwicklungskraft Ausfallserscheinungen im entstehenden Individuum zur Folge haben kann, die vor allem das Zentralnervensystem betreffen (Lähmungen usw.). Die entsprechende Aufklärung gehört mit in das Gebiet der Verhütung, ebenso wie die sorgfältige Überwachung des keimenden Lebens — die Hygiene der Schwangerschaft — soweit die Entwicklung des Embryos überhaupt zu beeinflussen ist. Wenn auch einerseits die Lehre von der Vererbung zeigt, daß die Entwicklung des Einzelwesens mit einer fast an Unabänderlichkeit grenzenden, ehernen Gesetzmäßigkeit schon im Mutterleibe festgelegt ist, so erscheint es doch andererseits — wie Prof. Spitzy in der Wiener klinischen Wochenschrift kürzlich betonte — nicht ausgeschlossen, daß bei einer durch Generationen fortgesetzten günstigen Beeinflussung durch vernünftige Hygiene der Körperausbildung eine Hebung des körperlichen Gesamtzustandes erreicht werden kann. Jedenfalls haben kräftige, gesunde Menschen mehr Aussicht, ebensolche Kinder zu bekommen, als schwächliche, weniger gut entwickelte — denn diese sind zum mindesten infolge ihrer geringeren Widerstandskraft viel mehr den Einwirkungen von Krankheiten ausgesetzt, die nicht nur ihren eigenen Körper, sondern infolge Schwächung ihrer Keimzellen auch ihre Nachkommenschaft zu schädigen vermögen. Wenn wir also auch nichts absolut Sicheres für die körperliche Ertüchtigung der nächsten Generation tun und erwarten dürfen, so ist doch die Durchführung einer gründlichen körperlichen Erziehung der gegenwärtigen Generation als Prophylaxe gegen Fehlwuchs eine unabweisbare Forderung. Es kann ja doch aus einem in den Keimzellen für seine Weiterentwicklung an ein ererbtes Entwicklungsziel sozusagen gebundenes Individuum unter verschiedenen Umweltverhältnissen ein sehr verschiedener Mensch erwachsen. Die günstigste Entwicklungsmöglichkeit wird nur bei wenigen Menschen erreicht — sehr viele verkümmern durch Mangel an Pflege, durch Armut oder Unvernunft der Erzieher. Es sei nur erinnert an die hochgradigen Brustkorbverbildungen und die Schädigung der inneren Organe durch das früher übliche „Schnüren" der Frauen, andererseits an die kräftige Entfaltung des Brustkorbes bei Menschen, deren Beruf die freie Entwicklung der Lungen bei großem Luftbedarf begünstigt (Schwimmer, Sänger, Bergsteiger). Wenn man die körperliche Erziehung als Vorbeugung gegen orthopädische Erkrankungen bezeichnet, so denkt man in erster Linie an die Fehlformen, die während des Wachstums entstehen: Fehlhaltungen, Knochenverbiegungen. Es ist aus der Völkerkunde bekannt, daß die Chinesen den Mädchen in frühester Kindheit die Füße in bestimmter Richtung mit Binden umschnürten, um die Ferse den Zehen zu nähern und so einen möglichst kleinen Fuß zu erzielen. Nur durch eine sehr früh einsetzende, konsequente Durchführung dieser Bandagierung erreichten sie ihr Ziel. So lassen sich umgekehrt auch angeborene Mißbildungen (z. B. Klumpfüße) durch eine möglichst bald nach der Geburt einsetzende Behandlung am besten beheben. Vom orthopädischen Standpunkt aus ist besonders die Haltungsform des Säuglings interessant und wichtig — Kopf, Hals und Körper bilden in den letzten Embryonalmonaten einen Bogen, die Glieder sind in den Gelenken gebeugt; der Säugling nimmt im Schlaf noch immer die ihm gewohnte, vorgeburtliche Haltung ein (ebenso kehren auch im späteren Leben Wirbelsäule und Gliedmaßen bei entzündlichen und anderen schmerzhaften Erkrankungen in diese ursprüngliche „Anlagestellung" zurück!). Die Wirbelsäule des liegenden Säuglings ist außerordentlich biegsam; sie paßt sich vollständig der Unterlage an. Darum ist größter Wert auf eine zwar elastische, aber glatte Unterlage zu legen (Roßhaarmatratze, nicht Federbett!). Beim Versuch, den Säuglingskörper aufzusetzen, krümmt sich sofort die Wirbelsäule, deshalb sind derartige Versuche ebenso zu unterlassen wie das Herumtragen auf dem Arm in sitzender Stellung. Das Kind wird sich bestimmt allein aufrichten, wenn es sein Körperzustand erlaubt; erleichtern kann man ihm die aktive Aufrichtung jedoch dadurch, daß man es in Bauchlage bringt. Aus dieser Lage wird es erst Kopf, dann Oberkörper heben und schließlich zu kriechen anfangen — alles Vorübungen für die Körperaufrichtung, die das normale Kind am Ende des 1. Lebensjahres vollziehen soll. Falscher Ehrgeiz der Eltern, der diese Entwicklung beschleunigen will, wird in den meisten Fällen dem Kinde nur Schaden bringen. Dr. S. Hupfer.

Eine neue Theorie der Vulkanausbrüche.

Die Temperatur des Erdinnern kennen wir nicht. Die Schächte und Bohrlöcher reichen selten über ein Kilometer hinab und nur ganz ausnahmsweise bis zu zwei Kilometern. Das ist so, als wenn man von einem Apfel noch nicht einmal die Schale durchbohrt hätte. Von den tiefsten Bohrlöchern weiß man, daß in ihnen die Temperatur mit der Tiefe zunimmt, und zwar steigt sie auf ungefähr je 33 Meter um einen Grad. Ob diese Steigerung in größeren Tiefen sich in annähernd gleicher Weise fortsetzt, darüber kann man nicht das geringste aussagen. Immerhin besteht die Tatsache, daß vom Innern der Erde nach außen Wärme strömt, die sich dann an der Erdoberfläche verliert. Die Erde gibt also dauernd beträchtliche Mengen von Wärme nach außen ab. Daraus hat man früher geschlossen, daß die Erde sich abkühle. Man hat sogar die Schnelligkeit dieser Abkühlung berechnet und eine ganze rück- und vorausschauende Erdentwicklungsgeschichte auf dieser Hypothese aufgebaut. Aber diese ganze Anschauung ist heute aufs schwerste erschüttert. Diese Erschütterung ist der Radiologie zu verdanken. Wir wissen heute, daß alle radioaktiven Stoffe unausgesetzt Wärme erzeugen. Wir wissen jetzt auch, wieviel an radioaktiven Stoffen in den oberen zwei Kilometern der Erdkruste enthalten sind, und können daraus berechnen, daß, wenn die Beimischungsstärke dieser Stoffe sich auch nur bis zu 10 km Tiefe fortsetzt, die Erde ebensoviel Wärme erzeugt, wie sie verliert. Setzt sie sich noch über 10 km hinaus fort, so erzeugt die Erde sogar mehr Wärme, als sie abgibt, das heißt, sie wird immer wärmer. Auf dieser Erwägung hat der berühmte englische Geophysiker J. Jolly in einem kürzlich von ihm in London unter dem Titel „Radioactivity and Geology" veröffentlichten Buch eine sehr geistreiche neue Theorie über die trotz allem, was darüber geschrieben, ihrem Wesen nach noch immer so dunklen Ursachen der Vulkanausbrüche aufgebaut. Die radioaktiven Stoffe, sagt er, sind nicht gleichmäßig in der Erde verteilt. An einigen Stellen sind sie spärlich vertreten, während sie anderwärts in großen Mengen vorkommen. Daher kann es leicht geschehen, daß sie an einigen Stellen in genügend großer Menge angehäuft sind, um allmählich jene gewaltige Temperatur von 1200 bis 1300 Grad anzusammeln, bei der der Basalt schmilzt. Geschmolzener Basalt nimmt nun einen größeren Raum ein als fester. Die aus der Schmelzung sich ergebende Ausdehnung muß einen Druck hervorrufen, der dort, wo sich Risse in der Erdkruste darbieten, die geschmolzenen Massen nach außen schleudert. Das, sagt Jolly, ist das, was wir einen vulkanischen Ausbruch nennen. Mag sich diese Theorie Jollys als richtig erweisen oder nicht, so viel steht fest, daß die Radiologie ganz neue Möglichkeiten, der Frage der Vulkanausbrüche näherzutreten, geboten hat. Prof. Dr. W. Anderssen.

Eine neue Lehr- und Forschungsstätte der Elektrotechnik.

Am 28. Oktober wurde das im Laufe der letzten drei Jahre errichtete elektrotechnische und physikalische Institut der Technischen Hochschule in Aachen seiner Bestimmung als Lehr- und Forschungsstätte übergeben. Mit diesen umfangreichen Neubauten erhielt auch die einzige Hochschule Westdeutschlands die Mittel, sich in noch höherem Maße als bisher an den Forschungsarbeiten auf diesen im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehenden Gebieten beteiligen zu können. Schon in den letzten Jahren waren aus Aachen bedeutende Forschungsergebnisse zu melden. Insbesondere ist die Entwicklung des Kathodenoszillographen durch Prof. Rogowski zu erwähnen, mit dem elektrische Vorgänge von kürzester Zeitdauer bis herab zu einer milliardstel Sekunde aufgezeichnet und somit der näheren Untersuchung zugänglich gemacht werden können. Mittels dieses Apparats gelang es z. B., einen für die Praxis außerordentlich aufschlußreichen Einblick in das Wesen des elektrischen Durchschlags zu tun sowie zum erstenmal die an Hochspannungsleitungen auftretenden Wanderwellen photographisch aufzuzeichnen. Ferner ist die Erfindung eines außerordentlich einfachen Meßinstruments für hohe Spannungen durch den Leiter des Physikalischen Instituts, Professor Starke, zu erwähnen. Das neue Institut ist mit allen Einrichtungen ausgestattet, die zu einem erfolgreichen Unterrichten und Forschen notwendig sind. Insbesondere ist das mit Transformatoren der Hochspannungsgesellschaft Köln (Prof. Fischer) ausgerüstete Eine-Million-Volt-Prüffeld hervorzuheben, in dem sich Hochspannungsversuche bis zu den größten Ausmaßen vornehmen lassen. Eine umfangreiche, von der Firma Siemens & Halske gelieferte Stromverteilungs- und Experimentieranlage ermöglicht es, den zahlreichen Arbeitsplätzen sowie den einzelnen Laboratorien mit Hörsälen jede beliebige Stromart und Spannung zuzuführen. Ferner sind Einrichtungen vorgesehen, um Hochspannungsversuche auch in freier Luft vornehmen zu können.

Aus einer neuen Forschungsstätte, dem elektrotechnischen und physikalischen Institut der Technischen Hochschule in Aachen.
Oben: Die Kathederwand des großen Hörsaals. — Links: Prüffeld für 1 Million Volt Spannung.

DER KRIEG IM DUNKELN

(SCHLUSS VON SEITE 632)

Zu Beginn des Krieges waren die Geheimtinten primitiv genug. Man benutzte den Saft einer Zwiebel oder Zitrone oder Milch, Speichel, ja sogar Urin und tauchte den Brief zur Sicherheit vor dem Beschreiben in eine schwache Lösung von Ammoniak oder Hypersulfat, die das Sichtbarmachen der Schrift durch Joddämpfe verhindern sollte. Später gebrauchte man chemische Tinten, über deren komplizierte Zusammensetzung sich die fähigsten Chemiker der Welt den Kopf zerbrachen. Diese Tinten trug der Agent in unauffälliger Form als harmlose Toilettenseife, Parfüm, Pomade, Mundwasser bei sich, ferner versteckt in Schnürsenkeln und Kragen. Eines Tages fiel den französischen Geheimagenten auf, daß eine verdächtige Persönlichkeit, die in einem Luxushotel in den Champs-Elysées wohnte, niemals die Taschentücher in die Wäsche gab. Man verstand es, dem Mann eins seiner sorgfältig behüteten Taschentücher zu entwenden, an deren Stelle man ein anderes von gleichem Aussehen placierte. Das erbeutete Taschentuch wurde dann im Laboratorium einer genauen chemischen Analyse unterzogen. Nach dreimonatigen Versuchen entdeckte Monsieur Bayle, daß das Taschentuch Geheimtinte in einer gänzlich neuen Zusammensetzung enthielt. Von dem präparierten Taschentuch wurde durch Eintauchen dem Wasser nur ein Hunderttausendstel Milligramm der chemischen Substanz mitgeteilt, aber das genügte vollkommen, um durch katalytische Reaktion die deutlichste Schrift entstehen zu lassen. War eine Tinte entdeckt, was dem Gegner meist erst nach mühevollen Versuchen gelang, so erschien binnen kurzem wieder eine neue, noch schwerer zu entwickelnde Geheimtinte auf dem Plan. Der französische Chemiker Bayle, in dessen Laboratorium der Kampf gegen die feindlichen Geheimschriften geführt wurde, erfand selbst im Mai 1918 eine auf gewissen elektrochemischen Vorgängen beruhende Geheimtinte, zu deren Sichtbarmachung allein vier verschiedene Reagenzflüssigkeiten in einer ganz bestimmten Reihenfolge angewendet werden müssen. Wird die Reihenfolge nicht richtig eingehalten, so bleibt die Schrift trotzdem unlesbar.

Als Zigarrenreisende traten im Sommer 1915 die beiden Holländer Janßen und Roos in England auf. Sie gaben aus den Hafenstädten Portsmouth, Chatham, Dover, Devonport Telegramme an die holländische Firma Dierks & Co. im Haag auf, die lauteten: „Senden Sie sofort 10000 Cabanas, 4000 Rothschilds, 3000 Coronas", was dem Empfänger sagte: „Im Hafen liegen 10 leichte Kreuzer, 4 Schlachtschiffe, 3 Zerstörer." Oder: „Senden Sie 1200 Havannas Nr. 2, 600 dito Nr. 3 und 2000 halbe Coronas", was bedeutete: „Im Hafen befinden sich zur Zeit 12 Schlachtkreuzer, 6 Kreuzer und leichte Kreuzer und 20 U-Boote." Als Code benutzten sie einen einfachen illustrierten Zigarrenkatalog einer Zigarrenfirma, dessen Worte und Zahlenangaben vereinbarte Bedeutungen enthielten. Der Trick war nicht ungeschickt, hätten sie ihre telegraphischen Ordern aus London oder einer anderen Großstadt gesandt. Die Bestellungen aber riesenhafter Quantitäten von Zigarren ausgerechnet nach den vorwiegend von Matrosen bevölkerten Hafenstädten mußte natürlich bei der Zensurbehörde sofort Verdacht erregen, die ganz gut wußte, daß der englische Matrose alles andere ist, nur kein Zigarrenraucher. Diese Unbedachtsamkeit führte zur Entdeckung der beiden Spione, die zum Tode verurteilt und gemeinsam im Tower von London erschossen wurden. Den gleichen verhängnisvollen Kunstfehler beging der Peruaner Hurwitz y Zender, der im Juni 1915 von Newcastle und Glasgow aus Telegramme nach Christiania (Oslo) sandte, in denen er große Mengen von Sardinen in Öl bestellte, wobei er jedoch nicht bedachte, daß im Sommer Sardinen überhaupt nicht im Großhandel gehandelt werden. Sein Code war eine gewöhnliche Preisliste für Fischkonserven. Seine Telegramme fielen daher der englischen Postüberwachungsstelle sofort auf, und als sich obendrein herausstellte, daß der Empfänger seiner Ordern eine Person war, die täglich mit dem deutschen Konsul in Christiania zusammentraf, wurde der Sardinenhändler verhaftet. Auch er wurde im Tower erschossen.

Die Morsezeichen waren ebenfalls beliebt zur geheimen Nachrichtenübermittlung, und es kam nur darauf an, sie in geschickter Weise vor unberufenen Augen zu verbergen. So fand die deutsche Grenzkontrolle bei einem verdächtigen Reisenden ein Hemd, dessen Saum nach dem Morsesystem genäht war und eine wichtige militärische Meldung enthielt. In dem Museum des War Office zu London befindet sich eine photographische Vergrößerung eines Plans von Amsterdam, dessen Original die Größe einer Postkarte hat und in einem Brief durch die Post befördert worden war. In diesem Plan waren die Straßenbahnlinien anscheinend durch fortlaufende Linien angegeben. Erst die photographische Vergrößerung zeigte, was das bloße Auge nicht erkennen konnte, nämlich, daß diese Linien aus einzelnen Punkten und Strichen nach dem Morsesystem bestanden und eine auf die militärischen Operationen bezügliche Nachricht enthielten. Diente in diesem Falle das photographische Verfahren dazu, einen Trick zu enthüllen, so wurde es jedoch auch andererseits dazu benutzt, einen Trick zu verbergen. Das betreffende Geheimdokument wurde auf mikrophotographischem Wege zu einer winzigen Photographie reduziert und diese auf die Fingernägel übertragen. Darauf wurde sie mit einem rosa Lack, wie er in den Manikure-Salons angewendet wird, unsichtbar gemacht. Kann man dies Verfahren bereits genial nennen, so stellt folgender Trick wohl den Gipfel der Raffiniertheit dar. Der Agent schrieb mit einer besonderen unsichtbaren Tinte seinen Bericht auf ein Blättchen aus Glimmer, das noch dünner ist als das feinste Zigarettenpapier und durchsichtig wie Glas. Dies Blättchen klebte er dann auf die Gläser seiner Brille, setzte sich diese auf die Nase und schaute durch seinen eigenen unsichtbaren Geheimbericht unverfroren dem Kontrollbeamten an der Grenze in die Augen.

W. L.

ZUM NACHDENKEN

Zahlenrätsel.

				1	1	9	3	9	2	2				
					15				5					
					6				7					
					8				9					
3	5	7	9	10	9	4		5	5	7	9	11	2	6
	4												12	
	3												17	
	9												9	
7	12	4	7	11	9	8		9	13	2	14	3	6	10
					7				15					
					1				5					
					9				3					
				11	5	2	2	16	9	12				

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: Wagerecht: 1—2 Drama von Grillparzer, 3—4 Turnerabteilung, 5—6 Stadt in Sachsen, 7—8 weiblicher Vorname, 9—10 deutscher Tondichter, 11–12 deutscher Schriftsteller; senkrecht: 1—4 Metallgeld, 2—5 Völkerstamm, 3—7 mehrere Stücke von Wild, 6—10 Gebirgszug in Europa, 8—11 Gefäß, 9—12 Hindernis beim Pferderennen. Die Buchstaben an Stelle der fett gedruckten Zahlen ergeben Bauten Altägyptens.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 Stadt in Südtirol, 4 Teil des Tierfußes, 5 Schiffsteil, 7 Speisegerät, 10 Sachunkundiger, 12 Arzneipflanze, 15 deutsche Stadt, 16 Teil des Theaters, 17 Vogel, 19 rhythmische Bewegungsart, 20 Fluß in Frankreich, 23 Angehöriger eines großbritannischen Volkes, 24 Längenmaß, 25 Schankraum; senkrecht: 1 Urgrund einer Religion, 2 altspanischer Feldherr, 3 Sinnesorgan, 6 römischer Feldherr, 7 Raubvogel, 8 Saiteninstrument, 9 Hülsenfrucht, 10 seemännisch: vom Wind abgekehrte Seite, 11 linker Nebenfluß des Rheins, 13 Frau Jakobs, 14 linker Zufluß des Neckars, 18 Eingang, Tor, 21 geführter Schlag, 22 Untiefe, Wasserstrudel.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: an — ber — da — de — der — dril — ein — en — feh — gen — gie — gru — hee — i — leh — li — ling — lo — lo — me — mei — mi — mo — na — ner — nie — o — o — os — re — rer — ri — rin — sa — se — send — ster — ta — tau — ter — ter — thel — ther — toch — to — um — um — ur — wald — wald — woh — zen — zo sind Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. 1 Verwandte, 2 Trauerspiel von Shakespeare, 3 wohlriechende Gartenpflanze, 4 Armeeführer im Weltkrieg, 5 Angehörige eines Orts, 6 europäisches Königreich, 7 Zahl, 8 mittelalterlicher Verzicht auf Rache, 9 Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 10 dreiläufiges Jagdgewehr, 11 Heilstätte, 12 Wärmemesser, 13 chemisches Element, 14 Jugenderzieher, 15 Lehre von den Tieren, 16 aromatische Pflanze, 17 österr. Dichter.

Homonym.

Er fällt vom Tisch, ist winzig klein,
und doch will er bestiegen sein!

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4418.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4416.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 5 Brei, 6 Graf, 7 Falte, 9 Lüge, 10 Daube, 13 Ader, 15 Raps, 17 Entwurf, 18 Korinth, 21 Peri, 22 Eile, 25 Ferne, 27 Lampe, 28 Radio, 29 Hupe, 30 Bart; senkrecht: 1 Trab, 2 Delta, 3 Kreis, 4 Lage, 8 Eden, 9 Lear, 11 Arterie, 12 Brunnen, 14 Decke, 16 Pfuhl, 19 Orfe, 20 Tier, 21 Pumpe, 23 Eidam, 24 Gaul, 26 Wirt.

Gleichung: (Hera — a) + (Mehl — h) + (Inn — n) = Hermelin.

Silbenrätsel: 1 **Darius**, 2 **Antigone**, 3 **Wesel**, 4 **Opal**, 5 **Drama**, 6 **Infanterist**, 7 **Eifel**, 8 **Edith**, 9 **Hürde**, 10 **Rudolf**, 11 **Firmament**, 12 **Ural**, 13 **Raleigh**, 14 **Champagne**, 15 **Tartüff**. — Da, wo die Ehrfurcht fehlt, fehlt alles.

Rebus: Man beginne mit den Rebusteilen, die über den einstreifigen Strahlen stehen, dann folgen die zwei- und zuletzt die dreiteiligen Strahlen. Als Text ergibt sich: Was sich soll klären, / das muß erst gären.

Skat-Aufgabe.

Mittelhand hat folgende Karten:

Er spielt auf diese Karte Kreuz-Solo aus der Hand und verliert. Im Skat liegen Herz 8 und 7.

1. Wie sind die restlichen Karten verteilt?
2. Wie ist der Spielverlauf?

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

ß.

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4418 ☆ 14·NOV·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Fresken aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Bei den Restaurationsarbeiten im erzbischöflichen Palaste in Mailand wurden wertvolle Fresken aus dem 15. Jahrhundert aufgefunden. Dieselben waren durch Malerei aus jüngerer Zeit verdeckt. Nach Entfernung der Tünche kamen sie zum Vorschein. Nahe der Treppe, die aus der Vorhalle zu den Wohnräumen des Erzbischofs führt, wird ein Fresko, die Darstellung des heiligen Ambrosius, restauriert, das gleich anderen Resten im Palaste einer Malerei des Quattrocento entstammt.

Neue deutsche Wohlfahrtsbriefmarken. Die vorjährigen Wohlfahrtsbriefmarken der Reichspost haben nach einem Bericht der Reichsgeschäftsstelle der Deutschen Nothilfe, Berlin W. 8, Wilhelmstraße 62 einen Ertrag von mehr als 800000 RM. für die Wohlfahrtspflege ergeben. Seit 1. November 1929 sind wiederum 5 Wohlfahrtsbriefmarken im Umlauf, die durch die Reichspost bis zum 15. Januar 1930 verkauft werden und bis zum 30. April 1930 im Kurs sind. Zur Ausgabe gelangen in diesem Jahr Marken im Frankierungswert von 5 Pfg. zum Preise von 7 Pfg., von 8 Pfg. zu 12 Pfg., von 15 Pfg. zu 20 Pfg., von 25 Pfg. zu 35 Pfg. und von 50 Pfg. zu 90 Pfg. Ein Markenheftchen und Bildpostkarten mit eingedruckter 8 Pfg.-Wohlfahrtsmarke gelangen außerdem zum Verkauf. Der Reinertrag soll diesmal in erster Linie zur Kräftigung der Jugend Verwendung finden.

Weltreise 1930. Der 20000 B.-R.-T. große Luxusdampfer „Resolute" der Hamburg-Amerika Linie, der seit sechs Jahren regelmäßig in der Zeit von Anfang Januar bis Ende Mai eine Vergnügungs- und Erholungsreise um die Erde durchführt, wird auch Anfang 1930 eine Weltfahrt unternehmen. Diese beginnt am 6. Januar in Neuyork und führt durch den Atlantik über Madeira nach Gibraltar, Villefranche und Neapel. In den beiden letzteren Häfen begeben sich die europäischen Teilnehmer an Bord. Sodann fährt die „Resolute" nach Griechenland, Palästina, durch den Suez-Kanal, nach den Hafenplätzen Indiens und Ostasiens, durch den Stillen Ozean zur nordamerikanischen Westküste und schließlich durch den Panama-Kanal zum Ausgangspunkt Neuyork zurück. In 140 Tagen werden auf dieser Reise 63 Städte in 33 verschiedenen Ländern besucht

(Fortsetzung auf Seite 666.)

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN WIEN BUDAPEST

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig bezogen werden.

NR. 4418. 173. BAND

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 RM. vierteljährlich bzw. 4.50 RM. monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 RM. Berechnung der Anzeigen nach dem Tarif.

14. NOVEMBER 1929

Weihnachts-Anzeiger

und insgesamt über 60000 km zurückgelegt. Von den Anlaufhäfen aus wird eine große Anzahl von Landausflügen unternommen, unter denen eine achttägige Überlandtour quer durch Indien hervorzuheben ist. Die europäischen Teilnehmer kehren nach dem Wiedereintreffen der „Resolute" in Neuyork mit einem fahrplanmäßigen Hapagdampfer in die Heimat zurück.

Internationale Eislauf-Konkurrenzen. Die Zuteilung der II. Winterolympiade an St. Moritz und die Erbauung des Eisstadions hat letzten Endes den stärksten Impuls zur Aufnahme eines großzügigen Sportbetriebes im Kunst- und Schnellauf gegeben und die gewaltige Arbeit, die im olympischen Jahre geleistet wurde, hat sich für St. Moritz reichlich gelohnt. In zielbewußter Fortsetzung seiner Bestrebungen zur Pflege des Amateureissportes brachte der Schlittschuh-Club, St. Moritz auch in dem der Olympiade folgenden Jahr internationale Kunstlaufen zur Austragung, die gute Beschickung aufzuweisen hatten. Der kommende Winter steht im Zeichen einer weiteren intensiven Förderung des Kunst- und Schnellaufsportes in St. Moritz. Ein Wiener Eissportfachmann wurde nach St. Moritz berufen. Die prachtvolle Anlage des Eisstadions wird der Schauplatz großer internationaler Veranstaltungen sein. Die ungünstige Verteilung der internationalen Meisterschaften zwingt dazu, diese Konkurrenzen verhältnismäßig spät anzusetzen. Dem internationalen Kunstlaufen für Herren und Damen um die Wanderpreise von St. Moritz, am 31. Januar 1930, wie auch dem am 17. und 18. Februar stattfindenden internationalen Schnellaufen wird bei dem regen Interesse, das diese beiden Veranstaltungen schon heute im Ausland finden, sicherlich ein schöner Erfolg beschieden sein. Die Konkurrenzen sind als Rahmenveranstaltungen ausgeschrieben und bieten allen Klassen von Eissportlern Gelegenheit, sich im Kampf um die wertvollen Preise zu messen.

Der Herbst greift an mit Hussah und Hallo, reißt die bunten Fahnen von den Bäumen in Fetzen bis aufs letzte Blatt, bläst auf quiekendem Saxophon zu den grotesken Sprüngen seiner Sturmgesellen, zwickt die Nasen und Ohren der Menschen und drückt ihnen die Hände, daß die Haut brennt, reißt und springt. Höchste Zeit wird's also, daß wir uns vor seinen wilden Attacken schützen. Das geschieht aber nicht nur durch die rich-

(Fortsetzung auf Seite 668.)

tige Wahl der Kleidung. Das Hemd, sagt zwar ein Sprichwort, sitzt uns näher als der Rock — die Haut jedoch sitzt uns näher als das Hemd. Diese empfindliche Haut jetzt ständig mit Kaloderma-Gelee ernähren und sorgfältig pflegen, heißt ihr die größte Wohltat bereiten und sie gegen die Tücken rauhen Wetters schützen. Kaloderma-Gelee ist keine Modesache, sondern das Qualitäts-Hautschutzmittel von altem gutem Ruf. Wer dieses Gelee aus Honig und Glyzerin nach dem Waschen in die feuchte Haut einreibt, begegnet allen Angriffen der kalten und rauhen Jahreszeit. Der Name der Hersteller F. Wolff & Sohn, Karlsruhe bürgt für die Hochwertigkeit dieses Präparats, das in keinem Haushalt fehlen sollte.

Celta-Handarbeitsbüchlein. Eine wegen ihrer vornehmen Ausführung allgemein ansprechende Broschüre wurde von den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken A.-G., Elberfeld, herausgegeben. Die schöne Handarbeit wird hierin in ihrer Herstellung, ihrem Material und ihrer Wirkung in Wort und Bild vor Augen geführt. Durch die Eigenart des Celta-Handarbeitsgarnes lassen sich prächtige Wirkungen in Farbe und Glanz erreichen. Die vielfachen Anregungen für geschickte Hände werden unter der Damenwelt gewiß Freude auslösen.

Die Angst vor dem Zahnarzt ist beinahe sprichwörtlich geworden und hält leider immer noch Allzuviele davon ab, sich ihre Zähne gründlich behandeln zu lassen. Man sollte sich aber vor Augen halten, daß Wissenschaft und Technik auf dem Gebiet der Zahnheilkunde in bezug auf die Behandlungsmethoden und Schmerzlinderung mit jedem Jahre unerhörte Fortschritte machen. Ist es doch heute für den Zahnarzt ein Leichtes, durch Röntgenisierung der Zahnwurzel den Krankheitsherd sicher und schmerzlos aufzufinden und zielbewußt zu behandeln. Wer aber trotz alledem jene fast krankhafte Furcht vor dem Zahnarzt nicht überwinden kann, hat alle Ursache, auf eine gewissenhafte tägliche Mund- und Zahnpflege durch ein bewährtes antiseptisches Mundwasser (Odol) zu halten; er wird dann im allgemeinen sich darauf beschränken können, die gesunde und einwandfreie Beschaffenheit von Mund und Zähnen zwei- bis dreimal im Jahre durch seinen Zahnarzt feststellen zu lassen. Da er aber auch für die Schönheit seiner Zähne ein Übriges tun will, verwendet er für ihre mechanische Reinigung ein dem „Odol" gleichwertiges Mittel, die „Odol-Zahnpasta".

Nr. 4[illegible]

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

JAGD IM FEUCHTEN ELEMENT: AUF DER SUCHE NACH DEM OTTER IM MOLE-FLUSS (SUSSEX)

Die Fischotterjagd bildet in England ein großes sportliches und gesellschaftliches Ereignis, an dem auch die Damen regen Anteil nehmen. Zur Aufspürung des Otters wird eine Meute von besonders auf ihn scharf gemachten Otterhunden verwendet. Mehr als ein oder zwei Otter kommen selten zur Strecke; bei der im Bilde gezeigten Jagd gelang es schon nach drei Viertelstunden, einen Otter zu stellen.

UM EIN GESUNDES GESCHLECHT

BEITRAG ZU VERERBUNG UND EUGENIK VON STADTARZT DR. ROEDER, BERLIN-TREPTOW

Unter Eugenik versteht man die Lehre von der gesundheitlichen Erhaltung und Förderung des von Generation auf Generation sich übertragenden Erbgutes, unter Vererbung verstand man bisher die Tatsache, daß die nachfolgenden Generationen den vorhergehenden in Eigenschaften und Leistungen weitgehend gleichen. Inwieweit letztere Definition heute noch zutrifft, wird sich im Laufe der Erörterungen zeigen.

Der Vorgang der Vererbung war bis vor nicht allzu langer Zeit in absolutes Dunkel gehüllt, ein rätselhaftes Wunder. Zwei Forschungsergebnisse haben diesen Vorgang unserem Verständnis etwas nähergebracht. Wie der Körper aus einzelnen Zellen besteht, deren Wirken und Zusammenwirken das „Leben" hervorbringt, so ist auch das Erbgut an 2 Zellen geknüpft, den Samenfaden des Mannes, das Ei der Frau. In den Kernen dieser beiden Zellen ist das Erbgut verankert, ihre Vereinigung (Befruchtung) führt die Entwicklung und Entstehung eines neuen Individuums derselben Art herbei. Insofern ist der Weg der Vererbung geklärt, er führt über 2 Zellen, die Geschlechtszellen heißen. Über das Wie der Vererbung wurde im Jahre 1865 durch die experimentellen Vererbungsversuche des Augustinerpaters Gregor Mendel an Pflanzen etwas Licht verbreitet. Kreuzt man rot und weiß blühende Sorten von Löwenmaul, so erhält man eine rosa blühende Generation. Wird diese nun untereinander gekreuzt, so erhält man nicht wieder rosa blühende Pflanzen, wie man vermuten könnte, sondern $^1/_4$ rote, $^1/_2$ rosa, $^1/_4$ weiß blühende. Es findet also eine Aufspaltung statt. Es gibt auch Kreuzungen, in denen die Verhältniszahlen wie $^3/_4$ ($^1/_4 + ^1/_2$) : $^1/_4$ lauten. Hier hat die eine Eigenschaft die andere überwunden, man nennt sie die dominante, während die andere, die nur zu $^1/_4$ erscheint, die sich zurückziehende, recessive heißt. Aber auch hier ist eine Aufspaltung, wenn auch in anderen Verhältniszahlen erfolgt. Das sind die berühmten Mendelschen Ergebnisse, für die Mendel selbst folgende Erklärung gab. Es ist anzunehmen, daß jede Eigenschaft eines entwickelten Individuums einem Etwas in der Erbmasse, Gen genannt, entspricht. Diese Gene sind doppelt angelegt, ein Eigenschaftspaar, von dem eine Eigenschaft vom Vater, eine von der Mutter herrührt, die sich bei der Bildung der Geschlechtszellen wieder voneinandertrennen und einzeln in je eine Geschlechtszelle gelangen. So bilden die rosa blühenden Pflanzen 2 verschiedene Geschlechtszellen, Anlagen für Rot und Weiß. Stößt Rot auf Rot, so entsteht Rot, bei Weiß auf Weiß Weiß, bei Rot auf Weiß Rosa. Folgendes Schema

R—W
erleichtert die Vorstellung | | . Rot kann, wie das Schema zeigt, nur ein-
R—W

mal auf Rot, Weiß nur einmal auf Weiß treffen, Rot aber zweimal auf Weiß, und so erklärt es sich, daß die rosa blühenden doppelt so oft vertreten sind wie die einfarbigen.

Ob diese Erklärung richtig ist, mag dahingestellt bleiben. Im wirklichen Leben, das sich an die strengen Gesetze des Experiments nicht hält, sind die Vererbungsvorgänge komplizierter. Wenn Weiße und Neger sich mischen, entsteht eine Mischrasse mit bronzener Farbe, Mulatten genannt. Nach den Mendelschen Regeln müßten, wenn diese sich verbinden, wenn auch nicht in jeder einzelnen Familie, so doch im großen, annähernd zu $^1/_2$ Mulatten, zu je $^1/_4$ Weiße und Neger entstehen. Das ist aber durchaus nicht der Fall, sondern nur ab und zu „mendeln" Weiße und Schwarze heraus, während die übergroße Mehrzahl Mulatte bleibt. Diesen beinahe vollkommenen Widerspruch zu den Mendelschen Regeln sucht die Erbforschung durch die Annahme zu erklären, daß, um eine Eigenschaft, z. B. eine Farbe, zustande zu bringen, nicht ein einzelnes Gen notwendig sei, sondern vielleicht 10 bis 20, deren richtiges Zusammenwirken erst die Eigenschaft erziele. Diese Erklärung ist wahrscheinlich richtig, sie drückt aber die Bedeutung der Mendelschen Regeln sehr herab. Ebenso ist anzunehmen, daß ein Gen nicht nur für eine Eigenschaft maßgebend ist, sondern sich auch am Zustandekommen vieler anderer beteiligt. Hiernach ist die Erbmasse nicht mehr als ein Mosaik von nebeneinander gelagerten Genen aufzufassen, sozusagen als ein kleiner Homunkulus von Genen, sondern als ein äußerst kompliziertes Gebilde, in dem zahlreiche und sehr verwickelte Assoziationen vorherrschen, genau wie auch das voll entwickelte Individuum als ein Assoziativum von riesigen Ausmaßen aufzufassen ist, in dem die vielen Funktionen sich durchkreuzen, sich summieren, sich abschwächen, sich gegenseitig qualitativ beeinflussen, deren richtiges Zusammenwirken erst das Leben ausmacht.

Nach der Befruchtung geht die Entwicklung vor sich. Es kann keine Rede davon sein, daß diese durch die im Erbgut vorhandenen inneren Kräfte oder Triebe oder wie man es sonst nennen mag, allein bestimmt wird. Wohl besteht die unbeirrbare Tendenz, ein Individuum derselben Art hervorzubringen, ein Apfelkeim kann nichts anderes als ein Apfel werden, aber im einzelnen entstehen durch die Einflüsse der Umwelt Differenzen des Körpers und des Geistes, die außerordentlich groß sind. Nachkommen einer rot blühenden Primel blühen nur rot, wenn sie bei 10—15° C gehalten werden, bei 35° C blühen sie weiß; Schweine desselben Wurfes entwickeln sich ganz verschieden, wenn sie verschieden ernährt werden, so daß man, wenn man es nicht wüßte, niemals auf Geschwister desselben Wurfes schließen könnte; ein Kind eines Wohlhabenden, zufällig ins Elend gestoßen, wird nur kümmerlich gedeihen, während seine glücklicheren Geschwister blühend werden können. Es werden also nicht fertige Eigenschaften vererbt, sondern nur mögliche Reaktionen auf Umwelteinflüsse, und von dem endgültigen Erscheinungsbild eines Individuums kann man auf sein in ihm vorhandenes Erbbild nicht schließen. Die Einflüsse der Umwelt in der Entwicklung bewirken also, daß gleiche Erbanlagen durchaus nicht zu ähnlichen Erscheinungsbildern führen, und umgekehrt, daß Ähnlichkeiten zweier Generationen durchaus nicht auf gleichen Erbanlagen, also auf Vererbung, zu beruhen brauchen. Nach diesen Erörterungen wird man auf die eingangs gegebene Bestimmung der Vererbung als eines Gleichbildungsvorganges nicht mehr für richtig halten können, auch wenn sie sehr bestechend klingt; man wird den Tatsachen viel besser gerecht, wenn man Vererbung als weiter nichts definiert als den Vorgang der Übertragung der in den Geschlechtszellen verankerten Anlagen auf ein neues Individuum, gleichgültig, ob diese Übertragung zu Ähnlichkeiten führt oder nicht. Diese Definition ist für den Laien zwar nicht so ansprechend wie die erste, aber sie ist die bessere, weil sie nichts vorwegnimmt.

Auf der Tatsache der Umweltbeeinflußung beruht die Möglichkeit jeglicher Erziehung. Es ist Sache einer vorurteilslosen Forschung, in jedem einzelnen Falle bei jeder einzelnen gesunden oder kranken Eigenschaft auf das genaueste zu prüfen, wieviel von ihr auf ererbten Faktoren beruht, wieviel auf Umwelteinflüsse zurückzuführen ist. Daß diese Trennung nicht so einfach ist, wie es auf den ersten Blick aussehen mag, ist eine Sache für sich, auf jeden Fall muß sie so gründlich wie möglich versucht werden. Daß das nicht immer mit der zu verlangenden Nüchternheit geschehen ist, dafür nur ein Beispiel.

Der Untergang der alten Völker wurde bisher vornehmlich kulturhistorisch erklärt. Gewisse Erbforscher wenden sich dagegen und behaupten, daß hierbei erbbiologische Vorgänge eine hervorragende Rolle gespielt hätten, indem sie folgendermaßen argumentieren. Die Geschichte kenne genug Beispiele, daß eingewanderte Rassen die eingesessene Bevölkerung überwanden, ein Erfolg, der die Güte ihrer Erbmasse gegenüber der letzteren beweise. Nach den Mendelschen Regeln hätte aber niemals eine echte Vermischung zwischen beiden Rassen stattfinden können, immer wieder hätte die Erbmasse der eingewanderten Führerrasse herausmendeln müssen. Es sei jedoch eine durch die ganze Geschichte sich wiederholende Eigentümlichkeit, daß die gehobene Führerschicht sich weniger stark fortpflanze als die geführte, ihre Erbmasse müßte also langsam zurückgedrängt werden und schließlich verschwinden. Damit müßte das seiner Führer beraubte Volk in allen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zurückgehen, schwach werden und schließlich jedem Nachbar mühelos zum Opfer fallen. Diese Beweisführung ist sicherlich sehr angreifbar, in vielen Punkten direkt unrichtig, aber selbst wenn man sie als richtig unterstellt, folgt aus ihr noch nicht, was man folgern möchte. Der Selbstmord der eingewanderten Rasse durch Verringerung der Nachkommenschaft war doch nicht erblich bedingt, denn sie sollte ja gerade die bessere Erbmasse haben, sondern beruhte auf wirtschaftlichen Erwägungen, die ihr eine künstliche und bewußte Verringerung der Nachkommenschaft nahelegten. Wie aber bei einem Selbstmörder nicht die Pistole, die den Tod gibt, die Ursache des Selbstmordes ist, sondern irgendwelche durch die gegebenen Verhältnisse verursachte psychische Veränderungen, die ihn die Pistole in die Hand nehmen lassen, so kann die künstliche Verringerung der Nachkommenschaft nur als ein Mittel gewertet werden, während die wirkliche Verursachung Erwägungen gesellschaftlicher Art waren.

Jede Wissenschaft hat die Pflicht, ihre Ergebnisse sofort zum Nutzen der Allgemeinheit zu verwenden, und wenn das in verantwortungsvoller Form geschieht, können auch Anfangsergebnisse Verwertung finden. Was kann geschehen, um das Erbgut zu erhalten und zu fördern, d. h. um Eugenik zu treiben?

Man begann, zuerst in Amerika, mit einer negativen Form, mit einer Unfruchtbarmachung aller derjenigen, die erhebliche Erbübel aufwiesen, z. B. der Idioten. Wenn hier nicht übertrieben wird, kann auf diese Weise manches Unheil verhütet werden. In letzter Zeit tritt der positive Weg durch Gründung von Eheberatungsstellen erfreulicherweise immer mehr in den Vordergrund. Ihre Aufgabe besteht darin, die Ehepartner auf Gesundheit des allgemeinen Körpers zu untersuchen, ferner auf Einflüsse zu fahnden, die ihr Erbgut vielleicht geschädigt haben könnten (Alkoholismus, Syphilis, gewerbliche Gifte), und schließlich zu erforschen, ob bei ihnen und ihren Vorfahren nicht erhebliche vererbbare Leiden eine Rolle spielen. Sind es bei den Familien der Ehepartner dieselben Erbübel, die dort herrschten, so ist die Ehe zu widerraten, weil in diesen Fällen die Wahrscheinlichkeit des Hervortretens dieser erblichen Krankheit bei der Nachkommenschaft sehr groß ist. Hierauf beruht die Gefahr der Verwandtenehen in belasteten Familien, während Verwandtenehen in gesunden Familien diese Gefahr nicht bieten.

Je mehr Ehepartner sich in Eheberatungsstellen zu rechter Zeit beraten lassen, um so mehr wird die Zahl der Erbübel zurückgehen. Die Eheberatungsstellen sind diejenigen Einrichtungen, die das Ziel der sozialen Hygiene in bezug auf Eugenik am besten verwirklichen werden.

VENEZIANISCHE ROMANTIK:
MALERISCHE SEGELBARKEN IN DER LAGUNE VOR ANKER

In Erwartung des Samums.

In der algerischen Sahara: Mohammedaner beim Gebet in der Nähe der Oase Biskra.

IM BANNKREIS DER WÜSTE

DER BLICK ZU DEN STERNEN

Wo ist der Mensch, den nicht ein frommer Schauder durchrieselte, wenn er hemmungslosen Blickes hinausschaut in die grandiose Unendlichkeit der Sternenwelt? Ein bebendes Sandkornbewußtsein überfällt uns vor der gewaltigen Weite, die nach jedem tieferen Vordringen in ihre funkelnde Pracht nur noch grenzenloser und unausschöpfbarer erscheint. Welch atemraubender Rhythmus pulst in diesem ungeheueren Schweigen, in dieser glitzernden Klarheit, die uns alles Irdische vergessen und verachten läßt! So eng unsere Menschenbrust auch ist, so packt uns doch ein Gefühl, als rieselte dieser feierliche Sternenreigen mitten durch unser Herz, als wäre dieses Herz selbst ein pochendes Sternenstäubchen, durch ein fernes Urweltgeschehen tief in unsere Brust gepreßt. So alt die Menschheit ist, so alt ist auch ihr Sternenglaube! Und die ersten Gebete, die ein Menschenmund gelallt, geschluchzt oder gejubelt, werden den Sternen des Himmels gegolten und sich um ihre unbegreiflichen Wunder geschlungen haben. Kein Dichter, kein Musiker, kein Genius der Erde hat die Sternenwelt jemals wahrhaft erfassen können. So unendlich ist kein Mensch. Nicht die Großen der Vorzeit, die das Weltall mit ihren ungetrübten Sinnen zu erfühlen suchten, und nicht wir, die wir Gottes Unbegrenztheit mit Maschinen erstürmen wollen.

Menschenherz! Nur ein hingegeben Schauen in die Sterne überbrückt das Leid! Jos. Stollreiter.

Moderne „Sterngudkerei".
An einem der großen Fernrohre der Sternwarte in Treptow bei Berlin.

Musik des Schweigens.
Gemälde von Frederick Beaumont.

Der Sterngucker.
Gemälde von A. Jakowlew.

Auf der Flucht.

SKIZZE VON ALFRED SEMERAU

Doktor Grenz klappte das Heft der medizinischen Wochenschrift zu, zündete eine Zigarre an, blickte aus dem Fenster. Der Zug rollte jetzt langsamer unter kleinen dumpfen Stößen durch die Stadt der Bahnhofshalle zu. Der Himmel war dicht bewölkt, und aus den zusammengeschobenen grauen Ballen floß in dichten Strähnen das Wasser nieder. Grenz dachte an den zuletzt gelesenen Aufsatz über „das zweite Gesicht", die einzelnen Menschen eigene Hellsichtigkeit, Träume, die verheißend oder quälend die Zukunft erhellen oder verdunkeln. Tiefen Eindruck hatten auf ihn die dem Aufsatz beigegebenen Beispiele gemacht, die die Wechselwirkung einer reinen Seele zu einem in Schuld und Reue verstrickten Herzen und die Strafen für eine längst vergessene oder vergessen geglaubte Tat betrafen und in kurzen Schilderungen erschütternde Schicksale darstellten.

Jetzt stand der Zug. Der gewohnte wirre Lärm in der Halle. Grenz runzelte die Stirn, natürlich würde er jetzt nicht mehr sein Abteil für sich behalten. Schon wurde auch die Tür hastig aufgerissen, ein Herr stieg rasch ein, zog die Tür mit scharfem Ruck zu, grüßte kurz, schob seine Reisetasche ins Netz, setzte sich Grenz gegenüber, sah unruhig nach der Tür: Kam etwa noch jemand? Nein, nun zog die Maschine wieder an, der Zug rollte, fauchte, glitt aus der Halle. Grenz musterte scharf den Fremden, der noch immer nach der Tür blickte, obwohl der Zug schon wieder durch die regenschweren Straßen lief. Er war mittelgroß, hager; über den tiefliegenden, dunklen, matten, manchmal aber seltsam aufflackernden Augen hingen starke buschige Brauen. Von der kräftigen, wohlgeformten Nase gingen tiefe Falten zu dem von kurzem Schnurrbart beschatteten, fest und scharf geschnittenen Mund. Als er den Hut abnahm, zeigte sich ein nackter, von grauem Haar umgebener Schädel und eine breite gefurchte Stirn. Der Zug von Tatkraft und Willensstärke im Bau des Kinns und Schnitt des Mundes stand in auffälligem Gegensatz zum Verfall der einst starken und kühnen Formung des krankhaft blaßgelben Gesichts. Ein kranker Mann! Das zeigten auch die wie durch Schwäche gehemmten lässigen Bewegungen, als der Fremde seine Tasche hob, sich in der Ecke niederließ, als seine Augen, die gespannt blickten, solange er noch einen unwillkommenen Fahrgast fürchtete, dann gleichsam erloschen.

Eine dunkle Erinnerung an einen Mann, der diesem da ähnlich gesehen, stieg in Grenz auf. Wo war er ihm schon einmal begegnet? In einem der Sanatorien, wo er gearbeitet, oder auf einer Reise, wo nur? Doch er erinnerte sich nicht, und so griff er wieder nach der Zeitschrift. Aber er wurde bald, da er die Nacht schlecht geschlafen, durch das Singen des Regens und das dumpfe, taktmäßige Stampfen des Zuges in Halbschlaf gewiegt. Er lehnte den Kopf zurück, schloß die Augen und wurde in ein von wirren Bildern durchspieltes Träumen gezogen. Wie Filmszenen flogen an ihm Erinnerungen an den eben gelesenen Aufsatz vorbei. Und, seltsam! der englische Major, der auf einer Nilfahrt seinen dann auch noch vor Sonnenuntergang eingetretenen Tod vorausgesehen, trug die Züge des Grenz gegenüber sitzenden Mannes, Züge, die durch plötzlichen Schreck zu einer grotesken Larve verzerrt waren. Immer spukhafter wurden die ihn umgaukelnden Bilder. Von einem bläulichen, orange und golden verbrämten ägyptischen Herbsthimmel hob sich der breite, langsame Strom ab. Auf ihm glitt still eine Barke dahin, doch unter der erst von lärmender Lustigkeit erfüllten Gesellschaft saß jetzt unter dem bunten dreieckigen Segel der Tod. Röhricht und spitz flammendes Kraut brach aus einem gespenstisch dunklen Wasser. An einer Biegung öffnete es sich trichterförmig, gurgelnd, und verschlang die Barke mit ihrer von jähem Entsetzen gelähmten Menschenlast.

Nun erscholl voll Qual wie aus verschütteter Tiefe ein erstickter Schrei, ein Ruf in tiefster Not wie von Todgeweihten, ein Röcheln aus gewürgtem Hals, aus erdrückter Brust, ein Stöhnen, so deutlich und nah, daß sich Grenz mit starkem Ruck dem Traumbild entriß und aus geweiteten Augen starrte. Aber der Schrei war in Wirklichkeit nahe ihm erschollen und erklang noch einmal leiser, wie ersterbend, als ringe der Mann ihm gegenüber mit dem Tode. Er war zusammengesunken, mit fahlem Gesicht, brechenden Augen und zitternd in banger Abwehr vorgestreckten Händen. Jetzt fielen die Arme wie mit einem Ruck herab, und der Kopf sank vornüber auf die Brust. Grenz sprang auf, hob den Röchelnden, legte ihn, den Kopf tiefer gelagert, auf das Polster und rieb ihm mit einer Essenz Schläfe und Stirn. Ein leises Zucken ging über das sich leicht rötende Gesicht, ein tiefer Seufzer öffnete halb die schmalen Lippen, die Augen blinzelten wie im Kampf gegen das ihnen wieder leuchtende Licht, und erloschene Sterne begegneten den aufmerksam prüfenden Blicken des Arztes. „Fühlen Sie sich wieder wohler?" fragte Grenz und half auf ein stummes Nicken dem Kranken sich wieder in der Ecke zurechtsetzen. Der Ohnmachtsanfall schien so rasch, wie er gekommen, auch geschwunden zu sein. Grenz mußte die Stärke des Mannes, der sich so gewaltsam zusammenriß, bewundern. Er glaubte, um seine Lippen ein höhnisches Triumphlächeln zu sehen, wie wenn er kraftvoll einen Feind abgewehrt, und die Augen leuchteten für eine Sekunde auf.

Der Zug stampfte keuchend eine Höhe hinan. Ein Tannenwald mit dichtem Unterholz stieg auf, trat nahe an die Gleise heran. Das niedrige Baumwerk einer Schonung streckte seine jungen Nadeln in die nasse Luft. Gelbe Sandberge mit magerem Gestrüpp wuchsen empor. Dieser unter dem grauen Himmel noch trostloser wirkenden verlorenen Öde folgten, von mattem Wiesengrün durchschnitten, fahlgelbe Stoppelfelder. Und jetzt weitete sich eine graue, metallisch schimmernde Fläche, ein mächtiger Strom, hinter dem wie auf einer Insel eine Stadt mit feucht glänzenden Dächern, Kuppeln und Türmen auftauchte. Das über die Ufer getretene Wasser trieb fast an die Wälle der Schienen heran, und der Zug schien geradeswegs in dieses flutende Meer zu fahren, in dem hier ein Scheunendach sichtbar wurde, dort allerlei Hausgerät schwamm und das zarte Laub einer Birkenkrone leise auf dem Wasser trieb.

Jetzt klang eine dunkle, furchterfüllte Stimme an das Ohr des Arztes: „Ich bin heute nacht beinahe ertrunken." Und als Grenz nur stumm verwundert den Sprecher ansah, wiederholte die Stimme: „Ich bin heute nacht beinahe wieder ertrunken." Grenz machte eine ratlos fragende Handbewegung: „Wieder ertrunken?" Er wußte nichts anderes zu antworten.

Der Kranke hob die Hand, wies aus dem Fenster: „Ein Meer wie hier. Eine graue Wüste, Wolken darüber, schwarz, dick ... und ich allein im Boot, treibe dahin, ohne Ruder, ohne Steuer. Das Wasser liegt unbeweglich, dann rollt es auf mich zu, von allen Seiten zugleich. Kleine Wellen klettern gierig am Boot hoch, wachsen, reißen am Bord ... Jetzt reckt sich aus dem Wasser eine Hand, eine breite, kräftige Hand, leuchtet gespenstisch weiß ... Finger spreizen sich, sehnige schmale Finger packen das Holz, zerren es zu sich, beugen es ... Ich starre wie gelähmt auf diese Hand. Sie sitzt fest wie ein Haken. Die Wasser rinnen schon über den Rand, das Boot neigt sich, ich werfe mich auf die andere Seite — Umsonst! Es neigt sich tiefer, tiefer. Da stürze ich mich auf diese Hand, die mich in die Tiefe werfen will. Ich schlage auf sie mit der Faust, ich will sie fortreißen ... Sie lockert sich nicht, zieht mich hinab, es gibt keinen Widerstand. Ich gleite vornüber, die Wasser gurgeln um mich. Ich sinke, sinke ... Da verschwindet die Hand. Ich bin gerettet, noch einmal, vielleicht das letztemal ..." Er hatte, stockend, mit halb geschlossenen Augen, mehr zu sich als zu dem Arzt gesprochen. Jetzt schwieg er, doch seine Lippen bewegten sich, als sprächen sie noch immer.

Grenz hatte erstaunt, teilnahmsvoll zugehört. Zugleich aber stieg in ihm eine Erinnerung auf. Er hatte im Sanatorium des Professors Mengert von einem Kranken gehört, den gleiche Wahnideen ängstigten, und dessen fixe Idee es war, daß er bald einen qualvollen Tod durch Ertrinken sterben würde. „Sie werden von einem Traum gequält, der öfter wiederkehrt?"

Der Kranke schüttelte den Kopf. „Für mich ist's kein Traum, für mich ist's grauenhafte Wirklichkeit. Weit schlimmer, als triebe ich hier" — er wies auf die weite graue Fläche — „im Sturm. Hier kann ich mich retten. Hier kann man mich retten. Aber dort bin ich verloren. Die Hand hält das Boot und zieht mich in die Tiefe. Sie sind Arzt. Ich sah es an Ihrer Lektüre und erkannte es auch an der Art, wie Sie mir halfen ... Ich danke Ihnen ... Sie werden als Arzt sagen, daß sich solche Wahngebilde vertreiben lassen, daß es Mittel gäbe ... Und ich sage Ihnen: Nein! Ich bin in allen möglichen Anstalten gewesen, bei den ersten Spezialisten — es gibt keinen Psychiater von Ruf, den ich nicht um Hilfe angegangen hätte ... Man hat einen Fall Hollweg konstruiert ... Mengert hielt mich vier Monate fest."

Grenz machte eine Gebärde der Überraschung. Also bei seinem großen Lehrer hatte er den Kranken gesehen. Jetzt entsann er sich auch deutlicher.

„Mengert behandelte mich nach seiner Methode, die ihn berühmt gemacht hat. Aber auch er ist nur ein Mensch." Hollwegs Stimme wurde leise und mutlos. „Und jetzt bin ich immer unterwegs, auf der Flucht ... Alles, was ich tat, war nutzlos. Ich versuchte es mit Trinken, aber mein Magen rebellierte. Ich wachte die Nächte und schlief tags nur wenige Stunden. Ich suchte eine Müdigkeit, die mich

MAGIE VON SCHATTEN UND LICHT

UNTERGRUNDBAHNBAU
IN DER BÜLOWSTRASSE
BERLIN

AUFNAHMEN VON
HEINZ v. PERCKHAMMER

in alle Tiefen des Vergessens warf. Umsonst. Das Boot kam immer wieder, und die Hand tauchte über das Wasser nach mir ..."

„Wem gehört die Hand?" fragte Grenz behutsam.

„Einem Gemordeten." Die Antwort erstarb in einem tiefen Seufzer. Hollweg hatte die Augen geschlossen, atmete schwer. Dann kam es flüsternd von seinen Lippen: „Er nimmt seine Rache!"

„So haben Sie gemordet?" fragte Grenz leise.

Hollweg nickte langsam, wortlos. Nach einer Weile richtete er sich auf und griff nach der Hand des Arztes: „Sie ahnen nicht, wie schrecklich es ist, so verfolgt zu werden. Tausend Meilen fern liegt der Ort der Tat. Hunderte von Wochen sind verronnen, seit sie geschah ... und es ist wie am Tage, wo sie verübt wurde! Ich sehe alles so deutlich vor mir, als wenn ich hier zum Fenster hinausblicke ... den See mit seinen Hügeln und seinem Wald, weiter fort das Gutshaus mit seinem dunklen Dach, das braune Bootshaus mit seiner kleinen bunten Flagge ... Lindow und ich im Boot ... wir fahren hinaus ... Hedda auf dem Steg, über das Geländer gebeugt, winkt ... mir ... oder ihm ... Wir sehen sie noch immer, wenn wir zurückblicken ... ihr weißes Tuch wird ein leuchtender Punkt ... und dann ..."

Er brach ab, sein Kopf sank auf die Brust, und nach einer Weile kam es wie aus einer verschütteten Tiefe dumpf empor: „Man kann morden, ohne daß es jemand entdeckt. Man kann die Tat verbergen, als wäre sie nicht verübt. Man kann sie vergessen glauben ... aber sie wirkt im geheimen eine Rache ... eine Rache, wie sie grausamer keine irdische Gerechtigkeit nehmen kann, und" — Hollweg hob seine erloschenen Augen zu dem Arzt empor — „es findet sich kein Richter auf dieser Erde, der sie sühnt, der sie straft — denn diese Richter kennen nur das plumpe Gesetz mit seinen Paragraphen, die bloß das Tatsächliche erfassen ... was man mit den Händen greifen, mit den Augen sehen kann. Sie können keinen von den verschlungenen Fäden entwirren, die den Knäuel bilden, den man das Schicksal eines Menschen nennt. Sie tappen an allem Wesentlichen vorbei."

„Und solch eine Tat begingen Sie?" fragte wieder Grenz leise.

Hollweg nickte. „Ich beging sie. Mit klaren Sinnen, mit Vorbedacht, nach sorgfältiger Überlegung. Wie man einen Mord begeht — aus Rache, Geldgier, Notwehr. Bei mir war's Notwehr, nicht Notwehr im gewöhnlichen Sinn, obwohl auch hier Leben um Leben stand. Es konnte nur einer übrigbleiben, und dieser eine wollte, mußte ich sein! Wie sich die Fäden seltsam verschlingen und das Schicksal mit uns spielt! Was in einer indischen Dschungel sich durch einen jener Zufälle knüpfte, denen man nicht viel Bedeutung beimißt, wird wie mit einem Messer an einem deutschen See zerschnitten durch eine Notwendigkeit, die keine Gnade kennt ... Ich habe mich oft gefragt, ob alles so kommen mußte, wie es kam, aber Glied um Glied schmiedete sich jene Kette um ihn, sie und mich. Es gab nachher nichts anderes mehr als ein gewaltsames Zerreißen ... und drei Menschen waren vernichtet!"

„Es handelte sich", fragte Grenz vorsichtig tastend, „um eine Frau, um den Kampf zweier Männer um diese Frau? Und in Indien hob es an?"

Hollweg nickte. „In Nordassam, einem wunderbaren Land, einem Paradies, einem Sumpf, einem Walddickicht mit meilenweiten Dschungeln voll Raubwild. Aber ich war kein Jäger und tat nur mit, wenn sich Gelegenheit bot. Ich war an einem Hamburger Exporthaus beteiligt und studierte in Assam die großen Teeplantagen. Ich zog auch durch das Land, um für einen alten Freund, einen Gutsbesitzer Brüning, Pflanzen und Sträucher zu sammeln. Er glaubte, mit genügender Sorgfalt auch in Deutschland Tropengewächse ansiedeln zu können. Mein Eifer für ihn war nicht ganz selbstlos, denn seine Schwester Hedda war meine Braut." Er machte eine kleine Pause, sah finster vor sich hin. „Ich war schon zum Aufbruch nach Hause gerüstet, da meldete mir einer meiner Assam, daß er auf einer Streife nach Hirschen einen Weißen gefunden habe, der durch einen Schlangenbiß verendet schien. Ich brach sofort nach der Stelle auf und fand keinen Toten, nur einen sehr entkräfteten, von starkem Fieber befallenen Mann. Er hatte wohl eine Tour in die Berge unternommen und war, als ihn die Krankheit befiel, von seinen Begleitern verlassen worden. Ich nahm ihn mit und kurierte ihn nach meinen bescheidenen Kenntnissen. Er hieß Lindow und hatte seine Reise zum Studium der indischen Flora unternommen. Aber er war kein Stubengelehrter, sondern nach Aussehen und Wesen wie ein im Wald aufgewachsener Jäger, groß, stark und doch fein gebaut, mit strahlenden blauen Augen und einer vollen weichen Stimme, die bestrickend wie ein Cello war. Ein Mann, wie ihn die Frauen lieben. Aber auch mich fing er wie meine Assam, die ihn in ihrem bilderreichen Khasi ‚Sohn der Morgenröte' nannten."

Wieder machte Hollweg eine Pause. Mit immer stärkerer Erregung fuhr er dann fort: „Und so erschien er auch Hedda. Ich hatte sein Lob mit voller Zunge in einem Brief an Brüning gesungen und sollte ihn mitbringen. Ich war auch so verblendet, es zu tun! ... Wie wir uns doch im tiefsten Grund fern und fremd sind! Wir wissen nichts von dem, was hinter der Stirn des andern aufsteigt, was sein Herz träumt. Wir glauben uns aneinander gebunden und doch ... Ich fühlte bald, wie mir Hedda entglitt. Ich sah, wie sie sich suchten, sich näherkamen ... Wie will man jemand halten, der mit Gewalt fortstrebt? Aber sollte ich dulden, daß er mir Hedda nahm? Einer von uns beiden mußte fort! Wenn die günstige Stunde gekommen war! Und sie kam! Ich weiß nicht, wann der Keim zur Tat in mich gelegt wurde, aber mit einmal stand sie vor mir, und ich schrak nicht vor ihr zurück."

Hollweg schüttelte mit zusammengezogenen Brauen den Kopf. „Und wäre ich heute vor die gleiche Entscheidung gestellt, ich würde nicht anders handeln ... Es war an einem Sommertag, wir hatten einen Spaziergang am See gemacht. Ich ging langsam, blieb zurück. Lindow und Hedda sprachen leise, lächelten sich an, tauchten ihre Augen ineinander. Ich mußte an mich halten, um nicht zwischen sie zu springen. Wir kamen zum Bootshaus, gingen den Steg hinab, die beiden immer voraus ... Es war ein blauer Sonnentag, aber im Westen ballten sich violettgraue Wolken zusammen ... (Schluß auf Seite 699.)

GESEGNETES FRANKEN

EINE PLAUDEREI VON OLGA DUSCHEK ZU DEN ZEICHNUNGEN VON RICHARD DUSCHEK AUF DER NÄCHSTEN SEITE

Sommertag mit weißen Wolken in fränkischer, blauer Luft. Wir schieben uns an dem Maschinenungeheuer vorbei, das uns nach dem Städtchen Lichtenfels in immer schönere Landschaft hineingezogen hat, und wandern die Straße fürbaß, die Nase schnuppernd in die Scheffelsche „frische, reine Luft" gestreckt und das Herz voll von seinem Lied, wartend auf die Wallfahrer mit fliegenden Standarten und die ganze Romantik dieser schönen Mainlandschaft.

Aus blau dämmernden Wäldern stehen die gelben Türme des Klosters Vierzehnheiligen auf, und rechts auf grünem Bergrücken liegt Schloß Banz, hingezaubert in Duft und Licht, Märchen dem silbernen Fluß erzählend, der fröhlich durch weiche Wiesen zieht. Wir kriechen mit dem gelben Weglein den Hang zum Kloster hinauf und freuen uns über die wundervolle Barockherrlichkeit dieses Wallfahrtsortes. Innen ist fröhlichstes Rokoko, und ich staune und hab' all mein Lebtag nicht so eine heilige, entzückend unheilige Kirche gesehen. Weiß glänzende Wände mit feinen Goldornamenten, zartfarbene Marmorsäulen auf Mattgoldgrund, unruhig flimmerndes Spiel der Kapitelle und muscheligen Aufsätze. Süße Engelsköpfe nicken auf Goldwölkchen, und Putten, nackt strampelnde Kinderrundlichkeit, spielen ein zärtlich Getändel mit Alabasterengeln, welche die süßen Gesichter des Rokokos haben, leicht gewölbte Augenlider, die über weit auseinanderstehende Augen fallen, zag und verführerisch, seitwärts schauend mit scheuem, schmalem Augapfel, hinüber zu den Beichtstühlen in Weiß, Zartblau und Gold, die so lieb wie nur möglich angebracht sind. Eigentlich sehen sie aus wie Liebeskutschen, wie Sänften für zart gepuderte Damen. Putten mit kurzen Amorflügeln stehen darauf und halten lächelnd den frommen Spruchschild, als ob sie was viel Besseres wüßten. Man denkt an den braunkuttigen Mönch, der fromm sein Ohr dem beichtenden Menschenkind hinneigt, umwoben vom Glanz der Kirche, von der Sonne, die durch die großen Fenster strömt und ihre Freude an dieser seligen Symphonie austoben lassen kann. Irgendwo müßte eine Geige klingen und Sträuße Mozartscher Musik in diese Helle werfen. Orgelton umfließt die Leiden der vierzehn Nothelfer. Sie stehen prächtig in Weiß und Gold. Sanft streicht Sonne über vergangene Schmerzen. Weich erstrahlt das goldene Sinnenspiel und ertrinkt in der hellen Heiterkeit dieser Kirche.

Es führt ein reizvoller Höhenweg zum heiligen Veit vom Staffelstein, und wo die Mönche wanderten, ziehen fröhliche Burschen mit tausend Liedern im Herzen. Es sitzt sich gut beim gastlichen Einsiedelmann vor seiner dörflichen Kirche und ist ein geruhsam Schauen hinüber zu den Bergen, zu den Dörfern drunten im Tal und dem alten Städtchen Staffelstein, in dem Adam Riese geboren sein soll. Sicher ist, daß Marschall Berthier durch die gepflasterten Gassen an den Fachwerkhäusern vorbeigeritten ist, hinauf zum stattlichen Schloß Banz, das auch einmal ein Kloster war. Die Kirche erinnert an Vierzehnheiligen, nur ist sie strenger und schwerer. Die hellen Fenster fehlen ihr und diese Heiterkeit. Ernst steht sie in der Stille, und ihr grau Gemäuer hütet ihre kräftigfarbigen Bildwerke. Das dunklere Gold hängt schwerer an den Wänden, und es wird einem fast traurig dabei zumute. Aufatmend geht man durch das schöne Portal die geschwungenen Treppen hinunter, steht auf der Schloßterrasse und fühlt sich wie ein König. So weit und groß liegt das Land unter einem. So weit und groß und schön ist auch das Schloß und träumt inmitten seiner Wälder von alter glänzender Zeit.

Von drüben grüßt die Feste Koburg. Zum Abschied aus dem Frankenland muß man da hinauf seine Wallfahrt machen. Mittelalter springt einen an, und Stille liegt in der braundunklen Lutherstube. Geschichten von Rittern und Edelfrauen erzählen die Rüstungen und die farbig gestickten Fahnen. Rote Rosen umranken die Vergangenheit. Unten liegt die alte Stadt und atmet Neuzeit. Wir genießen sie auf der lichtbunten Terrasse des Bahnhotels, leben in ihrer Bequemlichkeit und träumen von alter Romantik.

„Ins Land der Franken fahren . . .“

ZEICHNUNGEN VON RICHARD DUSCHEK

Der Stadtturm in Staffelstein.

Rechts oben: Ein Glanzpunkt des deutschen Barocks: Die Wallfahrtskirche in Vierzehnheiligen (zu den 14 Nothelfern) in Oberfranken.

Links oben: Seitenaltar in der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen.

Links nebenstehend: Schloß Banz (Eingang) bei Staffelstein, rechts über dem Main.

Das Brot des Ostens.

Reisbau in Japan

Von Alfred Häcke

Bei Sommersbeginn wird das unter Wasser gesetzte Reisfeld mittels des primitiven Ochsenpflugs umgeackert.

Anfang April liegen in Japan die Reisfelder noch leer und kahl; hier und da steht etwas Wasser, aber im allgemeinen ist das Land trocken. Kaum ein Mensch läßt sich blicken, selbst die Vogelwelt ist spärlich vertreten. Kommt man von der Ebene in die bergige Landschaft, dann erstaunt man, wie hier jedes kleinste Fleckchen Erde ausgenutzt ist, wie die kleinen, durch niedrige Erddämme abgeteilten, terrassenförmig angelegten Reisfelder immer höher in die Seitentäler hinaufklettern. Grau und trübe sieht das zu kleinen Haufen aufgeschichtete Reisstroh aus, das später zum Decken der Häuser, zum Anfertigen von Seilen, Matten, Sandalen usw. Verwendung finden soll. Mitte April aber wird es rege auf den Feldern. Überall arbeiten Männer und Frauen, Greise und Kinder, den schwarzen, fetten Boden aufzulockern. Dabei waten sie fast bis zu den Knien im eiskalten Wasser und Schlamm herum. Diese Leute sind ziemlich abgehärtet; aber einige finden es doch angenehmer, in hohen, von Amerika eingeführten Gummistiefeln ihre Arbeit zu verrichten. Hin und wieder bemerkt man einen Bauern, der einen hölzernen, sehr primitiven Pflug von einem Büffel oder Pferd ziehen läßt. Während die meisten den Boden lockern und die Saatfelder herrichten, bessern andere die kleinen Dämme aus und bringen die Berieselungsanlage und die Wasserschöpfräder in Ordnung. Das Wasser muß oft meilenweit von einem Fluß herbeigeleitet werden und fließt dann von Feld zu Feld, oder es wird von den durch Menschenkraft in Bewegung gesetzten Schöpfrädern heraufgehoben. Wo Felder noch nicht überflutet sind, wird der Boden gedüngt. Weiße Staubwolken zeigen an, daß Kunstdünger nicht unbekannt ist; aber im allgemeinen benutzt der japanische Bauer, was seine Vorfahren seit alters verwandten, nämlich Menschendung. Sobald Ende April die Saatbeete fertig sind, erfolgt die Aussaat.

Auch das Aussetzen der Reispflänzlinge erfolgt im überschwemmten Feld.

Der Arbeiter hat fleißig am Tretrad zu arbeiten, um genügend Wasser aus dem Gewässer in das höher liegende Reisfeld zu treiben. Auch nach der Anpflanzung muß der Reis noch eine Zeitlang unter Wasser stehen.

Der Reis beginnt nach 5—6 Tagen zu keimen. Die Felder liegen nun wieder einsam und verlassen da, bis sie Ende Mai, Anfang Juni zu neuem Leben erwachen. Die jungen Reispflänzchen müssen ausgepflanzt werden, wobei jeder verfügbare Arm gebraucht wird. Und wieder stehen alle knietief in Wasser und Schlamm; aber diesmal ist es nicht mehr so kalt, dafür aber brennt meist die Sonne unbarmherzig auf die dauernd gebeugten Rücken der im Felde Arbeitenden, die emsig bemüht sind, die jungen Pflänzchen genau nach der Schnur büschelweise zu setzen. Kann man es den jungen Leuten, die die Vorzüge des Stadtlebens als Soldaten in der Garnison oder als Fabrikarbeiterinnen kennengelernt haben, verdenken, wenn sie dieser mühseligen Arbeit, die sich von Jahr zu Jahr immer

Bei der Ernte im November: Der Reis wird bündelweise geschnitten.

schlechter lohnt, die nur ein kärgliches Leben zu fristen gestattet, den Rücken kehren? Die Landflucht nimmt daher auch von Jahr zu Jahr immer größeren Umfang an. — Und nun kommt der Sommer. Unvergeßlich ist der Anblick, den jetzt das Land bietet. Im Hintergrunde die bewaldeten Berge und die Ebene ein einziger smaragdgrüner Teppich. Wie ein großes, unregelmäßiges Schachbrett liegt sie vor uns. Nur wenige schmale Wege durchziehen die Felder; der Boden ist zu kostbar, um breite Straßen zu gestatten. Oft können zwei Automobile, die einander begegnen, kaum ausweichen, und eines oder das andere muß zurück. Anfang September beginnt der Reis zu blühen,

Stapeln des Reisstrohs. Aus ihm werden in den winterlichen Mußestunden Sandalen, Taue, Matten usw. gefertigt.

und im Oktober wird geerntet. Was für eine zeitraubende Arbeit, diese Ernte! Mit der Sichel wird jedes Bündel einzeln abgeschnitten, zu kleinen Garben gebunden und dann an Gestellen zum Trocknen aufgehängt oder aufgestapelt. Später wird der Reis gedroschen oder durch eine Art Hechel seiner Körner beraubt. Zur Trennung von der Spreu ist das Verfahren wieder so einfach wie möglich. Während die eine

Noch vielfach wird jetzt der Reis zum Entkörnen durch eine einfache Hechel gezogen. Mehr und mehr bürgert sich aber die Handdreschmaschine ein.

Person langsam das Gemisch zur Erde schüttet, verursacht die andere mit einem Fächer oder einem aus Papier und Bambusstäben hergestellten Blasebalg den nötigen Wind, um die Spreu fortzutreiben. Man hat ja soviel Zeit, und wozu Maschinen, die man ja doch nicht bezahlen kann! Die gereinigten Reiskörner werden in Strohmatten verpackt, die wieder zu Ballen verschnürt und so zum Versand fertiggemacht werden. Die traurige finanzielle Lage zwingt den japanischen Landmann, seinen in den Nachbarländern hochgeschätzten Reis zu verkaufen und sich mit eingeführten, geringeren Sorten zu begnügen, doch auch hierzu reicht es zuweilen nicht, so daß er sich dann mit Hirse und Gerste ernähren muß. Nur an hohen Feiertagen macht er eine Ausnahme und genießt seinen eigenen Reis. Ist jemand im Haus erkrankt und erhält einheimischen Reis, dann weiß

Wie die Spreu vom Reiskorn gesondert wird: Der Wind des Handblasebalgs treibt die leichte Spreu weit weg, während die schweren Körner schnell zu Boden fallen.

jeder, daß es sich um einen schweren Fall handelt. Als ich in meiner Jugend hörte, daß in ganz Ostasien der Reis mit zwei Stäbchen gegessen wird, habe ich mir oft den Kopf zerbrochen, wie das möglich sein könnte, da wir doch immer mit einem Löffel unseren Reis verzehren mußten. Während wir aber unseren Reis stets mit Rindfleischbrühe kochen oder ihn als Milchreis genießen, benutzt die japanische Köchin nur so viel Wasser, daß der reichlich vorhandene Kleber heraustritt und die Körner aneinanderbindet, so daß man mit einigem Geschick mit den Stäbchen kleine Klumpen erfassen kann, um sie zum Munde zu führen. Da der japanische Reis sehr schmackhaft ist, so können wir uns leicht das fröhliche Gesicht des Knaben auf unserem Bild erklären, der gerade im Begriff ist, seine Mahlzeit zu verzehren, wobei er hin und wieder ein Stückchen eingesalzene Gurke oder Weißrübe zur Erhöhung des Appetits dazwischenschiebt.

Ein fröhlicher Nutznießer der Arbeit und Mühe anderer: Japanischer Junge beim Mahl. Der dicke Reisbrei läßt sich gut mit den Stäbchen zum Munde führen.

EREIGNISSE

Prof. Dr. Fritz Schumacher,
bedeutender Städtebauer, als Oberbaudirektor Schöpfer des modernen Hamburg, feierte am 4. November seinen 60. Geburtstag.
(Phot. R. C. Schmidt.)

Allerseelenfeier des österreichischen Bundesheeres.
Der Ehrensalut für die gefallenen Kameraden bei der militärischen Feier des Allerseelentages, die am 2. November in Wien unter Teilnahme des Bundespräsidenten Miklas begangen wurde.

Die weiblichen Rechtsanwälte tagen!
Eine Aufnahme vom Internationalen Kongreß der weiblichen Rechtsanwälte in Paris. Obere Reihe (von links aus): Frau Kraemen-Bach (Frankreich); Frau Agathe Dyvrande (Frankreich); Fräulein Clara Campoamor (Spanien); Fräulein Grete Berent (Deutschland). In der zweiten Reihe ganz rechts: Frau Grabinska (Polen); vordere Reihe ganz links: Fräulein Jacqueline Bertillon (Frankreich).

Ernst Bach,
bekannter Lustspieldichter, mit Franz Arnold Verfasser erfolgreicher Schwänke, Direktor des Münchener Volkstheaters, † am 2. November, 53 Jahre alt.
(Phot. E. Wasow, München.)

Der Drang nach
Der vom französischen Präsidenten Doumergue mit d
Ministerpräsident Tardieu verläßt das Elysée in Paris, v
des neuen Kabinetts erfolgte in den späten Nachtstunden d
zugleich das Innenministerium, während Briand wieder
gegenüber dem früheren um eine große Zahl vo

Rechts:

Berlin hat wieder ein neues Kino.
Die vom Architekten Martin Punitzer entworfene Groß-Lichtbildbühne in Berlin-Schöneberg. Dieses kürzlich eröffnete moderne Lichtspielhaus enthält rund 1100 Plätze.

Die Beisetzung des Fürste
Der Sarg verläßt nach der Feier das Trauerhaus
(5. Novem

DES TAGES

Prof. Dr. Karl von den Steinen,
früherer Direktor des Museums für Völkerkunde in Berlin, namhafter Ethnolog, verdient um die Erforschung Südamerikas, † am 5. November im Alter von 74 Jahren.

Koblenz besatzungsfrei!
Offiziere und Mannschaften der Besatzung von Koblenz erweisen die Ehrenbezeigungen, während die französische Flagge am bisherigen französischen Generalkommando vor dem Abzug der Truppen eingeholt wird (4. November).

Der Dr... em Interview.
... r Kabinettsbildung beauftragte neue französische ... n Journalisten aller Länder umringt. — Die Bildung ... s 2. November. Ministerpräsident Tardieu übernahm ... Außenminister wurde. Das neue Kabinett wurde ... Köpfen vermehrt; es umfaßt 16 Minister.

Prinz Max von Baden,
früher Präsident der Badischen Ersten Kammer, der im Oktober 1918 zum letzten kaiserlichen Reichskanzler berufen wurde, † am 6. November im Alter von 62 Jahren.
(Phot. Voigt, Frankfurt a. M.)

Die Hygiene marschiert bei den Kalmücken!
Aufklärungsvorträge von Sowjet-Agentinnen über Gesundheitspflege, Mutter- und Kinderschutz — und die jungen Kalmücken-Mütter lauschen erstaunt und verwundert der seltsamen Botschaft.

Links:

Flugpostaustausch in der Luft — ohne Landung.
Am 2. November wurde auf dem Flugplatz Berlin-Tempelhof eine Erfindung von W. Angermund mit Erfolg erprobt, bei der die an einer Eisenkonstruktion angebrachte Apparatur die für das Flugzeug bestimmte Sendung abgibt und die vom Flugzeug abzugebende aufnimmt.

... n Bernhard v. Bülow.
... Klein-Flottbek, dem Geburtsort des Fürsten ... er).

RESTAURANT-SENSATIONEN: FRÄULEIN KLARA MEYER WIRD ANS TELEPHON GERUFEN
ZEICHNUNG VON HERMANN ROMBACH

DER EISENBAHNSCHLÄFER

VON HANS NATONEK

Es ist halb zwölf Uhr. Der Nachtschnellzug rattert durch die schwarze Einsamkeit.

Die Insassen des Abteils haben sich nach hartnäckigen Versuchen: Kopf in der Ecke, Kinn auf der Brust, Kopf auf den Knien, Kopf in dem Mantel, Kopf auf dem Rücken, nämlich dem des Nachbarn — ein Zipfelchen Schlaf ergattert. Wach sind nur noch ein Ehepaar, das erst auf der letzten Station eingestiegen ist, und ich.

„Schlaf nur, mein Kind“, sagt der Ehemann, „du weißt, daß ich ja doch nicht schlafe, lehn dich an mich, mach dir's so bequem wie möglich, so — ich wache.“

Seine Stimme, sein Gesicht ist ganz Sorgfalt und Märtyrer — der Gute.

Kaum hat er das gesagt, räkelt er sich hin und her, wie unter der heimischen Daunendecke, prustet drei-, viermal in die Luft, der Märtyrerausdruck weicht der verklärten Miene eines satten Säuglings — und er schläft.

Die ganze Last seines schlafenden Lebendgewichtes ruht auf der zarten Frau. Die regt sich nicht und sitzt aufrecht da. Sie ist sein Kissen, seine Stütze, seine Kinderfrau. Sie fängt seinen massigen Schädel auf, wenn er bei einer Kurve vor- oder seitwärts zu fallen droht, sie paßt sich jedem Wechsel der Lage an, den er immer wieder vornimmt, sie ist die geduldigste Ruhestatt der Welt.

Er ist ein ganz routinierter, raffinierter Eisenbahnschläfer. Mit Behagen nimmt er alle Situationen durch: Kopf an ihrer Brust, Kopf in ihren Mantel gewickelt, Kopf in ihren Armen, alles, alles, ohne wach zu werden. Im Schlaf murmelt er nur: „Schläfst du auch, Kindchen? Schlafe nur, lehn dich an mich, ich wache — —“

Nur wir zwei sind wach. Um uns atmet der Schlaf. Der Schnellzug stampft durch die Nacht. Ich suche ihre Augen. Sie sehen niemand als ihr großes Baby. Der Kerl ist mir unausstehlich. Wenn ich du wäre, Süße (denk' ich), würde ich ihm einen Seitenknuff versetzen, daß er wach wird. Nein, laß ihn lieber schlafen, und unterhalten wir uns ein wenig mittels der Augensprache, System Marconi. Liebst du diesen Mann? Er ist schrecklich. Wie kannst du ihn nur liebhaben? Wie er sich brutal an dich lehnt! Er zerknittert dich ganz. Und du hältst still. Warum antwortest du nicht? Du wendest deinen Kopf ab, wie süß du errötest ...

Habe ich zuviel gefragt? Schämt sie sich, daß hier ein Stück ihrer Ehe den Blicken eines Fremden bloßgelegt wird? Verzeihung. Ich schließe die Augen und stelle mich schlafend. Sie soll nicht glauben, daß mir diese unerklärliche Unterwürfigkeit aufgefallen ist. —

Der Morgen dämmert. Einer nach dem andern wird wach. Die Gesichter sind grau, schlafverquollen und ganz komisch verzerrt. Es ist seltsam, fremde Menschen aufwachen zu sehen. Zuletzt öffnet der Gatte die Augen, sein Kopf ist ganz rosig von gesundem Schlaf.

„Kein Auge hab' ich zugemacht“, knurrt er, und sein Gesicht umwölkt sich wieder märtyrerhaft. „Aber du hast gut geschlafen — na ja, ich hab' dich auch gespürt“, dabei reibt er sich die Schulter, als hätte sich seine Frau die ganze Nacht an ihn gelehnt.

Das wird mir zuviel! In mir kocht es. Ich erwarte, daß die kleine Frau der tyrannischen Willkür entgegentritt und den wahren Tatbestand feststellt. Bitte, ich erwarte es sofort, sonst werde ich es selbst tun!

Da sagt die kleine Frau ganz sanft und einfach: „Ich habe vorzüglich geschlafen, dank deiner lieben Obhut.“

Entwaffnet schlage ich die Augen nieder.

DIE LANDSTRASSE

VON GERHARD LYNCH

Wenn hinter ihr die Häuser bleiben,
Begleiten Pappeln sie am Saum
Durch Felder, wo die Krähen treiben,
Verloren im gewölbten Raum.

Dorfwege, die sich anvertrauen,
Zieh'n mit der großen Schwester aus
Nach Fernen, die im Tag verblauen
Wie Träume hinterm Fensterstrauß.

Und Schritte wandern ihr entgegen,
Und Räder malmen durch den Sand,
Bis sich die Grenzen zu ihr legen
Im Querbaum vor dem fremden Land.

Zu andern Dörfern, Städten, Leuten
Geleitet sie der neue Pfad,
Und ferne Heimatglocken läuten,
Und Winde singen hoch im Draht.

Wald und Hag als Kinderstube

Naturaufnahmen von G. Wolff

Sie hat was zu erzählen — und so ließen sich die jungen Rabenkrähen von der Kamera erhaschen.

Der Ausflug vom Nest scheint die kleinen Elstern recht angestrengt zu haben.

Die Kleinen im Neste sind gefüttert — noch eine kurze Rast, und gleich wird die Nachtigall wieder auf Nahrungssuche fliegen.

Noch schwerfällig im Fluge, blicken die jungen Turmfalken schon recht scharf durch das Fichtengewirr.

ZWISCHEN DEN MAUERN
(MOTIV AUS DAMASKUS)
RADIERUNG VON RUDOLF GEBHARDT

Josse Goossens

† am 25. Oktober

PROMENADE

IM HERBST

Der Münchener Maler Professor Josse Goossens, der in Regensburg an den Folgen einer Operation gestorben ist, hat zu den interessantesten Mitgliedern der Münchener Sezession gehört. Er war 1876 in Aachen geboren, als Abkömmling niederländisch-wallonischer Vorfahren, und hat in Düsseldorf bei Eduard v. Gebhardt studiert, zwar nicht ohne Gewinn, aber ohne daß diese Zeit für seine Kunst bestimmend geworden wäre. Bald ist er seine eigenen Wege gegangen und hat dann in München seine zweite und eigentliche Heimat gefunden. Goossens war ein Kolorist von hohem Rang, dem Malen ein virtuoses Spiel mit Farben gewesen ist, eine Art Schachspiel mit Farben könnte man auch sagen. Und darum hat er alles geliebt, was frisch, bewegt und vor allem bunt war: Jahrmärkte und Karusselle, fahnengeschmückte Straßen, Cafégärten, öffentliche Parke, Kabarette, Karnevalsfeste, Tänze im Freien und selbstverständlich auch Blumen. Das alles hat er mit Meisterschaft zu eminent dekorativen Bildern gestaltet, deren gelegentliche Derbheit und Grellfarbigkeit auf die obenerwähnte Abstammung zurückzuführen ist. Sein letztes Werk, das er gerade noch vor der verhängnisvollen Operation abschließen konnte, ist ein vierteiliges Wandbild für den Rathaussaal der Stadt Bottrop im niederrheinischen Industriegebiet. In diesem farbenfrohen Riesenbild, das nun zum Hauptbild seines Lebens geworden ist, faßt Goossens noch einmal alles Wesentliche seiner Kunst zu ungemein festlicher Wirkung zusammen. Die Münchener Kunst verliert mit diesem Maler wieder eine ihrer originellsten und stärksten Persönlichkeiten.

Richard Braungart.

SELBSTPORTRÄT DES KÜNSTLERS (1916)

MAITANZ AUF DER ALM

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(6. Fortsetzung.)

Jutta antwortete nicht, ihr Blick ging in eine Ferne, die Kuloff nicht erkannte, und in die er ihr nicht zu folgen vermochte.

„Du mußt das allein, ganz allein durchkämpfen", sagte sie, „aber wenn es so weit ist, wenn du gewonnen hast, dann will ich bereit sein."

„Dann? Heute, sofort, immer!"

„Wir überreden mit unserer Gegenwart; das ist Täuschung. Soll immer jene die Geliebte sein, die gerade zu dir spricht, die vor dir steht?" Ihre Mundwinkel waren ein wenig nach oben gebogen, ihr Lächeln war eine merkwürdige Mischung von Trauer, Trotz und Ablehnung.

„Jutta, ich liebe dich wie ein Versinkender. Gib mir deine Hand, laß mich nicht allein! Ich warte auf dich, heute, morgen. Bestimme die Stunde, aber laß mich nicht allein. Du weißt nicht, was auf dem Spiele steht."

„Wenn du es nur weißt, Artur, das genügt."

„Du bist kalt, gefühlskalt!"

Sie hob mit einem Ruck den Kopf. „Das sagst du mir, der du Lauheit verlangst von mir! Ich will nicht zu dir kommen; danach steht mein Sinn nicht, Zärtlichkeiten beiseitezustehlen. Aber wenn du es willst, will ich dir die Rosa Rubin vom Halse schaffen!"

„Wie denn? Du bist närrisch."

„O nein. Ich war nie so klar wie jetzt." Sie lächelte ein bißchen; sie hatte eine Idee, einen Gedanken oder eine Vorstellung, die sie erheiterte. Aber sie sprach nicht aus, was sie dachte. Sie sagte: „Laß nur, ich unternehme nichts, ich bin ja gebunden. Die Szene ist so geschickt gestellt, daß ich zusehen muß. Vorläufig jedenfalls." Und sie nahm jetzt ihrerseits seine Hand auf, während sie schloß: „Dein Kampf, mein lieber Artur, ist ein kleines erotisches Spektakelstück. Ich glaube jetzt sogar, daß es letzten Endes gleichgültig ist, wie du dich darin verhältst."

„Was heißt das?" Blick und Frage prallten gegen ihr Lächeln, das stumm blieb und undurchdringlich.

„Man wird den Namen Rosa Rubin eines Tages ganz einfach wegwischen", sagte sie nach einer Pause. „Du oder ich."

Er starrte sie an, erkannte sie noch immer nicht und spürte eine Beklemmung. Ein Roman, wirklich ein Roman? Am Ende sind es Szenen, lose aneinandergereiht? Jutta Berg nannte es ein Spektakelstück? Die Zeit ist gleichgültig und gibt nur Mittel und Möglichkeiten; das Wetter ist belanglos wie der Schauplatz. Menschen sehen zu, wie immer, und erkennen das Spiel nicht, selbst dann noch nicht, wenn es sie schon angeht und ihnen eine Rolle gab. — — —

Rosa Rubin schritt neben Mittelmann über den Marktplatz. Vom Dom schlug es fünf hallende Töne. Sie sahen beide unwillkürlich zum Turm hinauf. Da leuchtete, von der sinkenden Sonne fast von unten bestrahlt, ein Kreuz. Das sagte ihnen nichts. Es war ein altes, abgenutztes Symbol, der Sinn dahinter war verlorengegangen.

„Würdest du alles für mich tun, Philipp?"

Mittelmann stutzte; die Eindringlichkeit dieser Worte ließ ihn den Ernst der Frage erkennen. „Alles! Was heißt das? Aber es ist gleichgültig, an was du denkst, Rosa; selbstverständlich täte ich alles für dich."

„Wenn ich vor dich hinträte und forderte: Das und das muß getan werden, würdest du, ohne zu fragen, ohne Erklärungen zu verlangen, hingehen und handeln?"

Er sah sie nicht an. Er vermied es sogar, die Tonlage seiner Sätze zu verändern. „Ich würde denken dürfen: Was sie nicht tun kann, verrichte ich jetzt; ich würde mich der Meinung hingeben, Teil deines wollenden Ichs zu sein. Ich würde Hand sein, die stumm ausführt, was im Kopf überdacht und als notwendig erfunden ist."

Rosa Rubin schluckte. „Das ist ...", sagte sie und brach ab. Aber sie sah jetzt ihren Begleiter scheu von der Seite an, und ihre großen, sonst sehr dunklen Augen hatten einen hellen feuchten Glanz. „Ich will dich daran erinnern. Warte hier auf mich."

„Hier, auf dem Markt?"

„Dort, im Löwenbräu meinetwegen." — Ein großer gelber Autobus war da, Rosa Rubin winkte. Der Wagen entführte sie. Philipp Mittelmann stand auf demselben Fleck. Er wollte nachdenken, einen Sinn hinter dem allem suchen, aber er verwies es sich. Ihm war, als habe er auch das versprochen. Ohne Fragen, stumm! Er schritt über die Straße, setzte sich im Löwenbräu an das große Fenster, von dem aus er den Platz überschauen konnte, und wartete geduldig.

War das nicht Frau Jutta Berg, die Schwester des Chefredakteurs Martini? Sie stieg aus einer Straßenbahn und wartete. Er sah sie sich an. Ihm fiel das Gerücht ein, das eine Weile am Theater lebendig gewesen war, und das hatte wissen wollen, Kuloff bemühe sich um diese Dame. Kuloff ... daß ihm der Name einfallen mußte! Gehaßt? Nein, das sagte zuviel. Eine Abneigung bestand. Er sann nach; sie bestand gegen den Vertrauten der Rosa, nicht einmal gegen den Kollegen Kuloff. Die Abneigung besteht gegen jedes männliche oder selbst weibliche Wesen, das die Rosa Rubin auszeichnet und um sich hat. Ich bin ein törichter Trottel. Wahrhaftig. Aber wenn ich das weiß und es trage, bin ich da nicht schon ein Held? Oder wenigstens ein Märtyrer?

Auch diese trostreiche Idee riß ab. Dieser Marktplatz warf Bilder auf wie ein Kinotheater. Nebeneinander tauchten, aus der Schützenstraße kommend, Chefredakteur Martini und Fräulein Lili Lanz auf. „Sieh an", sagte Philipp Mittelmann vor sich hin, „sieh einer an!" Aber das war ja wohl kein Satz, der eine Meinung klarlegte, und zur Verwunderung war kein rechter Anlaß, denn Doktor Martini hatte Fräulein Lanz zufällig getroffen. Getroffen? Sie war vor ihm hergegangen, blond, groß und dabei grazil; da hatte er sie eingeholt und angesprochen. Sie kannten sich. Nichts war verwunderlich bei diesem allem. Das Theater lieferte den ersten Gesprächsstoff; es war ein Thema, das sie beide anging und sie auch vereinte, da beide auf Verständnis und nahezu gleiche Meinung stießen. Martini ging neben dieser Salondame her und hatte das merkwürdige Gefühl einer Zufriedenheit, so etwa, als sei ein Ziel erreicht oder wenigstens ein Schritt dem entgegen getan. Er suchte seit Wochen ihre Nähe. Diese Lili Lanz hätte die kuriosesten Ansichten äußern dürfen, er würde zunächst nicht widersprochen haben. Was lag daran, dieser Frau gegenüber recht zu behalten! So mußte es ihn geradezu beglücken, daß er auf klare, vernünftige Ansichten stieß. Gelinde geriet er in Begeisterung und in den Rausch der Seele.

„Ich werde wieder jung neben Ihnen, Fräulein Lanz; ich vermag wieder ehrlich zu schimpfen und ehrlich mich zu begeistern."

„Ihre Kritiken waren stets sehr aufrichtig, Herr Doktor." Sie lächelte ihn an, und ihre Helläugigkeit war wie ein Leuchten. Auch sein Mund verzog sich. „Sie haben gut spotten", sagte er. „Soll ich sagen: Ich war bestochen, meine Kritiken versuchten nur objektiv zu sein, sie waren in Wahrheit subjektive Betrachtungen eines Bewunderers?"

„So sind Sie gar nicht. Sie sind nicht bestechlich."

„Danke."

Eine Pause war da. Sie empfanden sie beide, aber es war nicht ganz einfach, hier anzuknüpfen; es mußte das Thema gewechselt werden. Lili Lanz sagte: „Der Klatsch hat uns längst zusammengetan. Sie wissen das?"

„Nein." Er war erstaunt. „Wie ist das möglich?"

„Kollegen! Du lieber Gott ..." Sie sah ihn an, ihr Lächeln wartete. „Ist es Ihnen unangenehm? Dann lassen Sie eine Zeitungsnotiz los: ‚Richtigstellung! Den wiederholt auftauchenden Gerüchten entgegentretend, daß mich persönliche Beziehungen zu der Schauspielerin Lili Lanz veranlaßt haben sollen, meine Theaterbesprechungen ...'"

„Hören Sie auf! Ein Dementi erfüllt übrigens nie seinen Zweck; es wirbt dem Stoff nur neue Interessenten. An sich wäre zu sagen, daß — unbeschadet sachlicher Kritik, Sie Spötterin! — es bedauerlich ist, wie kümmerlich unsere persönlichen Beziehungen zueinander geblieben sind."

Sie schwieg. Ihre Schritte blieben im Takt. Endlich meinte sie: „Sollte ich Ihnen einen Dankesbesuch machen für gute Kritiken? Sie hätten mich vermutlich hinausgeworfen."

„Verzeihen Sie, Fräulein Lanz, Sie haben recht. Aber schauen Sie, auch ich — war gebunden. Der Kritiker, der um seinen Lohn fragen kommt, nicht wahr?"

Sie lachte; eine Skala von der Mittellage abwärts. „Königskinder?"

„Ja. Aber eine glückliche Stunde schlug endlich eine Brücke?" Er hielt ihr die Hand hin. Als er die ihre empfing, führte er sie an seine Lippen. „Wollen wir den Versuch machen, uns kennenzulernen? Ich will nicht sagen, ich liebe Sie — das ist ein abgegriffenes Wort, weniger vom Leben als von der Literatur — aber wenn wir eine Weile nebeneinander hergehen und uns prüfen und betrachten, glauben Sie nicht, daß am Ende der Wunsch in uns aufsteigen könnte, dies Beieinander fortzusetzen, und daß das Gefühl aufkäme, es sei ein Glück?"

„Sie sind überaus vorsichtig, Doktor Martini. Das gefällt mir. Ich bin wie Sie. Wir wollen uns nicht in Enttäuschungen stürzen. Von Liebe kann man vielleicht nach einem Jahr sprechen. Aber gehen

DIE TÄNZERIN TATJANA BARBAKOFF

FARBIGE RADIERUNG VON MAX POLLAK

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(6. Fortsetzung.)

Jutta antwortete nicht, ihr Blick ging in eine Ferne, die Kuloff nicht erkannte, und in die er ihr nicht zu folgen vermochte.

„Du mußt das allein, ganz allein durchkämpfen", sagte sie, „aber wenn es so weit ist, wenn du gewonnen hast, dann will ich bereit sein."

„Dann? Heute, sofort, immer!"

„Wir überreden mit unserer Gegenwart; das ist Täuschung. Soll immer jene die Geliebte sein, die gerade zu dir spricht, die vor dir steht?" Ihre Mundwinkel waren ein wenig nach oben gebogen, ihr Lächeln war eine merkwürdige Mischung von Trauer, Trotz und Ablehnung.

„Jutta, ich liebe dich wie ein Versinkender. Gib mir deine Hand, laß mich nicht allein! Ich warte auf dich, heute, morgen. Bestimme die Stunde, aber laß mich nicht allein. Du weißt nicht, was auf dem Spiele steht."

„Wenn du es nur weißt, Artur, das genügt."

„Du bist kalt, gefühlskalt!"

Sie hob mit einem Ruck den Kopf. „Das sagst du mir, der du Lauheit verlangst von mir! Ich will nicht zu dir kommen; danach steht mein Sinn nicht, Zärtlichkeiten beiseitezustehlen. Aber wenn du es willst, will ich dir die Rosa Rubin vom Halse schaffen!"

„Wie denn? Du bist närrisch."

„O nein. Ich war nie so klar wie jetzt." Sie lächelte ein bißchen; sie hatte eine Idee, einen Gedanken oder eine Vorstellung, die sie erheiterte. Aber sie sprach nicht aus, was sie dachte. Sie sagte: „Laß nur, ich unternehme nichts, ich bin ja gebunden. Die Szene ist so geschickt gestellt, daß ich zusehen muß. Vorläufig jedenfalls." Und sie nahm jetzt ihrerseits seine Hand auf, während sie schloß: „Dein Kampf, mein lieber Artur, ist ein kleines erotisches Spektakelstück. Ich glaube jetzt sogar, daß es letzten Endes gleichgültig ist, wie du dich darin verhältst."

„Was heißt das?" Blick und Frage prallten gegen ihr Lächeln, das stumm blieb und undurchdringlich.

„Man wird den Namen Rosa Rubin eines Tages ganz einfach wegwischen", sagte sie nach einer Pause. „Du oder ich."

Er starrte sie an, erkannte sie noch immer nicht und spürte eine Beklemmung. Ein Roman, wirklich ein Roman? Am Ende sind es Szenen, lose aneinandergereiht? Jutta Berg nannte es ein Spektakelstück? Die Zeit ist gleichgültig und gibt nur Mittel und Möglichkeiten; das Wetter ist belanglos wie der Schauplatz. Menschen sehen zu, wie immer, und erkennen das Spiel nicht, selbst dann noch nicht, wenn es sie schon angeht und ihnen eine Rolle gab. — — —

Rosa Rubin schritt neben Mittelmann über den Marktplatz. Vom Dom schlug es fünf hallende Töne. Sie sahen beide unwillkürlich zum Turm hinauf. Da leuchtete, von der sinkenden Sonne fast von unten bestrahlt, ein Kreuz. Das sagte ihnen nichts. Es war ein altes, abgenutztes Symbol, der Sinn dahinter war verlorengegangen.

„Würdest du alles für mich tun, Philipp?"

Mittelmann stutzte; die Eindringlichkeit dieser Worte ließ ihn den Ernst der Frage erkennen. „Alles! Was heißt das? Aber es ist gleichgültig, an was du denkst, Rosa; selbstverständlich täte ich alles für dich."

„Wenn ich vor dich hinträte und forderte: Das und das muß getan werden, würdest du, ohne zu fragen, ohne Erklärungen zu verlangen, hingehen und handeln?"

Er sah sie nicht an. Er vermied es sogar, die Tonlage seiner Sätze zu verändern. „Ich würde denken dürfen: Was sie nicht tun kann, verrichte ich jetzt; ich würde mich der Meinung hingeben, Teil deines wollenden Ichs zu sein. Ich würde Hand sein, die stumm ausführt, was im Kopf überdacht und als notwendig erfunden ist."

Rosa Rubin schluckte. „Das ist . . .", sagte sie und brach ab. Aber sie sah jetzt ihren Begleiter scheu von der Seite an, und ihre großen, sonst sehr dunklen Augen hatten einen hellen feuchten Glanz. „Ich will dich daran erinnern. Warte hier auf mich."

„Hier, auf dem Markt?"

„Dort, im Löwenbräu meinetwegen." — Ein großer gelber Autobus war da, Rosa Rubin winkte. Der Wagen entführte sie. Philipp Mittelmann stand auf demselben Fleck. Er wollte nachdenken, einen Sinn hinter dem allem suchen, aber er verwies es sich. Ihm war, als habe er auch das versprochen. Ohne Fragen, stumm! Er schritt über die Straße, setzte sich im Löwenbräu an das große Fenster, von dem aus er den Platz überschauen konnte, und wartete geduldig.

War das nicht Frau Jutta Berg, die Schwester des Chefredakteurs Martini? Sie stieg aus einer Straßenbahn und wartete. Er sah sie sich an. Ihm fiel das Gerücht ein, das eine Weile am Theater lebendig gewesen war, und das hatte wissen wollen, Kuloff bemühe sich um diese Dame. Kuloff . . . daß ihm der Name einfallen mußte! Gehaßt? Nein, das sagte zuviel. Eine Abneigung bestand. Er sann nach; sie bestand gegen den Vertrauten der Rosa, nicht einmal gegen den Kollegen Kuloff. Die Abneigung besteht gegen jedes männliche oder selbst weibliche Wesen, das die Rosa Rubin auszeichnet und um sich hat. Ich bin ein törichter Trottel. Wahrhaftig. Aber wenn ich das weiß und es trage, bin ich da nicht schon ein Held? Oder wenigstens ein Märtyrer?

Auch diese trostreiche Idee riß ab. Dieser Marktplatz warf Bilder auf wie ein Kinotheater. Nebeneinander tauchten, aus der Schützenstraße kommend, Chefredakteur Martini und Fräulein Lili Lanz auf. „Sieh an", sagte Philipp Mittelmann vor sich hin, „sieh einer an!" Aber das war ja wohl kein Satz, der eine Meinung klarlegte, und zur Verwunderung war kein rechter Anlaß, denn Doktor Martini hatte Fräulein Lanz zufällig getroffen. Getroffen? Sie war vor ihm hergegangen, blond, groß und dabei grazil; da hatte er sie eingeholt und angesprochen. Sie kannten sich. Nichts war verwunderlich bei diesem allem. Das Theater lieferte den ersten Gesprächsstoff; es war ein Thema, das sie beide anging und sie auch vereinte, da beide auf Verständnis und nahezu gleiche Meinung stießen. Martini ging neben dieser Salondame her und hatte das merkwürdige Gefühl einer Zufriedenheit, so etwa, als sei ein Ziel erreicht oder wenigstens ein Schritt dem entgegen getan. Er suchte seit Wochen ihre Nähe. Diese Lili Lanz hätte die kuriosesten Ansichten äußern dürfen, er würde zunächst nicht widersprochen haben. Was lag daran, dieser Frau gegenüber recht zu behalten! So mußte es ihn geradezu beglücken, daß er auf klare, vernünftige Ansichten stieß. Gelinde geriet er in Begeisterung und in den Rausch der Seele.

„Ich werde wieder jung neben Ihnen, Fräulein Lanz; ich vermag wieder ehrlich zu schimpfen und ehrlich mich zu begeistern."

„Ihre Kritiken waren stets sehr aufrichtig, Herr Doktor." Sie lächelte ihn an, und ihre Helläugigkeit war wie ein Leuchten. Auch sein Mund verzog sich. „Sie haben gut spotten", sagte er. „Soll ich sagen: Ich war bestochen, meine Kritiken versuchten nur objektiv zu sein, sie waren in Wahrheit subjektive Betrachtungen eines Bewunderers?"

„So sind Sie gar nicht. Sie sind nicht bestechlich."

„Danke."

Eine Pause war da. Sie empfanden sie beide, aber es war nicht ganz einfach, hier anzuknüpfen; es mußte das Thema gewechselt werden. Lili Lanz sagte: „Der Klatsch hat uns längst zusammengetan. Sie wissen das?"

„Nein." Er war erstaunt. „Wie ist das möglich?"

„Kollegen! Du lieber Gott . . ." Sie sah ihn an, ihr Lächeln wartete. „Ist es Ihnen unangenehm? Dann lassen Sie eine Zeitungsnotiz los: ‚Richtigstellung! Den wiederholt auftauchenden Gerüchten entgegentretend, daß mich persönliche Beziehungen zu der Schauspielerin Lili Lanz veranlaßt haben sollen, meine Theaterbesprechungen . . .'"

„Hören Sie auf! Ein Dementi erfüllt übrigens nie seinen Zweck; es wirbt dem Stoff nur neue Interessenten. An sich wäre zu sagen, daß — unbeschadet sachlicher Kritik, Sie Spötterin! — es bedauerlich ist, wie kümmerlich unsere persönlichen Beziehungen zueinander geblieben sind."

Sie schwieg. Ihre Schritte blieben im Takt. Endlich meinte sie: „Sollte ich Ihnen einen Dankesbesuch machen für gute Kritiken? Sie hätten mich vermutlich hinausgeworfen."

„Verzeihen Sie, Fräulein Lanz, Sie haben recht. Aber schauen Sie, auch ich — war gebunden. Der Kritiker, der um seinen Lohn fragen kommt, nicht wahr?"

Sie lachte; eine Skala von der Mittellage abwärts. „Königskinder?"

„Ja. Aber eine glückliche Stunde schlug endlich eine Brücke?" Er hielt ihr die Hand hin. Als er die ihre empfing, führte er sie an seine Lippen. „Wollen wir den Versuch machen, uns kennenzulernen? Ich will nicht sagen, ich liebe Sie — das ist ein abgegriffenes Wort, weniger vom Leben als von der Literatur — aber wenn wir eine Weile nebeneinander hergehen und uns prüfen und betrachten, glauben Sie nicht, daß am Ende der Wunsch in uns aufsteigen könnte, dies Beieinander fortzusetzen, und daß das Gefühl aufkäme, es sei ein Glück?"

„Sie sind überaus vorsichtig, Doktor Martini. Das gefällt mir. Ich bin wie Sie. Wir wollen uns nicht in Enttäuschungen stürzen. Von Liebe kann man vielleicht nach einem Jahr sprechen. Aber gehen

DIE TÄNZERIN TATJANA BARBAKOFF

FARBIGE RADIERUNG VON MAX POLLAK

wir den Pakt der Erwartungen ein. Ich glaube" — und sie sah ihn groß an und senkte den Blick sofort — „ich glaube, die Voraussetzungen sind gegeben."

Er blieb stehen, er nahm ihre beiden Hände; die offene Straße vergaß er und hielt diese Hände fest. „Liebe, liebe Lili..."

„Pst! Was machen wir denn!" Sie entwand sich ihm. „Herr Chefredakteur!" Ihr Lächeln war das eines kleinen Mädchens. Sie war auch wahrhaftig errötet. Er sah es, und sein Herz setzte erfreut und bewegt ein paar Takte rascher ein. „Das ganze heißt 'Neue Sachlichkeit'", sagte er. „Aber wir entgleisen noch zuweilen; und das sind dann die schönsten Momente an dieser neuen Art, mit den Gefühlen fertig zu werden."

Sie gingen nicht Hand in Hand, aber sie hatten beide das Empfinden, daß diese Unterlassung lediglich Zufall sei. Als sie die breite, mit zwei Reihen Kastanien bepflanzte Straße entlangkamen, sagte Martini: „Hier wohnt Kuloff." Lili Lanz nickte. Das interessierte sie beide nicht und war keiner besonderen Erwähnung wert. Es hätte sie wahrscheinlich nicht einmal interessiert, zu erfahren, was dort im Hause geschah. Rosa Rubin machte dem Artur Kuloff eine Szene? Ach, wie unwichtig, was kümmert das sie! Sie gingen weiter; jeder Schritt entfernte sie diesem Haus am Wasser. Daß eine Schlinge geknüpft war, die sie alle verband, die sie an Fäden hielt wie Marionetten und auch sie beide dem Punkt eines Geschehens zuführte, der freilich noch vor ihnen lag, das wußten sie nicht. Und diese Ahnung hätte sie auch nicht gerettet. Nicht die Lili Lanz, nicht die Rosa Rubin. Wir tragen unser Schicksal in der Brust. Wir, von Schicksals Gnaden, wer sind wir denn? — — —

Rosa Rubin stand vor Artur Kuloff. Sie übersah sein schiefes Lächeln, sie wollte es nicht bemerken.

„Wir haben aufeinander eingeschrien wie Kinder", sagte sie. „Wie heißt es? Blinder Eifer, nicht wahr? Ich habe mir das überlegt, eine lange Nacht, und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß du recht hattest. Du darfst nicht von mir abhängig sein, in keiner Hinsicht. Infolgedessen" — sie öffnete ihre Handtasche, nahm einen gefalteten Bogen Papier heraus, der mit Schriftzeichen und Stempeln bedeckt war, zerriß dies Blatt in vier Teile und hielt diese Fetzen Kuloff hin — „hier ist der Vertrag. Es soll keine erzwungene Bindung bestehen. Spielen wir mit offenen Karten. Alles steht nun bei dir."

Er erblaßte. „Was tust du denn?" Und er sah sie an und war tief erschrocken. Er vergaß, die Hand auszustrecken, ihr diese Papierfetzen abzunehmen. Sie trat an das offene Fenster, sah hinaus. Unten rauschte das Wasser vorüber. Und indem sie Kuloff anschaute, warf sie den zerrissenen Vertrag über die Schultern in das Wasser.

Wenn er jetzt die Arme ausstreckt, wenn er die Minute erfaßt, da er mit Güte alles erreicht, soll es getan sein, dachte sie. Ich glaube, ich liebe ihn wirklich. Alles kann gut werden. Und ihr Blick wurde dringlich, wartete. Die ganze Frau wartete, vorgeneigt zum Sprung oder zum Fall. Erlöse mich! Nimm das Opfer an, meinetwegen. Es wäre klein von dir, aber ich will es tragen. Reiß deinen Schrank auf, gib mir deinen Vertrag und beschäme mich, ich will dich verehren. Aber sprich. Steh nicht da wie ein Tierbändiger, der eine Bestie belauert.

Hörte Kuloff diese Zurufe, ahnte er auch nur, was hinter dieser glatten Frauenstirn vorging? Er wandte sich ganz langsam ab. „Dann ist ja alles gut", sagte er. „Ich besitze den Vertrag auch nicht mehr. Justizrat Nonne ist gestorben; Ziklas kennt sich nicht aus." Und er lachte tonlos.

Sie stand gegen das Fenster gelehnt. Das Holzkreuz bildete einen Hintergrund, den nur Kuloff hätte wahrnehmen können; aber er sah nicht hin. Das ging ihn ja wohl nichts mehr an, nun diese Rosa Rubin unbegreiflich ihre letzte Chance vertan hatte. Als er ihre Hand auf seinem Arm spürte, schüttelte er sie ab. „Laß das, Rosa! Ich bin dir nicht grün in diesen Tagen."

„Weil ich — schließen ließ?"

„Ja. Das war eine bodenlose Rücksichtslosigkeit. Aber glaube nicht, daß ich mir von dir auf der Nase spielen lasse. Ich eröffne nächste Woche wieder."

Sie verstand ihn nicht. War denn das so wichtig nach dem, was eben geschehen? „Es ist gut", sagte sie, „eröffnen wir wieder."

„Wir? Ich, mein Kind! Ich bin der Direktor! Aber sei ohne Sorge, ich beabsichtige nicht, dich abzuschütteln. Nur dazwischenreden sollst du mir nicht wieder." Und er zeigte seine Zähne. „Deshalb war mir deine Anwandlung von Großzügigkeit" — eine spöttische Kopfbewegung wies gegen das geöffnete Fenster — „sehr gelegen." Er drehte sich um; auf dem Tisch lag ein Pack Manuskripte. Eines griff er und reichte es ihr. „Hier ist deine Rolle. Beschäftige dich schon damit. Ich setze für übermorgen Probe an."

„Du gibst mir — du setzt an —" Sie sagte das vor sich hin. Ihr Gesicht war wohl nicht sehr geistreich. Er klopfte ihr kameradschaftlich die Schulter. „Geh nur, Rosachen. Rege dich nicht nochmals auf; spare dir die großen Momente für die Bühne. Wir machen alle einmal eine Dummheit. Tröste dich."

Sie blickte ihn mit leeren Augen an. „Eine Dummheit nennst du es?"

Er nickte. „Freilich. Oder nicht? Sollte ich Güte und Dummheit verwechseln?" Sein Lachen schien ihr blechern. Als er sie zur Tür schob und sie in seine Augen sah, zuckte der Wunsch auf, in dieses sichere, höhnische Gesicht mit spitzen Nägeln lange Krallenspuren zu ziehen. Aber sie tat keine solche Bewegung; sie ging wie benommen und wußte nicht einmal, daß sie die Füße setzte.

Klirrend schlug die Gartentür zu, Metall auf Metall. Da schrak sie zusammen und sah sich um. Ja, eine Tür war zugefallen.

Bog sich diese Straße auf, schwankte der Boden? Sie sah vor sich hin. Nichts schwankte, nur sie hatte einen Stoß bekommen, mitten aufs Herz. Sie war unsicher, ratlos, hilflos.

Die Straßenbahn. Zum Marktplatz. Ging es schnell? Fuhr diese Bahn Ewigkeiten? An der Haltestelle stand Philipp Mittelmann. Er nahm den Hut ab. So grüßt man eine Besiegte. Ahnte er, wußte er? Sie starrte ihn an. „Philipp, du wirst mich rächen!"

Er sah diesen glühenden Blick. Sie ist irr. Was redet sie? „Ja", sagte er sofort. „Sprich, rede, es erleichtert vielleicht. Was ist geschehen? Kuloff?"

Aber Rosa Rubin war anders, als er vermutete. Sie war nicht gekommen, ihm ein Leid zu klagen und sich Trost und Zuspruch zu holen. Sie warf mit einem Ruck den Kopf in den Nacken. „Nicht fragen. Räche mich. Und wenn du mich so rächst, daß alles getilgt ist, Schmach, Scham und Haß, dann ... dann ... Philipp Mittelmann."

„Erkläre mir!" Seine Hände bebten. „Was ist geschehen? Was soll ich für dich tun?"

Sie strich mit der Hand durch die Luft. „Kuloff!" sagte sie; sonst nichts. Aber diese beiden Silben kamen erschreckend aus ihrem Munde. Sie drehte sich augenblicklich um und schritt in der Richtung auf die Schützenstraße davon. Er lief ihr nach, blieb ein paar Schritte neben ihr. „Rosa, ich bitte dich..."

„Weg!" sagte sie. „Geh schnell weg! Ich vertrage noch keine Worte!"

Da ließ er sie, blickte ihr nach, bis sie verschwunden war, und stand planlos da. Was ist geschehen? Was soll geschehen? Sein Versprechen fiel ihm ein. Wie seltsam war Rosa Rubin heute gewesen. Entsprach dies alles ihrer Planung? Sie war klug, so sehr gewitzt. Was hatte sie aus der Fassung bringen können? Und er dachte: Kuloff. Sollte sie ihren Meister gefunden haben? Aber was ist meine Rolle im Zweikampf der beiden? — Er ging wieder in das Löwenbräu und setzte sich an das Fenster. Er trank sein Glas aus, immer nur ein Glas; er merkte nicht, daß man es viele Male wechselte. Am Ende war er berauscht. Er reckte sich; Kraftgefühle schwellten ihn überraschend. „Ich will alles für sie tun", sagte er, „morgen, wenn ich klar sehe. Alles! Morgen!" Und ging hinaus; halber Held nun, nicht mehr Märtyrer.

Währenddes schritt Rosa Rubin durch die Stadt. Sie fand die Luisenstraße. Eine kurze Straße nur. Nummer 10. An der Tür das Schild aus Messing: „Dr. Benno Martini." Hier würde es sein. Sie klingelte. Ein Mädchen öffnete. Frau Jutta Berg sei im Hause, jawohl. Eine Vorhalle; gut; gediegen; Bürgertum. Eine Portiere schlug zurück. „Fräulein Rubin? Wollten Sie wirklich zu mir, nicht etwa zu meinem Bruder?" Diese also; schmallippig; verkniffener, berechnender Mund; blaue Augen; leer; versteckte Pläne. Hm, du also, du und Kuloff! Deinetwegen das alles! Die andere Rasse; es ist nichts zu sagen, nichts zu fragen; immer wird das so bleiben. „Verzeihen Sie, ich wollte Ihren Herrn Bruder sprechen; Sie haben recht."

„Er ist nicht im Hause; aber auf der Redaktion werden Sie ihn gewiß noch antreffen."

Kühles Geleit zur Tür; die Köpfe neigen sich. Weiß sie wirklich nichts, ist dies Verstellung? Beide Frauen denken, fragen dasselbe. Auch diese Tür fällt zu. Und beide denken, allein wieder, nochmals dasselbe: Unangenehme Person.

Rosa Rubin geht den Weg zurück. Sie sieht von weitem schon das Paar auf der anderen Seite. Sie sieht es so rechtzeitig, daß sie unauffällig wegschauen kann. Lili Lanz und Benno Martini bemerken sie wirklich nicht. Martini würde diese Schauspielerin gegrüßt haben. Er hat erst neulich zugegeben, daß sie Qualitäten habe.

Rosa Rubin geht nach Hause. Sie macht den ganzen Weg zu Fuß. Er erscheint ihr nicht lang; sie ist tief in Gedanken. Ein paarmal nickt sie sich eine Bestätigung zu. Sie ist viel ruhiger jetzt. Aller Aufruhr ist verrauscht, der Zorn hat sich gewandelt in kühlen Haß. Wie denn, denkt dieser Kuloff, er kann sie beiseitestellen wie ein nicht mehr benötigtes Requisit? Sie schließt ihre Tür auf, tritt ein, schließt sorgfältig hinter sich ab. Aus der Kassette im Schrank nimmt sie einen gefalteten großen Bogen Papier. Er ist gestempelt und mit Schrift bedeckt. Es ist der richtige Vertrag. Sie liest ihn durch, dann versteckt sie ihn wieder, schließt den Dokumentenkasten ab. Um ihren Mund steht ein Lächeln, es ist grausam und gewiß. Niemand sieht es, niemand erschrickt.

(Fortsetzung folgt.)

SPORT UND GESELLSCHAFT

Frauen fahren rund um die Welt.
Baroneß Christa v. Brandenstein (Mitte), frühere Hofdame der Fürstin Hohenzollern-Sigmaringen, und ihre Begleiterinnen, eine Neuyorker Filmschauspielerin und eine Dame der kanadischen Gesellschaft, in Winnipeg (Kanada), wo sie von den Vertretern der Hamburg-Amerika-Linie empfangen wurden. Die Damen beabsichtigen, ihren Weg über Australien, Java, Indien, Arabien und Europa zu nehmen und ihre Weltreise wieder in Neuyork zu beenden.

Tagung der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt in Berlin.
Vom Empfang der Tagungsteilnehmer im Rathaus: Bürgermeister Scholtz bei der Begrüßungsansprache am 5. November. Links neben ihm Geheimrat Prof. Schütte, Vorsitzender der Gesellschaft, rechts Prof. Junkers.

Rechts:
Im Flug um die Erde.
Douglas Graf v. Hamilton, der Inhaber der schwedischen Sportfliegerschule in Ystad, trat am 30. Oktober mit dem Sportflugzeug „Grasmücke" der Raab-Katzenstein-Werke in Kassel seinen Weltflug an.

Links:
Justizrat Jul. Lubszynsky,
bedeutender Kenner der mit Literatur und Theater zusammenhangenden juristischen Fragen, feierte am 4. November seinen 60. Geburtstag.

Rechts:
Anna v. Strantz-Führing,
berühmte deutsche Tragödin, langjähriges Mitglied des Kgl. Schauspielhauses in Berlin und des Wiener Burgtheaters, Gattin des früheren Berliner Operndirektors Ferdinand v. Strantz, † am 2. November im Alter von 64 Jahren. Sie war das Modell des Germaniabildes auf der früheren deutschen Briefmarke.

Ein schöner Sport des Herbstes: Jagdreiten.
Passieren eines Wasserlaufs in der Elsteraue bei der Hubertusjagd des Leipziger Jagdrenn-Clubs am 6. November.

Der Militär in Zivil.
General Wilhelm Heye, Chef der deutschen Heeresleitung, mit seiner Gattin während seines Kuraufenthalts in Wiesbaden.

Modische Besonderheiten

Bisher galt das Thema „Mode" als Vorbehaltsgut der Frauen. Dieser Winter bringt eine solche Fülle sogenannter Sensationen, daß sich die Männer berufen fühlen, zu verschiedenen Fragen Stellung zu nehmen. Im Brennpunkt des allgemeinen Interesses steht der lange Rock. Wieviel ist schon gegen ihn vorgebracht, ohne daß seine Existenz im wahren Sinne des Wortes um ein Zentimeter gekürzt wurde! Kam er denn wirklich so überraschend? Lange genug schickten die Modeverantwortlichen ihre Vorläufer aus. Das Schlagwort des vergangenen Winters war „Ungleichmäßige Länge". Der Rock war hinten lang, blieb vorn jedoch kurz, so daß diejenigen, die auf sichtbare Beine Wert legten, ihren Willen hatten. Die Geschichte der Mode lehrt, daß ihres Wesens Eigenart im Wandel begründet ist. So konnte die veränderte Linie nicht ausbleiben. Nichts lag näher, als das fehlende Stückchen Stoff an der Rockrundung in die Erscheinung treten zu lassen. Mit erstaunlicher Willfährigkeit fand diese neue Mode Aufnahme. Alle Auseinandersetzungen, für und wider den langen Rock ins Leben gerufen, erwiesen sich als erfolglos. Es hat im Grunde keinen Sinn, Debatten dieser Art zu führen, denn es handelt sich nicht um lebenswichtige Fragen. Kleidung ist eine bedingungslos persönliche Angelegenheit, die jeder Mensch auf die ihm geeignet erscheinende Weise lösen muß. Wer vollständig frei von Eitelkeit ist, wird von der einheitlichen Weltmode unberührt bleiben. Es gab zu allen Zeiten Frauen in langen, wallenden Gewändern, während die Allgemeinheit in kurzen Röckchen einherging. Gegen die Weltmode können empörte Stimmen nichts ausrichten. Es steht nun einmal seit Jahrhunderten fest, daß die Grundgedanken der Mode in Paris erdacht, entwickelt, geschaffen und als Leitmotive in alle zivilisierten Länder geschickt werden. Jedes Land ändert dann nach eigenen Empfindungen, Anschauungen und Sitten ein wenig an den Modellen. Und doch gleichen sich die Vertreterinnen der verschiedenen Länder in ihrer Kleidung, treffen sie sich auf neutralem Boden. Wenn auch für den Tag der kurze Rock zweifellos seine Bedeutung behalten wird — die sportliebenden und arbeitenden Frauen werden sich niemals durch Kleidung behindern lassen — so entsteht am Abend durch das fließende Kleid ein neues Wesen, ein Wesen, das aus einem inneren Bedürfnis heraus andere Bewegungen annimmt und vor allem spürt, daß die Frage des Tanzes einer Lösung bedarf. Man wird zwischen dem Tanzkleid und der großen Gesellschaftstoilette einen Unterschied machen müssen, denn es ist ausgeschlossen, in einem Kleid mit Schleppe zu tanzen. Das begründet zum Teil die Ablehnung des Mannes gegen den langen Rock. Zum anderen Teil ist die geringe Sympathie auf die eheherrlichen Pflichten zurückzuführen. Die Männer können den realistischen Punkt, nämlich die Bezahlung der Rechnungen, nicht ganz ausschalten. Diese nicht unerheblichen Argumente werden in den Debatten nicht berücksichtigt, dennoch spielen sie, wenn auch uneingestandenermaßen, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Einfallsreiche Frauen werden es verstehen, vorhandenen Kleidern mit geringen Mitteln die aktuelle Note zu geben. Anregungen hierfür werden genügend geboten. So zeigt z. B. das austernfarbige Spitzenkleid einen schwarzen Tüllvolant, der sich rückwärts verlängert und erst bei der Ferse aufhört. Mit ihm harmoniert eine Tüllschleppe, von einer rückwärtig angebrachten großen Tüllrosette ausgehend. Durch diese kleinen Hilfsmittel gewann ein vorjähriges Kleid letzte Vollkommenheit.

Rechts: Austernfarbenes Spitzenkleid mit schwarzem Tüllvolant und ebensolcher Schleppe. — Links: Abendkleid aus schwarzem Crêpe romaine mit bunt besticktem Jäckchen. Phot. d'Ora, Paris.

Tanzhut aus blauem und goldfarbenem Taft mit plissiertem Tüllrand. Trägerin Gritta Blandt. Modell: Regina Friedländer, Berlin; Phot. Yva, Berlin.

Aparter Abendhut aus schwarzem Velourschiffon und Spitze. Modell: Berthe, Berlin; Phot. Yva, Berlin.

Nachmittagshut aus feinen Samtborten mit langem, herabhangendem Schleier.

Die veränderte Silhouette ist für den Eindruck maßgeblich. Die begleitenden Einzelheiten tragen zur Verschönerung und originellen Ausgestaltung bei. Begreiflicherweise sind in einer Zeit, in der das Kleid so viel Beachtung findet, vielseitige Variationen natürliche Begleiterscheinungen. Die neue Linie zeitigt neue Bedingungen und lenkt das Augenmerk auf Besonderheiten. Zunächst gehört dem Ärmel intensives Interesse. Die Betonung der Figur macht sich bei allen Formen bemerkbar. Das elegante Nachmittagskostüm aus Breitschwanz markiert exakt die Linie, die Taille betonend. Weich und weiblich muten die lose über den Hüten hangenden Schleier an, ein Attribut der Mode, das lange wenig beachtet wurde, aber für viele Frauen unendlich kleidsam ist. Das Thema „Hut" läßt zahllose Möglichkeiten zu. Die in

Nachmittagsschuh und passende Tasche aus blauem, bedrucktem Leder. Modelle: Siegmund Reiß, Berlin.

Nebenstehend: Abendkleid aus kirschrotem Taft; dazu lange schwarze Schwedenhandschuhe. Abendumhang aus schwarzem Velours transparent. Modell: Hermann Gerson, Berlin; Phot. Yva, Berlin.

Großes Abendkleid aus weißem Velours transparent mit interessant gearbeiteten Ärmeln, getragen von Lu Basler. Modell: Regina Friedländer, Berlin; Phot. Yva, Berlin.

Abendschuh mit passender Tasche aus schwarzem Atlas mit feinfädiger Silberlederverzierung.

den letzten Jahren vielbeklagte Monotonie ist reichen Phantasien gewichen, die großen und kleinen Formen gleiche Berechtigung einräumen. Auch der Abendhut und Kopfputz, der jüngeren Generation nur vom Hörensagen bekannt, treten gemeinsam mit dem langen Rock auf den Plan. Es sind Zierlichkeiten aus Tüll und Spitze, vor allem mit Stickereien, bestrebt, die abendliche Eleganz zu vervollständigen. Jede Einzelheit trägt ihr Teil dazu bei, eine persönliche Note in den Anzug zu bringen und die Frauen **anzuregen, sich mit diesen nichtigen und doch so wichtigen Besonderheiten zu beschäftigen.**

Ola Alsen.

Elegantes Jackenkleid mit markierter Taille aus feinem, dünnem Breitschwanz mit Silberfuchskragen und -manschetten. Phot. d'Ora, Paris.

Nachmittagskostüm aus schwarzem, feingestreiftem Samt mit reicher Schwarzfuchsgarnitur.

HAUS RUDOLF KNEIFF IN NORDHAUSEN AM HARZ

Dem Architekten D. W. B. Paul Würzler-Klopsch in Leipzig war hier die Aufgabe gestellt, den Neubau bei Vermeidung übermoderner Architekturformen dem Charakter der Stadt anzupassen und außerdem für das vorhandene wertvolle alte Stilmobiliar einen gemäßen Rahmen zu schaffen.

Eingangsraum.
In gelben Tönen gehalten; Fußboden mit Marmormosaik. Die alte Barockkommode und der Empirespiegel fügen sich gut dem Raume ein. (Photos: Carl Schiewek.)

Eingang.
Das darüber befindliche Dach schützt bei Unwetter. Die Tür hat verschließbare Läden.

Teilansicht des Speisezimmers.
Die Tür führt in die Anrichte. Lebhaft gemustertes Parkett in verschiedenfarbigen Hölzern. Lachsrote Wand mit tiefroter Decke und goldenen Balken. Alte Barockmöbel und Fürstenberg-Porzellanteller-Schmuck.

Diele.
Die Diele geht durch zwei Geschosse und hat einen Rundgang im ersten Stock. Weißgetönte Wände mit Türen in starken Farben, dem alten Mobiliar angepaßt.

24.000 Mark Preise werden verteilt

1000 1000

für die schönsten Scherenschnitte

1. Preis: Sparkassenbuch mit RM 1000.– König, Cilgia, Thale (Harz)
2. Preis: Sparkassenbuch mit RM 500.– Nassau, Ulrich, Hagen (Wf.)
3. Preis: Sparkassenbuch mit RM 250.– Mauer, Annemarie, Berlin-Li.

3 Fahrräder zu je RM 125.–

Schmitz, Heidi, Lüdinghausen * Wansart, Agnes, Düsseldf. * Wettges, Hilda, Burg.

20 Armbanduhren zu je RM 60.–

Binder, Karl, München * Dünnebier, Margarete, Zwickau/S. * Gärtner, Lore, Benrath/Rh. * Gasten, Else, Düsseldorf * Hohenester, Johanna, Baden-Baden * Horst, Grete, Hamburg * Jecht, Dieter, Magdeburg * Klar, Gerta, Lampertheim * Merz, Helge, Stuttgart * Pagel, Karl, Lübeck * Plath, Robert, Bochum * Richter, Edith, Berlin-Lichterfelde * Rose, Hildegard, Sandow Schmidt, Gerhard, Treuenbrietzen * Schultes, Isolde, Kötzschenbroda Stein, Margot, Düsseldorf * Steinmüller, Ursula, Güstrow * Sußmann, Ilse, Berlin * Weischer, Ludwig, z. Zt. Hagen * Zickel, Dieter, Berlin-Frohnau.

60 Agfa-Photo-Apparate Billy zu je RM 36.–

Allerdt, Friedrich, Forst * Becker, Fritz, Wiesbaden * Brembach, Gerhard, Bad Liebenwerda * Dietz, Hanne, Bockwa/Sachsen * Eisenkopf, Maria, Wiesbaden-Biebrich * Elsner, Gertrud, Gladbeck * Ewald, Herta, Konstanz * Faehre, Lotte, Görlitz * Franz, Oskar, Halberstadt * Fricke, Ellen, Hamburg * Gärtner, Otto, Allstedt/Thür. * Gruel, Waldemar, Kiel-Gaarden * Hansen, Sonja, Hamburg * Hartmann, Christa, Dresden-A. Hübner, Max, Kellinghusen/Holstein * v. Jecklin, Christiane, Hamburg Josephy, Walter, Rostock * Kirchhoff, Klaus, Bln.-Steglitz * Kranich, Wilhelm, Karlsruhe * Krause, Horst, Gotha * Langelotz, Marie-Luise, Rüstringen Laugomer, Anni, Köln-Sülz * Leiendecker, Helmut, Langenberg * Livonius, Bernhard, Beesenlaublingen * Löbschen, Edith, Breslau * Macke, Waltraut, Berlin * Meier, Herta, Steinbeck * Naumann, Gisela, Berlin-Bohnsdorf, * von Neuß, Frieda, Lammersdorf, Eifel * Nover, Josef, Darmstadt * Oechelhauser, Lise, Kempten * von Pakrziwnitzki, Ruth, Wanne-Eickel * Parusel, Rudolf, Oppeln * Parusel, Ruth, Oppeln * Peschtrick, Irma, Finsterwalde Reuter, Ruth, Elberfeld * Rogulla, Gerhard, Breslau * Rosenberger, Lisel, Köln-Lindenthal * Rust, Karl-Heinz, Bückeburg * Ruß, Helene, Bamberg Schaeffer, Wolf, Speyer * Scheer, Ernst, Nordhausen * Schneider, Hans, Göppingen * Scholz, Gertrud, Pitschen * Scholz, Günther, Breslau Scholz, Ilse, Gräben * Schöntaub, Helene, Tapiau * Schröter, Ruth, Schweinfurt * Schüle, Rose, Ehingen * Schuster, Karl, Würzburg Schwabenbauer, Elmar, Würzburg * Schwesinger, Gerhard, Krappitz Schwindt, Waltraut, Darmstadt * Starke, Jutta, Oßling * Trautwein, Brunhilde, Dorstadt * Waldbruck, Helmut, Oberhausen * Wiedenmann, Eugen, Geislingen * Wilke, Rudolf, Werner, Halle a. d. Saale * Wintermayr, Hans, München * Wirtzfeld, Fritz, Linz.

Außerdem 6172 Trostpreise im Werte von je RM 3.–

ELIDA

SHAMPOO WETTBEWERB

WISSEN UND LEBEN

Siegelringe.

Wenn wir an unsere Kinderzeit zurückdenken, so fällt uns wohl ein, daß der Großvater oder Onkel wuchtige Siegelringe an den Zeigefingern trug, die uns ungeheueren Respekt einflößten — und nicht nur uns, der Träger von Siegelringen galt im Mittelalter ohne weiteres als Standesperson. Verständlich ist diese Schätzung durchaus, denn während die allermeisten Schmuckstücke wohl zur Kleidung in einer gewissen Beziehung stehen mögen, ist der Siegelring das allerpersönlichste Schmuckstück, das man sich denken kann. Seine Vergangenheit ist alt und interessant. Die Kenntnis der geschnittenen Steine stammt aus dem schätzereichen Altertum, aus den Ländern des Orients. Diese Steine kann man wohl als die Vorläufer des Siegelrings bezeichnen. Durch die Perserkriege wurden die Griechen mit ihnen bekannt, sie machten sich in ihrer unvergleichlichen Anpassungsfähigkeit diese Kunst zu eigen und führten sie zu einer Vollkommenheit, die noch heute unser Staunen hervorruft. Die eigentlichen Erfinder des Siegelrings sind wohl die alten Ägypter. Sie schnitten ihre Zeichen in die Unterseite steinerner Skarabäen, durchbohrten diese, steckten einen gebogenen Golddraht hindurch und hatten den Siegelring erfunden. Welche Rolle er im Leben wie in der Sage der alten Völker zu spielen, berufen war, davon haben wir heute kaum noch eine Ahnung. Er war tatsächlich nicht mehr und nicht weniger als das Zeichen der Herrschaft. Dies wird durch geschichtliche Tatsachen vielfältig belegt. Der große Alexander gab sterbend seinen Siegelring dem Perdikkas als Zeichen der Herrschaft über sein Weltreich, am vorgewiesenen Siegelring des Vaters erkannte Elektra den Bruder. Polykrates warf seinen wundervollen Smaragdring, dessen Stein von dem berühmten Theodoros von Samos geschnitten war, ins blaue Meer, um den Neid der Götter zu beschwichtigen. Die ersten Siegelringe der Römer hielten sich an die ägyptischen Vorbilder und waren aus Gold. Es ist bekannt, daß die Römer ganz besondere Ringliebhaber waren. Der Siegelring nahm darum bei ihnen nicht die geringste Stelle ein, und wenn man dem Lustspieldichter Plautus glauben darf, so kam es auch vor, daß der Hausherr vor dem Verlassen des Hauses die Frauengemächer damit versiegelte. In der Sammlung Gorlaeus, Amsterdam, die zeitweilig im Besitze des englischen Königshauses war, befindet sich ein wundervoller römischer Siegelring, Kupfer mit Gold tauschiert, mit geschnittenem Smaragd. Auch ein Schlüssel- und Siegelring aus Kupfer mit Onyxgemme ist in der gleichen Sammlung zu finden. Die griechischen Siegelringe wiesen meist eine plattenförmige Siegelfläche auf und waren ausnahmslos aus Gold. Die kretisch-mykenischen Ringe übertrafen an Schönheit und Reichtum der Erfindung die griechischen. Auch gotische Siegelringe aus Silber sind uns noch erhalten. Im 16. Jahrhundert hatte man im ganzen Orient goldene Siegelringe, deren Siegelflächen den Münzen ähnelten. Antike Siegelsteine wurden durch das ganze Mittelalter hochgeschätzt. Karl der Große siegelte mit einer antiken Gemme, als Weihgaben sind sie in zahllosen Exemplaren in kirchliche Kostbarkeiten eingelassen, wo ihre heidnischen Darstellungen uns oft genug verwunderlich anmuten. Renaissance und Barock fügten dem Wert des Steinschnitts und der Gravierung den farbigen Glanz des Emails und das Blitzen der Diamanten zur Verzierung des Siegelrings hinzu. Als Siegelstein geschnitten wird der Diamant nur in ganz vereinzelten Fällen, selten auch der Rubin, häufiger schon der Smaragd, am meisten aber die Halbedelsteine. Das Schneiden — es ist eigentlich mehr ein Schleifen zu nennen — geschieht mittels winziger, schnell rotierender Stahlscheibchen, die mit Öl und Diamantpulver bestrichen sind, und gegen die der Stein angedrückt wird. Sein feines Gefühl sagt dem Glyptiker, wie tief er zu gehen hat, wiederholte Abdrücke bestätigen es. Seine Kunst ist es, welche auch die weniger kostbaren Steine, wie Amethyst, Topas, Bergkristall, Jaspis, Chalcedon, Onyx, Lapislazuli und viele andere, zu veredeln vermag. Fast jeder Mensch bringt einem bestimmten Edelstein besondere Sympathien entgegen, seien sie nun rein ästhetisch oder durch Aberglauben begründet. Er wird sie in der Wahl seines Ringsteins bekunden. Die Mode spricht auch hier ein gewichtiges Wort mit, sie hat in den letzten Jahren den Lapislazuli zum vorherrschenden Siegelstein erkoren. Auch er wurde schon vor vielen Jahrhunderten im Orient geschnitten. Der berühmte Vermittler der indischen Poesie, A. W. v. Schlegel, bekam einen solchen Stein von indischen Freunden zum Dank für seine Übersetzung des Heldenepos „Râmâyana", der Sage von Râmâ und Sita, die auf dem Stein dargestellt sind, umgeben von baldachintragenden Dienern. „Drum siegl' ich mit des Helden Siegelring, den ich zum Lohn für mein Bemüh'n empfing", singt der Gelehrte stolz. Selten nur wird heute vom Siegelring noch ein praktischer Gebrauch gemacht. Dies von Sagen umwobene Kulturgerät ist mehr und mehr zur Spielerei, zum bloßen Schmuck geworden. Aber als Schmuck behauptet es noch heute seinen Platz, den des persönlichsten unter allen Arten des Fingerrings.

W. Hacker.

Vom Lebensalter berühmter Männer.

Wie steht es mit den Lebensaltern berühmter Männer? Werden sie älter als der Durchschnittsmensch, so daß sich Schillers Wort bewahrheite: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut", oder sterben sie verhältnismäßig früh, zerreibt ihr Genius frühzeitig den Körper? Es soll hier eine Reihe von Männern, die auf verschiedenen geistigen Gebieten von anerkannter Bedeutung waren, vor Augen geführt werden. Da sind zunächst die Dichter. Bei ihnen finden wir fast jedes Lebensalter: von ganz jung Dahingerafften bis zum höchsten Greisenalter. Ein Alter von mehr als 80 Jahren erreichten E. M. Arndt (90 Jahre), Goethe (82 Jahre), Tolstoi (82 Jahre), Calderon und Grillparzer (je 81 Jahre). In hohe Jahre kamen auch Klopstock (79), Rückert (78), Justinus Kerner und Johann Heinr. Voß (je 76), Uhland (75), Mörike und Gottfried Keller (je 71). Freiligrath und de la Motte Fouqué erreichten das „kanonische Alter" nicht, ihr Lebensalter war 66 Jahre. Heines Leben vollendete sich schon mit 58 Jahren, Otto Ludwig wurde 52, Molière 51 Jahre alt. Anzengruber und Hebbel starben im Alter von 50 Jahren, Lenau im 48. Lebensjahre. Schillers schwächlicher Körper hielt sich bis zum 46. Jahre. Lord Byron, das Genie, das sich im eigenen Feuer verzehrte, starb mit 36 Jahren. Grabbe erreichte nur 35 Jahre. Kleist gab sich mit 34 Jahren aus Schwermut den Freitod. Der Griechendichter Wilhelm Müller fand den Tod mit 33 Jahren. In der ersten Jugendblüte sanken dahin Novalis (29 Jahre), Hölty (28 Jahre), Wilhelm Hauff (25 Jahre).

Andere bedeutende Dichter oder Schriftsteller, die zugleich Gelehrte waren, sehen wir vorzugsweise in den höheren und mittleren Lebensaltern sterben: Alexander v. Humboldt erreichte das hohe Alter von 89, Voltaire das von 84 Jahren. Diderot starb mit 70, Wilhelm v. Humboldt mit 68, Rousseau mit 66, Herder schon mit 59 und Lessing mit 52 Jahren. Besser als bei den Dichtern im engeren Sinne sieht es bei den bildenden Künstlern aus. Menzel kam in das hohe Alter von 90, Cornelius in das von 84 Jahren. Kaulbach wurde 69, Schwind 67, Böcklin 74, Rembrandt 63 Jahre alt. Die berühmten Komponisten wurden in der Regel nicht sehr alt. Haydn zwar pilgerte bis ins 78. Lebensjahr, und Richard Wagner schloß das Dasein mit 70 Jahren ab. Händel wurde 74 und Joh. Seb. Bach 65 Jahre. Jung oder zu früh starben dagegen Mendelssohn-Bartholdy (38 Jahre), Schumann (46 Jahre), Mozart (35 Jahre), Franz Schubert (31 Jahre), Beethoven (56 Jahre). Die übrigen Großen unter den Künstlern (Dichtern, bildenden Künstlern und Komponisten), die hier nicht genannt sind, haben in der Regel das normale Alter von 60 bis 70 Jahren erlangt. Die Langlebenden unter den großen Männern sind am häufigsten unter den Philosophen und Forschern vertreten. Aus der neuesten Zeit sind als verstorbene berühmte Philosophen bzw. Forscher zu nennen: der bekannte Psychologe Wilhelm Wundt (88 Jahre), die ebenfalls sehr bekannten deutschen Philosophen E. v. Hartmann (64 Jahre) und Rudolf Eucken (80 Jahre) und der englische Philosoph Spencer (83 Jahre). Greifen wir noch etwas weiter zurück, so finden wir Schopenhauer im Alter von 72 Jahren, Lamarck mit einem Lebensalter von 85 Jahren, Kant und Schelling mit je 79, Leibniz mit 70, Newton mit 85, Christian Wolff mit 75 Jahren. Einige starben jünger, so Schleiermacher mit 66, David Hume mit 65, Hegel mit 61, Fichte mit 52 und Spinoza schon mit 45 Jahren. Von anderen bedeutenden Gelehrten sind hervorzuheben die Mathematiker und Physiker Gauß (78 Jahre) und Wilh. Weber (87), die Naturforscher Darwin (73) und Haeckel (85), die Geschichtschreiber L. von Ranke (91) und Heinr. von Treitschke (62), die Sprachforscher Jak. Grimm (78) und Max Müller (77). Um das annähernd wirkliche Durchschnittsalter der berühmten Männer zu finden — absolute statistische Genauigkeit ist hier unmöglich — haben wir nur Männer einer Epoche genommen (die seit dem 17. Jahrhundert geborenen). Die großen Männer des Mittelalters und erst recht die des Altertums wollen wir deshalb für die Berechnung des Durchschnittsalters außer Betracht lassen. Nur zum Vergleich seien aus dem Mittelalter die bekanntesten herausgegriffen (in der Zeit rückwärts): die Bahnbrecher Kopernikus (70 Jahre), Galilei (78), Kepler (59), (Giordano Bruno [52] starb keines natürlichen Todes), die Reformatoren Luther (63), Calvin (55), (Zwingli [47] fiel in der Schlacht), die Humanisten Reuchlin (67) und Erasmus (69), die Künstler Leonardo da Vinci (67), Michelangelo (89), Dürer (57), Raffael (37) und noch weiter zurück der englische Reformator Wiclif (60), Italiens zwei größte Dichter: Dante (56) und Petrarca (70), die scholastischen Philosophen Anselm von Canterbury (76) und Thomas von Aquino (49). Das Durchschnittsalter der obengenannten 43 berühmten Künstler der neueren Epoche (der letzten 300 Jahre) ist genau 60 Jahre, das der 31 berühmten Gelehrten derselben Epoche dagegen 73 Jahre. Die Mitte davon wäre $66^1/_2$ Jahre; geht man aber vom Gesamtalter dieser 74 Männer (4856 Jahre) aus, so kommt man auf genau $65^1/_2$ Jahre. Demnach darf man als Durchschnittsalter der berühmten Männer 65 bis 66 Jahre annehmen (das Durchschnittsalter der angeführten 16 berühmten Männer des Mittelalters ist 64 Jahre), und es ergibt sich, daß auch das Alter der berühmten Männer dem durchschnittlichen Lebensalter der gewöhnlichen Sterblichen entspricht.

Dr. Erich Gottschling.

Holländische Lieblingsgerichte.

Alle Welt weiß, daß es in Holland gute Dinge zu essen gibt. Ebenso weiß man, daß sich die Zubereitung der Speisen in Holland sehen lassen darf. Weniger bekannt ist es aber, daß Holland ein paar „Spezialitäten" besitzt, die man nirgendwo anders in ähnlicher Güte, zumindest in ähnlicher Frische genießen kann. An der Spitze aller holländischen Nationalgerichte steht der Hering. Er ist am „leckersten" Ende Mai. Dann marschiert eine Abordnung Scheveninger Fischer zur Königin Wilhelmina und überbringt ihr eine Probe des neuen Fangs. Man nennt diesen „nieuwe hollandsche Haring" im ganzen Lande das „Zeebanket", zu deutsch: Seekonfekt oder Meeresleckerbissen. Nachdem er schon vorher auf See ausgeweidet („gekaakt") worden war, wird der Fisch vor den Augen des Käufers enthäutet und mit einer Zwiebel oder einer Gurkenschnitte mundgerecht gemacht. Der Käufer packt ihn beim Schwanze, wirft den Kopf zurück und läßt sich das schlüpfrige Fleisch mit einem einzigen Schluck in den Mund gleiten. Die Szene spielt sich an allen Amsterdamer oder Haager Straßenecken ab. Auch die Pfahlmuscheln werden auf der Straße ausgeboten und im Rohzustand verzehrt. Wer erpicht ist auf holländische Austern, kauft diese in Spezialgeschäften und Austernstuben; mit den berühmten „Zeeländern" steht es freilich so, daß die Ernte in den letzten Jahren auffallend zurückging. Verwandt mit dem Hering ist der „Bokking". Er wird in der Zuidersee gefangen und ist einer der wohlfeilsten Fische, die es gibt. Zu den Lieblingsfischgerichten zählt schließlich der Stockfisch; auf den Speisekarten der Restaurants findet man dieses Gericht nur selten, denn die Zubereitung des Fisches erfordert, wegen der Zähigkeit des Fleisches, viel Zeit und Unverdrossenheit. Die holländische Küche ist eine bürgerliche Küche. Ihre Eigenart besteht in ihrer Gediegenheit, in der Vermeidung von Gewürzen, die den Geschmack verdecken; ihr Endzweck ist ausgesprochenermaßen Nahrhaftigkeit. Ein solches überaus nahrhaftes Gericht ist z. B. der „Stamppot" oder „Gestoofte Pot", der unserem „Rindfleisch mit Kartoffelstückchen" nur von ungefähr ähnelt. Der Stamppot besteht aus einem Gemengsel von Kartoffeln, Gemüse und Fleisch, die im gleichen Topfe miteinander gar gekocht werden. Als Gemüse werden je nachdem verwendet: Weißkraut, Kohlrabi, Zwiebel und Reis, Schnittbohnen mit weißen Bohnen, Endivien mit weißen Bohnen, grüne Erbsen mit weißen Bohnen. An Stelle des Rindfleischs ist auch die Verwendung geräucherter Wurst beliebt. Eine besondere Mischung ist folgende: Kartoffeln mit Äpfeln, weißen Bohnen und Speck. „Erwtensoep", eine Abart des Stamppot, die man in allen Restaurants angekündigt findet, ist eine dicke, seimige Brühe aus zerquetschten grünen oder gelben Erbsen mit Wurstschnitten, Speck oder Schweinsohren. Erwtensoep kann nötigenfalls an die Stelle einer ganzen Mahlzeit treten. Ein anderes beliebtes Gericht in Holland ist „Rolpens met Appelmoes". Es besteht aus Blutwurst, die vom Fleischer in einen Schweinsschwartenmagen genäht und zum Sauerwerden in Essig gelegt wird. Der Koch schneidet die Wurst in Scheiben und brät sie in der Pfanne unter Hinzufügung saurer Apfelschnitten. Das Gericht wird mit Bratkartoffeln und Apfelmus aufgetragen. Zahllos sind die einheimischen Käsesorten. Da ist der kugelrunde Edamer Käse, dessen Rinde zur Abdichtung gegen Verderbnis bei der Herstellung mit einer Stearinschicht überzogen wird. Da ist der Goudaer Käse, ein leichter Weichkäse, und der Leidener Käse, der mit Kümmel gewürzt ist; die Friesischen Inseln liefern den Schafkäse und die südlichen Provinzen den Limburger. Der Käse wird nicht nach Gramm, sondern nach Unze verkauft. Käse ist billig, junger (diesjähriger) billiger als alter (vorjähriger). Außer dem Käse bieten die Molkereigeschäfte noch ein anderes, außerhalb Hollands

seltenes, aber höchst nahrhaftes und blutreinigendes Produkt feil, die „Karnemelk". Karnemelk (Buttermilch) trinkt man entweder kalt oder gewärmt; auch wird sie gern mit irgendeiner Grütze vermengt. Da Holland die Karnemelk kennt, hat sich hier das bulgarische Joghurt kaum recht einführen können. Berühmt ist das holländische Weißbrot; freilich streiten sich die Ärzte, ob dieses reine Weizenprodukt für Magen und Eingeweide sehr vorteilhaft ist. Es wird aus enthülstem Mehl unter Zusatz von Milch gebacken, schmeckt wie süße Semmel, gibt aber den Zähnen und den Verdauungsorganen nur ungenügend Arbeit. Auch das holländische „Tarvebrood", das dem deutschen Schrotbrot ähnelt, hat nicht dessen Dichte und Derbheit. Viel gegessen wird schwarzes Tarvebrood, eine Art Pumpernickel, aber feuchter als das deutsche Erzeugnis und öfters mit Krenten (Rosinen) vermischt. Auf keinem Frühstückstisch wird Honigkuchen fehlen. Dieser Honigkuchen wird fabrikmäßig in pfundschweren Barren hergestellt. Sein Teig ist locker und mit Rosinen oder auch mit „Gember" (Ingwer) untermischt. Er wird mit Butter-, Käse- oder Marmeladeaufstrich gegessen und ist förderlich für die Verdauung. Dr. F. M. Huebner.

Ein neuer Hochleistungs-Schalter.

Das Problem des Schalters beschäftigt die Elektrotechnik schon jahrzehntelang. Als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Hochspannungstechnik ihre sieghafte Entwicklung antrat, versuchte man zunächst, mit Schaltern, die sich aus dem gewöhnlichen Hebelschalter entwickelt hatten, zu arbeiten. Das gelang aber nicht, weil sich dabei stehenbleibende Lichtbogen bildeten, die ganze Schaltanlagen zerstörten. Man mußte andere Formen finden. Da kam von Amerika der Ölschalter, bei dem der ganze Schaltmechanismus in einem ölgefüllten Kessel liegt. Zunächst erschien es geradezu grotesk, daß zum Auslöschen des Lichtbogens eine so leicht brennbare und explosionsgefährliche Flüssigkeit wie Mineralöl verwendet werden sollte. Aber diese Bedenken wurden durch die Entwicklung überwunden; der Ölschalter siegte auf der ganzen Linie. In der Tat ist es auch bei den höchsten Spannungen und den größten Maschinenleistungen gelungen, betriebssichere und nicht explodierende Ölschalter zu bauen. Aber hin und wieder kam doch ein Unglück vor. Wenn unter ungünstigen Bedingungen geschaltet wurde oder der Schaltermechanismus aus irgendeinem Grunde versagte, so gab es wohl Explosionen mit geradezu verheerenden Folgen. Auch in neuester Zeit sind leider noch wiederholt Menschenleben diesem Umstande zum Opfer gefallen. Deswegen ruhten die Bestrebungen nicht, von dem gefährlichen Öle loszukommen und Schalter zu bauen, die ohne Verwendung brennbarer Flüssigkeiten arbeiteten. Neuerdings hat auf Anregung von Professor Ruppel in Frankfurt a. M. die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft einen Preßluftschalter entwickelt, der ganz hervorragende Eigenschaften aufweist und wahrscheinlich berufen ist, den Ölschalter zu verdrängen. Bei diesem Schalter befinden sich die beiden Kontakte, der bewegliche und der feste, in einer Hülse aus Isolierstoff. Der feste Kontakt ist ein massiver Kupferring, der bewegliche Kontakt eine konisch zugespitzte Kupferstange, die an einem Preßluftkolben befestigt ist. Die ganze Einrichtung, drei solcher Kontakthülsen nebst Preßluftzylindern, sitzt auf einem Preßluftkessel. Soll nun der Schalter betätigt werden, so muß zunächst ein Relais in Bewegung kommen, das dann alles weitere besorgt. Bei einem Kurzschluß, bei dem es sich darum handelt, die fehlerhafte Leitung möglichst schnell abzuschalten, bewegt der starke Kurzschlußstrom das Relais von selbst. Will man dagegen den Schalter absichtlich einoder ausschalten, so erhält das Relais seinen Strom durch das Umlegen eines kleinen, sog. Betätigungsschalters, der sich auf der Schalttafel befindet und vom Schaltwärter gelegt wird. Das Relais veranlaßt dann das Ausströmen von Preßluft aus dem Kessel, die um den beweglichen Kontakt mit der hohen Geschwindigkeit von 500 m/sec strömt. Unmittelbar danach setzt sich der Preßluftkolben in Bewegung — es handelt sich hier um Zeitabstände, die in der Größenordnung von $^1/_{100}$ Sekunde liegen — und reißt den beweglichen Kontakt aus der Bohrung des festen Kontakts heraus. Zwischen beiden bildet sich nun, wie immer beim Schalten, ein Lichtbogen; durch die hohe Geschwindigkeit der Preßluft wird aber der Lichtbogen sofort von seiner Grundlage am beweglichen Kontakt abgerissen und in einen Schornstein hinausgeblasen, der hinter dem festen Kontakt beginnt. Gleichzeitig kühlt die Preßluft die beiden Kontakte so energisch, daß sie sofort aufhören, Elektronen zu emittieren — sie tun das genau so gut wie die glühende Kathode in unseren Radioröhren — und damit hört die Möglichkeit auf, daß der Lichtbogen noch einmal gezündet wird. Infolgedessen ist der ganze Schaltvorgang in einer Halbperiode des verwendeten Wechselstroms, d. h. in etwa $^1/_{100}$ Sekunde beendet. Der Strom, auch der größtmögliche Kurzschlußstrom, ist endgültig unterbrochen. Im Versuchsfelde der AEG. wurde kürzlich im Kreise von Fachleuten dieser Schalter vorgeführt, wobei Kurzschlußleistungen bis zu 600000 Kilowatt ausgeschaltet wurden. Das entspricht ungefähr der Leistung, die das größte deutsche Elektrizitätswerk, das Kraftwerk Golpa-Zschornewitz, im Kurzschluß hergeben kann. Diese riesige Leistung wurde anstandslos abgeschaltet, ohne daß dem Schalter dabei etwas anzumerken war. Sodann wurde ein Versuch gemacht, den Schalter künstlich zum Versagen zu bringen, indem eine Hemmung eingebaut wurde, die dem beweglichen Kontakt nur eine ganz geringfügige Bewegung von etwa 5 mm erlaubte. So sollte es erzwungen werden, daß der sich bildende Lichtbogen stehenblieb, um gegebenenfalls den Schalter zu zerstören. Aber auch diese harte Probe bestand er gut. Er schaltete zwar mit großem Gestöhn und kräftiger Rauchentwicklung, aber der Strom wurde auch in diesem schweren Falle einwandfrei unterbrochen. Man geht nicht zu weit, wenn man von hier ab eine neue Epoche in der Schalterentwicklung datiert. Für die Elektrizitätswerke und ihre Betriebsleiter bedeutet es eine außerordentliche Erleichterung, wenn sie sich nicht mehr Sorgen zu machen brauchen, was im Falle einer Schalterexplosion passiert. Bisher mußten die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, schwere Mauern, vielfache Unterteilung der Schaltanlage sollten dagegen sichern, daß ein etwa entstehender Ölbrand sich sehr verbreitete. Das wird künftig nicht mehr nötig sein, und gleichzeitig fallen die großen Ausgaben für das teure Schaltöl weg. Vor allem kann man die Schaltanlagen, deren Übersichtlichkeit durch die vielen Zwischenmauern natürlich ganz aufgehoben wird, in Zukunft so frei bauen, daß sie von einem zum andern Ende übersehen werden können und dadurch manche Fehlschaltung unmöglich wird. Im großen und ganzen ein bedeutender Fortschritt, der deutscher Technik gelungen ist. Dipl.-Ing. Dr. Hamm.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bild auf dem Umschlag dieses Heftes — ein Linoleumschnitt von Prof. Falileeff — zeigt eine Figur vom Neptunsbrunnen auf dem Schloßplatz in Berlin.

Die Photographien zu den in Nr. 4407 und 4412 erschienenen Artikeln „Im Lande des Vogelzugs" und „Heil der edlen Falknerei" stammen aus dem Film „Rossitten, im Lande des Vogelzugs" vom Naturbild Herbert Schonger, Berlin. Ebenso sind die Aufnahmen auf S. 561 der Nr. 4415 (Nordlandsromantik) vom Naturbild Herbert Schonger aus dem Film „Am Rande des ewigen Eises".

AUF DER FLUCHT

(SCHLUSS VON SEITE 678.)

Sie stützten sich auf das Geländer, neigten sich in liebkosender Bewegung einander zu. Ihre Hände, die nebeneinander lagen, tasteten sich leise zusammen, ruhten ineinanderverschlungen ... Sie hatten mich ganz vergessen! Ein Zorn überfiel mich, ein Haß, und ich stampfte unwillkürlich heftig die Planken, so daß sie sich erschreckt wandten. Ich sprang in mein Boot, rief Lindow zu, mit mir zu fahren, und nach kurzem Schwanken stieg er zu mir. Ich sah deutlich, wie Hedda eine Bewegung machte, um ihn zurückzuhalten. Aber er merkte es nicht oder scheute sich, zu bleiben, aus Furcht vor meinem Argwohn."

Hollweg lachte höhnisch auf. „Er hielt mich für blind! Hedda winkte uns. Wir sahen sie noch lange. Lindow saß am Steuer, ich ruderte so stark, daß das Boot durch das schäumende Wasser schoß. Nun hatte ich ihn mir allein gegenüber. Jetzt mußte es sich entscheiden. Er mochte ahnen, was mich bewegte. Er saß schweigend, die Augen auf die Stelle gerichtet, wo Hedda entschwunden war. Ein Wind strich leise pfeifend in breiter Welle über das Wasser. Das Gewölk türmte sich drohend. Ein Donner rollte. Wir bogen um eine Landzunge, an einer großen Bucht vorüber. Hier weitete sich der See zum Meer. Lindow hob die Hand, wie um mich aufzuhalten. Er wollte sich erheben. Ich wies ihn auf seinen Platz zurück. Nun hefteten sich seine Augen auf mich mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde. Es war ein Bitten drin, ein Schuldbewußtsein, Trotz und auch Furcht. Ich sah es ganz deutlich. Er war stärker als ich und hatte doch Furcht. Und jetzt sprach er, aber seine Worte gingen durcheinander, und seine Stimme hatte keinen Klang. Es war wie das Stammeln eines Kindes.

Ich zog die Ruder neben mich und stieg über die Sitze, bis ich vor ihm stand. Da wußte er, worum es ging. Und da fand er sich wieder. Er leugnete nicht. Er liebte Hedda und sie ihn. Mitten in seinem Bekenntnis warf ich mich auf ihn. Er bog sich unwillkürlich vor und fing mich auf. Ich rang mich los. Ein wilder Kampf begann. Er wehrte mich nur ab und keuchte beschwichtigende Worte. Ich hörte nicht und stieß ihn vorwärts. Er klammerte sich an die Bootswand. Ich riß ihn los ... und plötzlich ging das Boot leicht. Er trieb in den Wassern, schwamm auf mich zu, die Hände ausgereckt, rief, schrie, sank — und aus dem Gurgeln der Wasser hörte ich ihn: ‚Ich komme wieder ... ich komme wieder!' Dann wurde es Nacht um mich ..." Hollweg sank zusammen und bebte unter einer ungeheueren Erregung.

Grenz sah erschüttert in tiefem Mitgefühl auf ihn. Der Zug rollte zwischen Mauern hoher finsterer Bäume. Dann wurde es lichter, und in einer Ebene wuchs eine Stadt auf.

Hollweg erhob ein erblichenes Gesicht: „Sie fanden nur mich, ihn nicht. Sie suchten uns nach dem Gewitter stundenlang ... Ich lag lange danieder, aber in der ganzen Zeit sah ich Hedda nicht, fragte auch nicht nach ihr. Sie war für mich in jener Stunde gestorben, wo er starb. Sie mochte meine Tat ahnen. Als ich das Zimmer verlassen konnte, reiste ich ... Weit über ein Jahr war vergangen, und was damals geschehen, begann langsam zurückzuweichen ... Da kam er wieder, wie er gesagt hatte .. eines Nachts ... Ich stieg mit ihm in ein Boot, fuhr hinaus, der Kampf begann. Er schrie aus den Wassern, reckte die Hand, ich schlug sie zurück, blieb Sieger wie damals! Doch als er wieder und wieder kam, wuchs die Hand immer mehr über das Wasser und kam mir immer näher ... Obwohl ich mich dagegenstemmte, trieb das Boot auf sie zu, und sie tastete sich zu ihm hinauf, griff über das Holz, zerrte es zu sich ... da packte mich ein Grauen, und ich floh, lebte unsinnig, trank, verbarg mich bei großen Ärzten, nannte mich dem Gericht einen Mörder. Aber er will eine andere Rache — ich soll sterben wie er." Hollweg schlug die Hände vors Gesicht. „Und ich werde es. Ich kann ihm nicht entfliehen, und ich wehre mich auch nicht mehr ..."

„Sie haben schon gebüßt!" sagte Grenz tröstend.

Hollweg sah ihn voll an, schüttelte den Kopf, erhob sich, nahm Tasche und Hut. „Das hier" — er wies hinaus auf eins der kleinen, sich aus freundlichem Garten erhebenden Häuser, an denen der Zug immer langsamer vorbeirollte — „ist meine letzte Zuflucht. Hier erwarte ich ihn. Es währt nicht mehr lange. Mein Herz sagt es mir ... Auge um Auge, heißt es, denn" — seine Stimme füllte sich — „die Welt baut sich auf Gerechtigkeit auf, nicht auf Gnade!" Er nahm die Hand des Arztes einen Augenblick, nickte ihm zu, dann — jetzt stand der Zug — stieg er rasch aus. Er ging lässig, müde, schwer, wie nach langem Marsch, die Schultern wie von einer Last gedrückt. Grenz folgte ihm mit den Augen, bis er in der Menge verschwand.

„Gerechtigkeit ... nicht Gnade? Auge um Auge? Ist es so?"

Haarkünstler-Geschichten

VON DR. ERWIN STRANIK

Warum haben sich die berufsmäßigen Anekdotensammler noch niemals der Mühe unterzogen, Episoden zu sammeln, die in Friseurläden spielen und direkt oder indirekt mit dem Handwerk des Barbiers in Beziehung stehen? Daß es da an gut pointierten Geschichten nicht mangeln dürfte, mögen folgende Proben beweisen.

Mark Twain interessierte sich durch Jahre dafür, wie die Friseurlehrlinge ihr Gewerbe zu erlernen begännen. Einmal trat er in einen fremden Laden, und als ihn dort ein ganz junger Bursche bediente, fragte er:

„Sag mal, Boy, wenn einer Barbier werden will, muß er doch das Barbieren an Menschen lernen. Wo findet er dazu die richtigen Objekte?"

Darauf der Kleine, während er Mark Twain mit seinem Messer den Bart abzukratzen begann:

„Ja, wie es woanders ist, das weiß ich nicht, aber bei uns hält es der Meister so: Kunden dürfen nur von Gehilfen rasiert werden, wenn aber ein Unbekannter mit einem recht dummen Gesicht den Laden betritt, dann schickt er meistens einen Anfänger."

Mark Twain: „Du rasierst wohl schon lange?"

Der Junge: „Ach nein, Sie sind der erste, bei dem ich's probieren darf."

Der in letzter Zeit durch seine Lieder sehr bekannt gewordene junge Komponist Gustav Robert Koch verbrachte eines Jahres seinen Sommeraufenthalt in Tirol. Von dem Wunsche beseelt, seinen äußeren Menschen wieder salonfähig zu gestalten, betrat er in einem der entlegenen Alpentäler einen „Frisiersalon". Rasch nahm er auf dem einzigen Lehnstuhl Platz. Der Barbier seift ihn ein, läßt dann von der Decke an einer Schnur eine Kugel herab und hält sie dem erstaunten Komponisten hin:

„Eini toan muscht es ins Mäul!"

Gustav Robert Koch weigert sich energisch, nach dieser urtümlichen Art „über den Löffel", der hier eine Kugel ist, barbiert zu werden, doch da ergrimmt der edle Bartscher:

„Braugscht dir's nit zu überleg'n, grad hat's vor dir der Burgermaschta in der Papp'n g'habt!"

Eine antike Geschichte: Der bekannte spätrömische Kaiser Julian Apostata äußerte eines Tages den Wunsch, sich von einem gewissen Barbier rasieren zu lassen. Als der kaiserliche Diener dem Friseur dies meldete, zog jener sofort seine prunkvollsten Gewänder an und erschien in dieser pompösen Aufmachung im Palast.

Als der Kaiser den aufgedonnerten Haarkünstler vor sich sah, rief er erstaunt aus:

„Ich wünschte einen Barbier, statt dessen kommt ein Senator!"

Das schönste Honorar, das ein Barbier jemals für die Ausübung seines Berufs erhalten hat, dürfte wohl ein indischer Maharadscha bezahlt haben, der für einen Haarschnitt 600 Pfund Sterling verausgabte.

Der Maharadscha ließ sich nämlich eigens aus London einen erstklassigen Friseur in seine einige hundert Meilen von Bombay entfernte Residenz kommen, gab diesem eine Fahrkarte erster Klasse und versprach ihm 6 Pfund den Tag als Entlohnung. Als der Barbier an den Hof des Maharadschas kam, fand der hohe Herr jedoch keine Zeit, sich sein Haar schneiden zu lassen, und es vergingen drei Monate, ehe der Friseur den bestellten Dienst tun konnte. So erhielt er schließlich jene ungewöhnliche Summe, die wirklich nur aus dem Reichtum des Ostens heraus verständlich ist.

Eine Geschichte aus Frankreich: Ein Bauer, der nach Paris gehen muß, will sich vorher noch schön machen lassen und sucht deshalb in Rambouillet einen Barbier auf. Als er eingeseift worden ist und der Meister beginnt ihm mit dem Messer den Seifenschaum wiederabzukratzen, kommt plötzlich ein Hund in den Laden, läßt sich neben dem Sessel, auf dem der Bauer sitzt, nieder und starrt diesen unverwandt an. Dem Bauer beginnt unter diesem Blick schwül zu werden, und er wendet sich an den Barbier:

„Warum schaut mich denn der Köter so an?"

Der Friseur antwortet beruhigend:

„Ach, das hat nichts zu bedeuten, der Hund wartet nur darauf, ob mir vielleicht ein kleines Malheur passiert, daß ich einem Kunden ein Stückchen vom Ohr abschneide, danach schnappt er nämlich immer gleich und frißt es auf."

Bei den letzten französischen Wahlen (1928) ließ sich auch ein ehrsamer Haarkünstler, der auf den klassischen Namen Brutus hörte, als Kandidat aufstellen. Sein politisches Programm, das er nach seiner Wahl zum Deputierten durchzuführen versprach, teilte sich in zwei Richtlinien. Vor allem in die Gründung einer „Liga" zur Belebung des französischen Imperialismus, durch die er eine Art französischen Faschismus einleiten wollte, um dadurch schließlich die Wiederaufrichtung der alten lateinischen Weltmacht zu ermöglichen — und zweitens in die organisierte Bekämpfung des Bubikopfes, „dieses Teufelswerkes", an dem gewiß noch einmal die Moral der Nation und das Geschäft der Damencoiffüre zugrunde gehen würde. —

Leider wurde der biedere Figaro nicht gewählt, und so dürften wohl die Französische Republik wie auch der Bubikopf bestehen bleiben.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben natürlich auch das Friseurgeschäft bereits großzügig ausgebaut. Die größten Etablissements dieser Art betreibt die „Terminal-Barber-Shop"-Gesellschaft. Deren Leiter war selbst einmal Barbiergehilfe und hat sich bis zum Präsidenten dieses weitverzweigten Unternehmens emporgearbeitet.

In allen „Salons" der Gesellschaft werden etwa 30—40 Personen gleichzeitig bedient. Bei jedem Sessel befindet sich ein Sterilisierapparat, der nach jedesmaligem Gebrauch Kamm und Bürste reinigt, denn kein Instrument wird ohne vorherige Säuberung ein zweites Mal benutzt.

Gleichzeitig werden jedem Kunden 6—10 Handtücher zur Verfügung gestellt, Manikure und Gesichtsmassage schließen sich automatisch an, auf Wunsch kann man sich gleichzeitig pedikuren lassen, während ein Neger die Schuhe des Kunden reinigt. Ein Gehilfe eines solchen Salons verdient einschließlich aller Prozente und Trinkgelder 50—100 Dollar die Woche. Freilich kostet der Besuch eines solchen „Shop", bei dem Kopf, Hände und Füße gentlemanlike hergerichtet werden, nicht weniger als 4 Dollar, ein Betrag, der für unsere Verhältnisse sicherlich ein bißchen zu hoch sein dürfte.

ZUM NACHDENKEN

Buchstabenkreuz.

Die Buchstaben a a c c e e e e e e k k k k m m n o o o o p p r r r r r s s t u u sind derart in die leeren Felder zu setzen, daß sowohl die wagerechten als auch die senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1 Afrikanisches Land, 2 Greis aus der griechischen Sage, 3 Luftschiffer.

Zusammensetzaufgabe.

an — bel — er — est — hard — hei — hu — rat — sä — sar — ton — tri

Hat man aus diesen Silben 6 zweisilbige Wörter gebildet, so nennen die Anfangsbuchstaben der 2. Silben der richtig geordneten Wörter, von oben nach unten gelesen, den ältesten und farbenfreudigsten Maler, den es je gegeben hat.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Empfangsraum, 4 Stadt in Schlesien, 7 biblische Frauenfigur, 8 Charaktereigenschaft, 11 Bierbehälter, 14 Vogel, 17 altes Längenmaß, 20 Erdpunkt, 21 Frauenname, 22 Nebenfluß der Weser; senkrecht: 1 Gemüsepflanze, 2 Fluß in Hannover, 3 lotterietechnischer Ausdruck, 4 Sportausdruck, 5 Stadt in der Niederlausitz, 6 Klosterinsassin, 9 europäische Hauptstadt, 10 Frauenfigur aus dem Nibelungenlied, 12 Dichtungsart, 13 Fluß in Afrika, 14 Kurort in der Schweiz, 15 Stoffart, 16 Teil des Mundes, 17 britische Insel im Mittelmeer, 18 geographischer Begriff, 19 höherer Grad des Fleißes.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — ba — des — din — en — en — er — er — ga — ga — he — he — he — in — in — ka — kli — ko — lon — lus — mi — mu — na — na — ni — ni — ni — ni — o — o — ra — re — ren — ris — ro — ro — ro — se — se — se — sel — si — so — spa — spa — te — te — ti — us — win sind 9 Wortpaare von untenstehender Bedeutung zu bilden. Die letzte Silbe des ersten Wortes ist stets gleichlautend mit der ersten Silbe des zweiten Wortes. Die Anfangsbuchstaben der gemeinsamen Silben nennen eine beliebte Gartenpflanze. 1 Nebenfluß des Rheins—biblischer König, 2 Muse—ägyptische Gottheit, 3 Negerstamm—sagenhafter Römer, 4 Musikstück—römischer Lustspieldichter, 5 europäischer Staat—Alpental, 6 Person aus Wallenstein—berühmte amerikanische Wasserfälle, 7 Verwandte—Satzzeichen, 8 biblische Person—erdkundlicher Begriff, 9 Europäer—Männername.

Vogelkongreß.

Jede Zeile ist zu einem Vogelnamen umzustellen. Die Diagonale von links oben nach rechts unten nennt dann ebenfalls einen Vogel.

c e e f h n p s
e h h l n p r u
e g i l n p r s
a a b l o r s t
a b d e i i m s
a b c e h l s w
e e g i l o s v
ä e h h n r ß u

Aha!

Warum hat er die Wurst für sein Bild genommen?
Der T ist im R zustande gekommen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4419.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6

1—2 Fahrzeug, 1—4 Festsaal, 1—5 Körperteil, 2—3 Gewand, 3—4 Festgewand, 3—5 Sold, 3—6—5 Unterstand, 4—5 geographische Bezeichnung, 5—4—5 Festmahl, 5—6 deutsche Stadt, 6—5 Fremdwort für Jähzorn.

Lösungen der Aufgaben in Nr. 4417.

Silbenrätsel: 1 **Tochter**, 2 **Othello**, 3 **Reseda**, 4 **Heeringen**, 5 **Einwohner**, 6 **Italien**, 7 **Tausend**, 8 **Urfehde**, 9 **Niederwald**, 10 **Drilling**, 11 **Sanatorium**, 12 **Thermometer**, 13 **Osmium**, 14 **Lehrer**, 15 **Zoologie**, 16 **Waldmeister**, 17 **Anzengruber**. — Torheit und Stolz wachsen auf einem Holz.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Ala, 4 Klaue, 5 Bug, 7 Gabel, 10 Laie, 12 Aloe, 15 Berlin, 16 Bühne, 17 Eule, 19 Tanz, 20 Rhone, 23 Ire, 24 Meter, 25 Bar; senkrecht: 1 Glaube, 2 Alba, 3 Auge, 6 Varus, 7 Geier, 8 Laute, 9 Bohne, 10 Lee, 11 Ill, 13 Lea, 14 Enz, 18 Portal, 21 Hieb, 22 Neer.

Homonym: Brocken.

Skat-Aufgabe: 1. Die restlichen Karten sind wie folgt verteilt: Vorhand: Herz As, 10, König, 9; Pik As, 10, König, Dame, 9, 8. Hinterhand: Karo Bube, Kreuz 9, 8; Pik 7; Karo As, 10, König, 9, 8, 7. — 2. Der Spielverlauf ist folgender: a) Herz As, b) Herz Dame, c) Karo As. a) Herz 10, b) Herz Bube, c) Pik 7. b) Kreuz Bube, c) Kreuz 8, a) Pik 8. b) Pik Bube, c) Kreuz 9, a) Pik 9. b) Kreuz 7, c) Karo Bube, a) Pik As. c) Karo 10, a) Pik 10, b) Karo Dame. Die übrigen Stiche dem Spieler.

Zahlenrätsel:

```
    MEDEA
    Ü   R
    N   I
    Z   E
RIEGE   RIESA
U           L
D           P
E           E
LUISE   HAYDN
    I   Ü
    M   R
    E   D
    RAABE
```

Die fett gedruckten Buchstaben ergeben: Die Pyramiden.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

FRANZ MASEREEL: AMEISE MENSCH

LEIPZIG

VERLAG J·J·WEBER

NR·4419 ☆ 21·NOV·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Internationale Jury für Bucherscheinungen. Der in Neuyork gegründete Klub „Das Buch des Monats“ wird prominente Schriftsteller aus allen Ländern zu einer internationalen Jury zusammenrufen. In monatlichen Übersichten soll über die wesentlichsten Bucherscheinungen berichtet werden. Aus Deutschland gehören Thomas Mann und Arthur Schnitzler, aus Schweden Sigrid Undset, aus Frankreich André Maurois und aus England Wells und Bennett der Jury an.

Eine Forschungs- u. Beratungsstelle für Sperrholz wurde in Berlin gegründet. Sie wird die technischen und physikalischen Eigenschaften des Werkstoffes Sperrholz erforschen und die Verbraucher in allen Fragen der Verwendung beraten. Zu den Gründern gehören das Staatliche Materialprüfungsamt und der Reichsforstwirtschaftsrat.

Eine neue Egerbrücke in Karlsbad. Zu Beginn der Saison 1930 wird Karlsbad um eine Sehenswürdigkeit reicher sein. Neben der Teplmündung wurde mit dem Bau der neuen großen Egerbrücke begonnen, die sich von dort aus in hohem Bogen über die Eger bis unterhalb des oberen Bahnhofes, des ehemaligen Buschtehrader Bahnhofs wölben wird. Die Brücke wird ein Meisterwerk modernster Architektonik und Baukunst darstellen und erfordert einen Kostenaufwand von mehreren Millionen Kč. Mit den Grundaushebungen wurde kürzlich begonnen, sodaß aller Wahrscheinlichkeit nach zu Beginn der nächstjährigen Saison der imposante Bau dem öffentlichen Verkehr übergeben werden kann. Für die am oberen Bahnhof ankommenden Kurgäste, namentlich für die reichsdeutschen Besucher, bildet die neue Egerbrücke eine bedeutend kürzere und leichtere Verbindung mit dem Kurviertel Karlsbads, da der zeitraubende Umweg durch die Vorstadt Fischern nunmehr in Wegfall kommt.

Die Zeit des Schnupfens kehrt mit der rauheren Jahreszeit wieder. Erprobte Verhütungsmaßregeln werden sonach nicht unerwünscht sein. Sobald auch nur ein Kitzeln der Nasenschleimhäute bemerkbar wird, reibe man die Nasenflügel von innen und außen mit Nivea-Creme ein. Durch Massieren der Nase und gleichzeitiges Hochziehen verteilt sich die Creme gut im Innern der Nase. Die Reizerscheinungen schwinden und der Schnupfen kommt nicht erst zum Ausbruch.

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN WIEN BUDAPEST

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig bezogen werden.

NR. 4419. 173. BAND

Weihnachts-Anzeiger

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 RM. vierteljährlich bzw. 4.50 RM. monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 RM. Berechnung der Anzeigen nach dem Tarif.

21. NOVEMBER 1929

Neu! Elektr. Händetrockner Manu-Fön

ORIGINAL-FÖN & SON

Ein altes Bild, ein jeder kennt's:
Knecht Ruprecht an der Spitze seines FÖN-Regiments.
Auch dieses Jahr wird er auf Brechen u. auf Biegen
Die Herzen der Frauen und Mädchen besiegen.

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke FÖN

Original-Fön	**RM. 28,-**	**Isofön**	**RM. 28,-**
Fön Son	„ 21,-	**Isofön Son**	„ 21,-
Luxus-Fön	„ 32,-	**Reise-Fön**	„ 36,-

Nahezu eine Million im Gebrauch!

FÖNELLA zur Herstellung und Trocknung von Wasserwellen. Preis **RM. 6.-**

FÖN RAUPE D·R·P·

Zur idealen Bettwärmung und zur Auflockerung der Bettfedern und Pflege der Betten. Preis **RM. 8.-**

Zur natürlichen Körper- und Schönheitspflege:

Elektr. Vibratoren D.R.P.:
Sanax-Vibrator, Penetrator (sehr stark), Vibrofix (leichte Massage). Speziell zur Erlangung schlanker Fesseln.

Elektr. Hochfrequenz-Apparate D.R.P.:
Radiolux, Radiostat, Omega, Omega-Universal u. Jota-Universal (erdschlußfrei).

Elektr. Sicherheits-Heizkissen D.R.P.:
Sanotherm und Sanotherm Son (mit Vacu-Regler).

Ueberall erhältlich.

Für jede eingesandte, witzige Reklame-Idee, die wir zum Abdruck annehmen, stiften wir dem Einsender einen Original-Fön.

FABRIK »SANITAS« BERLIN N 24

Aufs erste Mal

fährt selbst Ihr Jüngster auf dem eleganten

STEIFF-Bärkopf-Roller.

Das niedere Trittbrett, die leichte Lenkbarkeit und die solide, tausendfach erprobte Qualität aller Teile gibt Gewähr für gefahrlosen, gesunden Kindersport. STEIFF-ROLLER sind stabil, lautlos, leichtlaufend und dauerhaft. Der Wunsch jedes Kindes. Überall zu haben.

Prospekt LR über Roller und Kinderautos kostenfrei.

MARGARETE STEIFF G. M. B. H.,
Giengen a. Brenz 7 (Württ.).

Für wenige Pfennige warm

mit der

Kronprinz-Petrolgas-Maschine,

durch viele Verbesserungen
ein Wunderwerk der Heiztechnik,
elegant, tragbar, rauch-, geruch- und gefahrlos,
kein Ruß, keine Asche,
ideal für Heim, Kontor, Werkstatt,
zugleich Koch-, Brat-, Back-Maschine,
in der ganzen Welt, auch
in Deutschland besteingeführt.

☞ Lieferung überallhin einschließlich Zoll, Fracht, frei ins Haus **billigst!** ☜

Es gibt nichts Besseres!

Verlangen Sie sofort Preisliste von den

Kronprinz-Werken Li. Kimpink, Guntramsdorf bei Wien.

Die Kronprinz-Petrolgas-Maschine besiegt den Winter.
Auch Ihnen wird sie Freude bereiten!

ZEISS

In Schauspiel, Oper und Revue

erhöht ganz wesentlich den Genuß am Dargebotenen — ein gutes Theaterglas. Hilft es uns doch die Einzelheiten der Szene, die Mimik der Darsteller, den dramatischen Höhepunkt besser erfassen. Auch bei Konzerten, ja selbst im Lichtspielhaus kommt uns das Glas oft zustatten. Wer dazu ein ZEISSglas wählt, weiß, daß er damit seinen Augen wirklich Vollkommenes bietet.

ZEISS Theatergläser

Galan, $2^1/_2$fach, (links). Bequemes, handliches Opernglas von vorzüglicher Bildschärfe und hoher Lichtstärke, auf jede Entfernung einstellbar. Ausführung schwarz mit Lederbehälter . . . . **RM. 42.-**

Theatis, $3^1/_2$fach, (Mitte). Flaches, kleines Prismenglas. Trotz starker Vergrößerung und kräftiger Bauart außerordentlich zierlich und leicht. Trägt samt Behälter in der Tasche nicht auf, daher auch bei Herren beliebt. Ausführung schwarz mit brauner Ledertasche oder schwarzem Spiegel-Handtäschchen . . . . **RM. 125.-**

Teleperl, 3fach, (rechts). Prismenglas in Perlmutter und Gold, ein elegantes Schmuckstück für Damen. Besonders für Geschenkzwecke geeignet. Mit braunem Luxusleder-Behälter . . . . **RM. 130.-**

Desgl. mit Handgriff wie Bild . . . . **RM. 150.-**

Turolem, 4fach. Kleines Universalglas für Reise, Sport und Theater. Mit braunem Lederbehälter . . . . **RM. 125.-**

Bezug durch die optischen Fachgeschäfte.

Zeiss-Schilder im Schaufenster und am Laden zeigen Ihnen, wo Zeiss-Erzeugnisse geführt werden. Illustr. Auswahl-Katalog „Tea 497" kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

CARL ZEISS JENA

Gegr. 1892

Uhren-Fabrik UNION GLASHÜTTE i/Sa.

FABRIK MARKE

Feinste Präzisions-Taschenuhren

Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte

Pfeiffer's Qualitätsfrüchte!

Weihnachtspaket: 2 Pfd. Walnüsse, 2 Pfd. Feigen, je 1 Pfd. Haselnüsse, Paranüsse, Schalmandeln, Dessertrosinen, Karton Datteln, frko. 8.30 M. Verlangen Sie Preisliste. **Fruchthaus Jacob Pfeiffer, Hamburg 8, Hopfensack 17 e.**

Blendend weiße Zähne

„Seit langen Jahren benutze ich schon Ihre Chlorodont-Zahnpaste. Ich bevorzuge ihre Zahnpaste den anderen Fabrikaten wegen ihrer erfrischenden Wirkung. Mit Stolz kann ich sagen, daß ich ein regelmäßiges, blendend weißes Gebiß habe. Ich werde deshalb oft gefragt — womit putzen Sie Ihre Zähne — worauf ich prompt zur Antwort gebe — „mit Chlorodont-Zahnpaste." gez. B. Dahlmeyer, Wiesbaden. — Ueberzeugen Sie sich zuerst durch Kauf einer Tube zu 60 Pf., große Tube 1 Mk., Chlorodont-Zahnbürsten 1.25 Mk., für Kinder 70 Pf., Chlorodont-Mundwasser 1.25 Mk. **Zu haben in allen Chlorodont-Verkaufsstellen.**

MÄRKLIN

MÄRKLIN METALLBAUKASTEN
DAS SPIEL DER AUFGEWECKTEN JUGEND

Prospekte in allen einschlägigen Geschäften erhältlich.
Bezugsquellen können erfragt werden bei Gebr. Märklin & Cie G.m.b.H. Göppingen 18 Württbg.

MÄRKLIN

MÄRKLIN METALLSPIELWAREN
DER WUNSCH IHRER KINDER

Verschaffen Sie sich sofort den 82 Seiten starken Märklin-Katalog D6 Ausgabe 1929, der in allen einschlägigen Geschäften abgegeben wird.
Auf Verlangen werden Bezugsquellen nachgewiesen von Gebr. Märklin & Cie G.m.b.H. Göppingen 18 Württbg.

Zu verkaufen.

Sämtliche Kriegsnummern der Leipziger Jllustrirten Zeitung. In tadellosem Zustand. Frau **A. Riesenberg, Hannover,** Detmoldstr. 9.

Lehrgut f. patholog., willensschwache, haltlose, verständnisvoller Führung bedürfende Jünglinge, Gut Hartenburg bei Römhild (Thür.).

BEI BEZUG UNSERER ZEITUNG DURCH DIE POST

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1.

So viel Freude

haben frische Jungen am Scheibenschießen, und so sicher hält sie die erlaubte Benutzung ungefährlicher Gewehre vom Umgang mit Feuerwaffen ab, daß jeder Vater seinem Sohn ein

„Diana"-Luftgewehr

kaufen sollte. Er wird selbst gerne damit schießen, denn dies ist eine tadellos bewährte Scheiben- und Übungswaffe, mit welcher man jederzeit im Zimmer und Gang oder im Hof und Garten nach Herzenslust schießen kann, ohne seine Umgebung zu gefährden oder die Nachbarschaft zu belästigen. Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Man achte beim Einkauf auf die Marke „Diana", die jedes Diana-Luftgewehr trägt. Drucksachen erhältlich von

Wichtig! Man braucht keinen Waffenschein

Dianawerk Mayer & Grammelspacher, Rastatt 4.

Bei nur RM. 30.— Anzahlung und RM. 20.— Monatszahlung erhalten Sie das

Vollkommenste auf dem Gebiete der Sprechmaschinen:

FINKING-REINTON

patentamtlich geschützt in allen Kulturstaaten

Modell Kiel *in Eiche, dunkel . . . . RM. 375.—*
„ in Nußbaum oder Mahagoni, jedoch ohne Schnitzerei RM. 440.—

Näheres durch

ERNST FINKING d. J., LEIPZIG C 1,
Wittenberger Straße 6, K 5.

ZUM WEIHNACHTSFEST

Leica KLEINFILMKAMERA

KLEINE AUFNAHMEN GROSSE BILDER
SCHNELLSTE AUFNAHMEBEREITSCHAFT
MATERIAL FÜR 36 NEGATIVE IN EINER KLEINEN KASSETTE
ERNST LEITZ WETZLAR
VERLANGEN SIE KOSTENLOS DRUCKSCHRIFTEN

Und nun wählen Sie

ROSA CENTIFOLIA
DER DUFT DER DUNKELROTEN GARTENROSE

Parfüm Flasche 5.—, 7.50, Probe 2.35
Seife Stück 1.25, 1.50, 1.75
Geschenkpackungen 3.— bis 15.—
Haarwasser 3.25 größer 5.—
Puder Schachtel 1.40 größer 2.30

Parfümierte Karten von ROSA-CENTIFOLIA-HYACINA und allen anderen Parfüms gratis

FOX

HYACINA
DER DUFT DER BLÜHENDEN HYAZINTHE

Parfüm Flasche 5.50 9.—
Probe 2.35
Seife Stück 1.25, 1.50, 1.75
Geschenkpackungen 3.— bis 15.—
Haarwasser Flasche 3.25 größer 5.—
Zimmerparfüm Flasche 2.75

I. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
BERLIN FABRIK: DREYSESTR. 5.
DETAILVERKAUF: MARKGRAFENSTR. 26.
NIEDERLAGEN IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN.
GENERALVERTRETUNG FÜR ÖSTERREICH: ROBERT SCHRAUF WIEN I. FLEISCHMARKT 26.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Phot. Lisa, Wien.

DER SCHORNSTEIN RAUCHT

EIN MODERNES SYMBOL DER ARBEIT

ERZIEHUNG DURCH ZWANG ODER DURCH FREIHEIT?

VON PROFESSOR DR GERHARD BUDDE

Wenn auch vielleicht die Klagen über die immer mehr überhandnehmende sittliche Verwilderung der Jugend hier und da übertrieben erscheinen, so ist doch sicherlich nicht zu bestreiten, daß auch die Jugend unter dem Einfluß der sich überstürzenden Umwälzungen und Erschütterungen in den letzten fünfzehn Jahren aus dem sittlichen Gleichgewicht gekommen und vielfach in eine Zügellosigkeit geraten ist, die Bedenken wachrufen muß. Deshalb ist es wohl zu verstehen, daß gerade in letzter Zeit von pädagogischer Seite mit besonderem Nachdruck die Forderung gestellt wird, in den Schulen die Charakterbildung, die über die intellektuelle Bildung leider nur zu oft vernachlässigt worden ist, stärker zu betonen und zu pflegen und so in den heranwachsenden Zöglingen den Grund zu legen für die Bildung selbständiger sittlicher Persönlichkeiten, die das oberste und letzte Ziel aller Erziehung sein muß.

Über die Frage, wie dieses Ziel erreicht werden kann, gehen in der Gegenwart die Meinungen aber weit auseinander. Es stehen sich zwei extreme Anschauungen gegenüber. Die eine glaubt, nur starrer Zwang gewährleiste die Erreichung des sittlichen Erziehungszieles; die andere dagegen behauptet, nur die Gewährung schrankenloser Freiheit ermögliche die Heranbildung selbständiger Persönlichkeiten. Die erstere greift zurück auf die im vorigen Jahrhundert in die Schulen eingeführte Zwangs- und Drilldisziplin, die jede freiheitliche Regung in der Jugend unterdrückte, um gehorsame Untertanen zu erzielen. Diese Art der Zucht ist in der Zeit der Demagogenfurcht aufgekommen und hat, weil sie damals in Hegel, den man den „geistigen Diktator Deutschlands" genannt hat, einen eifrigen Fürsprecher fand, auch die behördliche Sanktion erhalten. Überall und unbedingt soll nach Hegel in der Jugend das Gefühl absoluter Unterordnung genährt werden, weil sonst vorlautes Wesen und Naseweisheit entständen.

Hervorragende Pädagogen haben schon damals die großen Gefahren erkannt, die eine solche streng autoritative Zucht für die Charakterentwicklung der Jugend mit sich bringt. Diese Zucht beherrscht ein Geist des Mißtrauens: wo aber Mißtrauen zwischen Erzieher und Zögling besteht, ist eine wahrhaft sittliche Einwirkung unmöglich. Vielmehr muß eine solche Pädagogik des Mißtrauens geradezu sittlich schädigend wirken, weil sie die Jugend dazu verführt, sich ihren sie bedrückenden Einengungen mit allen Mitteln zu entziehen, und weil sie sie zu dem Glauben verleitet, daß in ihrem Falle der Zweck die Mittel heilige. Ein Kind dieser Zucht ist die bekannte Schülermoral, die im Belügen und Betrügen des Lehrers nichts Verwerfliches erblickt. Dazu kommt, daß diese bis ins kleinste bevormundende Zucht, die aus Mißtrauen keinerlei Freiheit gewährt, die Entwicklung der Jugend zur Selbständigkeit aufs ärgste hemmt. Auf sie trifft das folgende Wort des Staatsministers Frey, des Mitarbeiters des Freiherrn vom Stein, zu: „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen." An diese Art der Zucht hat auch wohl Goethe gedacht, als er einmal bemerkte: „Es geht alles bei uns dahin, die liebe Jugend zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität auszutreiben, so daß am Ende nichts übrigbleibt als der Philister."

Weil so der bloße Zwang in der Erziehung versagt hat, meinen andere — und damit komme ich auf die entgegengesetzte Erziehungsdoktrin zu sprechen — daß eine selbständige Charakterbildung der Jugend nur dann erzielt werden könne, wenn man in der Erziehung auf jeglichen Gehorsam verzichte, und wenn sich die Jugend ungehindert in schrankenloser Freiheit entwickeln könne. Damit tritt an die Stelle der bereits charakterisierten einseitigen Autoritätspädagogik eine noch viel einseitigere und deshalb auch gefährlichere Freiheitspädagogik. Eine Vertreterin einer solchen individualistischen Freiheitspädagogik ist z. B. die pädagogische Schriftstellerin Perkins Stetson, die in ihrem Buch „Kinderkultur" bemerkt, daß die Erziehung zum Gehorsam den Charakter verderbe, weil sie den jungen Menschen daran gewöhne, seinen Eigenwillen preiszugeben. Noch bekannter als sie ist die schwedische Schriftstellerin Ellen Key geworden, die in ihrem Buche „Das Jahrhundert des Kindes" denselben Standpunkt vertritt, wobei sie sich auf Goethe beruft, der in seinem „Werther" dargelegt habe, wie die zukünftige Willensstärke im Eigensinn des Kindes verborgen liege, und wie überhaupt in jedem Fehler des Kindes ein ganzer, unverdorbener Keim zu einem Guten eingeschlossen sei. Deshalb dürfen, sagt Ellen Key, solche Fehler nicht ausgelöscht, sondern sie müssen nur in einer fortgesetzten Evolution so umgewandelt werden, daß sie unschädlich werden. Die Fehler gehören auch mit zu der Eigenart des Kindes, die man nicht unterdrücken darf. „Neunmal von zehn vor den Fehlern der Kinder ein Auge zudrücken, sich vor unmittelbaren Eingriffen, die meistens Fehlgriffe sind, hüten, aber statt dessen seine ganze Wachsamkeit auf die Bildung der Umgebung richten, in der das Kind heranwächst, und auf die Erziehung, die man sich selbst angedeihen läßt — das ist die Kunst der natürlichen Erziehung." Nur so könne das Kind zur Selbständigkeit gelangen; der Gehorsam unterdrücke sie. Wenn man von dem Kinde verlangt, daß es gehorchen soll, so besagt das nach Ellen Key nichts weiter, als daß das Kind nach dem alten Ideal der Selbstauslöschung und der Demut gekrümmt werden soll; das neue Ideal aber sei, daß der Mensch gerade und aufrecht dastehe, folglich gar nicht gebogen, sondern nur gestützt werde, damit er nicht aus Schwäche verkrümme.

Diese extreme Freiheitspädagogik verwechselt fortgesetzt sinnliche Individualität und geistige Persönlichkeit und erkennt nicht, daß diese nur entstehen kann, wenn jene „erzogen" wird. Das ist der tiefe Sinn des Goetheschen „Stirb und Werde". Die Beherrschung der sinnlichen Individualität kann aber nur durch Gehorsam erreicht werden. Die durch keinen Gehorsam gehemmte, schrankenlose Selbstentfaltung muß mit Notwendigkeit die Heranwachsenden in die schlimmste Knechtschaft führen, die es für den Menschen gibt, nämlich in die Knechtschaft der wechselnden Launen und ungezügelten Triebe, und sie würde auf die Dauer ein geordnetes Zusammenleben der Menschen unmöglich machen, das ohne Unterordnung des einzelnen unter sittliche Normen und die Interessen der Gemeinschaft nicht erreichbar ist.

So gewährleistet also weder eine alle freiheitlichen Momente ausschließende bloße Autoritätspädagogik noch eine auf den Gehorsam ganz verzichtende extreme Freiheitspädagogik die zu erstrebende Charakterbildung der Jugend, weil Zwang ohne jegliche Freiheit Unehrlichkeit und Unselbständigkeit, Freiheit ohne jeglichen Zwang aber Eigensinn und Zügellosigkeit erzeugt.

Es bedarf deshalb in der Erziehung einer Synthese zwischen Zwang und Freiheit. Die sinnliche Individualität muß durch Gehorsam zur Herrschaft über ihre Triebe und Launen erzogen werden, aber der Erzieher muß danach streben, den für die Erziehung unentbehrlichen Gehorsam zu einem freiwilligen zu machen. Das kann er erreichen, wenn er ihre Vorschriften nicht rein äußerlich und dressurmäßig an die Zöglinge heranbringt, sondern wenn diese durch ein von Vertrauen getragenes Entgegenkommen für ihre Anordnungen innerlich gewonnen werden. Bei einer so gearteten Erziehung tritt an die Stelle eines bloß äußeren Gehorsams ein innerer, in dem Zwang und Freiheit sich harmonisch vereinigen, und von dem das schöne Wort der Goetheschen Iphigenie gilt: „Folgsam fühlt' ich immer meine Seele am schönsten frei."

JUNKERS' NEUES RIESENFLUGZEUG

Der Luftriese auf dem Flugplatz nach dem erfolgreichen Probeflug in Dessau am 9. November. Vorn (unter dem Flügel) ein Junkers-Sportflugzeug, das die Ausmaße seines großen Bruders veranschaulicht. Oben im Oval: Das Mittelstück des Flugzeugs mit dem wind- und wettergeschützten Kommandostand für den Flugkapitän.

Nachdem erst vor kurzem die Flüge des Do X die Welt in Staunen setzten, hat nun auch Prof. Junkers sein neues Riesenflugzeug, die G 38, vorgeführt und mit dem Probeflug dieses größten Landflugzeugs der Welt einen gewaltigen Erfolg errungen. Die Maschine besitzt eine Flügelspannweite von 45 m, ist 5 m hoch und 23 m lang. Die vier Motoren, die hier, ebenso wie die Kabinen, in den Flügeln untergebracht sind, leisten zusammen 2200 PS und gestatten bei einer Nutzlast von 3000 kg einen ununterbrochenen Flug von etwa 3500—4000 km.

HIER MUSS MAN WISSEN, WO EINEN DER SCHUH DRÜCKT!

Zeichnung von Rudolf Lipus.

Bis zu dem Augenblick, da der Mensch zur Schuhverkäuferin sagt: „Den nehm' ich!", ist es ein langer, ob der Qual der Wahl meist dornenvoller Pfad. Und wie oft bleibt einem dennoch der Kanossagang nicht erspart, wenn man zu Hause nochmals probiert und zu dem Ergebnis kommt: Da hilft nur Umtauschen!

RETTUNG AUS SEENOT.

DIE TECHNIK DES KÜSTENRETTUNGSWERKES.

Von Handelskammersyndikus J. Rösing, Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Anfahrendes Rettungsboot.
Gemälde von Albin Tippmann.

Die gewaltigen Stürme des letzten Winters haben erneut bewiesen, daß alle neuzeitlichen Mittel zur Vermeidung von Schiffsunfällen in Brandung und Nebel, wie drahtlose Telegraphie, drahtlose Telephonie und Unterwasser-Schallsignale in Verbindung mit einem umfassenden System von Seezeichen, Leuchtfeuern, Feuerschiffen und Sturmwarnungen, eine ständige Wacht todesmutiger Männer längs der Meeresküste und die Bereithaltung bester Rettungsgeräte nicht überflüssig machen. Und nicht nur kleine Küstenfahrzeuge, sondern auch größere Überseeschiffe sind, wie die Strandungen des italienischen Dampfers „Salento" vor Ymuiden bei Amsterdam im November, des 7000 t großen amerikanischen Dampfers „Casper" in den finnischen Schären einige Tage vor Weihnachten und des deutschen Dampfers „Deister" vor Oporto Ende Januar gezeigt haben, ohnmächtig den aller menschlichen Umsicht spottenden Naturgewalten preisgegeben.

Gewiß ist die Seefahrt wesentlich sicherer geworden, auch durch die Fortschritte des Schiffbaues und der Nautik. Wenn aber die Kurve der von der Deutschen Gesellschaft alljährlich ausgeführten Rettungen in den Jahren 1900 und 1921 ihre höchsten Punkte seit 1865, dem Gründungsjahr der Gesellschaft, aufweist, und wenn 1928 die englische Rettungsgesellschaft mit etwa 600 geretteten Menschenleben fast den Jahresdurchschnitt der Gesamterfolge dieser Gesellschaft in ihrem mehr als hundertjährigen Bestehen erreicht hat, so ist dies nicht nur durch die Zunahme des Schiffsverkehrs zu erklären, sondern auch damit, daß immer wieder Katastrophen eintreten, die alle Sicherungen über den Haufen werfen. Und wenn Sturm und Brandung in zwei der erwähnten Fälle des letzten Winters so furchtbar gewütet haben, daß auch die schier übermenschlichen, heroischen Anstrengungen der Rettungsgesellschaften erfolglos blieben und die Schiffe mit ihrer gesamten Besatzung in die Tiefe sanken, wenn in zwei anderen Fällen an der englischen und an der holländischen Küste das herausstürmende Rettungsboot kenterte und insgesamt 25 brave Retter ertranken, so mahnt dies, die Rettungseinrichtungen technisch immer weiter zu vervollkommnen, im Hinblick sowohl auf das hohe Ziel, die Rettung aus Seenot, als auch auf die Sicherheit der unerschrockenen Männer, die ihr Leben einsetzten, um das anderer zu erhalten.

Seit den Anfängen eines planmäßigen Küstenrettungswerkes werden zwei Rettungsmittel verwendet, das Rettungsboot und eine Schießvorrichtung, anfangs ein Mörser, aber schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Raketenapparat, um eine Leinenverbindung zwischen dem Lande und dem gestrandeten Schiff herzustellen und die Schiffbrüchigen mit der „Hosenboje" einzeln herüberzuziehen. Auf die Entwicklung beider Rettungsmittel im vorigen Jahrhundert kann hier nicht näher eingegangen werden, da es der Zweck dieses Aufsatzes ist, die neueren technischen Fortschritte des Küstenrettungswesens kurz zu besprechen. Bei allen solchen Neuerungen ist Bedacht zu nehmen auf die verschiedene Gestaltung der Küste, die z. B. in Deutschland vorwiegend flach auslaufend, in England zum großen Teil steil abfallend ist, während in Frankreich und Nordamerika wie auch in Finnland vielfach niedrige Felsen weit vorgelagert sind, die das Auslaufen eines Bootes und die Anwendung des Raketenapparats erschweren, und in Norwegen und Schweden die tiefen Einschnitte der Fjorde längere Fahrten und somit ständig zu Wasser liegende große Rettungskutter bedingen.

Ein bedeutsamer Fortschritt im Bau von Rettungsbooten war die Einführung des Motors, der schnellere Fahrt, geringere Bemannung, Schonung der Kräfte der Mannschaft und größere Sicherheit für diese gewährleistet. Der erste Versuch wurde 1904 in England gemacht, das erste deutsche Motorrettungsboot auf Grund der englischen Erfahrungen 1911 auf einer deutschen Bootswerft gebaut. Um die Schraube bei der Fahrt durch die Brandung vor Beschädigungen zu schützen, wird sie in einer Aushöhlung unter dem Heck des Bootes angebracht, dem sog. Tunnel. Als Betriebsstoff ist bis vor einigen Jahren überall Benzin verwendet worden, zumal da sich bis dahin nur Benzinmotoren in so kleinem Maßstabe herstellen ließen, wie sie für ein normales Rettungsboot erforderlich sind. Versuche mit Rohölmotoren in verschiedenen Ländern hatten zunächst zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt, bis 1927 die deutsche Motor-Industrie auch ge-

Der Schwimmgürtel als Schutz der Helfer aus Seenot: Rettungsmannschaft beim Anlegen der großen Korkwesten.

Das neueste, mit einem kompressorlosen Dieselmotor ausgerüstete Motor-Rettungsboot der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

nügend kleine kompressorlose Dieselmotoren liefern konnte, die die Vorteile bieten, daß sie wesentlich einfacher als Benzinmotoren zu bedienen und zugleich zuverlässiger sind in bezug auf ein Versagen des Motors und die Gefahr von Explosionen. Diese bisher nur von der deutschen Rettungsgesellschaft eingeführten Rohölmotoren haben sich ausgezeichnet bewährt.

Eine in den letzten Jahren vielerörterte Frage ist, ob die Motorrettungsboote mit einer oder mit zwei Schrauben auszurüsten sind, in letzterem Falle also auch mit zwei Motoren. Ein Doppelschraubenboot hat den unbestreitbaren Vorzug, daß, wenn bei Rettungsfahrten ein Motor versagt, der andere die Fortsetzung der Fahrt gestattet. Immerhin werden solche Doppelschraubenboote, die wegen des Einbaues von zwei Motoren erheblich größer sein müssen als Einschraubenboote und auch wesentlich höhere Baukosten erfordern (in Deutschland heute über 100000 Mark), nur an bestimmten und besonders wichtigen Stellen zu stationieren sein.

Auf eine hohe Geschwindigkeit ist im allgemeinen weniger Wert zu legen als darauf, daß die Maschinen eines Motorrettungsbootes stark genug sind, um auch gegen schweren Seegang anzukämpfen. Nur wo es gilt, mit ganz besonderer Eile Hilfe zu bringen, so, wenn Flugzeuge abstürzen und sich im Sturm nur sehr kurze Zeit halten können, ist eine möglichst große Geschwindigkeit des Rettungsbootes erwünscht. Unter diesem Gesichtspunkte baut z. B. die englische Gesellschaft in diesem Jahre zunächst für eine Station am Ärmelkanal, über den ein regelmäßiger lebhafter Flugverkehr stattfindet, ein Boot mit 17 bis 18 Seemeilen Fahrt und zwei Motoren von je 375 PS; während ein normales Brandungsboot mit einer oder zwei Maschinen von bis zu 80 PS etwa 9 bis 10 Seemeilen in der Stunde erzielt.

Von der Ausrüstung eines modernen Rettungsbootes sind hervorzuheben die Einrichtung mit drahtloser Telegraphie, der Einbau von Öltanks zur Abgabe von Öl zwecks Beruhigung der Wellen, das unmittelbar aus dem Schiffskörper ausfließt, ein Scheinwerfer und ein Sprungnetz, um Schiffbrüchige, wenn sie vom Wrack herunterspringen müssen, aufzufangen.

Eine technische Neuerung in Anlehnung an die Gefechts-Tanks wurde nach dem Kriege zuerst in England und dann auch in Holland eingeführt, um den Bootswagen mit dem Rettungsboot nach der Stelle, wo es zu Wasser gelassen werden soll, zu befördern, zu welchem Zwecke sonst Pferde vorgespannt werden. Diese Traktoren werden durch einen wasserdicht eingebauten Motor bewegt. Wenn sie in anderen Ländern noch nicht verwendet werden, so ist dies eine Kostenfrage; zur Beschleunigung des Rettungswerks dienen sie nur da, wo Pferde nicht zur Stelle sind. Der Traktor geht in gleicher Weise wie ein Pferdegespann mit dem Bootswagen in das Wasser hinein, wendet dort, so daß das Rettungsboot von dem als Ablaufbahn dienenden Obergestell des Wagens heruntergleiten kann.

Die Rettung durch Leinenverbindung kommt in Frage, wenn das an sich durchgreifendere Rettungsboot wegen der Gewalt der Brandung nicht ausfahren kann, sowie an steilen Küstenstrecken, wo Rettungsboote überhaupt nicht verwendet werden können. In Nordamerika werden neuerdings auch Flugzeuge bei Leinenrettungen benutzt.

Mit einem Haken (Pick-Up) am unteren Ende einer kurzen, vom Flugzeug herabhangenden Leine wird eine an zwei hohen Stangen lose befestigte, dünne Leine aufgegriffen, die sich zunächst von dem auf der Abbildung rechts stehenden Mast und dann von dem links stehenden loslöst und, aus einem Kasten am Fuße des letzteren in gleicher Weise wie bei einer Mörser- oder Raketenrettung abgewickelt, von dem Flugzeug zum Wrack herübergetragen wird, worauf sich das weitere in genau derselben Weise abspielt wie bei einer Leinenverbindung auf die bisherige Methode.

(Schluß auf Seite 737.)

Ablauf des Rettungsbootes vom Bootswagen.

Oben: Auf dem Wege zum Strand: Der Bootswagen mit dem Rettungsboot wird durch einen Motortraktor gezogen.

Das Flugzeug im Dienste der Rettung aus Seenot: Aufnehmen der Leine mittels des Hakens.

Rettung mit der Hosenboje.
Gemälde von T. v. Eckenbrecher.

Ein prachtvoller Hopfenstand kurz vor der Ernte.

Altmärkischer Hopfenbau

Selbst in Mitteldeutschland ist nur wenigen bekannt, daß der Hopfen (Humulus lupulus), dessen wirksamster Bestandteil, das Hopfenharz, unser Bier zugleich würzt und konserviert, indem es die Spaltpilzgärung unterbindet, auch im nördlichen Deutschland, und zwar in der Altmark, eine seit alters bekannte Pflanz- und Pflegstätte hat, und daß Gardelegen für den deutschen Hopfenhandel früher dasselbe war, was heute Nürnberg ist: die Zentrale, von der die Fäden ausgingen südwärts nach Sachsen, Thüringen und Franken, ostwärts durch ganz Preußen bis Livland und über Lübeck als Stapelplatz sogar bis Dänemark, Schweden und Norwegen.

Der Hopfenhandel brachte im Laufe der Jahrhunderte großen Wohlstand ins Land. Als aber die unglücklichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges sich auswirkten, zeigte sich, daß auch die Quelle dieses Wohlstandes, der Hopfenbau, einen schweren Stoß erlitten hatte. — Gelegentlich ist später die Ertragskurve des altmärkischen Hopfenbaues noch ein paarmal mächtig in die Höhe geschnellt. Die Jahre 1860, 1882, 1885, 1892 waren solche Rekordjahre; aber seither ging der Ertrag im Wettbewerb mit dem bayrischen und böhmischen Hopfen ständig zurück, und heute ist der ehedem über die zahllosen moorigen Niederungen zwischen den Diluvialhochflächen der Altmark und darüber hinaus verbreitete Hopfenbau konzentrisch allmählich bis auf einen kleinen Kreis im Flurgemenge der sechs nahe beieinander liegenden Ortschaften Cassiek, Lindstedt, Lindstedterhorst, Seethen-Lotsche, Klinke und Wollenhagen zusammengeschmolzen. Aber auch in diesen Dörfern ist nach den traurigen Erfahrungen des vergangenen und dieses Jahres eine große Hopfenmüdigkeit eingetreten. Schon sind vielfach die Hopfendämme in Wiesenflächen umgewandelt; häufig ist auch an Stelle der Hopfenpflanze die anspruchslosere Stangenbohne getreten.

Text und Aufnahmen von Curt Julius Wolf, Hohenziatz.

Altmärkerinnen beim Hopfenpflücken. Die Eintönigkeit des Zupfens (Pflücken) der Dolden von den Ranken wird meistens durch den Gesang altmärkischer und anderer Volkslieder belebt.

Hopfenernte. Die kurz über der Erde abgeschnittenen, von der Stange gelösten Ranken mit den reifen, gelbgrünen Hopfendolden kommen auf den Erntewagen.

DAS CHINESISCHE GESICHT

GESEHEN DURCH DAS AUGE DES EUROPÄISCHEN KÜNSTLERS

BILDNIS-PLASTIKEN VON G. HAUCHECORNE

(Hierzu der gleichnamige Artikel auf Seite 735.)

Wir fünf passen in die Welt! — Chinesische Familie.

Schnell noch einen Blick in den Spiegel.

Die Kupplerin.

Die letzten Ratschläge.

Zwei Kenner.

ANTON RUBINSTEIN

ZUM 100JÄHRIGEN GEBURTSTAG DES BERÜHMTEN KLAVIERKÜNSTLERS UND KOMPONISTEN

Rubinsteins Heimat ist Rußland. In Wechwotynetz bei Jasy wurde er geboren, und gestorben ist er ebenfalls in Rußland, in Peterhof bei Petersburg. Trotzdem gehört er in seinem Schaffen nicht eigentlich der nationalrussischen Kunst an, vielmehr steht seine Musik wie auch sein Bildungsgang mehr unter deutschem Einfluß. Sein Name als Komponist wurde zu seinen Lebzeiten überstrahlt von seinem Ruhm als Pianist. Faszinierend wird seine Spielkunst genannt. Besonders als Beethovenspieler fiel ihm der Beifall der ganzen Welt zu.

Anton v. Rubinstein,
geboren am 28. November 1829, gestorben am 20. November 1894.

Eine Vermittlerin seines großen Könnens: Rubinsteins rechte Hand.
Gipsabguß, 1890 abgenommen von Bildhauer A. Tzchishow, im Besitz des Rubinstein-Museums in Petersburg.

Rubinsteins Mutter, eine sehr musikalische Frau, gab ihm den ersten Klavierunterricht. Dann kam der Achtjährige zu dem Klavierpädagogen Alexander Villoing, damals einer der gesuchtesten Musiklehrer Moskaus. Dieser begleitete dann 1840—1843 den jungen Künstler auf seiner ausländischen Konzertreise, die über Frankreich, Holland, England, Skandinavien und Deutschland führte. Im Jahre 1844 ging er mit seinem musikalisch ebenfalls begabten Bruder Nikolaus, theoretischer Studien halber, nach Berlin. Als 1848 die Unruhen ausbrachen, kehrte er nach Rußland zurück, wo er in der Großfürstin Helene eine Gönnerin fand. Nachdem er mehrere Opern geschrieben hatte, unternahm er 1854 eine neue Konzert- und Studienreise nach Frankreich und Deutschland. Vier Jahre später war er wieder in Petersburg. Zum Hofpianisten und dann zum Konzertdirektor ernannt, begründete er 1862 das Petersburger Konservatorium, dessen Leitung er auch lange Zeit innehatte. Auf neuerlichen Auslandsreisen (auch nach Amerika) feierte er gewaltige Triumphe. — An Kompositionen schuf Rubinstein 6 Symphonien, 13 Opern, Kammermusikwerke, Klavierstücke u. a. m.

Der karikierte Rubinstein.
Zeitgenössisches französisches Spottbild auf den Künstler von Ciardi (mit dem Pantheon im Hintergrund). Original im Petersburger Rubinstein-Museum.

MODE UND BÜHNE

Im Zeichen des langen Rockes.
Szene aus der amerikanischen Komödie „Die Sache, die sich Liebe nennt" von Edwin Burke (bearbeitet von Karl Lerbs), die am 26. Oktober am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg uraufgeführt wurde. Von links aus: Konrad Gebhardt als Fred Garrett; (dahinter) Karl Wüstenhagen als Collins; Herta Windschild als Ann Marvin; Elly Burgmer als Florence Bertrand; Alfred Haase als Harry Bertrand, ihr Gatte; Toblina Gondy als Dolly Garrett; Sonja Ambach als Miss Alvarez. (Phot. H. Haas.)

VON DEN BÜHNEN

DAS ALTE UND DAS NEUE RUSSLAND AUF DER BÜHNE

Rechts:

Diskussion über die Ehe auch in Sowjetrußland.

Szene (II. Akt) aus dem russischen Schauspiel „Roter Rost“ von A. Kirchon, das am 8. November im Schauspielhaus zu Leipzig uraufgeführt wurde. In dem Stück stoßen zwei gegensätzliche Auffassungen über die neue „freie Ehe“ aufeinander. (Phot. Atelier Hoenisch.)

Unten:

Die Tragödie eines Zaren.

Szenenbild mit Hans Müller als Jesuitenpater Rangani (oben), Marga Dannenberg als Woiwodentochter Marina und Fritz Zohsel als falschem Dimitri aus der Aufführung der Oper „Boris Godunow" von Mussorgski in der Leipziger Oper. Diese Tragödie des an der Gewissensschuld eines Mordes zerbrechenden Zaren wurde zum ersten Male 1874 in Petersburg aufgeführt. (Phot. Pieperhoff.)

Ein Drama der vormärzlichen Zeit.

Hans Schlenck als Dichter Georg Büchner, Käte Bierkowski als Amalie, Frau des verfolgten Pastors Weidig, und Kurt Stieler (rechts) als Freund Weidigs in der Uraufführung von „Gesellschaft der Menschenrechte", einem Stück um Georg Büchner von Franz Theodor Csokor. Gleichzeitig mit dieser Uraufführung am Prinzregenten-Theater in München wurde das Drama am 31. Oktober im Deutschen Nationaltheater zu Weimar erstmalig gegeben.

Kriegsgefangenenschicksal.

In der Werkstatt der Offiziersbaracke, wo die kriegsgefangenen Offiziere in Sibirien nach der russischen Revolution sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen mussen. Szene aus dem in Budapest uraufgeführten Drama „Der große Kerker" von Josef Lengyel. — In diesem Stück kommt keine einzige Frauenrolle vor.

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(7. Fortsetzung.)

Ich war bereit, mich auszuliefern, denkt Rosa Rubin, wahrhaftig, ich hätte nachträglich das echte Dokument auch noch vernichtet. Aber ich war mißtrauisch. Das Leben will nicht Größe, Güte oder Edelmut von uns. Es verlangt Mißtrauen. Wie stände ich da, wäre jenes Blatt, das bei Kuloff zerrissen in den Kanal flog, der Vertrag gewesen!

Ihr Lächeln wird tief und gekerbt rechts und links der Mundecken. Niemand darf sich ohne Vorbehalt ausliefern, weiß sie. Der Mensch dem Menschen ein Wolf. —

Mittelmann, denkt sie, und ein verächtlicher Zug kommt in ihr Lächeln. Die Bitte, die Forderung im Überschwang des ersten Zornes zu diesem Mann gesprochen, reut sie schon jetzt. Mittelmann wird nicht wissen, was Rache ist. Er wird eine sehr zahme Auslegung dieses Begriffs kennen.

Sie aber wird jetzt ganze Arbeit zu tun wissen.

I, 8.

Rosa Rubin erwachte zerschlagen nach einer Nacht, die zu ertragen, ihr nur Schlafmittel geholfen hatten. Auf den Garten vor ihrem Fenster schien die junge Morgensonne. Alles erweckte den Anschein, als sei es erfrischt, neu, verjüngt. Sie selber war die alte geblieben; sie schleppte eine Last mit sich; es war ihr nicht gegeben, vergessen zu dürfen.

Als erstes an diesem Tage rief sie Philipp Mittelmann an. Er befand sich im Hause, man holte ihn an das Telephon.

„Philipp", sagte sie, „ich habe da gestern Unsinn geredet. Du hast natürlich nichts unternommen? Das ist gut. — Wir sehen uns ja nachher auf der Probe. Um elf Uhr, wenn ich nicht irre? Ja, also dann auf Wiedersehen."

Sie zog sich an und fuhr in das Apollotheater; ging hinauf in das Direktionszimmer und schickte die Sekretärin mit einem Auftrag fort.

Kuloff saß hinter seinem Schreibtisch; er bot ihr die Hand und tat, als sei zwischen ihnen nichts vorgefallen. Einen Augenblick wurde sie stutzig, aber dann fand sie zu ihrem vorgefaßten Plan zurück.

„Du wunderst dich nicht, daß ich hier noch heraufzukommen wage? Dies ist nach deiner Meinung wohl nun allein dein Reich?" Es gelang ihr, leidenschaftslos zu sprechen.

„Du kannst kommen, tun und lassen, was dir behagt. Ich bin nicht kleinlich, Rosa. Es mag bleiben, wie es vorher war. Nur die Rollen sind getauscht, ich spiele die deine, du begnügst dich mit meiner bisherigen."

„Ich hielt dich für größer, Kuloff."

Er zuckte die Achseln. Er sah auch nicht auf, als sie fortfuhr: „Ich beabsichtige zu klagen. Notar Nonne ist tot. Du meinst wahrscheinlich, das sei dein Glücksfall; aber auch ohne Vertrag und ohne den Notar, der ihn aufgesetzt hat, muß ich recht behalten. Verträge haben Stempel und Nummern; es wird sich erweisen, daß ein solcher bestand." — Als sie keine Antwort bekam, erhob sie sich. „Ich wollte dir das nur mitteilen", sagte sie und schritt zur Tür.

„Warte!" rief er. „Es ist sehr freundlich, daß du mich warnst. Ich will Gleiches mit Gleichem vergelten. Der Vertrag, liebe Rosa, den du mit einer großen Geste bei mir zum Fenster hinauswarfst, hat keine besondere Buchungs- oder Stempelnummer. Er läuft als Teilabmachung zu unserem Darlehensvertrag. Du siehst, wenn Justizrat Nonne lebte, wäre dein Spiel nicht aussichtslos. Er würde sich erinnern und dir als Zeuge assistieren. Doktor Ziklas, der jetzt allein arbeitet, ist nicht orientiert. Er weiß von nur einem Vertrag; der ist ordnungsmäßig behandelt worden und läßt sich aufweisen. Niemand versucht, ihn abzustreiten. Ich bin auch ohne deine Klage bereit, das mir gewährte Darlehen zurückzuzahlen."

Sie hielt den Türdrücker in der Hand. „So", sagte sie kalt, „du hast alles überlegt?"

Er nickte, meinte dann beinahe heiter: „So schlau wie du, Rosalein, sind wir auch noch. Und nun, meine Liebe, reagiere deinen Zorn ab. Wir werden auch in der neuen Partnerschaft gute Geschäfte machen. Wenn du nur willst."

„Ich ..." Sie stockte, sagte dann noch: „Weißt du, daß ich dir das alles schenken wollte? Mußtest du den anderen, häßlichen Weg gehen?"

„Vielleicht wollte ich nichts geschenkt. Geschenke verpflichten, und Dankbarkeit ist eine Hundekette, die um meinen Hals nicht paßt."

„Kuloff! Erst diese Stunde entscheidet. Ich gebe dir — unbegreiflich fast — eine allerletzte Chance!" Sie sah ihn an, brachte den Satz eindringlich, fast pathetisch. Sie war bereit, auch jetzt noch die Arme zu öffnen und alles abzutun wie einen schlechten Alp. Sprach er das Wort, kam er, sagte: „Rosa, ich war irr, verzeih ..."

„Setz dich", sagte er, „bleibe hier. Du machst dich lächerlich." Erst als die Tür ins Schloß klappte, sah er unwillig auf. Rosa Rubin war nicht mehr im Zimmer. Er hatte zwei tiefe steile Falten in der Stirn. Diese Frau war hysterisch. Wenn sie so weitermachte, war freilich bestimmt kein Arbeiten mit ihr möglich. Es blieb immer dasselbe, nie kam etwas Gutes dabei heraus, wenn man Geschäft und Gefühle verknüpfte. Es war Frauenart, typisch, Dilettantismus. Er nahm sich vor, ihr auch das noch beim nächstenmal zu sagen.

Rosa Rubin ging hinunter. Sie mußte durch das Konversationszimmer. Der Komiker Siek erzählte einen seiner zweideutigen Witze. Lili Lanz stand am Fenster und tat, als höre sie nicht zu; wahrscheinlich war das auch der Fall. Rosa Rubin blickte den Komiker an, aber der unterbrach sich nicht, sondern setzte mit fettigem Gesicht seine Pointe hin. Die Kollegen wieherten, die Soubrette verschluckte sich und schlug sich auf die Knie. Und es war merkwürdig, Rosa Rubin ärgerte sich nicht so sehr über diesen Komiker oder über seine Zuhörerschaft wie über das hochmütige, abweisende Gesicht der Lili Lanz.

„Ich denke, hier wird probiert", sagte sie. „Wer hat denn Regie?"

„Direktor Kuloff", sagte Siek, „er wird gleich kommen. Er ist mit der Umbesetzung beschäftigt."

Lili Lanz trat zu ihr. „Es tut mir leid, Rubin, ich stehe Eurer Politik fern, das wissen Sie. Kuloff hat mir Ihre Rolle gegeben."

„Meine Rolle! Und ich?"

„Es ist da noch eine kleine Zofe. Die hat er Ihnen zugedacht."

Rosa Rubin war ganz blaß. Sie sah die grinsenden Gesichter nicht, sie erkannte nur helle Flecke. Aber dicht vor ihr stand eine schöne, große Frau. Die lächelte. Die würde ihre Rolle spielen. — „Warum haben Sie die Rolle angenommen?" fragte sie heiser.

Lili Lanz zuckte die Achseln. „Bisher spielten Sie das Fach der guten Rollen, Rubin. Ich begreife, daß es peinlich ist ..."

„Nichts begreifen Sie, Sie blonde Gans!"

„Sind Sie verrückt geworden!" Lili Lanz fuhr auf, sie stand dicht vor der dunklen Kollegin. Da explodierte die Rubin. All der aufgespeicherte Zorn, die ohnmächtige Wut fanden hier ein Ventil und entwichen fauchend. „Pack! Bagage, allesamt! Sie besonders! Eure Kritiken erliebt ihr euch, eure Rollen stehlt ihr und stellt euch mit hochmütiger Fratze beiseite, wollt noch geehrt, bewundert sein!" Sie holte tief Atem, sie reckte sich. „Da, du Kaltschnäuzige!" und sie schlug zu, mitten in das blasse Gesicht, das da vor ihr war.

Lili Lanz prallte zurück. Ihr Gesicht war leichenblaß, nur die geschlagene Stelle rötete sich. Ein Ring der Rubin hatte zudem eine Schramme gerissen; das Blut sickerte in einem schmalen Streifen hervor. Sie duckte sich, sie spreizte die Hände und schloß sie wieder zur Faust. Dann sagte sie, und die Klanglosigkeit ihrer Stimme hatte etwas Entnervendes: „Das ist nicht mit einem Gegenhieb abzutun, Rubin, das bezahlst du mir anders!" Sie hob eine Hand, es war wie auf der Bühne, wenn man einen Schwur tat.

Der Komiker Siek hatte einen Augenblick lang das seltsame Gefühl, daß sich hier Theater in das Leben verirrte; er wollte lachen, aber er röchelte nur und mußte sich rasch räuspern. Dieser Blick der Lili Lanz ließ kein Gelächter zu. Ihm wurde heiß und kalt. „Verdammt", sagte er und ging hinaus. Rosa Rubin folgte ihm, sah ihn aber nicht an, sondern ging mit kopfschmerzendem Zorn an ihm vorbei und verließ das Theater. Was hatte sie nur getan! Wie undiszipliniert war sie sich entglitten! Ganz gleich. Recht war dieser Person geschehen. Die Zeit der Duldung war vorbei. Mit den Ellbogen voran, würde es jetzt wieder heißen. Beim Hobeln fallen bekanntlich Späne.

Lili Lanz ging in ihre Garderobe, wortlos, grußlos. „Die kratzt ihr die Augen aus", sagte die Soubrette, „da geschieht bestimmt ein Unglück." — „Ich möchte in den nächsten Tagen nicht Rosa Rubin sein", sagte die junge nette Anfängerin und atmete hörbar. Die Soubrette nickte. „Wenn sie nicht so unsympathisch wäre, könnte man sie bedauern, denn das alles hat ihr letzten Endes der Kuloff eingebrockt."

„So? Es war doch wegen der Rolle."

Die Soubrette lächelte. „Auch. Aber an den Anfang zurückgeführt, war es eine falsche Spekulation auf den Mann." — Sie war nicht mehr ganz jung, diese Soubrette, sie kannte das Leben und das Theater. „Du kannst dich darauf verlassen", sagte sie, „wenn wir gegeneinander losgehen und rabiat werden, hat uns der Mann enttäuscht. Wenn wir in der Liebe glücklich sind, ist uns der Rollenplunder nicht solche Aufregungen wert."

Im Zeichen des Sports.

Links: Fescher Skianzug für Herren in zweireihiger Norwegerform, getragen von dem Schauspieler Fritz Eckert. Modell: G. Benedict, Berlin.

Rechts: Der schicke Skianzug für die Dame: Braune Norwegerhosen, dazu gleichfarbene Wollweste mit zitronenfarbiger Innenseite und bunte Wollkappe. Trägerin: Die Schauspielerin Aidmée Simon.
Modell: M. & E. Staub, Berlin.

Unten links: Aparter gestrickter Pullover zum Skianzug mit zweireihiger blauer Jacke, getragen von A. Simon. Modell: G. Benedict, Berlin.

(Phot. Yva. Berlin.)

Apartes Sportkomplet aus braun meliertem Tweed mit glattem Biberkragen und besonders hohen Manschetten. Dazu trägt Edith v. Winterfeld einen braunen Filzhut mit Fischreiher.
Modell: M. Gerstel, Berlin.

Edith d'Amara trägt ein dreiteiliges dunkelblaues Strickkomplet mit gelbem Jumper, der durch blaue Einsätze belebt wird. Modell: Elsbeth Altmann, Berlin.

(Phot. Bucovich, Berlin.)

DAS GROSSE Abendkleid

Hilde v. Gallé in einem wundervollen Goldgeorgette-Kleid in weich fallenden Linien mit hohem Gürtel. Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Oben Mitte: Weißes geblümtes Pannekleid mit seitlicher Verlängerung und einer am Rückenausschnitt befestigten Schleife. Trägerin: Renée Peter. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Oben rechts: Rotes Georgette-Kleid mit interessantem Rückenarrangement, bestehend aus einem Capeflügel und weißen Rosen, getragen von Renée Peter. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Nebenstehend: Hilde v. Gallé trägt ein kleidsames schwarzes Taftkleid mit dem jetzt so beliebten Überjäckchen aus Chiffon mit Straß-Stickerei, dazu als letzte Modeneuheit lila Schuhe.
Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Unten rechts: Großes Abendkleid aus lila Seide mit betonter Hüftpartie und kleiner Schleppe. Trägerin: Marion Mill. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Spezialaufnahmen von unserer Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek durch das Atelier Zimmerauer, Wien.

Aber die hübsche Anfängerin lehnte das mit einem unmerklichen Kopfschütteln ab. Sie war noch jung, kaum verliebt und kultivierte einen brennenden Ehrgeiz. — — —

An der Tür stand noch immer: „Notar Justizrat Nonne, Dr. Ziklas, Rechtsanwälte"; aber Doktor Theo Ziklas war jetzt Alleinherrscher. Er hatte ein junges Fräulein mehr eingestellt, und der Betrieb ging eigentlich genau so weiter wie zu Lebzeiten des alten Herrn.

Ziklas hatte die langen Beine unterm Tisch weit von sich gestreckt und blies behaglich den Zigarettenrauch von sich. Diesem Besucher gegenüber brauchte man sich keinen Zwang aufzuerlegen. Chefredakteur Martini war sein Schulkamerad gewesen, und wenn auch keine Freundschaft aus diesem Verhältnis sich entwickelt hatte, so waren sie doch gute Bekannte. Duldsamkeit verband sie und eine nicht sehr tiefe, da selten zu Äußerungen gelangende Sympathie. Doktor Ziklas unterließ daher alle Verbrämungen und sagte schlicht seine Meinung auf Martinis Frage. Doch, das Apollotheater habe Möglichkeiten; es sei anzunehmen, daß die Direktion Kuloff-Rubin sich durchsetze. Er sei zwar der Anwalt der G. m. b. H., die das Geld gegeben habe, aber er verrate nichts Neues, wenn er sage, daß man trotz nicht unbedeutender Zinszahlungen mit einem Gewinnabschluß rechnen dürfe.

Trotz der Ausfalltage jetzt? Was denn da los sei, daß man habe schließen müssen?

„Eine Prestigefrage. Kuloff drückt die Rubin beiseite. Eine rein künstlerische Angelegenheit. Die Leute sind in diesen Sachen überaus naiv."

Martini dachte sich sein Teil. Er konnte sich beim besten Willen nicht seinen Redakteur Kuloff als naiv vorstellen noch von einer Idee der Kunst besessen. Er hatte diesen Doktor Ziklas einmal aufgesucht, um etwas über Kuloff zu erfahren. Gewiß, das war der Grund gewesen. Er machte sich nichts vor. Kuloff interessierte ihn immer noch. Als Mensch. Zweifellos. Und dann war da die Idee aufgetaucht, die Vermutung, die sich aus erlauschten, zugetragenen Kleinigkeiten aufbaute, daß eine Bindung bestehe zwischen Jutta und Kuloff. Viele Male hatte er das als absurd zurückzuweisen versucht, immer wieder war eine Vermutung aufgetaucht und hatte ihn stutzig gemacht. Er wußte, die beiden trafen sich. Zufällig? War das glaubhaft? Er hatte Jutta nicht zu fragen vermocht. Sie mußte zu ihm kommen mit dieser Sache. Wenn sie wünschte, das alles im Dunkel zu halten, würde sie Gründe haben, die er stumm respektierte. Kuloff fragen? Das stellte Jutta bloß und war ebenso unmöglich. Blieb nichts, als sich zu erkundigen: Wohin geht normalerweise der Weg Kuloffs, zum Erfolg, zum Mißgeschick? Kann man ihm helfen, ihn stützen? Und er war sich klar, daß ihn mindestens so sehr der Gedanke an seine Schwester bewog, diese Fragen zu stellen, wie das Interesse an Kuloff. Und noch eines war da, was ihn heute zu Ziklas getrieben hatte. Mit dem Apollotheater war im künstlerischen Sinne auf Gedeih und Verderb seine neue Freundin Lili Lanz verbunden; hielt das Theater sich, war ihr Bleiben in dieser Stadt gesichert. Wahrscheinlich war diese letzte Überlegung der erste Beweggrund gewesen, der ihn zu seinem Schulkollegen getrieben hatte.

Eigentlich ist es feige, dachte er, ich traue mir nicht zu, sie halten zu können, wenn das Theater sie nicht hält. Muß ich rechnen, ob ich eine Frau mit ihren Ansprüchen befriedigen kann? Theaterprinzessinnen sind selten Ehefrauen. Aber ich kenne sie ja gar nicht. — Das eben ist es, Martini, Stümper, du kennst sie gar nicht!

Er lächelte. Dem war ja abzuhelfen; das blieb ja wohl nur eine Frage der Zeit. — Er hatte nicht recht zugehört, was Rechtsanwalt Ziklas weiterhin geredet hatte. Es war auch kaum Wichtiges gewesen. Leichthin sprang er in ein Thema ein. Sie plauderten eine Weile und fanden einander erträglich. Als Ziklas abgerufen wurde, schieden sie in bestem Einvernehmen. Martini merkte erst jetzt, wie sehr sie die Zeit vergessen hatten. Es war 5 Uhr, er mußte auf die Redaktion.

Die Sekretärin hatte klugerweise Rosa Rubin nicht im eigentlichen Vorzimmer warten lassen; so sah Martini nicht mehr, wen Ziklas zu sich einließ. Es hätte ihn auch kaum in Verwirrung gebracht. Warum sollte Rosa Rubin nicht mit ihrem Anwalt eine Besprechung haben?

Diese Besprechung ging hinter verschlossenen Türen vor sich. Sie war kurz, die Frau bestritt sie, Ziklas nickte nur zuweilen. Er warnte, versuchte ein Einlenken, aber er scheiterte an der Rubin kaltem Widerstand. Wenn wirklich nur ein Vertrag notiert und dieses zweite Zusatzabkommen nicht beweisbar sei, so sei sie bereit, zu beeiden, daß es bestanden habe. Sie wisse den Wortlaut.

Ziklas schüttelte den Kopf. „Sie irren sich", sagte er, „ich muß Ihnen das sagen; nicht Sie, sondern Kuloff bekommt den Eid. Der Verklagte muß schwören, diesen Vertrag nicht zu kennen."

Rosa Rubin senkte den Kopf. „Es ist gut", sagte sie.

Ziklas verstand nicht. „Sie wollen ihm den Eid zuschieben? Sie glauben ..." Aber er sagte nicht, was er selber glaubte. Er strich sich mit der Hand über die Stirn und über den Kopf, eine zwecklose Bewegung, denn sein Haar lag in glatter Blondheit zurückgebürstet. „Es wird ein Sühnetermin anberaumt", sagte er. „Ich will den Antrag stellen, daß Sie unter Eid aussagen wollen. Aber es wird nichts nützen. Den Eid bekommt Kuloff. Meine persönliche Meinung, Fräulein Rubin, kommt hier nicht in Betracht, aber als Ihr Anwalt frage ich Sie: Wird Kuloff schwören, einen solchen Vertrag nicht zu kennen."

Sie nickte.

Ziklas hob die Schultern, er hob die Arme mit und ließ sie wieder sinken. „Dann verlieren wir den Prozeß", erklärte er.

Rosa Rubin nickte nochmals. „Vielleicht schwört Kuloff nicht", meinte sie dann. „Man muß es versuchen." Ihr Satz kam eigentlich recht gleichgültig und nebenbei.

Ziklas betrachtete sie. Er wurde aus dieser Frau nicht klug; er hatte das starke Gefühl, sie habe auch ihm, ihrem Anwalt, nicht alle Karten aufgedeckt. Vielleicht hielt sie für die Verhandlung einen Trumpf im Hintergrund. Welchen? Herzas? Es ging das Gerücht, sie sei Kuloffs Geliebte ... Er versuchte ein Lächeln. Sie mochte richtig rechnen; wie die Frau den Mann immer richtig einschätzt. Wußte sie jetzt schon, daß Kuloff nicht schwören würde, sondern sie den Prozeß gewinnen lassen mußte? Es war dies also nichts als ein Liebesspiel, das, theatralisch aufgemacht, vor den Gerichtsschranken seine Pointe erzwingen wollte? Die Rubin klagte, und Kuloff würde, gestellt, in die Enge getrieben, gestehen müssen: Ja, ich liebe dich noch. Das war diese Affäre, auf die kürzeste Formel gebracht.

Doktor Ziklas erhob sich. Er bot Zigaretten an, wurde Kavalier, vergaß ganz den Anwalt und ließ ihn auch Rosa Rubin vergessen. Sie saß ihm gegenüber und nahm leise gurrend seine Worte hin, die um den Flirt tänzelten mit einer Grazie, die sie diesem langen blonden Burschen nicht zugetraut hätte. Er seinerseits fand diese Jüdin mit dem fremden seltsamen Mund scharmant, ihre Augen schwermütig, das ganze Persönchen reizvoll. Er würde eine gute Klinge für sie schlagen. Immer feuerten ihn persönliche Bekanntschaften besonders an. Kuloff — er hatte ja absolut nichts gegen diesen Mann — Kuloff würde er vor den Eid treiben, wie Rosa Rubin es zu wünschen schien.

Er geleitete sie bis an die Flurtür, sein Händedruck war der eines treuen Verschworenen. Dann stürzte er sich in die neue Akte Rubin contra Kuloff. Er wollte den Stempel „Dringlich" daraufdrücken, aber der andere, häufiger benutzte „Wird bestritten" lag zur Hand. Das sah nun sehr merkwürdig aus, wie sein eigener Beweissatz den blauen Druckvermerk „Wird bestritten" aufwies. Er überpinselte die Stelle mit Rotdruck.

Rosa Rubin stand vor der Tür. Über den Fahrdamm kam Philipp Mittelmann; er hatte sie herbegleitet und gewartet. Sie sah ihn kommen; er beschleunigte die Schritte. Sprang er sie nicht an? Er ist treu und anhänglich wie ein Hund. Treue ohne Gemeinschaft ist würdelos; Anhänglichkeit um jeden Preis ist lächerlich. Man kann Hunde prügeln, sie kommen wieder. Aber vielleicht sagt das etwas über die Größe des Gefühls aus? Sie betrachtete Mittelmann sinnend.

„Wie war es, bist du zufrieden? Du scheinst noch in Gedanken?" Er fragte das leichthin, denn Rosa Rubin hatte ihn nicht in ihre Pläne eingeweiht.

„Ich dachte über dich nach."

Er fiel aus den Wolken. „Über mich? Was ist da nachzudenken?" Seine Stimme hatte einen schwingenden, beglückten Unterton, der sie schon wieder störte. „Ob eine Verantwortung auf meiner Seite sei", erläuterte sie brüsk. „Aber gehen wir. Hier vor des Rechtsanwalts Tür können wir nicht stehen bleiben."

Sie bestiegen eine Straßenbahn; er blieb neben ihr und fuhr mit nach Hause. Vor der Tür zögerte er und machte Anstalten, sich zu verabschieden. „Komm nur", sagte Rosa Rubin, und sie grüßte in den ersten Stock, wo die alte Frau am Fenster saß. Es war ihr gleichgültig, ob Philipp Mittelmann in der Frau Landesgerichtsdirektor Sengelmann Kopf etwa als ihr Geliebter galt.

Dora, das Mädchen, legte ein zweites Gedeck auf. Als es einen Strauß Rosen auf den Tisch stellte, winkte Rosa Rubin ab. „Du bist verrückt", sagte sie lachend.

Sie saßen einander gegenüber und speisten. Rosa Rubin, aufgepulvert, erwartungsvoll im Hinblick auf den Prozeß, unbewußt auch geschmeichelt von des langen Ziklas Aufmerksamkeiten, war in bester Laune. Philipp Mittelmann stellte das erfreut fest, trank ihr zu und lachte glücklich.

„Siehst du", sagte er, „wir harmonieren so gut, Rosa. Ich habe manchmal geradezu das Gefühl, wir sind füreinander geschaffen. Warum reicht es nie ganz mit uns? Plötzlich stehst du auf und bist fern und fremd und kühl." Er beugte sich vor, seine Krawatte sprang aus dem Westenausschnitt und wischte über den Teller: „Vielleicht muß man im Anfang den anderen Menschen liebhaben wollen, Rosa. Willst du es nicht wenigstens versuchen?"

„Dein Schlips", entgegnete sie kurz.

„Du weichst mir aus!"

Sie war fertig mit dem Essen. „Lieber Philipp — daß du immer dasselbe reden mußt! Liebe ist doch keine Frage des Wollens und Wünschens. Liebe ist ein Zwang. Ich liebe dich nicht, und ich bin ehrlich. Sei dankbar, daß ich dich nicht belüge."

(Fortsetzung folgt.)

UND KÖNIG IST DER TOD!

MODERNE TOTENTÄNZE

VON PROFESSOR DR. GERT BUCHHEIT

Wilhelm Heise: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.“

Das Todesproblem ist heute noch ebenso aktuell, wie es gestern und vor tausend Jahren war. Wir wissen von Kriegen, die mit entsetzlicher Grausamkeit wüteten, von Träumen, die die Reiter der Apokalypse in zerrissenen Wolken wahrnahmen, von Seuchen, die ihr Memento Mori über den Erdball riefen, von Geißelfahrten, die den Bußfertigen zu retten versprachen vor dem drohenden Gottesgericht. Das Ende ist der Totentanz, das erschrockene Echo der Pestilenzen, die Rache demokratisch erregter Zeiten, die heilsame Selbstbekämpfung religiöser Furcht.

Wie von unsichtbaren Händen bewegt, huschen groteske Schatten durch den Raum: König und Edelmann, Bauer und Narr. Klirrend schreitet der Ritter. Die schöne Maid stemmt die festen Arme in die Hüften, wirft den blonden Kopf in den Nacken. Die Wucherin klappert mit dem Beutel. Der Arzt schwenkt sein Fläschchen, und die Mutter wiegt ihr Kind. Schauerlich lockt eine Flöte. In phantastischen Tanzschritten, mit gespreizter Gebärde, beingelb das Antlitz, naht der Tod. An magischer Kette zieht er, hochaufgerichtet, den wächsernen blassen Reigen der Menschlein aus des Lebens bunten Trachten in das kalte Grab.

Als Ausnahmsloses, Einzigartiges, Dämonisches, dem man sich willenlos überlassen muß, steht das mittelalterliche Totentanzwandbild vor uns, die letzte große Schöpfung einer mit revolutionären Mächten ringenden Welt. In Wandbild und Skulptur, in Blockbuch und Einzelholzschnitt, auf Dolchscheiden und auf Teppichen variierte der mittelalterliche Mensch dieses grandiose Thema, bis an der Schwelle der Zeiten das Basler Malergenie Hans Holbein dem traditionellen Stoff die letzte erfüllende Prägung gab. Was nach ihm kommt, steht unter dem Banne dieser einzigartigen künstlerischen Neuschöpfung.

Rudolf Schiestl: Anno 1545.

Erst Alfred Rethel (Totentanz 1848) führt in der Wahl der Mittel und in dem hinreißenden Tempo seiner Erzählung das Thema auf einen neuen Höhepunkt. In feiner, bis ins Letzte abgewogener Satire entlarvt er den unsterblichen Volksverderber Tod als den eigentlichen Sieger im Kampf der Parteien. Daher ist auch seine Schöpfung weniger der Ausdruck eines warnenden Memento Mori, wie es die mittelalterlichen Totentänze versinnbilden, als das Symbol des germanischen Pessimismus und des moralistisch starren Trotzes, der in seinem Begriff zu liegen scheint. Der Tod hätte auch in den Schicksalsjahren 1914—1918 zum überwindenden und warnenden Sinnbild werden können, aber dem gewaltigen Mythus fand sich wider Erwarten kein genialer Erfüller. Am meisten noch unter allen Künstlern der Gegenwart nähern sich Alfred Kubin, Rudolf Schiestl und Ernst. Schwarz dem tierisch-dumpfen, unartikuliert stummen Grauen, das die alten Totentänze so groß und drohend über die erschütterte Welt verbreiteten. Grausam-nüchtern durchschneidet bei Rudolf Schiestl die Diagonale die Bildfläche, um in dramatischer Zuspitzung das Todeslied des Bauernaufstandes zu verkünden. In unberechenbar zuckenden, fiebrig glühenden Linien bändigt der groteskeste aller gegenwärtigen Graphiker, Alfred Kubin, das modern variierte Geschehen. Demgegenüber erscheint Heises Gemälde wie eine einzigartige poetische Paraphrase des alten Liedes: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.“

Alfred Kubin: Der heilige Krieg.
(Mit Genehmigung des Verlags Fritz Heyder.)

Ernst Schwarz, Graz: Der Tod als Reiter.

Adolf Hengeler: Der Lebensabend
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

BACCHANAL

KREIDEZEICHNUNG VON W. WOLFGANG BREUER

Das moderne Haus in der Landschaft

Wie hineingewachsen in die Umgebung, steht selbstsicher das Bruno-Taut-Haus in der Landschaft von Dahlewitz bei Berlin.

Im Kreis: Die strenge Formgebung des Bruno-Taut-Hauses findet ihre harmonische Aufheiterung in der Ornamentik der belebten Natur.

Wohlabgewogene architektonische Gliederung entspricht bei dieser Dreihäusergruppe in Zürich der reichen Busch- und Baumwelt. (Architekt: Max Ernst Haefeli, Zürich.)

Ein bedeutsames Kennzeichen für den Sieg der jungen Baukunst ist es, daß sie auch das größere, frei in der Landschaft stehende Haus des wohlhabenden Bürgers erfaßt hat, dessen Formgebung bisher am stärksten von der starr konservativen Auffassung des Bauherrn beeinflußt war. Natürlich finden diese, von den führenden Architekten der neuesten Richtung schon in stattlicher Zahl errichteten Bauten auch gegnerische Kritiken, besonders wegen ihrer ungewohnten Gestalt. Wenn aber einer der ernsthaftesten Gegner behauptet, „manche oder fast alle sähen in der Landschaft nur wie abgestellt oder stehengelassen aus", so kann man ihm eine Reihe guter Gegenbeispiele entgegenhalten, die doch nicht als lieblos und selbstherrlich der Landschaft aufgezwungene Architekturgebilde erscheinen, sondern eine innere organische Verbundenheit mit dieser aufweisen. Den vielfältigen, von Geist und Logik geleiteten Gedankengängen ihrer Erbauer bereits vom Grundriß aus nachzugehen, ist von großem Reiz. Hier eröffnet sich plötzlich das Verständnis für manches zunächst absonderlich Erscheinende. — Das ästhetische Problem eines jeden Landhauses ist die Auseinandersetzung zwischen zwei Kontrahenten, dem Bau als Menschenwerk und der Natur. Beide können sich, verständnisvoll ergänzt, zu höchster Wirkung steigern, andererseits kann ein schönes Landschaftsbild brutal zerstört oder auch umgekehrt ein Haus von der umgebenden Natur direkt erdrückt werden. Diesen schwächlichen Eindruck machten zumeist die Nachbildungen englischer Landhäuser, die infolge einer gewissen ländlichen Sentimentalität in den Vorkriegsjahren zahlreich entstanden. Diese Häuser duckten sich gleichsam in die Landschaft; mit ihren schweren, tief heruntergezogenen Dächern, ihren vielen Giebeln und Erkern wirkten sie unruhig und unübersichtlich in ihrer Umgebung. — Die modernen Architekten dagegen lassen den Gegensatz zwischen Bauwerk und Natur sich ohne jede sentimentale Beschönigung ausleben. Ihr Bestreben,

Landhaus bei St. Moritz. (Architekt: Prof. H. Tessenow, Charlottenburg.) Statt des bisher üblichen Flachdaches der Gebirgsbauten sind Dachschrägen angewandt, die sich der Linienführung der umgebenden Berge anpassen. (Phot. Albert Steiner.)

anstatt der romantischen Spielereien mit übertriebenen Dächern wieder einen klar umrissenen Baukörper herauszuarbeiten, ist auch ein Grund zur Einführung des flachen Daches gewesen, und einige von ihnen haben es unbedenklich auch beim frei stehenden Landhaus angewandt. Es ist nun überraschend, wie glücklich sich diese ganz auf eine technische Einfachheit zurückgeführten, stark kubisch empfundenen Bauten mit ihrer streng geometrischen Linienführung in der natürlichen Umgebung ausnehmen. Wie ruhig wirkt der schwere Baukern auch in einer lebhafteren Hügellandschaft, wie beim Haus Michaelsen von Architekt Schneider auf den steilen Elbabhängen bei Blankenese. Auch das kleinere Haus von Bruno Taut behauptet sich. selbst von weitem gesehen, in der Landschaft. Natur mit ihrem lebhaften Formenspiel bemüht sich hier, den Bauten einen Rahmen zu schaffen, ihnen das Strenge und Starre zu nehmen, zumal wenn die Gartenanlagen durch zwanglose, weiche Übergänge vermittelnd eingreifen. Besonders reizvoll ist die Wirkung, wenn vor ruhigen, lichtweißen und ungegliederten Mauerflächen, wie sie durch stärkere Zusammenziehung der Fenster in Gruppen entstehen, ein Baum die zarte Ornamentik seiner Äste entfaltet.

Ein Bild vornehmer Ruhe bietet Haus Michaelsen in Falkenstein bei Blankenese an der Elbe mit seiner weit gegen den Fluß vorstoßenden Terrasse. (Architekt: Karl Schneider, Hamburg.)

Blick auf die Elbe vom Wohnzimmer des Hauses Michaelsen aus.

Nun ist der äußere Eindruck in der Landschaft nur ein Teil der Lösung einer derartigen Aufgabe. Viel wichtiger ist es, den Bewohnern Gelegenheit zu geben, von ihren Räumen aus besonders schöne Teile der Landschaft zu genießen. Und hier haben die jungen, von keinerlei Stilformen gehemmten Architekten viel leichter die Möglichkeit, den Bau nach dem Gesichtspunkt der schönsten Aussicht (und Sonnenlage) frei zu modellieren. So versteht man plötzlich, warum Karl Schneider bei seinem Hause Michaelsen den großen Wohnraum weit, bis fast an den Abhang, hervorspringen läßt. Denn von der Apsis dieses Raumes aus genießt man einen selten schönen Ausblick auf die Niederelbe, meilenweit.

Aussicht vom Wohnraum.
Nebenstehend: Blick gegen die Felsenwand.
Haus zum Sonnenhügel bei Glarus.
(Architekt: H. Lenzinger, Glarus.)

Das moderne Landhaus hat sich nunmehr auch in den Alpenländern durchgesetzt, wo sich bisher unter der Devise Heimatschutz die berüchtigten „Schweizerhäuschen" oder „Chalets" breitmachten. Hier hat sich das Bauwerk mit viel gewaltigeren Konturen der Berglandschaft auseinanderzusetzen, und die jungen, phantasiereichen und kultivierten Schweizer Architekten, die neuerdings sonst gern das flache Dach verwenden, haben inmitten der Berge ihren Bauten Dachschrägen gegeben, die mit den Linien der Berge gut zusammenklingen. Ein ähnliches Beispiel ist auch das (1917) von Prof. H. Tessenow erbaute Haus bei St. Moritz, wo das über die Veranda heruntergezogene Dach dem Ganzen den Eindruck des Wettergeschützten verleiht. R. Heyken.

Londons neuer Bürgermeister wird in sein Amt eingeführt.
Sir Kynaston Studd, das bisherige Stadtoberhaupt, überreicht in der Guild Hall unter der traditionellen Zeremonie dem neuen Bürgermeister, Sir William Waterlow (links), das Schwert als Symbol seiner Amtswürde.

Die neuen Pyran
Das Viertel der Wolkenkratzer-Neubauten am East River in Neuyork. Mit ihrer nach oben

Die Nürnberger Woche in Budapest.
Dr. Luppe, Oberbürgermeister von Nürnberg, beim Schmücken eines Kriegerdenkmals in Budapest; links vorn Dr. Eugen Berczel, Vizebürgermeister von Budapest, rechts neben ihm der Staatssekretär Robert Kertesz. — Zu der am 11. November begonnenen Veranstaltung trafen 300 Gäste aus Deutschland in Ungarns Hauptstadt ein. Die Stadt gab den Besuchern einen glänzenden Empfang, an dem die bedeutendsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens von Budapest teilnahmen. Das Opernensemble des Nürnberger Stadttheaters brachte am 10. November die „Meistersinger" zur Aufführung.

Zeppelin
Anläßlich der Landung des „Graf Zeppelin" in Frankfurt in Rüsselsheim einen Besuch ab. Von links aus: (zwei v. Opel; Direktor Hof vom Frankfurter

Dr. W. Curtius,
bisheriger Reichswirtschaftsminister, nach **Dr. Stresemanns Tode dessen Stellvertreter, wurde am 7. November zum Reichsaußenminister ernannt.**

Prof. Paul Moldenhauer,
Ordinarius für Versicherungswissenschaft an der Universität Köln, seit 1920 Reichs**tagsmitglied der Deutschen Volkspartei, übernahm als Nachfolger von Dr. Curtius das Amt des Reichswirtschaftsministers.**

Die Studenten
Infolge von Streitigkeiten wegen verschiedener gegen die Allgemeine Studentensch versität zu Zusammenstößen mit der Polizei. —

...iden von Neuyork.
... verjüngenden Architektur erinnern diese Mammutgebäude an die altägyptischen Pyramiden.

Die siegreiche deutsche Ländermannschaft aus Japan zurück.
Generalsekretär Dr. Diem (rechts), Führer der Mannschaft, und der Kugelstoßer Hirschfeld (daneben) am Mikrophon bei der Empfangsfeier für die heimkehrenden Leichtathleten am Bahnhof Friedrichstraße in Berlin am 9. November.

...esucht Opel.
... M. stattete Luftschiffkapitän H. v. Schiller den Opel-Werken ...er) Viktor Haas, Frankfurt; v. Schiller; Geheimrat Wilhelm ...Flughafen; Fritz v. Opel. (Phot. Opelbild.)

Die Pariser Sorbonne ehrt ihre berühmten Schüler von fünf Nationen.
Eine Ehrenfeier für fünf hervorragende Männer aus Kunst und Wissenschaft: Prof. Einstein (Deutschland); I. Moscicki (Polen); Prof. Roux (Schweiz); F. Cumont (Belgien) und E. Jenks (England), wurde in der Sorbonne in Paris veranstaltet.

Von links aus: E. Maurin von der medizinischen Fakultät in Paris; H. Berthélemy, Verwaltungsrechtler, Paris; Frantz Cumont, Museumskonservator in Brüssel; Dr. Roux, früherer Professor an der chirurgischen Klinik in Lausanne; der polnische Gesandte in Vertretung von I. Moscicki, dem Präsidenten der polnischen Republik; S. Charlety, Rektor der Sorbonne; Edward Jenks, Rechtswissenschaftler in London; Einstein, Professor an der Universität in Berlin; H. Roger, Professor der Pathologie, Paris; H. Delacroix, Professor der Psychologie, Paris.

Björn Björnson,
der Sohn des berühmten norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson († 1910), erfolgreicher Theaterregisseur, feierte am 15. November seinen 70. Geburtstag.

L. Orsini-Baroni,
bisher Botschafter in Angora, wurde als Nachfolger des Grafen Aldrovrandi-Marescotti zum italienischen Botschafter in Berlin ernannt.

...stration in Berlin.
...gerichteter Maßnahmen des Rektors kam es am 12. November in der Berliner Uni-...dentenansammlung vor dem Universitätsgebäude.

Der Improvisator

Von Viktor Witt

Guten Morgen.

Ich habe die Ehre, mit Mr. Chesterford zu sprechen? — Ich heiße Steil, Stephan Steil. Ich komme zu Ihnen, von Ihrem Inserat gerufen: Sie suchen einen Gesellschafter, der imstande wäre, Ihre ungewöhnliche Langeweile auf ungewöhnliche Art zu vertreiben. Ich vermag es.

Sie prüfen mich mit Zweifleraugen. Ich verspreche Ihnen nicht zuviel. Freilich verfüge ich über keine Zeugnisse, die meine Eignung bestätigen könnten. Nicht anders als durch einen Versuch vermag ich mich auszuweisen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen gleich einiges erzähle? Nun gut. Ich darf Sie wohl um das eine bitten: mich nicht zu unterbrechen, denn ich kann nur dann lebendig gestalten, wenn ich mich ganz aus der Gegenwart wegdenke.

Ich bin der Sohn eines Schauspielers und einer Frau aus kleinem Bürgerhause. Von meinem Vater erbte ich manche Instinkte, die Lust zur Verwandlung und zum Spiel und einen unbändigen Trieb zur Unterhaltung. Aber das Erbteil meiner Mutter hielt diese Triebe lange Zeit nieder. Mein Vater starb sehr früh, meine Mutter trachtete, mich in bürgerliche Bahnen zu lenken, sorgte für meine Erziehung und steckte mich in ein Geschäft. Ich blieb hier bis zu meinem achtundzwanzigsten Lebensjahr. Indessen entschwand mir aber auch meine Mutter, und so hörte auch ihr sorgsamer Einfluß auf.

Eines Abends im Frühling erwachte in mir ein neues Gefühl mit Macht. Die nächsten Tage versuchte ich noch, mir Rechenschaft darüber zu geben. Bei ruhigem Nachdenken fand ich aber, daß ich nichts zu verlieren, doch viel zu gewinnen hatte, wenn ich meinen Platz verließe. Ich sagte mir, daß ich mein Leben versäume, wenn ich im Kontor eines Provinzladens über Rechenbüchern sitze und Zahlen schreibe, die keine Beziehung meines Wesens zur Welt darstellten. So brach ich auf, entschlossen, mich dem Leben hinzugeben, das ich liebte, und dessen Gegenliebe ich ungeduldig erwartete.

Mit einer bescheidenen Summe Geldes, die ich noch besaß, fuhr ich in die Großstadt. Gleichgültig ihr Name; ich suchte ihr Wesen. Tagelang irrte ich durch die Straßen und staunte das unendliche Leben an. Unterdessen ging mein Geld zu Ende. Ich suchte eine Stelle in einem großen Hotel, verdang mich als Lohndiener. Ich wollte Einblick in das Leben und Treiben der großen Welt gewinnen. Mich lockte das Rätsel, das hinter der Erscheinung dieser in Abenteuern lebenden Menschen steckte.

Am dritten Tage begegnete ich auf der Treppe einer sehr schönen Dame. Ich merkte mir das Zimmer, das sie bewohnte, und abends legte ich in ihren Schuh, den ich putzen sollte, einen kleinen Brief, den ich als Baron Stefanelli unterschrieb, und in dem ich die Dame um ein wichtiges Rendezvous bat. Es war am Sonntag, ich war dienstfrei und konnte fortgehen. Der Aufenthalt im Hotel hatte mich über die Bedeutung eines eleganten Kleidungsstücks orientiert. Ich lieh mir daher einen tadellosen Anzug aus einem der Geschäfte, die damals die äußere Ausstattung garderobeloser Männer besorgten.

Auf dem Wege zum Treffort fragte ich mich vergebens, wie ich der Dame begegnen sollte. Es war jedoch nie meine Art, mit Nachdenken Zeit und Mut zu verlieren, und so überließ ich mich auch jetzt vollkommen meinem Instinkt, der mich ins Abenteuer trieb.

Ich hatte mich in der Wirkung meiner wenigen, aber mit scheinbarer Dringlichkeit geschriebenen Zeilen nicht getäuscht. Die Dame kam. Ich stellte mich vor und begann aufs Geratewohl: „Verzeihen Sie, Gnädigste, daß ich mich in einer Weise näherte, die vielleicht zu ungewöhnlich ist, als daß sie taktvoll wäre. Indes, es blieb mir kein anderer Weg offen, um mich diskret meines Auftrags zu entledigen. Sie erraten wohl, wer mich zu Ihnen schickt ...“

Diese Worte erfand ich im Augenblick, da ich sie sprach. Zu meinem Erstaunen hörte ich die Antwort: „Offenbar mein Mann.“ Daraufhin sagte ich: „Sie haben es erraten.“

„Was will er nun wieder?“ sprach die Fremde unwillig.

„Sie können es sich denken“, erwiderte ich prompt.

Die Dame legte nun mit ziemlichem Temperament los: „Ich habe ihm doch schon sagen lassen, er möchte mich in Ruhe lassen. Ich will nichts mehr von ihm wissen.“ Doch das nächste Wort war: „Was macht er?“ Nun, ich wußte wahrhaftig nicht, was der Unbekannte war und trieb, aber ich antwortete: „Er arbeitet.“ Damit hatte ich nun kein Glück, denn die Dame wollte es durchaus nicht gelten lassen, daß die Tätigkeit ihres Mannes Arbeit sei. Nun war sie aber in Fluß, ein Wort gab das andere, und im Verlauf einer halben Stunde war ich über ihre Familienverhältnisse orientiert.

Indessen wollte ich die Unterredung nicht in die Länge ziehen, denn ich war gezwungen, mein Nachtessen wieder am Gesindetisch des Hotels einzunehmen, auch fürchtete ich, die Dame, der ich anscheinend sympathisch war, könnte auf ein gemeinsames Mahl rechnen. Ich schützte daher Besuche vor, die ich noch zu erledigen hätte, und empfahl mich. Vorher mußte ich aber eine nicht angenehme Frage beantworten. „Sie wohnen im Hotel?“ erkundigte sich die Dame. „Ja ... aber unter einem fremden Namen, aus gewissen Gründen; übrigens reise ich heute nacht fort.“ Ich wußte nichts anderes zu sagen, um mein Inkognito zu wahren. Die Dame bestürmte mich mit Fragen. Ich schwieg bedeutungsvoll.

Als ich nun allein war und durch die sonntagsstillen Straßen der Stadt schlenderte, fragte ich mich, was das Ergebnis des kleinen Abenteuers wäre. Mir genügte jedoch, daß ich mit einer Dame von Welt wie Gleich zu Gleich geplaudert und daß ich eine Beziehung angeknüpft hatte, die mir später von Vorteil sein mochte. Welcher Art dieser Vorteil sein könnte, wußte ich nicht. Aber ich fühlte das Bedürfnis, eine gewisse Rolle in der Gesellschaft zu spielen (nur zu spielen) und meine plötzlich erwachte Lust und Kraft zur Verwandlung zwecklos agieren zu lassen. Ich vergnügte mich dabei wie einer, der an sich selbst Überraschungen erlebt. Freilich, da ich nun wieder das Hotel und mein Kämmerlein betrat, schwindelte es mir ein wenig vor dem Schwindel, den ich inszeniert hatte.

Sie merken aus meiner Erzählung, daß ich nicht den Weg eines Hochstaplers gehen wollte, der mit List und fremder Gebärde Geld erschwindelt. Nichts lag mir ferner. Ich wollte während der Woche die einfachste Arbeit tun, wenn mich nur die Sphäre der Tätigkeit interessierte und anregte, Sonntags aber ein anderer sein. Das Leben im Hotel fesselte mich, ich beobachtete das Treiben, lauschte von ungefähr manchem Gespräch der Passanten auf Treppen und Gängen und freute mich auf den nächsten Sonntag.

Inzwischen hatte sich aber die Dame nach mir erkundigt. Frauen sind neugierig. Das Stubenmädchen sagte mir, sie wäre nach einem Baron Stefanelli gefragt worden.

Nach einigen Tagen werde ich in das Zimmer einer anderen Dame geklingelt, ich gehe ahnungslos hinauf und treffe dort meine Sonntagsbekannte. Eben erzählte sie ihrer Freundin ihre Begegnung mit mir — ich erschrak und ließ die Stiefel fallen, sie aber rief: „Das ist er!“ Ich tat, als hörte ich nichts, und wollte mich wieder entfernen, die Dame aber sagte: „Baron, Sie sind erkannt!“

„Sie irren“, erwiderte ich, „ich bin der Lohndiener.“

„Spielen Sie nicht weiter. Demaskieren Sie sich“, meinte die Dame belustigt. Mir war nicht geheuer zumute, aber ich lächelte. Sie lud mich ein, Platz zu nehmen, stellte mich als Baron Stefanelli vor, ich aber bestand darauf, daß ich der Lohndiener sei. Die Damen versprachen, mich nicht zu verraten, und luden mich für den nächsten Sonntag ein. Zu meiner Überraschung empfing mich an diesem Tag eine größere Gesellschaft, die sich über mein Auftreten als Lohndiener sehr amüsierte, während ich mich über mein Auftreten als Baron vergnügte.

Am nächsten Tag unterließen es viele, die Schuhe zum Putzen hinauszustellen. Fremde Gäste sprachen mich unter vier Augen diskret als „Baron“ an, und sie zweifelten um so weniger an der Sache, als ich jede Identität bestritt. In kurzer Zeit glaubte mir niemand mehr den Lohndiener, jeder aber den Baron. Meine Stellung im Hotel war erschüttert, jene in der Gesellschaft befestigt. Und eines schönen Abends erhielt ich mit lächelnder, augenzwinkernder Höflichkeit den Abschied. Ich, der Stiefelputzer, ging aus dem Hotel, von der diskreten Liebenswürdigkeit begleitet, mit der ein vornehmes Haus die Inkognitostreiche seiner vornehmen Gäste behandelt, geradeswegs in ein Auto und in eine Verlobung, die just auf mich warteten. Ach Gott, es sind noch weitere Autos und noch weitere Verlobungen mit der Zeit daraus geworden. Niemand entgeht seiner Bestimmung. Aber wenn ich heute auf meinen Weg durch die Welt zurückblicke, so muß ich sagen, daß ich mich stets amüsiert, nie gelangweilt habe.

Gestatten Sie mir, Mr. Chesterford, daß ich Ihnen heute noch meine Meinung über die Ursache Ihrer chronischen Langeweile sage: Sie langweilen sich, weil Sie die Rolle spielen müssen, die Ihnen von der Welt zugedacht ist. Sie vergessen nicht einen Augenblick, daß Sie der Milliardär sind, der sich alles kaufen kann. Versuchen Sie doch, sich zu verwandeln, und Sie werden auch Ihre Stimmung ändern.

Für heute genug. Wenn Sie mich brauchen — hier ist meine Karte. Sie werden nicht erstaunen, einen anderen Namen auf ihr zu finden als den, den ich Ihnen anfangs nannte. Welcher der richtige ist? Ja, das habe ich vergessen.

Guten Morgen!

EXOTENKINDER IN BERLIN

Ein kleiner Sohn des Landes Tripolis.

Oben links und im Kreis: Zwei Kinder des japanischen Botschaftsrats Josisawa in Berlin.

Unten links und rechts: Zwei Inder-Kinder.

Aufnahmen: J. Heinzelmann.

IN DER FISCHERSTUBE

ALTE FRAU IN IHRER WOHNSTUBE

AUF DER KURISCHEN NEHRUNG

MOTIVE AUS PILLKOPPEN

FARBIGE ZEICHNUNGEN VON F. SIMMAT

Felisa Gorita

VON HANS FELIX WOLFF

Der Bahnhof von Tetuan, sonnenstaubdurchflirrt, unterstrich das Zögern der Minuten vor der Abfahrt, ihr stallnüchternes Säumen. Mit einmal begab sich vor dem gelangweilten Blick etwas Unerwartetes. Ein junges Mädchen war da, das sich offensichtlich bemühte, den bemützten und betreßten Verkehrslenker mit ergötzlichen Boxübungen außer Fassung zu bringen. Ihre schlank aufgeschossene Gestalt steckte in einem eng anliegenden Röckchen, das um die Knie unwahrscheinlich kurz geraten war. Sie trug keinen Hut. Dafür stand der störrische Wulst ihres Bubikopfes wie Drahtgewirr nach allen Seiten ab. Das war die Gorita. Ein Blick oder ein loses Wort mochte ihr Mißfallen erregt haben.

Sie wurde keineswegs wegen Beamtenbeleidigung verhaftet. Vielmehr lachten alle, der Stationsvorsteher inbegriffen, und die fröhlichen, beinahe schmunzelnden Mienen ließen erraten, daß der Gorita ein Sonderanrecht zustand. Ihre gebieterische und doch anmutige Haltung drückte aus, daß sie nicht gewillt wäre, eine Anmaßung zu dulden... Wenn irgendein Grünschnabel noch der Aufklärung bedurfte, so mochte er nur die Augen aufsperren, sie würde gewiß vor einer Schaustellung nicht zurückschrecken. Man merkte, daß ihr nichts daran lag, sich allen Blicken preiszugeben. Ihre kecke, überraschende Schönheit, die keine Spur von Pose enthielt, wollte ganz und gar nicht verblüffen — wie wäre das langweilig gewesen! — sie wollte lediglich auf ihrer Bühne, in dem Löwenzwinger Welt, auf ihre Kosten kommen. Die Bestie Mensch war ihr Spielkamerad...

Das alles bemerkte man, geblendet, neugierig, an einem Urinstinkt gepackt, im Verfolg ihrer unverhüllten Bewegungen. Sie flößte, der Nachsicht spottend, Scheu ein. Nicht einmal eine Ansammlung bildete sich.

Als der Zug anruckte, bestieg sie unseren Durchgangswagen und ergriff sozusagen von ihm Besitz. Nach einer Weile war sie in jedem Abteil zu Hause, bewundert wie ein schönes Tier. Der joviale alte Weinhändler mir gegenüber kannte sie bereits und strahlte, wenn er ein paar Worte mit ihr wechseln durfte. Sie gönnte ihm ihrerseits den Anblick ihrer langen Seidenstrümpfe, die — vielleicht zu rutschen drohten. Hernach erzählte er, unlängst wäre die Gorita aufgetaucht, niemand wüßte, woher, umjubelt, frech, ein weiblicher Stromer, der sich in Gastrollen gefiele, ohne sich gleichwohl irgend etwas zu vergeben. Er schwöre auf ihre Bravheit. Niemand möge sich einbilden, sie für Geld zu gewinnen. Allenfalls verschenke sie sich, doch das zähle nicht mit. Sie betreibe nichts Geringeres, als sich eine Einflußsphäre zu verschaffen, ihrer eigenen Unverfälschtheit einen Kultus zu errichten... Es wäre ihr Ernst damit, wie ich mich überzeugen könne, und ihm wie anderen hätte es das größte Vergnügen bereitet, sie darin zu unterstützen.

Selten hatte ich eine vergnüglichere Fahrt gehabt. Blicke bettelten, Worte flirrten, Scherze sprangen auf. Alle warteten auf das Stichwort: Wo trifft man sich wieder? Schließlich ging die Losung in der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft von Mund zu Mund...

Als ich in später Nachtstunde die angegebene Hafenkneipe betrat, waren die Insassen des Dritte-Klasse-Wagens beinahe vollständig versammelt. Ich erkannte den kahlköpfigen Weinhändler, die forsch hofierenden Fremdenlegionäre, die Magistratsbeamten mit ihren Frauen und sogar einige Mauren in faltiger Djellaba. Mit Mühe fand ich Platz an einem abseitigen Tisch, an dem — herverschlagen und aus gutem Grunde vereinsamt — der Steuermann eines Militärtransportschiffes saß. Ich hatte es selbst einmal unter nicht eben erhebenden Umständen in Anspruch genommen. Daher konnte ich mich, in wie üblem Andenken auch der Dampfer stand, der grüßenden Geste des Mannes nicht entziehen, der übrigens, genau wie sein Schiff, den beißenden Geruch von Fischen und fauligem Stroh ausströmte. Noch viel entsetzlicher aber war das Aussehen seines ledernen, ausgemergelten Gesichts. Die tief liegenden Augen unter dem von einem Gewächs entstellten Kahlschädel, die höckerig vorspringende Nase, der hangende Schnauzbart verliehen ihm groteske Ähnlichkeit mit einem unappetitlich schmausenden Geier.

Während die Musik einsetzte, wurden die Türen geschlossen. Die Gorita verabscheute Fremde. Sie hatte die Marotte, privat zu tanzen. Ihr Erscheinen bezauberte wie immer durch schrille Herausforderung und gleichsam kosende Unterjochung. Man erwartete eine Offenbarung von ihr; die sollte auch kommen, freilich anders, als ich vermutet hatte, und daher um so nachdrücklicher haftend...

Eintauchend in das Bad der Blicke, glitt sie — umschmeichelt — bis zu unserm Tisch heran. Jetzt hatte sie alle wiedererkannt und in ihr Gegenwartsbild eingesponnen. Da fiel ihr Blick auf den Steuermann, und jede Regung ihres geschmeidigen Körpers setzte aus. Ihre Lippen rundeten sich, die Augen wurden stier und drohend, der Mund formte unablässig an einem grauenerstickten Oh... Sie reckte sich auf den Zehen vor dem Aasgeiergesicht empor, die Arme preßten sich schlängelnd an die Seiten, der ganze Körper, vor Abwehr zitternd, wurde zu einem einzigen Organ des Hasses. Dann brach das Zurückgestaute hervor, während sie jedes Wort wie ein Stück von etwas Lebendigem aus sich herausschleuderte: „Du — in der Nacht, da du geboren wurdest — der Mond verkroch sich hinter Wolken — da wußtest du schon um Preisgabe und Vernichtung und nahmst deinen scheußlichen Vorteil wahr. Leugne, wenn du kannst, daß das Meer damals über dein Heimatdorf herfiel und die Häuser verwüstete... Es wollte sein Eigentum aussetzen, wollte dich einschmuggeln, Glanztrüber, Mondauslöscher, Eindringling in fremde Behausungen! Ausgespien hat dich die Tiefe. Einen Wechselbalg zog deine Mutter heran statt ihres umgekommenen Kindes. Schleimiges, Glibbriges zog sie heran... Daher vermagst du auch nur zwischen Beschmutzern und Beschmutzten zu unterscheiden... Ich sehe deinen Kopf unter mir, wie er als scheußlicher Stein im grünlichen Abgrund ruhte, von grindigem Moos überwuchert. Was willst du, Mensch gewordener, kollernder Stein, hier oben, wo man sich freut und atmet? Sinke zurück in deinen Algenwald, in die Dämmerungen deiner Herkunft zu Haien und Krebsen!"

Sie schrie plötzlich auf und verlangte, von Ansteckungsfurcht gepeinigt, nach einem Zwiebelkranz. Man reichte ihn ihr herüber. Sie bekreuzigte sich damit und legte ihn um den Hals. Die Zuhilfenahme dieses Talismans bedeutete eine neue Beleidigung für den Steuermann. Alle, wohl noch dem Ursprünglichen näherstehend und vielleicht nicht minder elementaren Gesichten ausgesetzt, verstanden die Geste und schienen sie zu billigen. Sie waren zu einer Partei zusammengeschmolzen, die voll lautloser Spannung auf das Opfer starrte. Der Steuermann zeigte, unbehaglich lächelnd, seine gelben Zahnstummel. Die Augen schätzten, lauernd, die Gefahr ab. Wortlos reckte er sich empor und ging steifbeinig, von feindseligem Schweigen umringt, hinaus. Die Gorita verharrte regungslos auf ihrem Platz und verwandte keinen Blick von dem breiten Rücken, bis er in der Tür verschwand.

Dann hob sich, befreit, ihre Brust. Sie warf den Zwiebelkranz in eine Ecke und drehte sich, Beifall suchend, im Kreise herum. Man applaudierte. Sie wiegte sich in den Hüften und kündigte an: „Ich tanze jetzt den Stein im Wasser"...

Und sie tanzte ihn, daß das Bild des Fluches noch einmal leibhaftig auferstand wie eine höllische Vision, ihr Körper wurde Erleiden und Überwinden, sie tanzte ihr Erschauern und ihren Triumph.

Der Rest ihrer Schaustellungen überschlug sich unter Getrampel und Zurufen in einer Woge mänadenhaften Übermuts.

Nie wieder hörte ich von Felisa Gorita.

Vielleicht ist sie, ein unbekanntes Mädchen der Gasse, in Spelunken verkommen, vielleicht — als zeternde Hausfrau — in den Hafen der Bürgerlichkeit eingelaufen. Damals jedoch, in ihrer kometenhaften Epoche, zwang sie die Bestie Mensch in die Knie, daß dem abgefeimtesten Lüstling die Zote auf den Lippen erstarb und niemand vor der tödlichen Warnung ihrer Improvisation daran zweifelte, daß sie nicht abgekartet war, sondern einer Augenblickserleuchtung entsprang.

Die Natur hatte Felisa Gorita als Ausnahmeerscheinung geschaffen.

Urseele spiegelte sich in ihr wider wie in den Sibyllen und Narrengenies.

Nur einer Probe davon, einem Schlaglicht spanischen Volksgeistes, durfte ich beiwohnen.

PERSÖNLICHKEITEN VON DENEN MAN SPRICHT

Thomas Mann,
der berühmte deutsche Romancier, erhielt den diesjährigen Nobelpreis für Literatur. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Die Entdeckerin des Radiums wird geehrt.
Frau Marie Curie erhält von Owen D. Young den Doktorhut. Links Sykes, der Präsident der Lawrence-Universität in Neuyork, deren Dr. e. h. sie wurde. Frau Curie weilte in Neuyork, um das ihr vom amerikanischen Staat gestiftete Gramm Radium in Empfang zu nehmen.

Erwin Kolbenheyer,
bekannter Lyriker und Erzähler, bekam für seinen Gedichtband „Alpensymphonie" den thüring. Staatspreis für Literatur 1929.

Helene Böhlau,
die namhafte Schriftstellerin, Verfasserin vielgelesener Romane, feiert am 22. November ihren 70. Geburtstag.

Das Ende einer unglücklichen Frau.
Viktoria Zoubkoff, geborene Prinzessin von Preußen, eine Schwester Wilhelms II., Witwe des Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe, seit 1927 Gattin des russischen Flüchtlings Alexander Zoubkoff, † am 13. November in Bonn, 63 Jahre alt.

Richard Crooks,
erfolgreicher amerikanischer Tenor, gab am 8. November in Berlin ein Konzert (mit Rundfunkübertragung). Er kann sich rühmen, der höchstbezahlte Sänger zu sein: In U.S.A. ersang er sich durch einen vierminutigen Radio-Liedervortrag 3000 Dollar Honorar.

Heinrich Lilienfein,
namhafter Dramatiker und Erzähler, seit 1920 Generalsekretär der deutschen Schiller-Stiftung in Weimar, beging am 20. November seinen 50. Geburtstag. (Phot. L. Held.)

In anregendem Gespräch.
Werner v. Siemens und Geheimrat Prof. Dr. Schütte, Präsident der Gesellschaft für Luftfahrt, bei der Unterhaltung auf dem „Fest der Technik", das am 8. November in Berlin veranstaltet wurde.

Ein Künstler-Stammtisch.
Stars der Operette bei kulinarischen Genüssen: (Von links aus) Paul Morgan, Ludwig Renner, Max Hansen, Wera Schwarz, Richard Tauber, Frau Hansen und der Operettenmeister Franz Lehár.

EINE STÄTTE AUS ROMS GROSSER VERGANGENHEIT

DIE SCIPIONENGRÄBER NAHE DER PORTA APPIA

Weit draußen im Süden der Ewigen Stadt, nahe der Porta Appia, liegen die nur selten von Fremden aufgesuchten Gräber der Scipionen, die jetzt freigelegt worden sind. Das älteste hier beigesetzte Mitglied der Familie war der Urgroßvater des großen Africanus, Lucius Cornelius Scipio Barbatus, Konsul im Jahre 298 vor Christus. Eine Inschrift in saturnischem Versmaß gedenkt seiner Heldentaten im Samniter- und Lukanerkrieg. An den Wänden liest man Inschriften vieler jüngerer Scipionen und des Dichters Ennius, die hier begraben waren. Für die Büste dieses Dichters hielt man ohne Grund ein hier gefundenes Werk aus Peperin, dem vulkanischen Tuff der Albanerberge. Im 1. Jahrhundert n. Chr. wurde für Freigelassene der Familie eine Grabkammer mit Ziegelwänden angebaut. In der späteren Kaiserzeit erwies es sich schon als notwendig, die Mauern mit Tuffstein und Ziegeln zu stützen, auch in neuerer Zeit wurde verschiedenes wiederhergestellt. Bei einer solchen Restaurierung kamen die Originale der Büste und der anderen Fundstücke in das Vatikanische Museum, während an Ort und Stelle Nachbildungen verblieben. Jetzt ist dieses ehrwürdige Familiengrab von seiner Umklammerung durch spätere Nutzbauten befreit worden. Mit aller erdenklichen Sorgfalt und unter Beobachtung der neuzeitlichen Grabungsmethoden haben die Archäologen des Governatorato di Roma die Stätte sauber herauspräpariert. Das altrömische Mauerwerk liegt klar zutage. Auch der alte Eingang mit seinem mächtigen Rundbogen, der in die Grabkammern hineinführt, hat seine ursprüngliche Gestalt wiedergewonnen. Es ist hocherfreulich, zu sehen, daß die römische Stadtverwaltung diese lange verwahrloste Stätte pietätvoll und sachkundig hat wiederherstellen lassen, so daß man sich jetzt von der ursprünglichen Anlage eine klare Vorstellung machen kann.

Prof. Dr. Walter Bombe.

Bei Beginn der Ausschachtungen der Scipionengräber.

Wie sich die Scipionengräber jetzt zeigen.

✢ WISSEN UND LEBEN ✢

Das chinesische Gesicht.

(Zu den Abbildungen von Hauchecornes Skulpturen auf Seite 715.)

Ich bin kein Bildhauer, ich bin ein Geschichtenerzähler. Ich ersinne Charaktere und Situationen und schildere sie in Ton. Ich fabuliere mit dem Spachtelholz." Der also spricht, Gustave Hauchecorne, ist eine bewegliche, schmächtige Gestalt. Ein selbstironisierendes kluges Lächeln auf dem schmalen, tausendfältigen, faltigen Gesicht; während die wasserfarbenen Augen verschmitzt und doch zugleich suchend irren. Und während man an dieser Bescheidenheit sich noch erquickt, da einem die bombastische Selbstwichtigkeit anderer Künstler noch in den Ohren hallt, sieht man wieder, von den Gruppen seiner zierlichen Arbeiten weg, ihn an, wie er so halb verlegen, gleichsam nach einem Stützpunkt tastend, halb betätigungshungrig herumagiert. Und da fällt es einem ein: Der ist kein Literat, der ist ein Mimiker, ein Schauspieler. „Ich gebrauche keine Modelle", sagt er mit seiner bröcklig-spröden, heiserschwachen Stimme. „Modelle, die solcher Mimik fähig wären, sind allzu teuer. Da mache ich es lieber alles aus dem Kopf." Und man bewundert die Sicherheit und technische Beherrschung der Materie. Aber was einen dabei mehr interessiert, ist doch das „literarische Moment". Die „Komplexe" würde man heutzutage sagen. Wie er sich so hineinwebt und hineinlebt in diese Welt voll Listen und Lüsten: all die alten Sünder, die Schmeichler, Zuträger, Kuppler, Lauscher, Neider, all die feisten und die hageren Genießer, die bigotten Heuchler, die Kiebitze fremder Freuden, die doppelt genießen, indem sie ihrer Mißgunst durch höhnischen Witz ein Ventil öffnen, Kupplerinnen, die durch ihr einträgliches Handwerk die Erinnerung an die eigene Jugend heraufbeschwören, und zwischen ihnen allen das verschämt süße Opfer selber, das mal später, wenn das Rad um ein Grad sich gedreht, selber dem Moloch Lust junge Opfer suchen wird, all diese ewigen Personen der ewigen Tragikomödie schildert Hauchecorne mit Geduld, Parteilosigkeit und Freudigkeit. Ja, mit schauspielerischer Freudigkeit, mit dem Auskosten des Mimikers. Man kann es sich nicht anders vorstellen, als daß er all diese Situationen, all die Gestalten, all das Lachen, Lächeln, Schmunzeln, all die Verkniffenheit, das Lauern, Blinzeln, das reiche Spiel der Gesichtsfalten, der Lippen, Mundwinkel, Augenlider, das Mitspielen des Nackens, der Schultern — all das spielt er sich selber vor mit viel Witz und viel Behagen. Spielt sich hinein, mimt sich hinein. Er urteilt nicht, verurteilt nicht, hat nur die Lust am Fabulieren, kennt nur Freude am Spiel. Daher die optimistische Harmlosigkeit, die gute Bürgerlichkeit seiner philosophischen Einstellung zu der Welt, die, aus der Distanz genossen, nicht langweilt. Hauchecorne aber wäre kein echtes Schauspielertemperament, dürstete ihn nicht nach neuen Rollen — nun mal ganz was anderes, nach der andern Seite seine Phantasie sich ausleben lassen. Buddhas sind es, Lamas, die er jetzt zu schildern beginnt. Pawel Barchan.

Naturgefälschte Edelsteine.

Es ist nicht so selten, daß auch die Natur Fälschungen begeht und scheinbar Gleichartiges aus verschiedenartigen Stoffen hervorbringt. Falsche Edelsteine nennen wir allerdings im allgemeinen die von der Industrie künstlich aus wertlosem Glasfluß oder Quarz hergestellten, billigen Erzeugnisse, die nur äußerlich und in der Farbe den Natursteinen gleichen. Aber auch die Natur fälscht — natürlich absichtslos, denn derartige Fälschungen wirken sich erst dadurch aus, daß der Mensch sie sich zunutze macht. Eine große Anzahl unserer Edelsteine hat teils einen, teils mehrere Doppelgänger, die ihnen täuschend ähnlich sehen und oft nur mit genauer Fachkenntnis von ihnen unterschieden werden können. Vor allem ist es der Rubin, jener wie eine kleine glühende Kohle leuchtende Korund, der seiner Härte und Seltenheit nach im Range fast dem Diamanten gleichsteht. In früherer Zeit machte man auch kaum einen Unterschied unter den Steinen von rotglühender Durchsichtigkeit und bezeichnete sie kurzweg alle als Rubine, und noch heute wird nicht selten wenigstens ein anderer Stein als Rubin verkauft, der seines geringeren Härtegrades wegen doch eine Edelsteinklasse für sich bildet, nämlich der Spinell. In den Farbenabstufungen vom dunkelsten Rot bis zum blassesten Rosa gleicht er völlig dem Rubin, und um doch einen Unterschied zu machen, bezeichnet man ihn wohl als Rubinspinell, Balasrubin oder Rubicell. Der Spinell kommt aber auch in blauer Abart in allen Farbenschattierungen des schönsten Blaus vor und wird dadurch zum Doppelgänger des Saphirs, von dem man ihn als „Saphirin" unterscheidet. Ein anderer, oft mit dem Rubin verwechselter und ebenfalls als solcher verkaufter ist der Turmalin, der in den schönsten rubinroten, außerdem aber auch in saphirblauen und smaragdgrünen Farben vorkommt und als Rubellit und brasilianischer Saphir bzw. Smaragd im Handel ist. Als brasilianische Saphire bezeichnet man aber auch noch eine andere Gattung Edelsteine, nämlich die von Natur aus saphirblau gefärbten Topase. Der Topas, ein seiner Häufigkeit wegen nicht mehr wertvoller Stein, kommt nämlich nicht nur in der bernsteingelben Farbe vor, unter der man ihn allgemein kennt, sondern irgendwelche mineralische Einflüsse haben ihn zum Teil auch anders gefärbt, wie ja überhaupt die schönen Farben der Edelsteine im Grunde nichts anderes als chemische Verunreinigungen sind. Man hat meergrüne und rubinrote Topase, auch läßt sich der Topas durch vorsichtiges Glühen rot brennen und wird dann als brisilianischer Rubin bezeichnet, während der meergrüne Topas zum brasilianischen Aquamarin wird. Schließlich gibt es noch einen rubinroten Granat, den sog. Almandin, der jedoch schon bei Lampenlicht durch seinen dann ins Orangefarbene spielenden Schimmer zeigt, daß er irrtümlich mit dem Rubin verwechselt wurde. Auch der Hyazinth und der Smaragd haben Gegenstücke unter den Granaten, von denen allerdings der smaragdgrüne Granat so selten ist, daß er im Edelsteinhandel kaum vorkommt. Es gibt farblose Korunde, die nicht selten mit den Diamanten verwechselt werden; man bezeichnet sie als weiße oder Leuko-Saphire. Der schon an sich nicht sehr wertvolle Topas hat einen Doppelgänger im gelblich gefärbten Quarz, einer Abart unseres Bergkristalls, der als böhmischer Topas verkauft wird und eigentlich nur den Schleiflohn kostet. Aber nicht alle Naturfälschungen umfassen minderwertige Stoffe, es gibt auch Steine, die ungleich wertvoller sind als jene, mit denen man sie verwechselt, und zwar sind es die Korunde, die im Range mit am höchsten stehen. Außer Rubin und Saphir gibt es grüne, violette, gelbe und grünlichblaue Korunde, die man als orientalische Smaragde, Amethyste, Topase, Aquamarine bezeichnet, weil die Korunde vorwiegend im Orient, namentlich auf Ceylon gefunden werden. Sie sind ungleich schöner als jene Steine, deren Namen sie fälschlich tragen,

und die zum Teil, wie der Topas und der der Klasse der Quarze angehörende Amethyst, kaum sehr wertvoll sind. Einen eigenartigen Doppelgänger hat die Natur dem Türkis gegeben, jenem schönen, himmelblauen Stein, der, obwohl er nicht durchsichtig ist, doch zu den Edelsteinen höheren Ranges gerechnet wird. Diese Fälschung liefert die Natur in den versteinerten Zähnen vorgeschichtlicher Tiere, die oft durch irgendwelche Einflüsse im Innern der Erde ganz die schöne himmelblaue Farbe des echten Türkis angenommen haben; bei künstlichem Licht allerdings erscheint dieser falsche Türkis grau, während der echte seine schöne Farbe behält — dadurch sind beide leicht zu unterscheiden. Im Handel bezeichnet man sie als Bein-Türkis und als Mineral-Türkis. So treibt die Laune der Natur selbst ein eigentümliches Spiel mit ihren Schätzen und gibt uns manches Rätsel auf, was echt, was unecht ist, das dem Kenner allein keine Schwierigkeiten macht. Bertha Witt.

Die Sinnesschärfe unserer Wildarten.

Bei der Beurteilung der Sinnesschärfe der Wildarten ist zu beachten, daß viele von ihnen neben einem oder zwei hervorragend scharfen Sinnen einen oder mehrere bisweilen geradezu stumpfe Sinne aufweisen. Haben doch bekanntlich alle Vögel einen vorzüglich scharfen Gesichtssinn, daneben meist einen sehr guten Gehörsinn, keiner aber einen feinen Geruchssinn. Selbst unter den Wildenten finden sich absolut keine „Nasentiere". Sie vermögen auch auf wenige Schritte und bei für sie günstigem Winde den Jäger auf dem Anstand nicht zu wittern. Dagegen äugen sie ausgezeichnet, und ihr Gehörsinn ist normal. Daß das Hörvermögen bei den Vögeln nicht so scharf sein kann wie beim Haarwild, verrät schon die Ohrform. Eine Ausnahme machen hier die Eulen, die als Nachttiere teilweise stärker als die Tagraubvögel neben dem scharfen Sehvermögen auf das Gehör angewiesen sind, und denen die Natur zum Teil Federbüschel über den Ohren schenkte, die in gesträubtem Zustand wie die Lauscher des Rotwildes oder die Löffel des Hasen als Schallfänger wirken. Die Hauptwaffe und das sicherste Schutzmittel der Vögel und vornehmlich auch unseres Federwildes im Kampf ums Dasein ist fraglos ihr wunderbar scharfes Auge. Das Sehvermögen der gefiederten Wildarten steht dem der Haarwildarten nicht nach, wenn es dies nicht gar übertrifft. Eine Wildtaube äugt aus Kirchturmhöhe eine Feldbohne auf der Stoppel, eine Krähe aus ähnlicher Höhe ein Stück Aas, auch wenn dieses längst bodenfarbig geworden ist. In hoher Luft rüttelnd, äugt der Turmfalke im Kraut die Maus. Staunenswert ist auch der Gesichtssinn der Adler und noch mehr der Geier, die ja aufs Finden weniger auffälliger, weil „stiller" Beute (Fallwild, Aas) angewiesen sind und solche auf kilometerweite Entfernungen wahrnehmen. Unter unserem Flugwild haben wohl die Trappen, dann die Wildgänse, Auer- und Birkwild besonders scharfsichtige Augen. Über einen scharfen Gesichtssinn verfügen auch unsere Haarwildarten mit Ausnahme des Schwarzwildes, das beinahe schlecht äugt. Dafür aber hat es das wohl schärfste Gehör unter allen Nutzwildarten. Sauen winden auch vorzüglich, wie der Geruchssinn bei allen unseren Haarwildarten aufs feinste entwickelt ist und damit ihre Hauptwaffe im Kampf ums Dasein bedeutet. Beim Rotwild wie beim Damwild sind wohl alle drei Hauptsinne ziemlich gleichmäßig gut ausgebildet, beim Rehwild nur graduell geringer gegenüber dem Hochwild. Windet Rehwild beispielsweise den Menschen bei für dieses günstigem Winde auf 300—500 m, so bläht ein Stück Rotwild unter Umständen schon auf 700 m den Windfang, wenn Menschenwitterung ihm zusteht. Sehr gut ist die Nase und vorzüglich das Gehör des Fuchses. Daß der Hase ein guter „Horcher" ist, deuten schon seine langen und breiten Löffel an, die, aufgerichtet, den Rand der Sasse überragen und jeden Schall auffangen, so gut wie die Lauscher und Gehöre des Schalenwildes. Er äugt und windet normal. Bei den Mardern sind wohl alle Sinne, vornehmlich aber Nase und Ohr, fein entwickelt. Die Nase der Katzen ist nicht so scharf wie ihr Auge und besonders das Ohr. So viel wäre auf begrenztem Raum über die Hauptsinne unserer Wildarten zu sagen. Von der Norm abweichende und oft das Gegenteil besagende Erlebnisse sind individuell zu bewerten und meist bedingt durch besondere Umstände und Zufälligkeiten; sie dürfen uns bei der allgemeinen Bewertung nicht beeinflussen. Wilhelm Hochgreve.

Die höchste Wetterwarte.

Die höchste Wetterwarte der Erde zu besitzen, kann sich Südamerika jetzt nicht mehr rühmen, denn Europa hat nun die höchste Warte erhalten. Bisher war die Verteilung besonders hoher Wetterwarten so, daß in Europa die höchste Beobachtungsstation auf dem Monte Rosa in 4560 m Höhe lag, wozu in etwa halber Höhe (2865 m) die Warte auf dem Col d'Olen im Monte-Rosa-Gebiet gehört. Die dritte hohe Station Italiens trägt der Ätna mit 2942 m. In der benachbarten Schweiz sind zu nennen: Säntis in 2500 m und Jungfraujoch in 3500 m Höhe. In den österreichischen Alpen ist der Sonnblick mit 3106 m altberühmt; nicht allzuweit von ihm steht das Observatorium auf der deutschen Zugspitze in 2965 m Höhe. Auch Frankreich kann wichtige Hochstationen aufweisen, nämlich auf dem Pic du Midi in den Pyrenäen (2859 m) und auf den Bosses des Montblanc (4359 m). Alle übrigen Hochstationen liegen unter 2500 m Seehöhe. Aus Asien ist nur Leh in Nordindien (3505 m) zu erwähnen; dort besteht aber keine Gipfelwarte, sondern nur eine solche im Hochtal, so daß sie die Strömungen der freien Luft nicht beobachten kann. Afrika brachte es bis jetzt nur zu dem 2100 m hohen Observatorium auf dem Pic von Teneriffa, während der Kilimandscharo (6010 m) und der Kenia (5242 m) noch ohne ständige Warte sind. Auch Australien hat allein den Mount Kosciusko mit 2235 m aufzuweisen. In Nordamerika liegen die höchsten Bergwarten in den Vereinigten Staaten, nämlich auf dem Mount Rose (3292 m) in Nevada und auf dem Mount Whitney (4420 m) in Kalifornien. In Südamerika kann sich das größtenteils an sich schon über 2000 m hoch gelegene Bolivia rühmen, die höchsten Wetterstationen zu besitzen, nämlich auf dem sich auf einer Insel des Titicacasees bis zu 3840 m erhebenden Challa und bei der Mine Huaina Potosi in 4920 m Höhe. Diese Station war bis jetzt die höchste Warte der Welt. Sie verlor aber diesen Ruf kürzlich, denn auf dem 5630 m hohen Elbrus im Kaukasus hat 280 m unter dem Gipfel die Sowjetregierung ein Observatorium errichtet, das mit 5350 m alle anderen Warten unter sich läßt. Man darf aber nicht glauben, daß nur die absolute Höhe den Wert einer Hochstation bestimmt, denn nicht nur spielt für ihre Bedeutung die Höhe eine Rolle, sondern auch die Ausrüstung mit Instrumenten und der mehr oder weniger verständige Beobachter. Ja, es gibt Bergstationen, die unter 1000 m hoch sind und doch äußerst wichtige Beiträge zur Erkenntnis des Wetters geliefert haben. So das Blue-Hill-Observatory bei Boston, das der reiche Lawrence Rotch auf einem nur 194 m hohen, am Meere gelegenen Berg errichtet und in dem er selbst mit seinen Assistenten grundlegende Forschungen angestellt hat. Auf dem nur 1450 m hohen Puy de Dôme in Mittelfrankreich hat Perrier 1648 auf Anregung von Descartes zuerst die Abnahme des Luftdrucks mit der Höhe festgestellt. Und auch auf den Turmstationen — Eiffelturm 302 m, Straßburger Münster 136 m usw. — gewann man wertvolle Ergebnisse für die Wettererkenntnis. Prof. Dr. C. Kaßner.

Nr. 4419

RETTUNG AUS SEENOT

(SCHLUSS VON SEITE 713.)

In einer Beschreibung dieses amerikanischen Verfahrens heißt es: daß das Flugzeug schneller und sicherer arbeite als die alte Methode, sei dadurch bewiesen, daß bei dem Versuche, von einem Kutter die Leinenverbindung mit einem Wrack herzustellen, erst der 27ste aus einem kleinen Mörser abgegebene Schuß die Leine über das Schiff geführt habe. Vom Lande aber treffen gute Raketenapparate, wie sie an der deutschen Küste verwendet werden, in der Regel schon mit dem ersten Schuß, und nur bei starkem Seitenwind kann es vorkommen, daß ein zweiter, in seltenen Fällen noch ein dritter Schuß notwendig wird. Auch muß ein Flugzeug immer zur Stelle sein, womit in Amerika zwar eher zu rechnen sein dürfte, weil dort Flugzeuge ständig zur Überwachung der Küste, insbesondere auch gegen Alkoholschmuggel, in Betrieb gehalten werden. Ein in den schweren Stürmen des vorigen Winters in Holland gemachter Versuch, durch ein Flugzeug die Leine zum Wrack zu befördern, mißlang, weil es dem Flugzeug nicht möglich war, gegen den starken Sturm vorzudringen. Immerhin ist bei einer weiteren Ausbildung des Flugwesens eine allgemeinere Verwendungsmöglichkeit von Flugzeugen auch zu Küstenrettungszwecken nicht ausgeschlossen.

Das Rettungswerk, das in jedem Lande unter Berücksichtigung der besonderen Küstengestaltung technisch weiter auszubilden ist, steht unter dem gemeinsamen internationalen Gesichtspunkte, daß an allen Küsten den Schiffen und Angehörigen aller Nationen Hilfe gebracht werden soll. Es ist deshalb von außerordentlicher Wichtigkeit, daß die Rettungsorganisationen aller Länder dauernd Fühlung untereinander halten und sich ihre technischen Erfahrungen und Fortschritte gegenseitig zur Kenntnis bringen, damit die Rettungseinrichtungen überall nach Möglichkeit vervollkommnet werden. Mittel und Wege zu dieser Fühlungnahme sind die laufenden Veröffentlichungen der meisten Rettungsgesellschaften und Zusammenkünfte der leitenden Fachmänner, wie solche bereits 1924 in London und 1928 in Paris stattgefunden haben.

ZUM NACHDENKEN

Musikalisches Plankenrätsel.

Die Buchstaben: a a b b c d e e e f g h h h i i i i i i j k l l l n n n o o o r r r r t z z sollen so in die leeren Fächer eingeordnet werden, daß die wagerechten Planken Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1 Oper von Leoncavallo, 2 Oper von Wagner, 3 Oper von Meyerbeer, 4 italienischer Komponist, 5 Oper von Verdi. Die senkrechte Mittelplanke nennt eine Oper von Richard Wagner.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — a — ab — ar — ba — ba — bach — baum — beau — bo — chri — da — den — des — e — eu — furt — gie — ka — la — la — le — mi — nau — nen — pi — ra — ra — ras — ri — si — staß — ster — stra — stus — tan — tan — tar — thu — vid — za — zi sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von unten nach oben gelesen, und deren Endbuchstaben, von oben nach unten, ein Zitat aus Goethes „Faust" ergeben. (Am Anfang ist ch = 1 Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 Freude aller Kinder, 2 Werk von Nietzsche, 3 Stoffart, 4 Dichtung, 5 Gipsart, 6 Religionsstifter, 7 deutsche Stadt, 8 alttestamentliche Gestalt, 9 griechische Sagenfigur, 10 griechischer Dichter, 11 Stadt in Böhmen, 12 italienischer Badeort, 13 französischer Revolutionsführer, 14 Stadt in Frankreich.

Worträtsel.

Ein Vorgericht nennt's Rätselwort,
Das heimisch ist an jedem Ort;
Der letzte Laut akzentuiert:
Ein Komponist den Taktstock führt.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Planet, 4 Taufzeuge. 7 saure Flüssigkeit, 9 Grasfläche, 10 französischer Bildhauer, 12 Prosadichtung, 15 männlicher Vorname, 16 Bürde. 17 Bedienstete, 19 Gewässer, 21 Metall. 24 Adelstitel, 27 Offiziersrang. 28 Gestirn, 29 männlicher Vorname, 30 Meerespflanze; **senkrecht:** 1 Singvogel, 2 Teil des Baumes. 3 englische Anrede. 4 griechischer Hirtengott, 5 Getränk, 6 himmlische Wesen, 8 russischer Dichter. 9 Nebenbuhler, 11 französische Stadt, 12 Turnerabteilung, 13 Benennung, 14 Unwetter, 18 serbische Münze, 19 griechische Insel. 20 Gartenschmuck, 22 norwegischer Komponist. 23 Zeitmaß, 24 Gutschein, 25 Elend, 26 Fluß in Bayern.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4420.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4418.

Buchstabenkreuz: 1 Marokko, 2 Proteus, 3 Eckener.

Silbenrätsel: 1 Nahe—**Herodes**, 2 Klio—**Osiris**, 3 Herero—**Romulus**, 4 Sonate—**Terentius**, 5 Spanien—**Engadin**, 6 Seni—**Niagara**. 7 Base—**Semikolon**. 8 Kain—**Insel**, 9 Spanier—**Erwin**. — Hortensie.

Zusammensetzaufgabe: 1 Erhard, 2 Triest, 3 Heirat, 4 Säbel, 5 Husar, 6 Anton. — Herbst.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Salon, 4 Sagan, 7 Eva, 8 Treue, 11 Tonne, 14 Amsel, 17 Meile. 20 Pol, 21 Adele, 22 Aller; senkrecht: 1 Salat, 2 Leine, 3 Niete, 4 Start, 5 Guben, 6 Nonne, 9 Rom, 10 Ute, 12 Ode, 13 Nil, 14 Arosa, 15 Seide, 16 Lippe. 17 Malta, 18 Insel, 19 Eifer.

Aha!: Tausch — Rausch.

Silbenkreuz:

au	to
ga	la
ge	ra

Vogelkongreß:

Schnepfe
Perlhuhn
Sperling
Albatros
Maisdieb
Schwalbe
Eisvogel
Nußhäher

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

PROF. W. FALILEEFF LAGUNENZAUBER

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4420 ☆ 28·NOV·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Bad-Nauheim als Winterkurort. Bad-Nauheim ist nicht nur ein Erholungsort, der an eine bestimmte Zeit gebunden ist, seine heilkräftigen Wasser bewähren ihren Ruf und Ruhm das ganze Jahr hindurch. Schon die leichte und rasche Erreichbarkeit der Bäderstadt im Zeichen des Winterfahrplans ist sehr angenehm. Ein entscheidender Anstoß dafür, daß Kurgäste von der Sommertradition abweichen, ist vor allem auch die Erkenntnis, daß sich der Heilfaktor der Ruhe in dem Winteridyll Bad-Nauheim abseits vom Weltbesuch ganz besonders kristallisieren kann. In diesen stilleren Tagen können die Kurpflichten ruhiger und angenehmer erfüllt werden. Nicht zu vergessen ist dabei ferner der materielle Vorteil einer verhältnismäßig bedeutenden Ermäßigung der Kurabgabe. Hotels und Pensionen sind in genügender Zahl geöffnet, um jeden Gast finden zu lassen, was seinen Wünschen entspricht. Milde klimatische Verhältnisse und günstige Bodenbeschaffenheit ermöglichen häufige Spaziergänge auf den ausgedehnten, in gutem Stand gehaltenen Wegen.

Als neuer deutscher Volkssport kann das Wasserwandern im Klepper-Faltboot bezeichnet werden. Es gibt kaum eine geeignetere Sportart, die mehr Freude und Erholung bringt, wie das Wasserwandern auf unseren schönen Strömen, Flüssen und Seen, besonders wenn das elegante, unverwüstliche und auf allen Gewässern vollkommen sichere Klepperboot treuer Gefährte ist. Das zerlegbare Klepperboot ist als Handgepäck überallhin bequem mitzunehmen. Ein Klepperboot zu Weihnachten, das wäre eine Überraschung! Und wenn der Frühling kommt, heißt die Parole: „Fahr' fröhlich in die weite Welt mit Klepperboot und Klepperzelt". Jedermann erhält auf Wunsch den hochinteressanten, 40 Seiten starken, reichillustrierten Katalog „Klepperheil" von den Klepper-Faltboot-Werken in Rosenheim (Bayer. Alpen) gern kostenlos zugesandt.

Schöner als Samt, weicher und schmiegsamer als Seide, ist nach der wissenschaftlich begründeten Meinung des berühmten englischen Psychologen Havelock Ellis die Haut des Menschen. Diese Feststellung dürfte genügen, um den kultivierten Menschen zu einer vernünftigen Hautpflege zu veranlassen. Die fast zahl-

(Fortsetzung auf Seite 742.)

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN · BUDAPEST

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig bezogen werden.

NR. 4420. 173. BAND

Weihnachts-Anzeiger

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 RM. vierteljährlich bzw. 4.50 RM. monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 RM. Berechnung der Anzeigen nach dem Tarif.

28. NOVEMBER 1929

losen Angebote von Hautpflegemitteln machen allerdings die Wahl im wahrsten Sinne des Wortes zur Qual. Und doch muß man sich vor den zahlreichen Feinden der Haut durch ein erprobtes Kosmetikum schützen. Seit langem besitzen wir im Kaloderma-Gelee der Firma F. Wolff & Sohn, Karlsruhe (Baden), ein bewährtes Hautpflegemittel. Aus Glyzerin und Honig, ohne Fett oder Öl bereitet, ist dieses vorzügliche glasklare Hautgelee die ideale Hautpflege gegen alle schädlichen Einflüsse rauher Witterung. Die Tatsache, daß sich die gefeierten Schönheiten der Gesellschaft und des Theaters mit Erfolg dieses Gelees bedienen, spricht für seine Beliebtheit und Qualität.

Gute Märchenbücher werden immer seltener angetroffen. Abgesehen von den klassischen Sammlungen sind verhältnismäßig wenig für Kinder geeignete Märchenbücher bisher im Handel. Es scheint, als ob unsere phantasiearme Zeit die Unbefangenheit und Geruhsamkeit nicht aufbringen kann, die nötig ist, um sich in die Verträumtheit des Kindermärchens zu versetzen. Vollends schwer scheint es zu sein, einen Illustrator zu finden, der den Kindern gegenüber den rechten Ton zu treffen versteht. Bei Lingner & Kraft, Dresden, ist jetzt ein entzückendes Märchenbuch „Tante Zahnweh" entstanden, welches Erich M. Simon so reizvoll illustriert hat, daß Kinder immer danach greifen werden. Im Verhältnis zu seiner Ausstattung und seinem dauerhaften guten Einband ist das kleine Werk sehr billig (2.— RM.). Es bestand der Wunsch, auch in bezug auf den Preis einen fühlbaren Mangel zu beseitigen. Es ist dem Buche „Tante Zahnweh" zu wünschen, daß es zu Weihnachten möglichst viel Gelegenheit findet, die Kinderherzen glücklich zu machen.

Rasieren ein Vergnügen. Für den Mann von Welt ist tadellos rasiert zu sein so wichtig, wie Essen oder Trinken. Die allgemein unbeliebte Arbeit des Rasierens verwandelt sich jedoch zum wahren Vergnügen, wenn zum Abziehen und Schärfen der dünnen Klingen der bewährte Klingenschleifapparat „Allegro" verwendet wird. Fast ein Jahr lang schneidet die Klinge wie neu. Der Allegro-Apparat ist vernickelt zum Preise von Rm. 15.— oder schwarz für Rm. 10.— durch alle einschlägigen Geschäfte zu beziehen. Interessenten wird der Prospekt von R. Haag de Lima, Köln a. Rhein, Stolkgasse 31 b auf Verlangen gern kostenlos zugestellt.

STEIFF

Zirkus spielen ist so schön

mit den schönen und starken Reittieren Marke

Steiff – Knopf im Ohr

STEIFF Knopf im Ohr

Die edle Form und wundervolle Charakteristik begeistern. Feinstes Plüschfell und starkes Fahrgestell geben fast unbegrenzte Lebensdauer. Geräuschlose Metallscheibenräder mit Gummi und Lenkung ermöglichen schadenloses Zimmerspiel. Für Ihr Kind daher die weltberühmten Steiff-Tiere.

Ueberall zu haben. Lassen Sie sich Katalog vorlegen. Prospekt FL durch

Margarete Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 7 (Württ.).

Gänsefedern

direkt ab Fabrik von Mk. 1.— pro Pfund an bis zu den feinsten großflockigen, schneeweißen Volldaunen zu Mk. 14.— pro Pfund. Inlettstoffe in festen daunendichten u. farbechten Qualitäten.

Daunensteppdecken, erstklassig verarbeitet, von Mk. 30.— pro Stück an. Muster und Preisliste gratis.

Pommersche Bettfedernfabrik Otto Lubs, Stettin-Grabow 82.

Pfeiffer's Qualitätsfrüchte!

Weihnachtspaket: 2 Pfd. Walnüsse, 2 Pfd. Feigen, je 1 Pfd. Haselnüsse, Paranüsse, Schalmandeln, Dessertrosinen, Karton Datteln, frko. 8.30 M. Verlangen Sie Preisliste. **Fruchthaus Jacob Pfeiffer, Hamburg 8, Hopfensack 17 e.**

Zucker **Fa. Anker, Erfenschlag** lief. Magen-, Darmkrank. **Nährmittel.**

Wie geistig anspruchsvolle

Persönlichkeiten einer **Charakter-Beurteilg.** nach ihrer Handschr. intime Beratg. u. **Aufschlüsse** verdanken: **davon** überzeug. Sie sich erst durch d. **Prospekt** (frei) über 30 Jahre Berater-Praxis! **Psychographologe** P. P. Liebe, München, Post 12, Pschorr-Ring.

SCHÖNES GEBRAUCHS- UND KUNST-PORZELLAN KAUFT MAN IN DER Staatl. Porzellan-Manufaktur Berlin

Gegr. 1763

KPM

J. Bochland

AEG

AEG

GEADEM

Für Europaempfang Fernempfänger „GEADEM"

Batterieloses Vierröhren-Gerät mit Schirmgitterröhre

Für Gleich- oder Wechselstrom

Preis RM 375.–

einschließlich Röhren

An die Lichtsteckdose anzuschließen Mit Anschluß für Schallplattenwiedergabe

Erhältlich in allen Radiohandlungen und einschlägigen Geschäften

AEG

Dr. Dralle Birken-Haarwasser

Säfte der Birken Kräfte die wirken

Dr. Dralle's Birkenwasser

Der seit altersher als haarstärkend und belebend anerkannte Natursaft der Birken bildet die Grundlage für das nach wissenschaftlicher Erkenntnis zusammengestellte Dr. Dralle's Birken-Haarwasser. Weltbekannt als unerreichtes Mittel gegen Kopfschuppen und Haarausfall.

Preis: RM 2.40 und RM 4.20 ½ Liter RM 6.80 ¼ Liter RM 12.–

Illustrirte Zeitung

ERWACHEN NACH DURCHTANZTER NACHT

GEMÄLDE VON HENRI MANTASSIER

(Zu dem Beitrag „Die Schlafende“ auf den beiden folgenden Seiten.)

Die Schlafende.

Von Ossip Kalenter.

VOM SCHLAF ÜBERRASCHT
Von Alvó Leány. (Phot. Hanfstaengl, München.)

Das Absonderlichste an Menalk, der so viele Absonderlichkeiten hatte, war, daß er zu allen Zeiten seines Lebens, auch den geselligsten, darauf hielt, beim Schlafen allein zu sein. Chloe, die ihn nie hatte schlafen sehen, liebte ihn über die Maßen. Da erblickte sie ihn eines Morgens durch die angelehnt gebliebene Tür im Bette: den Mund weit offen, nicht eben geistreich, eher wie ein blöd Erstaunter, die Züge schlaff, nichts von der vielbewunderten Überlegenheit und Energie darin, so lag er und schnarchte. Die Ehe wurde wegen unüberwindlicher gegenseitiger Abneigung geschieden. Menalk hatte sich allzuviel vor Chloe vergeben. Solche Geschichten waren um 1900 sehr schick.

Obwohl, wie uns in der Schule gelehrt ward, zuweilen selbst der gute Homer schlief: der schlafende Mann ist immer ein wenig lächerlich und grotesk. Ein Held, der schläft, ist keiner, und den Dichtern ist günstigstenfalls erlaubt, zu träumen Zu schlafen und im Schlafe schön zu sein, ist das alleinige Vorrecht der Frau, und die „belle dormante" mit den halbgeöffneten Lippen, den schattigen, langen, gebogenen Wimpern, der zart im Atem sich hebenden Brust ward zu keiner Zeit öfter, verliebter und schlafseliger gemalt als im Zeitalter der absoluten Anmut, im Rokoko. Die Ruhe, die Gelöstheit der Glieder, die süße Wehrlosigkeit, alles das sind Dinge, die einer Frau im selben Maße reizend stehen, wie sie ein männliches Bildnis verkleinern. Das Gesicht der Frau empfängt im Schlaf eine Verklärung, die dem männlichen nur der Tod zu geben vermag. Wenn alle Nachdenklichkeiten aus den feinen Falten über der Nasenwurzel gewichen sind, alle noch so kleinen Gewolltheiten aus den hochmütig oder kokett gezogenen Mundwinkeln, und nichts blieb auf dem weiten und reinen Plan eines Gesichts als der Widerschein der Träume, des Zauberreichs der wahren Triebe, nichts als die aufzuckenden und vergehenden Lichter eines Traumlachens oder -schmerzes —

DER KINDLICHE SCHLAF DES BACKFISCHES
Von Colson.

DER NECKISCHE LIEBHABER
Von Pietro Rotari.
(Phot. Bruckmann A.-G., München.)

VOLL DES SÜSSEN WEINES
Die holländische Kurtisane.
Von Frans van Mieris. (Ausschnitt.)
(Phot. G. Brogi.)

wann wäre ein Gesicht schöner liebenswerter und ergreifender?... Was Blumen träumen, steht seit Translateur ziemlich fest: was Frauen träumen, wird ewig unergründlich bleiben.

Vom Anblick einer Schlafenden hat sich noch jeder Mann rühren lassen, der verbittertste Enttäuschte wie der rachsüchtigste Betrogene. Es gibt da im Ur-Tristan, wie ihn Arthur Schurig nach den (wenigen) bretonischen Überlieferungen wiederherzustellen versucht hat, eine Szene, wo Marke auf der Jagd die Liebenden schlafend vor ihrer Hütte findet: ich glaube, auch wenn das Reinheit bedeutende Schwert, das von ungefähr zwischen ihnen lag, nicht dagelegen hätte, der bitter böse Marke wäre weich geworden. Er steckt der schlafenden Isolde seinen Ring an und reitet von dannen. Der wachen hatte er Marter und Feuertod zugesagt.

Eine Schlafende hat für einen Mann, sei es, daß er sie überrascht, sei es, daß er an ihrer Seite erwacht, am Morgen, wenn sie im rosigen Lichte des Vormittagsschlafs ruht, etwas Beglückendes und Süßes. Alle Probleme sind gelöst, denn sie ist ja nichts als atmendes, lebendes, williges Dasein. Alle Strindbergeleien sind vergessen, denn sie schweigt ja. („Sei schön und schweig", befiehlt Baudelaire als Schönstes vom Schönen der Geliebten.) Der Anblick einer Schlafenden hat für einen Mann etwas Wehrlosmachendes und auf eine ebenso einfache wie betörende Weise Überwältigendes, und das ist es vielleicht, weshalb er sie immer gleich weckt.

NOCH EIN PAAR MINUTEN RUHE VOR DEM GESELLSCHAFTSABEND
Von K. Somow.

SCHLAF DER [illegible]DENHEIT

TRAUMBEFANGEN
Von Andreas Zorn.

Die schönste Geschichte einer Schlafenden erzählt uns Perrault, und wir liebten sie schon als Kinder, die Geschichte von dem holden, einen hundertjährigen Schlaf schlafenden Dornröschen. Ich habe es mir immer ganz in Rosa vorgestellt, mit rosa Schuhen, rosa Strümpfen, rosa Kleid (und sicherlich trug es auch eine rosa Kombination), und wenn der Prinz es weckte, mußte es tief erstaunt und schläfrig sein und mit seinem rosa Mund ganz unermeßlich verwundert und so süß, wie sich gar nicht sagen läßt, gähnen.

SÜSSER SCHLAF
Von Fujita.

SELBSTERHALTUNG, EINFLUSS UND MACHT

DIE TRIEBFEDERN ZUR POLITISCHEN UMGRUPPIERUNG DER MÄCHTE

VON REGIERUNGSRAT Dr. jur. Dr. rer. pol. HEINZ SCHMALZ, BERLIN

Von der Haager Konferenz sind tiefgreifende außenpolitische Wirkungen ausgegangen, die wohlgeeignet sind, die traditionelle Kräftelagerung in Europa von neuem in Fluß zu bringen. Das starre System der Fronten und Bündnisse, das jahrelang jede außenpolitische Aktivität Deutschlands verhindert hat, ist ins Wanken geraten; die Großmächte schwanken auf der Suche nach neuen Stellungen; die gesamteuropäische Konstellation ist in einem Wandlungsprozeß begriffen. Das Neue und für den Lauf des Weltgeschehens Wichtige bei dieser Regelung ist, daß die Angelsachsen übereingekommen sind — in Abkehr von der Methode Baldwin-Chamberlains, die nach altbritischer Tradition im Bunde mit Frankreich und seinen Vasallen das Gleichgewicht auf der Welt gegen den stärksten Konkurrenten zu sichern suchten — sich in die Herrschaft der Meere zu teilen und nicht nur, wie zu Chamberlains Zeiten, darum zu kämpfen. Das politische Ziel geht aber viel weiter. Die Absicht ist die Bildung einer angelsächsischen Front, die Herstellung eines engen Einvernehmens zwischen den beiden mächtigsten Weltreichen in allen weltpolitischen Fragen von Bedeutung, ein Bündnis moderner Art, das die Welt in Macht- und Einflußsphären aufteilt, bestehende Reibungen zu beseitigen versucht und eine gemeinsame Linie im Verhalten zu den anderen Mächtezentren aufzustellen trachtet.

Zentnerschwer lasten seit Versailles zwei erdrückende Gewichte auf dem lockerer werdenden Mauerwerk des englischen Weltreichs: Von Übersee her, aus Ost und West zugleich, droht die See- und Wirtschaftsmacht der Vereinigten Staaten von Amerika, während von Norden, aus Asien heraus, die riesigen Raummassen Rußlands sich gegen die um den Indischen Ozean gelagerten Reichsteile vorschieben und von Moskau her zersetzende bolschewistische Agitation das Empire von innen zu unterwühlen suchen.

Was aber am drückendsten empfunden wird, das ist das immer stärker werdende Vorrücken der Vereinigten Staaten gegen die von England bislang behaupteten Stellungen, die wirtschaftlichen sowie die machtpolitischen. Die Zeiten, da England der Bankier der Welt und die erste Industrie- und Handelsmacht der Erde war, sind vorbei. An die Vereinigten Staaten sind beide Positionen als eine Folge des Weltkriegs übergegangen! Immer kühner, immer tatkräftiger drängen mit jugendgestählten, jugendfrischen Kräften die Vereinigten Staaten gegen altenglische Machtpositionen vor und bedrohen auf das empfindlichste die Seeherrschaft Albions.

Um die verlorene Machtposition wiederzuerwerben, gleichzeitig gegen Rußland einen Schlag auszuüben und die Vereinigten Staaten zurückzudrängen, kam es nach dem Baldwin-Chamberlainschen Rezept in Abkehr von dem seit dem Utrechter Frieden festgehaltenen Grundsatz der festländischen „Balance of Power" zu der französisch-englischen Flottenentente.

Ernst besorgt beobachteten die Vereinigten Staaten die jüngste Entwicklung der Dinge. Nur zu gut wissen sie, was eine englisch-französische Flottenentente bedeutet; denn die großen Straßen, die über die Weiten der Weltmeere führen, und über die auch Amerikas Handel geht, sind lang, die Tore von Singapore, Suez und Gibraltar zudem in Englands Hand. Nur zu gut wissen sie aber auch, daß England jederzeit die Möglichkeit haben wird, mit französischer Rückendeckung in Europa seine Seestreitkräfte auf der Linie Gibraltar—Singapore zu verschieben und das volle Gewicht seiner Seemacht in die Wagschale pazifistischer Entwicklungen zu werfen.

Der Kampf der Vereinigten Staaten um die Befreiung der Meere war damit in eine neue, die vierte Phase getreten. Die erste war die Flottenkonferenz von Washington, die zweite die Genfer Dreimächtekonferenz, die dritte das englisch-französische Flottenabkommen. Für die Engländer galt es: Entweder freiwillig, kampflos vom ersten Platz abzutreten oder die heutigen wirtschaftlichen und machtpolitischen Positionen auch gegen Amerika zu behaupten oder — schließlich — zu einem Ausgleich mit ihm, einer „wirtschaftlich-machtpolitischen Fusion" beider, zu einer angelsächsisc[illegible] Entente, zu gelangen.

England hat eingesehen, daß bei einem Wettlauf mit Amerika [illegible] Lande zuerst der Atem ausgehen würde, daß auf die Dauer die Katas[illegible] unvermeidlich wäre. So wirft es kurz entschlossen das Steuer herum [illegible] sucht den Ausweg in der Verständigung mit dem stärksten Konkurre[illegible] Ein Stellungswechsel, der das Gesicht der Welt ändert. In China, in I[illegible] in Ägypten, in Palästina und Arabien — überall erwachsen F[illegible] Schwierigkeiten, die es nicht mehr zu meistern vermag, wenn es ni[illegible] seinem stärksten Konkurrenten, Amerika, zu einer Verständigung [illegible] Deshalb tritt England so lebhaft für den Weltfrieden ein, weil [illegible] seinem eigenen Heil braucht. Englands Idealismus hat als[illegible] Hintergründe. Die Lösung aus der Hörigkeit von der Entente [illegible] mußte aber vorausgehen, um dem Londoner Außenamt die n[illegible] Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit wiederzugeben. Die stillsch[illegible] Lösung der Entente Cordiale, die bisher der Eckpfeiler aller euro[illegible] Politik gewesen ist, erfolgte auf der Haager Konferenz, gleichzeit[illegible] auch der Umschwung zu einem scharf betonten englisch-franz[illegible] Gegensatz.

Nun scheint es, als ob Briand den Verlust der englischen [illegible] ersetzen wollte durch engere Anlehnung an Italien. Die latent[illegible] zwischen den lateinischen Schwestern ist plötzlich abgelöst durch Zusammenarbeiten im antienglischen Block. Aber zu groß sind die machtpolitischen Gegensätze, die zwischen Frankreich und Italien klaffen, so in Tunis, in Tripolitanien wie in den beiderseitigen Interessensphären des Mittelmeers. Und hinter diesen aktuellen Reibungsflächen lauert das große Gespenst der italienischen Irredenta, deren Ziele jetzt ausschließlich auf französischem Gebiete liegen. Das sind Gegensätze, die für die Dauer viel schwerer wiegen und viel weniger überbrückbar sind als die jetzigen Finanzkonflikte mit England.

Besondere Konstellationen größeren politischen Ausmaßes haben sich im Raum der Ostsee ergeben. In den letzten Jahren haben sich die gegenseitigen Beziehungen der um das nördliche Becken der Ostsee gelagerten Staaten mehr und mehr gefestigt, so daß man heute wohl von einer gemeinsamen Richtung in der Politik und der ökonomisch sozialen Entwicklung der neu entstandenen drei Republiken am östlichen Gestade jenes Mittelmeeres des Nordens sprechen kann. Die bolschewistische Gefahr, die in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg noch drohend nahestand, ist in die Ferne gerückt.

Von Jahr zu Jahr haben sich die langsam auf überlieferter bürgerlicher Basis aufbauenden Ideengänge und Methoden zuerst in Finnland, später auch in Estland und Lettland mehr und mehr durchsetzen können. Unter ähnlichen Verhältnissen stehend, mit den gleichen Sorgen und Befürchtungen ringend, sind die drei Bauernrepubliken allmählich dazu gekommen, sich innerlich zu konsolidieren und in ihrer Außenpolitik jene gemeinsame Linie zu finden, auf der allein sie einen beachtenswerten und kräftigen Faktor in dem gefährlich schmalen Raum zwischen der langen und großenteils ungeschützten russischen Grenze und den Wogen der Ostsee zu bilden vermögen. Der Rückhalt, den die drei Staaten bei einem Konflikt im Osten etwa an Polen, das sich ja sehr um die baltischen Staaten bemühte, haben könnten, ist ganz gering einzuschätzen.

Käme Polen in einen offenen Streit mit der Sowjetunion, so hätte es genug und schwer zu tun, um seine eigene Selbständigkeit hinter der ungeheueren Grenze, die es mit Rußland hat, aufrechtzuerhalten. Was Finnland betrifft, so steht es seiner ganzen Entwicklung nach im skandinavischen Kulturkreis. Es hat nicht viel mehr als hundert Jahre, und auch das nur nominell, zu Rußland gehört, mit dem es lediglich durch Personalunion verbunden war. Die ganze finnische Kultur ist schwedischen Ursprungs, und seit Finnland frei geworden ist, sind die letzten Spuren einer kurzen russischen Fremdherrschaft restlos verschwunden. Es versteht sich von selbst, daß die Blicke Finnlands sich nach einer Trennung von Rußland wieder ganz gen Westen gerichtet haben. So wird Schweden durch die Umwälzungen im Osten, die zur Ausschaltung Rußlands führten, und dank der ausgezeichneten Führung seiner ruhigen und festen Politik von selbst wieder zu dem, was es vor dem unglücklichen Nordischen Kriege war: zur Vormacht im nördlichen Becken der Ostsee, für das sich somit neue Aufgaben im Raume der Ostsee ergeben.

Die Staaten des Südostens suchen in einer neuen Gliederung, in der sogenannten „Kleinen Entente", mindestens ihre Selbständigkeit zu wahren. Sie wollen Südost-Europa allmählich ein politisches Eigengewicht verschaffen, doch sind Schwierigkeiten, Reibungsstellen, Konfliktsmöglichkeiten reichlich vorhanden; denn weder hat Griechenland noch Bulgarien seine Stelle be[illegible] noch hat sich Italien zu ihnen gesellt. Aber inzwisch[illegible] [illegible]te Arbeit des tschechischen Außenministers dem Bü[illegible] [illegible]inen anderen Inhalt gegeben. Aus einer [illegible] [illegible]uf die territoriale Unverläßlichkeit [illegible] [illegible]leichgerichteter Wirtschaftsinter- [illegible] [illegible]lung eines wirtschaft- [illegible] [illegible]ente mit dem Ziel, [illegible] [illegible]affen, der schwer- [illegible] [illegible]t, vor allem für [illegible] [illegible]ten sucht und [illegible] [illegible]polnische [illegible]

AM SCHNITTPUNKT DER SCHIENENSTRÄNGE: EINFAHRT ZUM BAHNHOF

RADIERUNG VON FRED GRAVENHORST

(Linden-Verlag, München.)

ALTSPANISCHE STÄDTEPRACHT

SEGOVIA

Malerisch erhebt sich in der spanischen Landschaft Kastilien die uralte Stadt Segovia. Sie bietet in stolzen Bauten ein Abbild ihrer wechselreichen Geschichte. Schon von den Iberern, der Urbevölkerung Spaniens, mit einer Stadtmauer umzogen und zur Römerzeit ein wichtiger Platz, war Segovia öfters die Residenz der Könige von Kastilien und Leon. Heute aber ist es mit seinen 14000 Einwohnern ein Ort, dessen Bedeutung in der Vergangenheit liegt.

Ein Zeuge altrömischer Baukunst: Der zweistöckige Zug des 818 m langen Aquädukts am Stadteingang.

Links: Die im 16. Jahrhundert erbaute, gotische Kathedrale, gegen die verschneiten Berge der Sierra de Guadarrama hin gesehen.

Unten: Der Alkazar Segovias, ein prächtiges Beispiel altkastilischer Burgenbauten.

(Photos: Kester & Co., München.)

Sphinx Russland

Kindermädchen gibt es noch.
Aber nur wenige können sie sich leisten, die Reichen des neuen Rußlands: Ingenieure und Opernsänger.

Fabrikgebäude in Petersburg.
Wo ist hier Wiederaufbau?

Die Massenauswanderung deutschstämmiger Bauern aus der Sowjetunion hat erneut den Blick der Welt auf dieses im 13. Jahre seines bolschewistischen Experimentes stehende Land gelenkt. Wir sind an die widersprechendsten Nachrichten von dort gewöhnt, die vom begeisterten Lob bis zum vernichtenden Urteil gehen. Was ist die Wahrheit?

Die auf dieser Seite wiedergegebenen Aufnahmen sollen zur Kenntnis des rätselhaften Landes beitragen. Sie sind geeignet, einige interessante Schlaglichter auf die Zustände im heutigen Rußland zu werfen.

Requisiten des alten Rußlands.
Auf einem Möbelmarkt in einer der Hauptstraßen Petersburgs verkauft die einstige Bourgoisie den Hausrat vergangenen Wohlstands.

Häuser mit Ehrenzeichen.
Die Häuser, deren Inhaber Spenden für die Rote Armee gestiftet haben, erhalten als Auszeichnung einen Orden (über dem Portal).

КОЖЕВЕННАЯ ТОРГОВЛЯ
-12- С. С. КОЖУХОВ. -12-

Dürfte es in Rußland Bettler geben?
Die Bettlerinnenschar vor dem Eingang zur Sühnekirche in Petersburg.

Lenin als Schutzgott.
Zum Beweis regierungsfreundlicher Gesinnung hat der Inhaber einer privaten Lederhandlung im Eingang seines Hauses eine Leninstatue aufgestellt.

In einer japanischen Kunstschule,
Neue Kunst nach altem Stil,

BILDER UND TEXT
VON PROF. FRANZ KIENMAYER

Der Einfluß europäischer Auffassungen in der japanischen Kunst der Tokio-Schule: Aktstudien nach Modell in der Akademie von Tokio.

Im japanischen Kunstschulwesen haben sich zwei Strömungen herausgebildet: In der Landeshauptstadt Tokio regiert die moderne europäisierende Schule des Fortschritts mit einer Hinneigung zur impressionistischen und expressionistischen Malerei, in Kyoto hingegen hat sich die traditionelle Art des Stilisierens von Blumen, Pflanzen, Tieren und Figuren mit flacher Perspektive in rein naturalistischer Auffassung erhalten und weiterentwickelt. Pflegstätte dieser einheimischen japanischen Kunst ist die neue Akademie in Kyoto, ein vorbildlicher Bau, der im Jahre 1926 von dem Architekten Anryu Tatasuke und dem Maler Irie Hakko errichtet wurde.

Vor dem Rundgang durch die modernen Lehrräume dieser Akademie werden die Schuhe mit einem Stoffüberzug versehen, eine japanische Sitte, die noch immer nicht umgangen werden darf. Im obersten Stock befindet sich die Klasse für Wandschirm-Malerei. Riesengroße Reißbretter von mehreren Quadratmetern sind schräg aufgerichtet, auf denen man stilisierte Blumenkompositionen sieht, sehr geschickt angeordnet, mit Kohle aufskizziert. Es sind dies die Entwürfe für die Wandschirme und Kakemonos.

Die Motive japanischer Kunst bieten fesselnde Eindrücke; denn jeder Kakemono, jeder Holzschnitt, ja sogar jedes Bilderbuch ist ein Ding für sich, hat sein bestimmtes Ausdrucksmittel, seine ganz bestimmte Daseinsberechtigung. Nach japanischer Ansicht sollen die gewöhnlichsten Gegenstände des täglichen Gebrauchs das Auge erfreuen.

An die große Beton-Freilichtterrasse, die für Sonnenlichtstudien bestimmt ist, reiht sich die Reklameklasse an zum Studium für Plakatmalerei, Gebrauchsgraphik usw., bei denen leider vielfach französische Kriegsmuster als Vorbild dienen. Diese Abteilung steckt noch etwas in den Kinderschuhen und hat bis jetzt nicht die Höhe erreicht, mit europäischen Akademien konkurrieren zu können.

Weit eigenartiger und auch in künstlerischer Hinsicht besser ist die „Hahn-Klasse". Der Hahn mit seinen Hennen ist hier das herrschende Motiv. Leicht und graziös ist seine Gestalt in Lebensgröße auf diese Wandschirme hingetuscht. Es finden sich die verschiedensten Auffassungen; da ist keine Schablonenarbeit, die der Schüler hier vorbringen darf, sondern ein jeder muß individuell komponieren. Es existiert noch eine ähnliche Klassenkategorie, die „Enten-Klasse". Hier steht auch ein langer Käfig mit Drahtnetz, in dem sich die zu unfreiwilligem Modellstehen verurteilten Tiere befinden.

Etwas ganz anderes bietet die „Figuren-Klasse", die für unsere Begriffe keine auffälligen Leistungen aufweist. Denn der japanische Künstler der älteren Schule kennt nur eine gewisse Flachmalerei, wenig Perspektive; er stellt meistens die Figur in die Landschaft ohne Raumempfinden, ohne Luft- und Ätherschwingungen. Aber doch sind die Darstellungen beachtenswert, da sie fein in der Farbe gesehen und gut komponiert sind, nach moderner Auffassung des alten Holzschnittes, der ja durchweg auf die dekorative Wirkung gestellt ist. Kleinere Formate dieser Bilder von Figuren, Tieren, Blumen und Pflanzen werden eigentümlicherweise auf dem Boden gemalt, jedenfalls um die Bildwirkung aus der Vogelperspektive beobachten zu können. Vielleicht veranlaßt hierzu den Japaner aber auch die Gewohnheit, bei den meisten Arbeiten des täglichen Lebens, also auch bei dieser künstlerischen Tätigkeit, auf der Erde zu hocken, wobei das Gesäß auf den Fersen sitzt und der Oberkörper sich fast liegend nach vorn neigt.

Die Mehrzahl der japanischen Gemälde werden auf Seide ausgeführt. Bevorzugt wird bei dieser Malerei die Guaschfarbe oder Ei-Tempera. Mit besonders spitzen Pinseln werden die Farben auf die Seide aufgetragen, ähnlich wie wir beim Aquarell verfahren. Es ist eine weiche, samtartige Technik, die, gefällig stilisiert, eine unbedingt künstlerische Wirkung ausübt.

In derselben Art werden auch die vielen künstlerischen Kimonos gemalt, die noch immer das japanische Festkleid darstellen und einen Wert von 600 bis 1000 RM. das Stück repräsentieren.

Auf diese feine und traditionelle Wirkung der alten japanischen Malerei wird in der neuen Akademie von Kyoto sehr viel Wert gelegt; sie zu erhalten und dabei auch die neuen Bestrebungen überlieferter japanischer Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, ist ihr Ziel. Jedenfalls nehmen wir von dieser japanischen Kunstauffassung einen unvergeßlichen Eindruck mit in die Heimat.

Kultivierung der traditionellen einheimischen Kunst im Gegensatz zur Tokioer Richtung: Die „Hahn-Klasse" in der neuen Akademie zu Kyoto.

Oben links:

Die Macht der Gewohnheit: Malerei aus der Vogelperspektive in Hockstellung am Boden, eine in Japan besonders bei der Wiedergabe kleinerer Sujets übliche Haltung.

Oben rechts:

Eine Kunstbeflissene der Kyotoer Akademie beim Bemalen eines wertvollen Kakemonos, des japanischen Wandschmucks.

Mitte links:

Bemalen von zur Anfertigung von Kimonos bestimmter Seide mit Blumenmotiven.

Mitte rechts:

Der Pfau. Beispiel eines fertigen Wandschirms (Seitenteil), des charakteristischen japanischen Raumschmucks.

Unten rechts:

In der „Enten-Klasse“: Zeichnen von Enten, einem beliebten Motiv japanischer Kunst, nach dem lebenden Modell.

Ein Abend in Kyoto

VON JEAN SULIAC

Während ich bei Kapitän Sato-San zu Besuch war, trat ein kleiner japanischer Soldat mit geradezu preußischer Strammheit in die Arbeitsstube und überreichte ihm einen mit ungeheurem Siegel verschlossenen Umschlag. Ein offizielles Dokument hat für mich immer etwas Erschreckendes, ahnt man doch seinen Inhalt nicht. Es kann der Befehl sein, unverzüglich nach Tokio zurückzukehren, oder etwas ähnlich Katastrophales.

Sato-San durchliest das Schriftstück mit unheilkündendem Ernst. Seine Augen gleiten die Hieroglyphenreihe entlang, von rechts nach links, mit so gespannter Aufmerksamkeit, als gälte es, ein algebraisches Problem oder die Wirrnis eines Fahrplans zu lösen. Er drückt seinen Stempel auf den Umschlag, den der Soldat in Empfang nimmt, worauf er salutiert, in drei tadellosen Tempi rechtsum kehrtmacht und verschwindet. Ich spiele den Gleichgültigen, bemerke, daß das Wetter schön und der Himmel ausnehmend blau sei. Endlich sagt Sato so nebenhin: „Oberst Tahashi lädt uns heute abend zu Tische ... in einer Chaia mit Geishas (Teehaus). Ich habe für Sie und mich angenommen."

Gute Nachricht! Ein echt japanisches Gastmahl im Geishaviertel; Teehaus am Ufer des Flusses; badende Jungen und Mägdlein in hochgerafftem Kimono; Umherstreifen im Gedränge der Theaterstraße; Papierlaternen, flatternde Wimpel; Buden...

*

Unsere Kurumayas stürmen im Laufschritt durch die schon einsamen, schmalen Gassen, schlafende Gärten entlang, vor denen Bambuspalisaden Wache stehen. Ein kleiner Knabe geht gravitätisch einher; er trägt eine unverhältnismäßig lange Stange, die in einer Papierlaterne endigt. Ihr Licht erleuchtet nichts und niemanden, und doch erfüllen Kind und Laterne eine Mission: sie sind die unerläßliche Vervollständigung des Nachtbildes, die lebende Figur in dem schwarzweißen Holzschnitt, auf dem das winzige Lichtrund gleich einer Feuerfliege tanzt.

Die Kurumayas stoppen mit einem Ruck vor einem friedlichen, unendlich verschwiegenen Häuschen. Ein kleines Schirmdach: darunter der diskrete Schimmer einer Bronzelaterne. Die Tür gleitet in den Rillen; ein Mädchen verneigt sich vor Sato-San; murmelt einige Worte — Begrüßung oder Paßwort? — leise, unendlich höflich. Der Dolmetsch übersetzt: „Oberst Tahashi erwartet Sie."

Dem Anschein nach besteht das Häuschen nur aus einem engen Vorraum. Die dunkelbraune Diele glänzt spiegelblank; Getas (Holzsandalen) stehen in Reih und Glied auf den Stufen. Wir streifen die Schuhe ab, wie es sich geziemt, und folgen auf Strumpfsohlen der lächelnden Nousme. Ein langer Gang; sepiafarben und glatt der Boden; gemalte Schiebetüren zur Seite, leere Fensteröffnungen, aus denen Sturzbäche blühender Pflanzen niederfluten; das honiggelbe Schilfdach gestützt von phantastisch geschwungenen Bambusträgern. Zwischen den Ranken dunkelt geheimnisvoll der nächtliche Garten, heben sich mächtige Bäume schwarz gegen den dunkelblauen Himmel ab. Vom Dache niederhangende oder auf Granitpostamenten stehende Laternen zeichnen Lichtkreise in das kirchenhafte „chiaro-scuro". Eine zweite Halle; in bläulichem Kieselsteinbett rinnt ein Bächlein, von goldigem Sand eingefaßt; winzige Zwergtuyas, verastet und knorrig wie greise Waldriesen, blühende Azaleen in köstlichen Bronzegefäßen; blumenumspielte Spaliere. In der Mitte des Raumes knien die Herrin des Hauses und vier Nesans (Dienerinnen), in schlichtem Kimono, das Haar korrekt über die Rundköpfe gestrafft. Ein zweiter langer Korridor; Stufen aus duftendem Zedernholz leiten in einen weiten Saal, dessen drei Außenseiten eine mondlichtüberflutete Veranda entlangläuft. Die Wirtin lispelt Entschuldigungen: sie habe uns einen langen Weg geführt, auf daß der Anblick von O Tsuki an (unser Herr, der Mond) unvermittelt unser Auge erfreue. Im dunkelsten Winkel der Veranda kniet ein Mann; er erhebt sich und geht uns entgegen. Es ist der Gastgeber, Oberst Tahashi. In geschickt vorbereitetem Bühneneffekt flammt plötzlich überreich elektrisches Licht auf. Zeremonielle Vorstellung; lächelndes Willkommenheißen; europäische Händedrücke. Tahashi-San trägt japanische Tracht: weitgeöffneten Kimono, darüber den von weißen Seidenschnüren zusammengehaltenen Hori (Mantel); auf Schulter und Ärmel gestickt drei Ahornblätter, das Wappen der sehr alten, sehr vornehmen Familie; die Füße sind nackt.

„Einer günstigen Verkettung der Umstände", beginnt er, mir zugewandt, „verdanke ich das Glück, Sie in Kyoto begrüßen zu dürfen. Nur allzu kurze Zeit verbrachte ich in Ihrem schönen Lande im Dienste meines Vaterlandes, doch habe ich dort viele teure Freunde hinterlassen und eine mir überaus kostbare Gastfreundschaft genossen. Darf ich nun die vermessentliche Hoffnung hegen, daß die ärmliche Feier dieses Abends Ihnen in wohlwollender Erinnerung bleiben möge?"

Wenngleich die übergroße Höflichkeit des Japaners mir nicht neu war, verwirrte mich die gewollte Bescheidenheit der Begründung; sie schien mir übertrieben und nicht im Einklang mit dem stolzen, herrenhaften Blick des Samurai. Tief vorgeneigt, die Handflächen an die Knie gepreßt, murmelt jetzt Sato-San seinen Gruß, den der Hausherr mit leisen Worten beantwortet. Seinem Wink folgend, lassen wir uns auf die weichen Futons nieder. Dienerinnen tragen Lacktischchen herbei, die sich seidig kühl anfühlen und mit zahllosen augenbezaubernden Leckerbissen beladen sind, die mir zum Verspeisen viel zu schön scheinen. Die Gerichte ruhen in entzückenden Porzellan- oder Bambusschälchen. An der Seite jedes Tischchens gibt es Zigaretten in schönen Lackschachteln und das übliche Feuerbecken mit glühender, in feinste Asche gebetteter Holzkohle.

Durch die weit zurückgeschobenen Wände blaut die Nacht; lau duftend umschmeichelt uns ihr Hauch; das künstliche Licht ist abgedämpft, und der Mondschein flutet siegreich in den Raum.

Mein Blick fiel auf die kleine Nesan. An die Schiebwand gelehnt, starrte sie regungslos, verzückt in das Dunkel.

Die Wirtin gleitet auf leisen Tabis (Leinensocken) herein. Sie wirft sich vor Tahashi zu Boden, spreizt die Finger auf der Matte, scheint eine Frage zu stellen; verschwindet geräuschlos, wie sie gekommen. Licht flammt auf; das Knistern von Seide; Geflüster; ein Shoji rollt zurück. Welch köstlicher Anblick! Vier junge Frauen schweben in den Saal; vier ätherische Gestalten, schlank und biegsam. Die prächtigen Gewänder streifen den Boden. In langsamer, hieratischer Bewegung streben sie vorwärts; mit über dem Fächer gekreuzten Händen sinken sie in die Knie, berühren die Matte mit der Stirn, bis ich nur weiße Nacken und juwelengeschmücktes Haar sehe. Der Oberst heißt die Geishas willkommen. Lächelnd murmeln die Tänzerinnen ein bewunderndes „so deska", und wieder neigen sich die Stirnen zur Erde. Eine niedliche Kleine, die in meiner Nähe steht, streckt mir filigranhafte Finger entgegen. Bei offiziellen Anlässen herrscht strenge Etikette; hier jedoch, im intimen Kreise, ist es den Geishas gestattet, sich den Gästen zu gesellen. Sie nehmen an unserer Seite Platz, füllen unsere Sakeschälchen und kredenzen sie mit verbindlichem „doso". Fragen stürmen auf mich ein: „Wie heißen Sie; wie alt sind Sie; woher kommen Sie?" Ich beantworte ihre Fragen nach bestem Vermögen und beneide meinen Freund Danny, der nach sechsmonatigem Aufenthalt im Lande der aufgehenden Sonne imstande ist, mit Lotosblume, seiner entzückenden Nachbarin, in ihrer Muttersprache zu plaudern. Zu meiner Freude bemerke ich, daß es nicht ohne Entgleisungen abgeht, denn die Kleine lacht bisweilen verstohlen hinter dem Fächer. Der fremde Wortschatz meiner Gefährtin beschränkt sich auf Begrüßungsformeln, und so bin ich meinem Dolmetsch auf Treu und Glauben ausgeliefert. Jetzt ist die Reihe an uns, den Damen Sake anzubieten. Sie nippen an dem Rand der in Wasser gespülten und frisch aufgefüllten Schale.

Schon in Tokio hatte ich offiziellen Empfängen mit Geishas beigewohnt und dank meinem Freunde Nabeshima manchen reizvollen Abend im Maple-Club verlebt. Die Kyotoer Geishas scheinen einer höheren Kategorie anzugehören als ihre Mitschwestern der Hauptstadt. Ihre gepuderten Gesichter sind rassiger; die nachtschwarzen Augen — just genügend schräg gestellt, um nichts von ihrem asiatisch Geheimnisvollen einzubüßen — klüger und ausdrucksvoller; der durch ein winziges Karminrund noch verkleinerte Mund weicher und feiner. Die beherrschte Würde der Geste und ein undefinierbares Etwas der ganzen Erscheinung umweben sie mit der Unnahbarkeit erdgelöster Göttinnen. Ich zitiere die Worte des alten Dichters: „Winde des Himmels, oh, schließt die Pfade der Wolken, auf daß länger auf Erden verweilen die holden Engel in Jungfraugestalt." Oberst Tahashi übersetzt, und die Geishas klatschen — vielleicht ironisch — Beifall. Eine der Künstlerinnen — dem dunkleren Kimono nach zu urteilen, wahrscheinlich die älteste — erhebt sich, grüßt die Gesellschaft und gleitet mit sittsam einwärts gestellten Füßen dem Hintergrund zu; eine wartende Dienerin reicht ihr ein Musikinstrument. Eine verständnisvolle Hand löscht die Lichter, und gedämpftes Vorspiel tönt geheimnisvoll durch den von Mondstrahlen und dem Schimmer einer Gifulaterne schwach erleuchteten Raum. Das Gezwitscher der Mädchen verstummt. Die kniende Gestalt der Samisenschlägerin entblüht dem Faltenwurf des Gewandes gleich einer nachtentsprossenen Blume. Leise surrt die Elfenbeinklinge über die Saiten; ein jäh abgerissener Strich, und sie gellen in wilder

PROF. WALTER FIRLE †

EIN MEISTER DER GENREMALEREI

Goldene Hochzeit.
Ausschnitt. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Die Genesende.

In die Reihen der Münchener Künstler von Rang ist durch den Tod des 70jährigen Professors Walter Firle eine neue fühlbare Lücke gerissen worden. Wenn seine Kunst auch in einer vergangenen Epoche wurzelt, so ist doch der Eindruck seiner Werke auch heute noch stark. Die Arbeiten seiner früheren Zeit behandeln vielfach religiöse Motive, und man hat sie daher gern in Parallele zu Uhdes Kunst gestellt. Großer Popularität erfreuten sich seine Genrebilder, die bei ihrer erzählenden Art doch niemals die künstlerische Linie überschritten. Daneben ist auch sein Schaffen als Porträtist von Bedeutung. Zahlreiche Gemälde von ihm haben in den deutschen Galerien Aufnahme gefunden.

Prof. Firle wurde am 22. August 1859 in Breslau als Sohn eines Großkaufmanns geboren. Anfänglich war er auch im Geschäft seines Vaters tätig, bis er später den kaufmännischen Beruf mit der Malerei vertauschte und in München die Akademie besuchte. Reisen nach Holland und Italien beeinflußten stark seine künstlerische Persönlichkeit.

Prof. Walter Firle,
geboren am 22. August 1859, gestorben am 20. November. (Phot. Müller-Hilsdorf, München.)

Vergib uns unsre Schuld.
Aus dem Triptychon „Vater unser“. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Klage auf, in nervenerschütterndem Verzweiflungsschrei. Die Stimme steilt auf in den höchsten Diskant. Die Strophen der alten Liebesromanze „Joruri" ringen und schluchzen; die Musik wird zu physischem, süß peinigendem Empfinden; Schauer durchfrösteln den Leib. Zeit und Raum sinken in die Tiefe des Halbbewußtseins; die Sängerin wird zum schemenhaften Nebelbild. Ein letzter Aufschrei — Stille — Licht; der Zauber ist gebrochen. Diskretes Händeklatschen; die Künstlerin dankt mit tiefer Verneigung. Sato flüstert mir zu: „Dies ist Haru-ko-San, Kyotos berühmteste Sängerin."

Früchte werden in Bambuskörbchen gereicht. Die Geishas schälen die schönsten mit sorgsam manikürten Nägeln und bieten sie uns, auf Eßstäbchen gespießt. Der Gastgeber unterhält sich halblaut mit Haru-ko-San. Danny vermittelt das Gespräch zwischen mir und meiner Gefährtin. Ich bin seinem Wohlwollen anheimgegeben und verstehe von ihren singenden Worten nur, was ihm zu verdolmetschen beliebt. Danny dürfte wohl Eigenes in die Übertragung meiner Worte einflechten, denn diese lösen des öfteren unerwartete Lachsalven oder bestürzt fragende Blicke aus. Gar zu gern hätte ich mit meiner europäischen Galanterie geprunkt, aber dies kam nicht in Frage, bedeutet doch in Japan das Kompliment einen unverzeihlichen Verstoß gegen die gute Sitte, ja, eine Unverschämtheit. Sato erzählte mir, unsere Gefährtinnen nähmen einen hohen Rang in der Geishakaste ein und erschienen nur höchst selten in europäischer Gesellschaft. Allein dem Ansehen Tahashi-Sans hätten wir ihre Gegenwart zu verdanken, und nur seine Obhut schütze sie vor etwaigen üblen Folgen. Ich enthalte mich weiterer Fragen, weiß ich doch, welch tiefe Kluft den Idjin San (Fremder) von der Tochter des göttlichen Reiches trennt.

Frischer Sake wird aufgetischt, diesmal in Phiolen aus milchigem Porzellan, die beim Ausschenken einen zwitschernden Ton hören lassen, ähnlich dem Zirpen eines Vogels. Ich bitte den Gastgeber um Erklärung dieses Phänomens. „Ein kluger Töpfer", erwidert er ernst, „fand einst das Geheimnis, der Nachtigall singende Seele ins Tongebilde zu bannen. Und so erklingt denn aus jenen kostbaren Phiolen das Lied der Nachtigallenseele zu Lob und Preis der beschwingenden Kraft des Reisweines."

Zwei dunkel gekleidete Geishas treten ein. Meine Nachbarinnen entschlüpfen und werfen sich vor den Neuangekommenen auf die Knie, während diese nach ernstem Gruß in der Runde gesenkten Blickes in hieratischer Pose verharren. Das Samisen präludiert leise; der Tanz beginnt: wesenlos, unkörperlich, wie das Auf- und Niederschwingen der Libelle, wie der Flügelschlag des Schmetterlings. Geschmeidige Leiber wiegen auf fast regungslosen Beinen; Arme schlingen und entschlingen sich in harmonischer Rhythmik, eins mit dem Faltenspiel der bis zu Boden schleppenden Ärmel; Hände, Fächer, Gewand verweben sich zur symbolischen Geste. Sato erklärt mir den Sinn des Schauspiels: das sachte Auf und Nieder der wippenden Finger: Schneeflocken fallen zur Erde, die Nachtigall hüpft ängstlich von Zweig zu Zweig; die Hand schlüpft in das Obdach des weiten Ärmels: der Vogel flüchtet in den endlich erspähten warmen Unterschlupf; mit freudigem Antrieb schießt der Arm weit nach vorn, und die Hand entfaltet den Fächer: der Winter ist geschwunden ... Sonne — Licht — Kirschblüten — Freude, die Nachtigall schwingt sich auf in den blauen Raum, trunken von Helle und Leben. Sinnbildhaftes Fächerspiel: bald öffnen sich die schimmernden Goldblätter, bald schließen sie sich herb; jetzt ruht der Fächer auf dem Handrücken, jetzt gleitet er an die äußerste Fingerspitze, wie durch Wunder im Gleichgewicht gehalten: er entfaltet sich, zittert, schwebt, atmet gleich einem vom Winde bestrichenen Segel.

Wieder singen die gefangenen Nachtigallen ihr Liedchen; der Sake rötet die Wangen der japanischen Offiziere.

Wunderbar hell und lind ist die Nacht; einer runden Laterne gleich, scheint der Mond von den schwarzen Ästen des Sanguibaumes niederzuhangen. Das Dach der nahen Pagode, das wellenhafte Profil der Hügel treten scharf aus den weichen Umrissen des Landschaftsbildes hervor. Nebelhaft verschwommen rundet sich die Milchstraße am Firmament. Der schlafende Wald sendet Düfte von Nacht und Kryptomerien. Ich stehe da draußen im großen Schweigen, an die Brüstung der Altane gelehnt, neben mir Wakagiku. Ich fühle die Wärme ihrer Schulter; meine Hand sucht die ihre. In ihren Augen spiegeln sich die Sterne. Göttliche Stunde; liebesgesättigte, kupplerische Stunde! Die laue Berührung verwirrt mir den Sinn; mein Hirn spinnt einen unmöglichen Roman... Ihre Finger liegen auf meiner Hand; ich neige mich über Wakagiku ... auf ihren Lippen liegt es wie spöttisches Lächeln; ihr Auge entweicht meinem Blick und heftet sich an den flimmernden Goldstaub dort droben.

Gesang ertönt aus dem Dunkel: „Über den Dächern der Mond, / Des Kirschbaums Blüte, / Die Wolke zieht / Und dann? ..."

Eine zweite kindliche Stimme fällt ein: „Und ich sann, / Wehmütig und müde, / War es der Mond, der mir sagte, / Weine nur, weine, / Und Tränen netzten mein kummervolles Antlitz."

Dies Zwischenspiel, war es ein geschickt ausgedachter Bühneneffekt oder Eingebung des Augenblicks, Aufschrei zweier schönheitstrunkenen Seelen? Ich verlange nicht, es zu wissen. Eines nur weiß ich: daß eine Frauenhand zaghaft meinen Arm emportastet, eine Schulter hingegeben an mir lastet; daß eine feine Stimme mir ins Ohr raunt: „Solange mir währet das Leben / In unserer wechselnden Welt, / Dieser seligen Mitternachtsstunde / Wird sehnend mein Herz stets gedenken."

Satos Stimme wird aus der Finsternis hörbar: „Sie will damit sagen, daß sie den Abend in Ihrer geschätzten Gesellschaft nicht so bald vergessen wird. Bauen Sie nicht allzusehr auf dies Versprechen."

Ich wende mich an meinen Gastfreund: „Selbst mir ungläubigem Europäer werden Ihre Zaubermärchen heute zur Wahrheit."

Zögernd, wie widerwillig versinkt die Mondscheibe jenseits von Hügel und Wald: eine Sternschnuppe streift über den verdunkelten Himmel. Wakagiku sieht mit einem unergründlichen Lächeln zu mir auf ... halb ironisch, halb zärtlich, doch ihr Blick dünkt mich sanft, wie eine Liebkosung.

Drinnen wird Jam-Kim-Pon gespielt. Zwei Spieler knien einander gegenüber, die Hände wippen zum Rhythmus der drei Silben auf und nieder und müssen im entscheidenden Augenblick das Symbol für Papier, Schere oder Kieselstein formen; Schere siegt über Papier, Kieselstein über beide. Um dies Spiel zu würdigen, muß es im Teehaus gespielt werden, zu frühester Morgenstunde, wenn Zeit und Raum zu unklarem Begriff geworden. In Seide und Brokat gewandete Geishas müssen an deiner Seite knien; ihr trillerndes Lachen muß dir ans Ohr klingen. Du mußt die Welt außerhalb der goldenen Papierwände vergessen und Vergangenheit und Zukunft, Rasse und Stellung. Darfst dich nicht fragen, ob deine Gefährtinnen lachfreudige kleine Mädchen oder begehrenswerte Priesterinnen der Liebe sind; darfst nur die eindeutige kristallklare Freude ihres Kinderlachens genießen.

Der Endsieg schwankt zwischen Tahashi-San und Haru. Die Zuschauer verfolgen das wechselnde Glück, atemlos, leuchtenden Auges. Wakagiku vergißt in der Aufregung alle Regeln der guten Geishasitte und ruht fast auf meinem Schoß. Banzai! Haru hat gesiegt. Ihr Widersacher beglückwünscht sie mit feierlichem Ernst. Eine wertvolle Obischließe ist der Preis seiner Niederlage.

Wieder kniet Haru vor dem Samisen. Ich bitte um meine Lieblingsmelodie, die Ballade „Echigojushi". Erstaunen: „Wie, Sie kennen dies Lied?" Ich erwidere: „An einem trübseligen Regenabend in Tokio suchte ich Trost im Grammophon und ließ mir eine Serie japanischer Platten abspielen. Diese eine Melodie ist mir in Erinnerung geblieben." Harus tiefe, vibrierende Stimme erfüllt den Raum. Wie anders klingt heute das Lied! Wie leidvolles Abschiednehmen; wie Abschied von der schwingenden Stunde, von der kleinen Geisha, die regungslos an meiner Seite kniet; wie Abschied von etwas unnennbar Süßem, das nie war und nie hätte sein können; ein Schluchzen der Sehnsucht und des Verzichts auf eine unmögliche Liebe.

Die Geishas rüsten zum Aufbruch. Wakagiku steht allein auf der Veranda — klein, zerbrechlich wie ein Kind. Verneigungen, zu Boden gesenkte Stirnen, Abschiedsworte; seidenumknistert entfliegen die „Himmelsengel". Oberst Tahashi dankt uns für die ihm erwiesene Gunst und heischt unsere Verzeihung ob der Ärmlichkeit eines unser so unwürdigen Festes. Wir besteigen die Kurumas, und im Sturmlauf geht es durch die dunkle, schlafende Stadt.

*

Zwei Tage später überreicht mir der Hotelboy eine mit Gold- und Silberfäden umschnürte Rolle (Symbol des Geschenks). Ein winziger veilchenblauer, golddurchzuckter Fächer entfällt dem seidenen Furoshiki (Einschlagetuch); eine Notenrolle: die Ballade „Echigojushi". Auf der Rückseite des Fächers glänzt die Tusche frisch hingepinselter Ideogramme. Ein Gedicht: „Welche Gedanken werden wohl meinen Geist durchziehen, / Jetzt, da ich dich gesehen? / Ach, die Antwort ist einfach genug, / Hatte ich doch keine Gedanken, / Ehe ich dich gekannt." Und darunter der Namenszug meiner rätselhaften Gefährtin eines Abends.

*

Unterwegs nach Kobe, im Waggon mit den breiten Längsbänken; Kyoto taucht unter im Morgendunst. Die talsperrenden Hügel stürmen uns entgegen. Die dunkelgrauen Rauchschwaden ballen sich zu phantastischen Gebilden. Das Golddach einer Pagode gleißt zwischen Bäumen auf. Im Rhythmus der Fahrt höre ich vier Silben, stets die gleichen. Sie bilden einen Namen.

*

Wenn wieder die graue Last des Nordhimmels mich bedrückt, wenn in einsamen Stunden mein Herz sich verkrampft vor Sehnen nach dir, geliebtes, unsagbar schönes Reich der aufgehenden Sonne, werde ich zu Büchern flüchten, die mir von dir erzählen; von deinen Tempeln und Wäldern, deinen verschwiegenen Gärten und still träumenden Lotosteichen. Doch kein Buch wird mir Kunde bringen von zwei schwarzen Augen, die das Sternlicht widerspiegeln; von Wakagiku, der kleinen Geisha.

(Deutsch von Isabel Crenneville.)

AUS DER GESELLSCHAFT

Walther L. Fournier,
der unter dem Namen „Wilder Jäger“ durch seine humoristisch-satirischen Schilderungen bekannte Jagdschriftsteller, feierte am 24. November auf Rittergut Tammendorf bei Frankfurt a. d. O. seinen 60. Geburtstag.

Aus der Diplomaten-Welt.
Empfang in der lettischen Gesandtschaft in Berlin anläßlich des Jahrestages der Unabhängigkeit Lettlands am 18. November. Mitglieder der lettischen Kolonie: (Von links aus) Violinist B. Stender; Attaché Kalninsch; Pianist Demant; Direktor Weißberg; dahinter Legationsrat John Gilbert; die Gattin des Gesandten, Frau Woit; Minister und Gesandter Oskar Woit; (sitzend) Frau Attaché Kalninsch; dahinter Pianist und Komponist Babin; Fräulein Ilse Woit in lettischer Nationaltracht.

Die Jagdgesellschaft in der Kirche.
Die Marquise de Noailles mit ihren Jagdfreundinnen in der Kirche zu Chantilly. — Anläßlich der Hubertusjagden werden in Frankreich vielfach in den katholischen Gotteshäusern Messen gelesen.

Welch reicher Himmel, Stern bei Stern …
Eine interessante Aufnahme vom Filmball in Berlin am 16. November, bei dem alles, was beim Film Namen und Rang hat, vertreten war. — Bei anregendem Gespräch: Gerda Maurus (die „Frau im Mond“!), Willy Fritsch und Lilian Harvey (von links nach rechts).

Minya Dührkoop,
eine Pionierin der modernen künstlerischen Photographie, † am 17. November in Hamburg.

Der Nobelpreisträger als Familienvater.
Thomas Mann im Kreise seiner Familie: Links von ihm seine Gattin Katja, geborene Pringsheim; rechts seine beiden ältesten Kinder, Erika und Klaus; am Tisch Angelus, Monika, Elisabeth und Michael Mann. (Phot. E. Wasow, München.)

Rechts:

Hamburgs neue Flughafen-Anlage.

Auf dem vor kurzem in Betrieb genommenen Flugbahnhof in Hamburg-Fuhlsbüttel: Die Terrassenanlage mit Restaurationsräumen und Zuschauerplätzen. — Das aufs neuzeitlichste ausgestattete Gebäude enthält noch die gesamte Verwaltung, Zoll- und Polizeistation und Übernachtungsräume. Architekten: Dyrßen & Averhoff, Hamburg. (Phot. E. Scheel.)

Rudolf Herzog,

vielgelesener Schriftsteller, Verfasser von Gedichten, Dramen und besonders von erfolgreichen Romanen, kann am 6. Dezember seinen 60. Geburtstag feiern. (Phot. Ferdy Dittmar.)

Tages Arbeit.

Ein seltenes Bild von einem Kongreß: Geishas als reizende Unterhaltung bei ... des Elektrizitäts-

Um das Saargebiet.

Von den deutsch-französischen Verhandlungen über die Rückgabe des Saargebiets an Deutschland, die am 21. November im Auswärtigen Amt in Paris begannen: Die Abgesandten der beiden Nationen. Vorn (Mitte) der Führer der deutschen Delegation, Staatssekretär v. Simson; rechts neben ihm der Führer der Franzosen, Pernot, französischer Arbeitsminister.

Rechts:

Operation auf hoher See.

An Bord des Hapag-Motorschiffes „St. Louis" wurde vor kurzem an einem schwerkranken Schiffsjungen, der vom Schulschiff „Großherzogin Elisabeth" übernommen worden war, eine schwierige Operation mit Erfolg ausgeführt. Der Kranke konnte dann in Hamburg einem Krankenhaus überwiesen werden, wo er seiner Genesung entgegengeht.

Sir F. G. Hopkins,

Professor für Biochemie am Trinity College in Cambridge, Vitaminforscher, erhielt den Preis für Physiologie und Medizin 1929.

Prof. O. W. Richardson,

London, bekam für seine auch für die Funktechnik wichtigen Untersuchungen auf dem Gebiet der Elektrizität den Physikpreis 1928.

Rechts:

H. v. Euler-Chelpin,

Professor an der Universität in Stockholm, der mit Prof. Harden in Anerkennung seiner Gärungsforschungen zum Träger des Chemiepreises 1929 bestimmt wurde.

DIE TRÄGER DE

Links:

Sturm über England.

Ein gigantisches Naturschauspiel: Eine Sturzwelle in St. Leonards bei Hastings während des Sturmes an der englischen Küste.

Pascual Ortiz Rubio,

Kandidat der Nationalrevolutionären Partei, der am 17. November bei der Präsidentschaftswahl in Mexiko als Sieger hervorgegangen ist. Er wird sein Amt am 5. Februar 1930 antreten.

[illegible]abends Gäste!

[illegible] einem Diner nach japanischer Sitte im Kokoyan-Palast zu Tokio während [illegible] Weltkongresses.

Herzog Louis de Broglie,

der erst 37jährige Pariser Gelehrte, erhielt für seine Untersuchungen über die Beschaffenheit des Lichts den Physikpreis 1929.

Prof. Christian Eijkman,

Direktor des Hygiene-Instituts in Utrecht, Entdecker des antineuritischen Vitamins, mit Prof. Hopkins Träger des Preises für Physiologie und Medizin 1929.

Links:

Prof. Arthur Harden,

Dozent an der Universität London, wurde zusammen mit Prof. Euler für Gärungsforschungen mit dem Chemiepreis 1929 ausgezeichnet.

Ein deutscher U-Bootführer besucht England.

Der U-Bootkapitän Ernst Hashagen weilte zwecks einer Vortragsreise in England, wo er überall sehr achtungsvoll empfangen wurde. Unser Bild ist auf einem Bankett in Reading aufgenommen und zeigt: (von links aus) Lord-Mayor von Reading mit Gattin; Viscount Astor; General Lamaton; Kapitän Hashagen; Commander Lewis, Hashagens einstigen Gegner im Weltkrieg; Frau Hashagen.

Links:

Hilfe für die deutschen Emigranten aus Rußland.

Ein Teil der ausgewanderten deutschstämmigen Bauern fand in Hamburg im Überseeheim der Hamburg-Amerika-Linie Aufnahme. — Auf dem Wege vom Bahnhof zum Überseeheim. Die Ankommenden sind teilweise schon mit Kleidungsstücken aus deutschen Spenden versehen.

[illegible]S NOBELPREISES

DIE NEUE BAHN AUF DIE ZUGSPITZE IM BAU

MIT ZEICHNUNGEN VON ALOIS KOLB

Im Sommer 1930, so hofft man, wird die bayerische Zugspitzbahn bis zum Platt fertig sein. Vorläufig konnte jetzt erst die Talstrecke dem Verkehr übergeben werden. Von der Talstation (708 m) bei Garmisch-Partenkirchen läuft diese Strecke 7,5 km weit bis Ober-Greinau als Adhäsionsbahn. In 10,9 km Länge wird die Bahn über die Eibsee-Station (etwa 1000 m) zum Platt (2650 m) als Zahnradbahn führen, und eine 0,6 km lange Standseilbahn, die in einem Tunnel verlaufen soll, wird später die Besucher der Zugspitze noch 300 m höher bis unmittelbar an den Gipfel (2964 m) dieses Alpenriesen bringen. Die Hauptstätte emsigen Schaffens ist augenblicklich das Riffelriß in etwa 1645 m Höhe. Transportseilbahnen führen dort hinauf, und von hier gehen weitere Seilbahnen nach den „Fenstern", Zugangslöchern zu den Baustrecken des 4400 m langen, großen Tunnels, der so an mehreren Stellen in Angriff genommen werden konnte. Bis zu 2600 m Höhe sind diese Zugangsstollen angelegt, und es bedeutete schon eine gewaltige Leistung, hierher das Material für die Anlegung der Hilfsseilbahn zu schaffen. Unsere Zeichnungen geben ein anschauliches Bild von den Schwierigkeiten der Bauarbeiten auf diesem Teil der neuen Zugspitzbahn.

An der Riffelwand: Materialseilbahnen zu den höchsten Tunnelfenstern.

In 2000 m Höhe an der Riffelwand: Ausschüttstollen gegen Eibsee.

Eingang zum großen Tunnel, der bis zum oberen Ausgang „Am Platt" unterhalb der Spitze führt.

UND DIE TROPISCHE SONNE — SIEHE, SIE LEUCHTET AUCH UNS!

ATELIERSZENE AUS DEM ENGLISCHEN TONFILM „WEISSE FRACHT“ VON LEON GORDON

Die erbarmungslos sengende Sonne Afrikas, das feuchtheiße Klima der Goldküste, des Schauplatzes der Filmhandlung, soll auf der Leinwand in die Erscheinung treten. Durch die im Bilde gezeigten Scheinwerfer-Anlagen im Filmatelier gelang es, den naturgetreuen Eindruck einer tropischen Landschaft hervorzurufen. — Der Film hat seinen Namen nach den Weißen, die nach jahrelanger Arbeit in einem vernichtenden Klima als verbrauchte „weiße Fracht“ wieder in die Heimat zurückgeschickt werden.

Amerikanisches Theater

VON KARL SCHÜCK

Man darf das Niveau der amerikanischen Dramatik nicht nach den „Reißern" beurteilen, die in Gestalt von virtuosen und schauerlichen Detektiv-, Kriminal- und Prozeßgeschichten nach Deutschland importiert werden. Fragt man nach einem wirklich großen modernen amerikanischen Dramatiker, so wird man — mit Recht — auf Eugene O'Neill hinweisen, dessen „Haariger Affe", „Kaiser Jones", „Gier unter Ulmen" in Berlin zu Serienaufführungen gelangten. Warum halten sich diese amerikanischen Stücke nicht allzulange auf unseren Spielplänen? Nun, die Antwort ist sehr einfach: Weil man die dem Europäertum fast völlig fremde, neue „amerikanische Mentalität" nicht begreift. Man kann Amerikanisches nicht nach europäischen Maßstäben beurteilen und werten.

Moderne europäische Autoren im amerikanischen Theater. Szene aus „Der Arzt am Scheidewege" von Bernard Shaw im Guild-Theater in Neuyork.

Hier entwickelt sich in der Tat durchaus Neues und Starkes, bei dem sämtliche Vorurteile, die der Europäer über Amerikanertum zu hegen pflegt, unangebracht wirken. Freilich wird der Europäer, der Amerika und besonders die Theatermetropole Neuyork besucht, konstatieren, daß der weitaus größere Prozentsatz der Bühnen der „leichten Muse" huldigt. Ein amerikanischer Theaterdirektor fragte mich: „Wie ist es möglich, daß das Kulturland Deutschland so viele minderwertige, blutrünstige, allzu erotische, allzu leichte Stücke aufführt und bejubelt?"

Ich vermochte nur die eine Antwort zu geben: „Genau so wie in USA. und in aller Welt der Prozentsatz der Theaterbesucher gewachsen ist, die sich im Theater nur unterhalten und amüsieren wollen, so ist es auch in Deutschland. Dies hat nichts mit dem Sinken des Kulturniveaus, sondern mit physiologischen Ursachen zu tun." In Neuyork, der tonangebenden Theaterzentrale der Staaten, regieren verschiedene Theatertruste, wie die von Shubert und „Flo" Ziegfeld. Während Shubert verschiedene „Musical-Show"-Bühnen und ernste, fast möchte man sagen: klassische Theater besitzt, bringt Ziegfeld die prunkvollsten Revuen und Shows zur Aufführung, die, dank einer unerhörten Farbigkeit und Phantastik der Regie und einer Auswahl der schönsten Girls der Welt, ein ganzes Jahr hindurch ununterbrochen laufen. — Zu den mittleren Theatern gehören solche, die Revolverdramatik und abenteuerliche Stücke bringen. Die Hauptmomente, die das Publikum ködern, sind „laughs and thrill": Lachen und Aufregung. Es gab ein Stück drüben, das — unter dem Titel „Der Vampyr" — den weiblichen Theaterbesucherinnen so viel Schrecken einzujagen vermochte („100 Proz. thrill"), daß Hysterie und Ohnmachtsanfälle die regelmäßige Sensation des Theaters waren. Kein Wunder, daß das Theater monatelang ausverkauft war.

Shakespeare auf übermodern. Auch das Auto fehlt nicht bei einer neuen amerikanischen Inszenierung von Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung". (Garrick-Theater, Neuyork.)

Wenden wir nun den Blick den „serious theatres" zu, so finden wir Aufführungen amerikanischer und europäischer Dramatik (Frank, Kaiser, Werfel, Romain, Toller, Shaw), die sich in der Tat mit dem Besten messen können, was wir hier besitzen.

Die Guild-, Garrick-, Booth-Theater sind in jeder Hinsicht hervorragend. Man erlebt eine O'Neill- oder eine Channing-Pollock-Premiere, man sieht eine moderne Inszenierung von Shakespeare (wobei selbst Radio und Auto nicht auf der Bühne fehlen!), man sieht Galsworthys Stücke, wird erschüttert von den leidenschaftlichen Anklagen Tollers und junger amerikanischer Dichter. Amerika steht vor einer entscheidenden inneren Wandlung. Der Über-Reichtum der Staaten zerrt das Land zu einem gewissen inneren und äußeren toten Punkt. Man sieht

Von einer Aufführung des bedeutenden amerikanischen Autors Eugene O'Neill. Bühnenbild aus „Marcos Millionen", dem Drama von Marco Polos Reisen, im Guild-Theater in Neuyork.

Die dramatische Kunst der schwarzen Rasse.
Szene aus dem Negervolksstück „Porgy" (Angst vor dem Gewitter), das bei seiner Aufführung in Neuyork gewaltiges Aufsehen erregte.

drüben überall ein, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann. Mit der Groteske und der Sentimentalität kann man kein Weltbild sich erobern. Floh der Yankee bewußt auch bisher alles Tragische, dem er verständnislos gegenüberstand, so beginnt sein Gefühl sich langsam, aber stetig nach dieser Seite hin zu vertiefen. Freilich, die Masse bleibt — wie überall — diesem neuen Werden gegenüber indifferent. Aber die Kulturträger, die jungen Dichter der Nation, können ungehemmt ihre Stimme erheben; die Theater bringen Werke der jüngsten Generation zur Aufführung, die erschütternde Wirkungen bei den Hörern und Zuschauern hinterlassen. (Selbst die Filme beginnen sich psychologisch einzustellen!) Allerdings ist der Prozentsatz der ernsten Stücke, gegenüber dem der Komödien, Shows, Grotesken und Kitschstücke noch recht minimal.

Von großer Bedeutung für das amerikanische Theaterleben sind die fremdsprachlichen Theater der Städte. So haben die Städte mit spezifisch deutschblütiger Bevölkerung deutsche Theater, die durchschnittlich einmal wöchentlich spielen. Dann gibt es alle Arten von französischen, mexikanischen, chinesischen Theatern. Die größte Sensation war ein auf Monate verlängertes Gastspiel einer Negerschauspieltruppe in einem Broadwaytheater Neuyorks mit dem Volksstück „Porgy". Was bis dahin nie möglich war, daß ein Neger auf einer „weißen Bühne der City" spielen durfte, wurde nun Wirklichkeit. Spiel, Leidenschaft, Hingabe, Erfindungsgeist dieser Negerschauspieler ließen Amerika aufhorchen. Hier war so viel echtes Theaterblut, daß man nur lernen konnte.

„Black people" auf der Bühne.
Eine Szene aus dem Negervolksstück „Porgy".

Ein Schmerzenskind der Amerikaner ist die Oper. In den sämtlichen 48 Staaten der Union gibt es nur zwei ständige Operntheater, die Metropolitan in Neuyork und die Civic Opera in Chikago. (Diese veranstalten nach Schluß der Spielzeit Tournees durch die Union.) Eine dritte Oper in San Franzisko ist projektiert. Der Amerikaner hat kein inneres Verständnis für das romantische Element der Oper.

Die Mäzene Amerikas ermöglichen trotz allem ein Fortbestehen dieser „Star"opern: man trifft weniger hohes allgemeines Niveau an als vielmehr die bestbezahlten Sänger der Welt: Schaljapin, Gigli, Jeritza, Bohnen, Rethberg u. a. sind die Namen, die das Publikum in die Opern locken. Die Operntruppen, die auf eigenes Risiko und mit schwachem Repertoire die Staaten bereisen, sind von keinem künstlerischen Belang.

Die Städte der Union beziehen ihr Bühnenrepertoire naturgemäß von Neuyork, da der Neuyorker selbst kritischer ist und sich in Neuyork die Lebensfähigkeit und die Qualität eines neuen Stückes erproben können.

Die Theater im Westen Amerikas, wo sich starke Kulturkräfte des Landes sammeln, zeigen aber einen ungeheuren Eifer, den Osten zu übertrumpfen. Premieren sind im Westen zu Hause, und nur widerwillig nimmt der Neuyorker die „westlichen Erzeugnisse" in seiner Metropolis auf. Aber gerade dies Streben und Wollen, dieser ehrliche künstlerische Wille und die aufkeimende Begeisterung der amerikanischen Dichterjugend beweisen mehr und mehr, daß Amerika in Theaterdingen noch nicht das letzte Wort gesprochen hat.

DIE GARDEROBEFRAU IST EINGENICKT

Zu später Stunde — die Hüterin der Garderobe träumt im Halbschlaf von jener Welt dort hinter den Türen, aus der verhalten und fern die Barmusik herüberdringt.

Was gibt es Neues?

In diesem Winter modischer Überraschungen ist die Frage „Was gibt es Neues?" berechtigter denn je. Selten ist so viel und ausgiebig über diese Dinge debattiert worden. Richtiger und wichtiger wäre es, sich klarzumachen, daß sie nicht in Bausch und Bogen abzutun sind, sondern als Ausdruck persönlicher Anschauungen und Geschmacksäußerungen erscheinen. Sind die Grundlinien festgelegt, verlangen die Ergänzungen Schattierung und Steigerung. Von diesen feinen Unterschieden können nur diejenigen profitieren, die ihren Typ genau kennen und wissen, was ihm nützt oder schaden kann. Gerade jetzt gibt es so viel Verschiedenartiges, daß es notwendig ist, sich mit der Materie ein wenig zu befreunden. Man wird schnell das Vorteilhafte erkennen und alles Überflüssige beiseitelassen. Die zahllosen hübschen Nebensächlichkeiten, die sich allmählich hervordrängen, erzwingen Aufmerksamkeit. Die jüngere Generation kennt zum Beispiel kaum mehr den Muff. Er ist plötzlich wieder erschienen und verlangt Beachtung, teils als Dekoration, teils als zweckmäßige Ergänzung des winterlichen Anzugs. Die meisten Frauen werden ihn mit Freude begrüßen, denn kalte Hände sind kein Vergnügen. Der Muff wird im Stil des Anzugs geschaffen, er ist an keine bestimmte Form gebunden, kann nach Belieben groß, klein, rund, oval sein. Zu dem schwarzen Mantel mit aparter Persianerverbrämung ist ein runder Muff gedacht. Er zeigt sich von zurückhaltender, ruhiger Form und stimmt zu dem Gesamteindruck. Komplizierter ist der Muff aus grauem und schwarzem Astrachan, der zu einem Kostüm aus schwarzem Breitschwanzplüsch gehört. Vielfach sind diese Muffe mit Taschen verbunden. Der Taschenmuff gilt als origineller und witziger Einfall. Aber das ist er nicht allein, er ist auch praktisch, da er die Tasche ersetzt. Die Taschen sind groß genug, alles Notwendige aufzunehmen. Auch diese Einzelheiten sind reizvoll ausgestattet und winzig. Besonders amüsant sind die kleinen farbigen Ledertäschchen von Coty, in denen silberne und goldene flache Behälter für Puder, Rouge und Lippenstift ruhen. Beim Muff ist man wieder zu Blumenschmuck zurückgekehrt. Man zeigt etwas mehr Naivität als bisher und erklärt Maiblumen als große Mode. Auch die Handschuhe streiften ihre Zurückhaltung ab. Sind Mantel oder Jacke ohne Pelzmanschetten gearbeitet, so findet man die Manschetten als Verlängerung der Lederhandschuhe. Die Manschetten

Zu dem schwarzen Mantel mit reichem Persianerschmuck gehört ein kleiner Persianermuff.

Schwarze Lederhandschuhe mit schwarz-weißen Pompons; dazu Handtasche in gleicher Ausführung.

sind teilweise mit lichtfarbenen Seidenpompons ausgestattet, und zwar tritt die Bevorzugung von Schwarz-Weiß nachdrücklich in die Erscheinung. Diese farbigen Eindrücke machen sich jedoch selten vereinzelt bemerkbar. Es sieht sehr hübsch aus, wenn die Ausstattung der Handschuhe mit der Tasche harmoniert. Man geht sogar so weit, Schuhe, Tasche, Handschuhe und Schal farblich einheitlich zu gestalten und das verschiedenartige Material auf gleiche Töne zu stimmen. An Stelle des bisher salopp umgelegten Schals verwendet man gern große Schleifen, wiederum ein Beweis, wie begehrt alle femininen Begleiterscheinungen sind. Die farbliche Harmonie im Anzug macht sich immer wieder sympathisch bemerkbar. Sie gilt als wertvollste Stütze gepflegter Kleidung und macht es den Frauen leicht, auch mit geringen Mitteln ausgezeichnete Wirkung zu erreichen.

Ola Alsen.

Prinzessin Murat, Paris, trägt eine braun-beigefarbene Toque, dazu eine farblich harmonierende große Schleife.

Abendschuhe in Sandalenform aus schwarzem Atlas mit weißer Perlstickerei.

Kostüm aus schwarzem Breitschwanzplüsch mit grauem Persianerbesatz; Muff in origineller Form aus den gleichen Materialien.

Schwarzseidene Abendschuhe mit stumpfen Gold- und Silberstickereien.

Austernfarbenes Abendkleid in neuer schlanker Form mit einer großen Schleife auf der Schulter.

Apartes Abendkleid aus schwarzer Faille mit eigenartiger Rückenpartie.

DIE MUTTER

GEMÄLDE VON
EUGÈNE CARRIÈRE

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(8. Fortsetzung.)

Mittelmann sah die Rubin mit starrem Blick an und sagte heiser, rang sich den Satz ab: „Rosa — belüge mich!"

„Du bist verrückt." Sie stand auf und klingelte. Dora kam mit dem Tablett und deckte den Tisch ab. Sie gingen in das Nebenzimmer. „Willst du für mich einen Brief schreiben?" — „Natürlich!" Er schrieb nach ihrem Diktat. Dieser Brief an einen Verlag, der Bühnenwerke vertrieb, war weder wichtig noch eilig. Sie mußte selber lächeln. Es war nur, daß die Zeit hinging und Mittelmann beschäftigt war; sie konnte den Kollegen nicht einfach auffordern, nun nach Hause zu gehen.

Unter der Stehlampe saßen sie wieder einander gegenüber; aber das hielt Rosa Rubin nicht aus. Das gedämpfte Licht verwischte die Züge; wenn man die Augen schloß und durch den Spalt sah, konnte man sich einbilden, unter der Lampe säße Artur Ruloff. — Sie sprang auf und trat vor die Uhr an der Wand. Gleich würde es zehn schlagen. „Lieber Philipp, ich bin heute müde und abgespannt; du bist nicht böse, wenn ich mich zurückziehe."

Er blieb sitzen und schwieg. Viele Abende, immer das gleiche. Schickt sie mich wieder nach Hause, in die kahle Stube, zu gleichgültigen Wirtsleuten, in die Kneipe? Bin ich ein Hund? Trotte ich neben ihr her, werde verabschiedet, vor die Tür gesetzt, auf die Straße gejagt... Ein unerwarteter, vollkommen planloser Trotz stand in ihm auf. Er rührte sich in seinem Sessel nicht, rauchte vor sich hin, sah sie nicht an, die diese Worte gesagt hatte.

„Hast du gehört, Philipp? Ich bin wirklich müde."

Er war wie ein Klotz; er würde, selbst wenn er Überlegung aufgebracht hätte, sich nicht haben rühren können. Sein Wille war angeschweißt dem Trotz: Ich bleibe hier sitzen. Wozu, in welcher Absicht? Verdarb er es mit Rosa Rubin auf solche Art nicht gänzlich? Vielleicht waren diese Fragen schon bereit in seinem Hirn, aber seine Starrköpfigkeit und das fanatische Verbohrtsein ließen keine Überlegung zu.

Sie sah ihn geraume Zeit erstaunt mit großen Augen an; dann zuckte sie die Achseln und ging in ihr Schlafzimmer. Hier schloß sie hinter sich zu. Er vernahm den Ton, aber er bewegte sich nicht. Minuten vergingen. Knarrte ein Bett? Ächzten Sprungfedern? Seine Nerven waren alle gespannt und lauerten, aber nur das Gehör konnte in Funktion treten. Geräusche, ja. Aber was bedeuteten sie? Schlug die Schranktür zu, klirrte ein Glas an, rauschten Kleider... Ihm ward plötzlich heiß. Er erhob sich mit einem Ruck. Es war ja irrsinnig, hier zu warten. „Rosa ..." bat er halblaut und trat an ihre Tür, „Rosa ..." Es kam keine Antwort. Er pochte gegen das Holz. „Liebe Rosa ..." Und als er lauschend vorgebeugt stand, bekam er Antwort. „Geh schlafen, Philipp", sagte Rosa Rubin, „ich müßte mich schämen, dir Almosen anzubieten."

Er blieb, wo er war. Er hielt den Satz in den Händen und drehte ihn hin und her; aber der Wunsch, dieser Frau nahe zu sein, war so steil in ihn hineingestürzt, daß er alle anderen Gedanken gleichsam verschüttet hatte. Philipp Mittelmann entnahm diesem Satz nur die Ablehnung. Er legte den Mund gegen das Schlüsselloch und sprach hinein: „Aber wenn ich dich liebe, Rosa!"

Da sagte drinnen Rosa Rubin: „Was geht das mich an, Philipp!" Und ihr Lachen war klar und vernehmlich.

Philipp Mittelmann atmete tief. Er meinte, sein ganzer Körper zittere. War es Grimm oder Enttäuschung oder Schmerz? Dieses Lachen warf ihn um. Er wußte nicht, wie es kam: er kniete vor ihrer Tür. „Rosa", rief er, „ich liebe dich, ich liebe dich!" Er erschöpfte sich in sinnloser mehrfacher Wiederholung dieser Versicherung.

Rosa Rubin antwortete nicht mehr. War sie eingeschlafen?

Er lehnte den Kopf gegen das Holz. Mit den Händen hielt er die Stirn und die Augenpartie bedeckt; er weinte tonlos in den Hohlraum dieser Hände. Als die Tür aufging, prallte er zurück. Rosa Rubin stand da im Nachtgewand. Sie warf ihm eine Decke vor die Brust. „Da", sagte sie, „wenn du hierbleiben solltest. Gute Nacht!" Und die Tür war wieder zu.

Philipp Mittelmann nahm diese Decke, eine bunte, blumige Steppdecke. Er legte sich auf die Chaiselongue und deckte sich mit ihr zu. Er schlief nicht; er horchte in die Nacht. Es war still geworden. Dann und wann hallte ein Schritt auf der Straße. Fern serenadete Kaffeehausmusik und verwehte wieder. Regelmäßig kamen Rosa Rubins tiefe Atemzüge aus dem Nebenzimmer. Er lauschte, lag ganz still; bewegungslos bewachte er ihren Schlaf, über den er so wenig Macht besaß wie über ihre Person.

Die Nacht war lang.

I, 9.

Amtsrichter Amandus Plaschke mit dem langen blondroten Schnurrbart und den wasserblauen, gutmütigen Augen, Amtsrichter Plaschke mit dem Gesicht, das so sehr die Veranlagung dieses Mannes verbarg, hatte den Fall Kuloff-Rubin als dritten und letzten an diesem Vormittag erledigt. Er ging hinaus, kleidete sich um und traf auf dem Flur den Rechtsanwalt Ziklas. „Kondoliere“, sagte er spöttisch. Ziklas gab ihm die Hand. „Merkwürdige Menschen, diese Künstler, nicht wahr?“ meinte er. „Läßt die Frau mich da eine aussichtslose Sache auffahren!“

Plaschke klopfte ihm die Schulter. „Ihnen kann das doch gleichgültig sein“, sagte er. „Sie haben doch Vorschuß genommen?“ Und er lief davon. Ziklas klemmte die Aktenmappe unter den Arm und ging, in Gedanken versunken, den langen Korridor hinab. Als er das Portal mit den beiden granitenen Löwen passierte, fuhr auf der Straße ein Automobil davon. Ziklas blieb stehen; Erstaunen nagelte ihn fest. Im Rücksitz des Wagens, nebeneinander — ein Irrtum war gänzlich ausgeschlossen — saßen Kuloff und Rosa Rubin. Dieser Mann, der soeben beeidet hatte, daß Rosa Rubin mit falschen Behauptungen gegen ihn vorgegangen war, fuhr jetzt mit seiner Gegnerin im Wagen davon. Sehr langsam nur setzte sich Doktor Ziklas wieder in Bewegung. Er begriff hier nicht. Auch das Zugeständnis: Merkwürdige Menschen, diese Künstler! half nicht mehr. Das Verhalten der beiden grenzte für normale Begriffe an ein Irresein.

Der Wagen fuhr schnell. Kuloff sagte: „Du hättest uns das ersparen können.“ Rosa Rubin schwieg. Er drehte sich ihr zu. War sie wütend, kamen Tränen? Er erstaunte. Um ihren Mund stand ein deutliches Lächeln. Als sie seinen Blick forschend auf ihr Gesicht gerichtet merkte, blickte sie ihn an und sagte: „Warte! Später. Ich fahre deshalb mit dir.“ Darauf wußte er nichts zu sagen; eine beklemmende Unsicherheit bedrückte ihn mit einem Male. Diese ganze Affäre war ihm lange schon zuwider. Er hatte sich in einen Trotz verrannt; der Wunsch, über diese Frau zu triumphieren, hatte ihm das Ziel verwischt. Wie er es jetzt sah, bereute er das Geschehene. Ihm wurde heiß. Das Geschehene. Ein Falscheid. Um welchen Preis? Er begriff sich nicht mehr. Dieses Weib trug alle Schuld. Ihre Impertinenz hatte ihn auf diesen verfluchten Pfad gelockt, ihre Art, die ihn zum Kochen bringen konnte. Freilich, er hatte nur geschworen, sich eines solchen Vertrags nicht erinnern zu können. Ihm waren viele Verträge in jenen Tagen durch die Hände gegangen. Er hatte geschworen, einen Vertrag, wie ihn Rosa Rubin angab, nicht zu besitzen. Das war die Wahrheit; der seine war vernichtet, so gut wie der ihre. So beruhigte er sich; ein eigentlicher Meineid war sein Schwur nicht gewesen. Aber das Gefühl der Beschämung blieb. Lüge hieß das alles; mehr: es war Betrug. Wie kam ich dazu? Bin ich ein schlechter Mensch? Gewissenlos? Schuft also? Er schaute Rosa Rubin an. Es lebte ein Mensch, der eine Antwort auf diese Frage geben würde. Einmal. Vor Gott? Lächerliche Angst, daß Gott irdische Gerechtigkeit und menschliche Maßstäbe anlegt. Wer ist geschädigt? Die Rubin? Gewiß nicht. Sie verdient; es ist der Prozentsatz, der ihr zusteht. Halbe Arbeit, Teilung zur Hälfte. Eine klare Selbstverständlichkeit; genug davon. Wer voran will im Leben, muß nicht viel seitwärts schauen ...

Der Wagen hielt vor seiner Tür. Sie gingen durch den Garten. „Was willst du eigentlich“, meinte Kuloff, „hatte es nicht Zeit bis morgen im Büro?“

„Das magst du sofort selber entscheiden.“ Sie schritt vor ihm her, fand schon die Zimmertür und trat ein.

Er warf den Hut auf einen Stuhl und stellte sich breitbeinig vor sie hin. „Also? Was hast du mir so Wichtiges zu sagen?“

Sie trat an das Fenster; unten rauschte das Wasser vorüber. „Wohin führt dieser Kanal?“

„Warum? Er ist an der Bogenstraße schon überbaut, fließt dann unterirdisch als Abflußkanal und mündet jenseits der Stadt in den Fluß. Warum?“

Sie schwieg. Er sah ihr Gesicht und erschrak; eine Ideenverbindung kam ihm. Der Vertrag, den sie zerrissen hier zum Fenster hinausgeworfen hatte ... Aber er verwies sich; es mußte unmöglich sein, ihn etwa aufzufischen, aufgefischt zu haben. Die Siele würden die Blätter unter Wasser gerissen und vernichtet haben. Erriet sie seine Gedanken? Sie sagte: „Die Blätter, die ich hier hinauswarf, sind verloren; von ihnen droht dir keine Gefahr. Sie hätten dich übrigens sowieso nie belasten können. Sie wiesen ein harmloses Geschreibsel auf, denn sie waren für den Zweck, dem sie dienten, eigens angefertigt.“

Er war noch begriffsstutzig. „Was sagst du?“

Da wandte sie sich ihm zu. Ihre Stimme kam gedämpft, aber hoch und spitz: „Weißt du, daß du meineidig geworden bist? Der Vertrag ist da, ich besitze ihn. Die Papiere, die ich hier vernichtete, waren wertlos.“

Er taumelte zurück. Die Enthüllungen trafen wie Schläge mitten in das Gesicht. Sie rissen Wunden, Blut lief ihm in die Augen; alles war rot. Er keuchte, er rang etwas nieder, aber es erwies sich als stärker als er, es riß ihn vorwärts. Er packte Rosa Rubin, überfiel sie wie ein Tier, entriß ihr die Handtasche und schüttete den Inhalt auf den Tisch. Puderdose, Schlüssel, Taschentuch, ein Kammetui, ein Brief, eine Rechnung — weiter ... weiter ... er wühlte, zerfetzte das Seidenfutter, suchte ein Geheimfach, irr, blind, sinnlos.

„Ich trage den Vertrag doch nicht bei mir, du Narr!“

Er klatschte die Tasche auf den Tisch. Indem er sich herumriß, wollte er von neuem auf sie los, aber die Füße trugen ihn nicht mehr weit, er sank in einen Sessel. — Einmal, 1915, schlug mich ein Belgier mit dem Gewehrkolben über den Kopf. So war das, genau so; du fällst um, du weißt noch, daß du jetzt fällst, und schon ist es aus.

Rosa Rubin betrachtete ihn angespannt. Sein Kopf lag zurückgelehnt gegen das Leder, das Gesicht war weiß, die Augen geschlossen. Sie biß die Zähne zusammen. Dies war ihre große Stunde. Der Sieg! Endlich also doch! Aber ein Schluchzen saß ihr in der Kehle; der Wunsch war da, diesen Kopf zu nehmen und die arme weiße Stirn zu küssen oder die Augen, die geschlossenen, erschöpften Augen. Sie riß sich los. Nein! Sie nahm ihre Handtasche und begann den Inhalt wieder einzuordnen. Sie tat es stumm, mit zitternden Händen. Die Puderdose entfiel ihr, stürzte zu Boden und klirrte auf. Als sie sich bückte, dabei schräg zu Kuloff aufblickte, sah sie, daß er sie anschaute. In die Stille fiel sein Satz: „Was verlangst du? Ich zahle.“

„Zahlen genügt nicht mehr.“

Er stand auf, er schwankte, merkte es selber und hielt sich an der Stuhllehne. „Was willst du tun?“

„Ich weiß das noch nicht.“ Sie drückte die Puderquaste in die aufgesprungene Dose. Sie war beschäftigt. Er hielt sie am Arm fest. „Du willst mich verderben? Ist dies deine Rache, Rosa? Du darfst es nicht tun! Ich erkenne den Vertrag an. Wir setzen einen neuen auf und vernichten den alten. Es soll alles geschehen, wie du es willst.“

„Sei still“, sagte sie hart.

„Was soll werden? Ich habe keine ruhige Minute mehr!“

Sie stand vor ihm und betrachtete ihn. Vor diesem Mann hatte sie keine Angst mehr, der würde nicht noch einmal mit hartem Zugriff über sie herfallen. Ihre Mundwinkel kräuselten sich. Sie war gewillt, die Hand zu heben und ihm das Haar aus der Stirn zu streichen. Und sie sagte und war im gleichen Augenblick erschrocken über ihre Worte, die Kuloff gewiß nicht erfühlen und nur als Hohn empfinden konnte. „Vielleicht heirate ich dich. Dann bist du meiner ganz sicher.“ — Sie war auch über sich selber erschrocken. Dieser Satz war aus ihrem Unterbewußtsein aufgestiegen und verwirrte sie selber am meisten.

Kuloff stand erstarrt, er wagte weder Wort noch Bewegung, als sie zur Tür ging. Er blieb stehen, horchte atemlos ihren Schritten nach und stand noch so, als von Rosa Rubin längst nichts mehr zu hören oder zu sehen war.

Rosa Rubin fuhr in das Apollotheater. Sie ließ durch den Inspizienten am Schwarzen Brett anschlagen, daß Fräulein Lili Lanz infolge notwendig gewordener Umbesetzung ihre Rolle wieder abzugeben habe. Dann saß sie im Direktionszimmer, nahm eine neue Komödie vor, die Kuloff abgelehnt hatte, und begann das Stück einzurichten. Sie wollte selber Regie führen. Mit Rotstift und Feder strich sie die Hefte ein, stellte Szenen um und baute in Gedanken das Stück auf. Die Zeit verging. Rosa Rubin bekam rote Backen und war sich entrückt.

Als Philipp Mittelmann klopfte und eintrat, störte er. Aber Rosa Rubin nahm ihn an, denn sie hatte auf ihn gewartet. „Philipp“, sagte sie freundlich, „willst du mir einen Gefallen tun?“

„Selbstverständlich.“

Sie zog aus der untersten Schublade ihres Schreibtisches einen geschlossenen Brief heraus und gab ihn Mittelmann. Das hatte sie alles vorbereitet, heute morgen schon, ehe sie auf das Gericht gefahren war. „Bewahre mir diesen Brief auf, sieh ihn dir an, die Aufschrift, und lege ihn im Hause in eine Kassette, wo er nicht verlorengehen kann. Wahrscheinlich werde ich ihn von dir zurückfordern, bald, in einigen Tagen.“

Mittelmann nahm das längliche Kuvert; es war versiegelt. Er las mehr verblüfft als erschreckt: „Nach meinem Tode zu öffnen. Rosa Rubin.“ — „Aber wie kommst du auf so etwas, Rosa. Ist es dein Testament? Hinterlege es auf dem Gericht.“

„Nein“, sagte sie, und ein Lächeln stand um ihren Mund, das er nicht zu deuten wußte, „ich werde es wahrscheinlich noch einmal ändern müssen. Du sollst es mir verwahren.“

Er schüttelte den Kopf und steckte den Brief ein. „Natürlich, wenn du es wünschst. Bei mir liegt es sicher."

„Das dachte ich mir." Sie gab ihm die Hand ohne Hemmung. Der Abend, die Nacht vor ihrer Schlafzimmertür waren nicht wichtig in ihrer Erinnerung. Erst als er ihre Hand nachdrücklichst eine Weile länger hielt, machte sie sich unwillig los und zog die Stirn kraus. „Geht das schon wieder los?"

„Was?"

Sein Gesicht ärgerte sie. Wies es nicht ein plumpes, vertrauliches Lachen? Der Brief, meinte er, das sei eine Bindung? Sie sah ihn gereizt an. „Daß du mir lästig wirst! Wenn das nicht anders wird, verbiete ich dir, dich mir zu nähern."

„Das kannst du nicht. Du müßtest mich denn entlassen, und das wirst du nicht tun, denn das kostet Geld und wirbelt Staub auf."

„Sag mal, mir scheint, du drohst?"

„Ich wehre mich!" Er blieb herausfordernd stehen. Seine Gebärde empörte die nervöse Frau. „So, du wehrst dich! Soll ich mich auch wehren gegen deine Aufdringlichkeit. Soll ich erzählen, wie du eine Nacht vor meiner Tür gelegen hast, ein getretener Hund? Wie du schamlos und ohne einen Funken Stolz hinter mir herläufst? Wie mich vor dir ekelt! Soll ich das publik machen!!"

„Rosa . . ." stöhnte er und sank zusammen.

„Ja, ekelt! Daß du es weißt. Glaubst du, so gewinnt man mich? Gib es auf. Laß mich in Ruhe."

Philipp Mittelmann stand mit hangenden Schultern. Diese Worte prasselten wie Hagelschauer; man mußte den Kopf einziehen und sie vorüberrauschen lassen. Es waren ja nur Worte. Er sagte: „Du bist eine Frau, Rosa; es kommt die Stunde, da du Körper sein möchtest. Ich liebe dich, ich will bereit sein, ich erwarte dich."

Rosa Rubin fand ein Lächeln. Warum errege ich mich immer? Dies ist ein Schwachkopf; es lohnt nicht einmal, ihn zu bekämpfen. „Tiefe Psychologie, Philipp. Gesetzt, du hättest recht, glaubst du, ich verfiele just auf dich?" Und sie trat vor ihn hin. „Lieber Kerl, nimm Vernunft an. Ich kann dir nichts bieten. Meine Liebe ist vergeben; meine Freundschaft lehnst du ab; also laß mich in Frieden."

„Deine Liebe ist vergeben?"

„Gewiß. Bist du blind und taub für alles, was rings um dich vorgeht? Bist du der einzige, der nichts gemerkt hat von dem Getuschel der lieben Kollegen?"

„Ruloff! Also doch?"

Rosa Rubin zog es vor, nicht zu antworten. Sie schlüpfte in ihren Mantel und setzte den Hut auf. „Komm", forderte sie ihn auf. Als er stehen blieb, zuckte sie die Achseln und ging allein.

Es wurde draußen schon dämmerig. Der Abend ließ sich von Dächern herabgleiten in die Straßen. Er war wie ein milchiger Nebel. Die Häuser besteckten sich mit Lichtern; Straßenlaternen leuchteten mit einem Ruck reihenweise auf. Rosa Rubin beschloß, nach Hause zu fahren. Sie spürte Müdigkeit; dies war ein ereignisvoller Tag gewesen. Zu Hause angelangt, setzte sie sich vor ihren Schreibtisch und las noch eine Weile. Dora war gegangen, fehlende Kleinigkeiten für das Abendessen einzukaufen. Gegen die Scheiben schlug jetzt ein leichter Regen; sie öffnete das Fenster, die frische, neue Luft einzulassen.

In den sinkenden Tag liefen zwei Männer. Aus dem Apollotheater kommend, stürmte quer über den Marktplatz Philipp Mittelmann. Er überrannte ein Kind, warf es buchstäblich um, hörte die Schreie und hob es nicht auf. Er war von Sinnen. Brennendes Unrecht war ihm geschehen. Daß Rosa Rubin ihn nicht erhörte, trug er seit langem mit stoischer Hoffnung auf den Wechsel. Sein Verhältnis zu ihr war festgelegt. Werbung und Hoffnung. Nun hatte sie ihn betrogen. Kein anderes Wort paßte. Hatte ihn kläglich und klein werden lassen, ein verschmähter Liebhaber. Alles bekam ein anderes grelles Licht jetzt. Unterordnung wurde Würdelosigkeit, Rücksicht hieß Feigheit. Mit knapper Not entwich er einem Automobil, der Fahrer schalt hinter ihm her, Mittelmann stolperte über den Kantstein auf den nächsten Fußsteig. Das alles war nicht das Schlimmste, das alles blieben Begriffe. Sie aber hatte den Sinn dahinter zerstört, hatte ihn ziellos, hoffnungslos und zwecklos gemacht; ihn, sein Dasein, den ganzen Menschen. Er stand auf der Schützenstraße. Gleich links ging der Weg ab, der zu dem gelben Haus mit dem Efeu führte, in dem Lili Lanz wohnte. Warum fiel ihm das ein? Lili Lanz, war da Trost, Güte? Oder Mitleid? Oder Rache? Vielleicht Erlösung ... Er zögerte. Lili Lanz, dachte er, blond, helläugig — und er sah sie — und schaute weg. Täuschung. Am Ende Irrtum und Leid!

Aus dem Kellerlokal lärmte blechern ein Orchestrion. Aber ein Sänger warf schreiend den Text zu dieser Musik auf die Straße. „. . . wenn sie auch stechen, Rosen und Mädchen, du mußt sie brechen . . ." Philipp Mittelmann hielt an. War das ein Zuruf? Er wischte mit der flachen Hand über die Stirn. Vorbei, vertan, verloren. Mit Knien, die einbrachen, ehe die Stufen kamen, torkelte er die Treppe hinunter. Schwer und stickig schlugen ihm Tabakrauch und Fuseldunst entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Symbole der Ewigkeit.

Die 3500 Leben der Eudorine.

Unter den seltsamen Wesen, die das große Glück haben, aus einer einzigen Zelle zu bestehen, folglich ohne Gehirn, von allen tiefgründigen Problemen befreit, ihres Daseins Kreise vollenden, gebührt dem Tierchen, das die Forscher mit dem hübschen Namen Eudorina elegans bezeichnen, ein Ehrenplatz. Ein besonders zäher und ausdauernder deutscher Gelehrter, Professor Max Hartmann, entrichtete kürzlich in einer wissenschaftlichen Veröffentlichung den schuldigen Dankestribut an die besagte elegante Eudorina, die ihm die Durchführung eines interessanten Experiments ermöglichte. Dieses einzellige Wesen erwies dem Professor den Gefallen, unter den Linsen seines Mikroskops 3500 Generationen hindurch feuchtfröhlich weiterzuleben. Eudorina brachte dieses Wunder ebenso akkurat wie einfach zuwege. Als sie die Zeichen des Alters verspürte und die Stunde des Todes herannahen fühlte, teilte sie sich, wie jedes andere Einzellentier, in zwei junge Geschöpfe und lebte, als ob nichts geschehen wäre, nunmehr in zwei Individuen weiter. Diese verblüffende Verjüngungskur wiederholte das beneidenswerte Geschöpf, ohne jegliche Hilfe Steinachs oder Voronoffs, rund 3500mal, mit durchschlagendem Erfolg. In dem Patiencespiel Eudorinens mit dem gelehrten Professor schien diesem die Geduld früher gerissen zu sein, denn es ist nicht recht einzusehen, weshalb Eudorine die Freude an dem 3500mal so energisch bejahten Leben vergangen wäre. Vielmehr muß angenommen werden, daß dem guten Professor die unerhörte Langlebigkeit der einzelligen Dame auf die Nerven gegangen, und daß er weitere Züchtungsversuche nunmehr aufgegeben hat. Übrigens hält das Einzellenwesen des Professors Hartmann bei weitem nicht den Rekord auf dem Gebiete des rastlosen Sichverjüngens. Dieser muß schon dem unentwegten Pantoffeltierchen des Amerikaners Woodruff überlassen werden. Der Vogel Phönix der Legende ist ein bedauernswerter Stümper gegen diesen Virtuosen der Wiedergeburt, der sich ohne jeglichen störenden Zwischenfall durch 8000 Generationen fortpflanzen ließ. Wohlgemerkt, der Körper des achttausendsten Urenkels war noch immer aus der Zelle des Pantoffeltier-Adams geformt, der sich mit größerem Recht der Unsterblichkeit rühmen darf als irgendeiner der Geisteshelden der Geschichte. Was ist die imaginäre, bloß in der Vorstellungswelt der aufeinanderfolgenden Geschlechter bestehende Unsterblichkeit eines Dichters, eines Philosophen oder eines Künstlers gegen die unverwüstliche, sichtbare Dauerhaftigkeit des physischen Lebens eines solchen bescheidenen Einzellenwesens! Was ist der Nachruhm eines Plato, was der Ruf eines Rembrandt, der Name Newtons und Goethes gegen dieses physische Fortleben durch Tausende und aber Tausende Geschlechter, die sich unter den Linsen des Mikroskops sichtbar, unsichtbar fortpflanzen. Man möge nicht einwenden, daß das Dasein einer Generation der Eudorine oder des Pantoffeltierchens nur nach Bruchteilen einer Stunde zählt. Tage und Jahre sind ein menschliches Zeitmaß, das unser Auge und Gehirn dem Erdenlauf abgucken. Der Eudorine schlägt keine menschliche Stunde. Ihr Zeitmaß ist anders geartet als das Ticktack des Chronometers, der unsere Gegenwart in Sekunden zerlegt. Die 50 Minuten, die zwischen Geburt und Tod einer einzelligen Eudorine zur Vergangenheit werden, sind gleich 50 Jahren, die auf dem großen Zifferblatt unserer Weltenuhr den Zeitraum zwischen der Wiege und dem Grab einer menschlichen Generation messen. Unter der Linse des Mikroskops von Hoffmann und Woodruff blitzt ein Licht auf, das nicht nur das Tröpfchen Wasser hell beleuchtet, in dem die Eudorinen und Pantoffeltierchen, diese Parzen einer seltsamen Welt, ihres Schicksals unzerreißbaren Faden flechten, sondern auch Strahlen in das Dunkel urtiefer Probleme sendet. Für unser menschliches Zeitmaß sind 100 Jahre bereits eine Schicksalswende von Geschlechtern, und ein Jahrtausend ein Zeitraum, der das Antlitz der Welt neu gestaltet. Ein ganzes Volk überlebt im allgemeinen nicht 2000 Jahre, und es stieg noch keine Kultur aus dem Schoß der Zeiten auf, die ein längeres Alter als drei Jahrtausende erlangt hätte. Von den ältesten Denkmälern menschlichen Könnens, den Pyramiden auf den ägyptischen Sandwüsten, blicken nur fünf Jahrtausende auf uns herab. Einer der ältesten Namen, deren sich die Menschengeschichte erinnern kann, der Name ihres Erbauers, Cheops', hat bisher kaum Hunderte von Generationen überdauert; da gibt es ein Pantoffeltierchen, dessen Lebensdauer, umgerechnet, nach Jahrhunderttausenden zählt, das nach einer halben Jahrmillion noch immer jung genug ist, neues Leben aus sich erblühen zu lassen. Das Dasein einer einzigen Eudorine währt, mit diesem Relativmaß gemessen, um ein bedeutendes länger als die Zeitstrecke, die zwischen den Höhlen bewohnenden urmenschlichen Halbaffen vom Neandertal und unserer radiotelephonierenden Gegenwart verflossen ist. Die 8000 Generationen des Pantoffeltierchens führen uns gar in eine Epoche zurück, in der noch urweltliche Saurier und Reptilien diesen Planeten beherrschten. So werden Eudorine und Pantoffeltierchen unter dem Mikroskop zu Symbolen der Ewigkeit, zur Welt- und Erdengeschichte im Tausendstel eines Tropfen Wassers.

Desiderius Papp.

Neu beobachtete Ameisenkünste.

Bei manchen Ameisenerfindungen, über die wir staunen, kommt den Tieren der ihnen angeborene Sinn fürs Aufräumen und Reinemachen zustatten. So beispielsweise, wenn sie die Flamme einer ihnen ins Nest gestellten Kerze mit allen Mitteln und besonders mit dem bei vielen Gelegenheiten angewandten Bespritzen mit ihrer Säure zu ersticken suchen. Oder wenn sie Brücken und Dämme zu einer sie lockenden Nahrungsquelle bauen, z. B. zu Blattläusen, die jenseits des Leimringes eines Baumes sitzen, oder zu einem rings von etwas Wasser umgebenen Schälchen Honig. Hier handelt es sich um das gewohnte Trockenlegen ihrer zu begehenden Umgebung durch fest aneinandergefügte Erdkrümchen. Daß sie jedoch aus letzteren einen kleinen Hügel bauen, um eine sonst nicht erreichbare Beute von hier aus zu erlangen, hat man bei entsprechenden Versuchen noch nicht beobachtet. Diese Auftürmungsmethode wurde ja auch von Köhlers Schimpansen erst ziemlich spät und mehr zufällig entdeckt. Dagegen konnte Dr. Brun an seinen gefangenen braunen Gartenameisen (Lasius niger) beim Bau ihrer Erdkuppelnester eine wahrhaft verblüffende Geschicklichkeit und Zielstrebigkeit beobachten. Diese Art baut mit Vorliebe bei Regenwetter. Dann kommen die Tiere in Scharen aus ihren Erdgeschossen hervor, jedes mit einem Erdklümpchen zwischen den Kiefern. Bald sieht man nun an allen Ecken und Enden kleine Mauern emporwachsen.

An bestimmten Stellen verraten niedrige Pfeiler, die sich in gewissen Abständen erheben, den Plan der künftigen Säle, Kammern und Gänge, den ganzen Grundriß des neuen Stockwerks. Ist eine bestimmte Mauerhöhe erreicht, so beginnt die Überwölbung. Die Tierchen pressen, völlig gleichmäßig an zwei gegenüberstehenden Mauern arbeitend, in wagerechter Richtung ein feuchtes Erdklümpchen an das andere, und die Arbeiter von beiden Seiten treffen mathematisch genau in der gleichen Höhe mit ihren Gewölbeteilen zusammen. Die beim Bauen vielfach auftretenden, unvermuteten Hindernisse, wie Steine, Wurzeln oder dicke Grashalme, werden völlig sinngemäß verwertet und in den Bau miteinbezogen. Man sieht auch, wie diese fast blinden Tiere die mit Beinen und Kiefern gemodelten und geglätteten Bauteile stets mit den Fühlern betasten und nachprüfen. Und wie schnell hier gebaut wird! An jedem Regentag ein oder zwei neue Stockwerke. Das ist aber auch nötig. Einmal, damit der oft karge Sonnenschein das weiche Gemäuer möglichst bald trockene und festige. Dann aber auch wegen der bei feuchtem Wetter unheimlich schnell heranwachsenden Pflanzenfeinde. Vor ihnen haben auch die großen roten Waldameisen allen Respekt. Am gefährlichsten für die Nester sind, besonders auf feuchten Schlägen und Windwurfflächen, die schnell wachsenden Moose und Gräser. Aber auch die Brombeeren, Weidenröschen, Labkräuter und Hohlzahnarten, in Kalkgebirgen auch der Helleborus, machen den Tieren viel zu schaffen. Diese Pflanzen hindern nicht nur den Verkehr auf den Ameisenstraßen, sondern auch die für das Aufkommen der Brut in den Nestern lebenswichtige Sonnenbestrahlung. Ja, es kann vorkommen, daß die den Wärmehaushalt regelnde Kuppeldecke durch die Pflanzen gesprengt und zerstört wird. Letztere sind durch harte und behaarte Stengel, die Gräser durch Kieselsäure vor dem Zernagen geschützt. So muß oft das Nest wegen der vielen nötigen und nicht mehr zu bewältigenden Reparaturen verlassen werden. Viel erfolgreicher und bewundernswerter sind die Waldameisen in der Sicherung ihrer zum Nest führenden Straßen. Gustav Wellenstein hat neuerdings sogar den Bau von Straßenstützpunkten, von regelrechten Kastellen und Rasthäusern beobachtet. Diese unterirdischen Kleinbauten machen sich oberirdisch oft durch ein Häufchen Fichtennadeln kenntlich. Die ermüdeten Tiere kehren, besonders bei ungünstigem Wetter, hier ein, sie suchen Schutz auch vor plötzlich eintretendem Regen und ruhen sich kurze Zeit aus, um dann ihren Weg fortzusetzen. Eine andere Straßeneinrichtung fand Professor Götsch (Universität München) bei den körnersammelnden Ameisen am Golf von Neapel, in Dalmatien und bei Ragusa. Bei dieser Art trägt die Ameise, die zuerst eine Körnerquelle entdeckt, einige Male ihre Beute direkt bis ins Nest. Dann aber verkürzt sie sich die Reise und legt an der begangenen Straße verschiedene kleine Körnerdepots an. Ihre Genossinnen folgen der Spur, stoßen dabei auf die Depots und tragen nun die Körner vollends heim, während andere die Depots besser ausbauen und wieder andere den Weg bis zur Erntestelle selbst fortsetzen, sich mit Körnern beladen und die Vorratshäuschen wiederauffüllen. Jedes einzelne Korn erhält einen Koloniestempel zum Schutz vor Raub und Diebstahl durch fremde Tiere. Das Stempeln besteht im Betupfen mit einer aus dem Hinterleib ausgepreßten Flüssigkeit. Im Nest werden die Körner meist von vielen Ameisen gemeinsam oft stundenlang zerkaut. Der so entstehende Brei, das Ameisenbrot, wird dabei reichlich eingespeichelt und so die Stärke in Zucker verwandelt. Besondere Sorgfalt erfordert die Herstellung des Brotes für die junge Brut. Es wird nach Professor Dofleins Beobachtungen aus den ganz jungen, zarten Keimen der Samen bereitet. Bei jedem Regenfall im Sommer schleppen die Körnerameisen ihre Vorräte ins Freie, wo sie dann noch ein paar Stunden nach Aufhören des Regens liegenbleiben und in der warmen Sonne zu keimen beginnen. Dann werden sie wieder ins Nest zurückgetragen, und ein Teil der Keime wird zu Larvenbrot verarbeitet. Solche Keime, die schon zu weit entwickelt sind, werden nicht verwendet und wandern auf den Abfallhaufen. Also ganz ähnlich, wie es der Mensch mit zu hoch aufgeschossenen Spargeln macht.

Hermann Radestock.

Die Zahnlockerung.

Das Zahnorgan (Organon dentale) teilt man ein in den Zahnkörper (Dens) und in den Halteapparat (Paradentium). Paradentium ist ein Sammelname für die Gewebe, die den Zahn im Kiefer festhalten. Zum Zahnhalteapparat gehören das knöcherne Zahnfach mit der Beinhaut (Periost) und die Wurzelhaut, die zwischen der Zementsubstanz der Zahnwurzel und dem Kieferknochen ausgespannt ist und so eine sehnige Verbindung zwischen Zahn und Kiefer bildet, wodurch die auf den Zahn einwirkenden Kräfte auch auf den Kieferknochen weitergeleitet werden. Nach außen abgeschlossen wird das Zahnfach durch das Zahnfleisch, das den Zahnhals als einen feinen Saum um etwa 1,25 mm überragt. Charakteristisch für die Gewebe des Halteapparats ist, daß eine Erkrankung des einen Teiles mehr oder weniger auch die anderen in Mitleidenschaft zieht, infolge der engen Berührung miteinander. Die am Zahnhals gebildeten Erkrankungen des Paradentiums, die stets mit einer mehr oder weniger großen Lockerung des Zahnes einhergehen, werden in zwei Formen eingeteilt: in eine entzündliche (Paradentitis) und in eine nicht entzündliche (Paradentose). Die Paradentitis nimmt ihren Ausgang von einer Entzündung des Zahnfleisches. Die Entzündung der Zahnfleischtasche reizt das Epithel des Bodens, in die Tiefe zu wuchern, wodurch allmählich die natürliche Tasche immer tiefer wird. In der durch infektiöse Prozesse hervorgerufenen Tasche setzen sich Bakterien und Speisereste an, die den entzündlichen Prozeß weiter unterhalten und immer größere Teile des Paradentiums zur Einschmelzung bringen. Auch der Kieferknochen erleidet eine Einschmelzung. Ferner entleert sich in die Mundhöhle dauernd eitriges Sekret. Je tiefer die Tasche wird, um so mehr lockert sich der Zahn. Diese Krankheit, die schleichend verläuft und lange Zeit keine Beschwerden macht, wird durch eine Reihe von Faktoren ausgelöst. Zu den lokalen gehören chronische Reize, z. B. Zahnsteinansatz, überstehende Füllungen, schlecht passende Kronenringe usw. Neben diesen örtlichen Veränderungen sind allerdings innere Faktoren wesentlich beteiligt an dem Zustandekommen des Krankheitsbildes, da bei vollständig gesunden Menschen derartige örtliche Reizungen keine Veranlassung zu einer Paradentitis abgeben. Die Immunitätsverhältnisse im Paradentium werden herabgesetzt durch eine Veränderung der Gewebesäfte des Stoffwechsels und des Blutes, so daß ein günstiger Nährboden geschaffen wird für die Entzündungserreger (Staphylo- und Streptokokken). Die Vitalität wird herabgesetzt durch Metalleinlagerungen, z. B. Blei, Silber, Wismut, Kupfer usw., und vor allem durch Veränderungen in den kleinsten Gefäßen (Kapillaren). Im Zahnhalteapparat verursachen eine Kapillarschädigung Erschöpfungskrankheiten infolge einseitiger Ernährung, ferner mit Blutaustritt einhergehende Krankheiten (hämorrhagische Diathesen), chronische Infektionskrankheiten (Lues, Malaria, Tuberkulose) und hauptsächlich Stoffwechselkrankheiten, die spezifische Substanzen im Gewebe ablagern, wie z. B. bei Zuckerharnruhr und bei Gicht. Auch das vegetative Nervensystem mit dem innersekretorischen Drüsenapparat übt einen Einfluß auf die Kapillaren aus. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch die Zusammensetzung des Speichels, z. B. der Gehalt an Kalksalzen, Muzin und Rhodan, sowie die Wasserstoffionenkonzentration von Bedeutung sind. Bei der Paradentose sind im Munde

zunächst keine örtlichen Veränderungen zu bemerken. In diesem Falle wird das Krankheitsbild beherrscht durch Knochenschwund und Lockerung der Zähne. Zu den Paradentosen gehört der Zahnfachfortsatzschwund im Alter, der hauptsächlich auf Nachlassen der aufbauenden Gewebetätigkeit infolge herabgesetzter Vitalität und Regenerationsfähigkeit der Zellen zurückzuführen ist. Dieser Alterungsprozeß kann auch frühzeitig das Paradentium befallen. Vielfach zeigen sich allerdings dann auch andere präsenile Erscheinungen, z. B. weiße Haare, Runzelbildungen usw. Organische Gehirn- und Nervenerkrankungen geben ebenfalls auf Grund von trophoneurotischen Störungen Veranlassung zu der Entstehung einer Paradentose. Gelegentlich kann eine übermäßige Beanspruchung des Gebisses durch Überschreiten der Elastizitätsgrenze der Wurzelhautfasern, z. B. beim Kauen auf den Vorderzähnen infolge Verlust der Backen- und Mahlzähne, beim starken Aufbiß, beim nächtlichen Zähneknirschen usw., zur Paradentose führen. Fehlen die Gegenzähne, so treten die Zähne aus und erfahren eine Lockerung, da infolge Fehlens von

Reizübertragung das Paradentium schwindet. Vielfach können die Faktoren bei beiden Krankheitsbildern zusammenwirken, und dann überwiegt stets die entzündliche Form. Für zahlreiche Allgemeinerkrankungen ist die Lockerung ein Frühsymptom, eine Tatsache, die für die Diagnostik und Therapie außerordentlich bedeutsam ist. Die Behandlung dieser weitverbreiteten Erkrankung des Gebisses besteht nicht nur in einer örtlichen, sondern auch in einer allgemeinen. Die Lokalbehandlung hat zum Ziel Abstellung der Reize und die Entfernung der Taschen, sei es durch Ätzung, Thermokauter oder durch einen chirurgischen Eingriff (Aufklappen der Kieferschleimhaut). Im Anschluß an diese Maßnahmen ist oft Fixierung der gelockerten Zähne vorzunehmen. Durch eingehende Untersuchung der inneren Organe, des Blutes und der Ausscheidungsstoffe ist das Grundleiden aufzudecken und dann eine entsprechende Therapie des Grundleidens durchzuführen. Innere Medizin einerseits, Zahn- und Kieferheilkunde andererseits müssen also im Kampfe gegen Paradentitis und Paradentoseerkrankungen zusammenarbeiten. Dr. Karl Frz. Hoffmann.

ZUM NACHDENKEN

Silbenquadrat.

GAR	NO	NO
PULT	LI	VOR
TEN	TEN	VOR

Durch Umstellen der Silben sind drei Wörter zu bilden, die wagerecht und senkrecht gleichlauten. Sie bedeuten: 1 Italienische Hafenstadt am Mittelmeer, 2 Villenzubehör, 3 Musikerbedarf.

Rätselragout.

Wenn man von einem Schmuckstück, von einem Fluß in Steiermark und von einem verschlagenen Menschen den Fuß fortnimmt, bezeichnen die Reste ein wertvolles Weichtier.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ad — ban — ber — bre — cher — de — dolf — e — e — el — el — ga — ha — he — i — im — ir — jo — kel — kett — ler — lo — ma — me — mel — men — nar — nist — no — or — puls — ra — re — ri — ru — se — sper — ta — te — ti — trom — tus — uhr — um — vi — zis

sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein altes Sprichwort wiedergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Festmahl, 2 Bezeichnung für einen im Ruhestand befindlichen Geistlichen, 3 Schreker-Oper, 4 Musikinstrument, 5 Raubvogel, 6 Gewerbetreibender, 7 deutsche Hansastadt, 8 weiblicher Vorname, 9 Rechnung, 10 Orgelspieler. 11 Antillen-Insel, 12 männlicher Rufname, 13 Abscheu, 14 Blume, 15 Anregung (Fremdwort). 16 Raubvogel. 17 kirchlicher Lobgesang. 18 biblischer Prophet.

Kastenrätsel.

Die Silben: ach — af — bee — ei — el — er — eu — fel — fen — fen — hal — le — le — len — mot — müh — ras — re — se — se — te — win sind so in die Fächer (von oben nach unten) der untenstehenden Figur einzuordnen, daß die senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1 Stadt an der Saale, 2 Nachtvögel, 3 Märchengestalten, 4 Kleiderfeind, 5 Menschenart, 6 Wagenteil, 7 Brettspiel, 8 männlicher Vorname, 9 deutsches Gebirge, 10 Klettertiere, 11 Frucht. Die in die umrandeten Quadrate zu setzenden Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, den Namen moderner Verkehrsmittel.

Geometrische Denkaufgabe.

Die rechts stehende Figur ist in acht gleiche Teile zu zerlegen.

Kapselrätsel.

Bodmer — Bürger — Amundsen — Hauptmann — Fichte — Sokrates — Hindenburg — Lilienthal

Den obigen Namen bekannter Männer sind je zwei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen. In der angegebenen Folge gelesen, ergeben diese acht Buchstabengruppen ein bekanntes Sprichwort. (ch = 1 Buchstabe.)

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4421.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4419.

Musikalisches Plankenrätsel: 1 Bajazzi, 2 Rheingold, 3 Afrikanerin, 4 Cherubini, 5 Othello. — Tannhäuser.

Silbenrätsel: 1 **Tannenbaum**, 2 **Zarathustra**, 3 **Tarlatan**, 4 **Elegie**, 5 **Alabaster**, 6 **Christus**, 7 **Staßfurt**, 8 **David**, 9 **Nausikaa**, 10 **Euripides**, 11 **Bodenbach**, 12 **Abbazia**, 13 **Mirabeau**, 14 **Arras**. — „Am Abend schätzt man erst das Haus."

Worträtsel: Suppe — Suppé.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Mars, 4 Pate, 7 Essig, 9 Rasen, 10 Rodin, 12 Roman, 15 Emil, 16 Last, 17 Magd, 19 Meer, 21 Eisen, 24 Baron, 27 Major, 28 Sonne, 29 Egon, 30 Tang; senkrecht: 1 Meise, 2 Ast, 3 Sir, 4 Pan, 5 Tee, 6 Engel, 8 Gogol, 9 Rival, 11 Reims, 12 Riege, 13 Namen, 14 Sturm, 18 Dinar, 19 Melos, 20 Blume, 22 Grieg, 23 Tag, 24 Bon, 25 Not, 26 Inn.

Moderner Fabrikneubau in Dresden.

In Dresden, dem Zentrum der photographischen Industrie, ist soeben der imposante Neubau einer der weltbekannten Dresdner Kamerafabriken vollendet worden. Verfügte bereits vordem das Ihagee-Kamerawerk Steenbergen & Co., Dresden, in der Schandauer Straße 24 über eine ansehnliche Fabrikationsstätte, so wird es nach Fertigstellung des Neubaues in der Bergmannstraße, der für einen normalen Arbeiterbestand von 1000 Mann vorgesehen ist, in die Lage versetzt, seine Produktion noch ganz erheblich zu steigern.

Besonders sei erwähnt, daß es sich bei diesem Großbetrieb um eine offene Handelsgesellschaft handelt, bei der sämtliche Inhaber selbst im Unternehmen tätig sind und die Fabrikation leiten. Dieser Umstand war ein Grund für das schnelle Emporwachsen dieses Unternehmens, denn der tägliche Kontakt mit den Technikern gab die Möglichkeit, die begabtesten Konstrukteure ausfindig zu machen. So bot diese Firma dem persönlichen Können einen fruchtbaren Boden.

Photographische Apparate müssen gut durchdacht sein, um ihrem besonderen Verwendungszweck für Wissenschaft, Sport, Technik und Amateurlichtbildnerei gerecht zu werden. Gerade die heutige große Beteiligung am Sport, die Verwendung von schnellen Verkehrsmitteln wie Auto, Flugzeug usw. stellen hohe Ansprüche an den Photoapparat. Es galt Kameras zu schaffen, die im Bruchteil einer Sekunde Aufnahmen schnell bewegter Gegenstände anfertigen können. Die Ihagee bringt speziell für diese Zwecke eine Reihe ihrer hervorragenden Schlitzverschlußkameras heraus, von denen besonders die Ihagee-Patent-Klappreflex in allen Teilen der Welt mit Begeisterung aufgenommen wurde. Diese Kamera läßt sich sehr klein zusammen legen und beansprucht in diesem Falle ganz wenig mehr Platz als eine gewöhnliche Klappkamera. Mit einem Griff ist sie aufnahmebereit und durch den Spiegel ist das Bild bis zum Augenblick der Aufnahme im Lichtschacht sichtbar. Die Aufnahme kann daher ständig kontrolliert werden und die Auslösung des Schlitzverschlusses erfolgt in dem gewünschten Moment mit einer Geschwindigkeit bis zu $^1/_{1000}$ Sekunde. Dadurch bietet diese Kamera unbeschränkte Möglichkeiten.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Sie hörten...

LANGENBERG

SCHALLPLATTENKONZERT IM RUNDFUNK

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4421 ✡ 5·DEZ·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

ES IST
DURCHAUS
NICHT
GLEICHGÜLTIG

WELCHEN

WAGEN SIE FAHREN

denn Ihr Automobil ist Ihre Visitenkarte! • Man setzt heute voraus, daß Sie Marke und Type mit Überlegung gewählt haben und schließt daher nicht zu Unrecht vom Wagen auf den Menschen. • Sachkenntnis erweckt Vertrauen. Besitz allein tut es nicht. Sie sind es Ihrem Ansehen und Ihrem Kredit schuldig, beim Kauf eines Automobils nicht bloß auf den Preis zu achten. Denn nicht auf Billigkeit kommt es an, sondern auf Preiswürdigkeit. • Nicht der Anschaffungspreis entscheidet, sondern die Unterhaltskosten. Ausgaben für Reparaturen, Unkosten als Folge von Betriebsstörungen und endlich der Wiederverkaufswert, das alles sind Faktoren, die Sie in Betracht ziehen müssen, wenn Sie Ihre Wahl treffen. • Das alles sind Faktoren, die für

ADLER

sprechen! Denn Adler ist ein Wagen für Kenner, für die Anspruchsvollen. – Die Adlerwerke könnten billigere Wagen bauen, aber keine preiswürdigeren! Adler spart nicht auf Kosten seiner Kunden, denn Adler hat ein Programm – und dieses Programm heißt:

QUALITÄT!

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig bezogen werden.

NR. 4421. 173. BAND

Weihnachts-Nummer I

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 RM. vierteljährlich bzw. 4.50 RM. monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 RM. Berechnung der Anzeigen nach dem Tarif.

5. DEZEMBER 1929

Dies und Das.

Jugendwerke von Angelika Kauffmann. Gelegentlich der Ausmalung der Pfarrkirche in Schwarzenberg im Bregenzer Wald wurden die von der Künstlerin Angelika Kauffmann im Alter von 16 Jahren im Jahre 1757 gemalten Apostelbilder aufgedeckt und von der darüber gelegenen Tünche befreit. Die Bilder haben zwar gelitten, können aber wieder hergestellt werden. Diese Jugendbilder der Angelika Kauffmann sind kunstgeschichtlich und künstlerisch von großer Bedeutung.

Historisch wichtige Ausgrabungen in Bayern. Nach vielwöchentlicher Arbeit gelang es dem Streckenkommissar der Reichslimeskommission zwischen Unterschwaningen und Altentrüdingen ein bisher völlig unbekanntes Römerkastell auszugraben. Es handelt sich um ein Holzkastell aus der ältesten Zeit der Römerherrschaft, das mitten auf dem ersten römischen Grenzwall liegt, der vor dem Wall des Kaisers Hadrian und vor der Steinmauer errichtet wurde. Für die Römerforschung in Bayern bedeutet dieser Fund ein Novum, durch welches der erste römische Grenzwall seine Bestätigung findet. Von dem Kastell sind bis jetzt der Umfassungsgraben, die Pfostenlöcher dreier Ecktürme, drei Tore, das Mittelgebäude und ein Steinfundament mit Heizeinrichtung freigelegt worden. Diese wertvollen Ausgrabungen werden rüstig fortgesetzt.

IPA, Leipzig 1930. Innerhalb der Internationalen Pelzfachausstellung, die von Ende Mai bis Ende September nächsten Jahres in Leipzig auf dem großen Ausstellungsgelände zu Füßen des Völkerschlachtdenkmals stattfindet, sollen in besonderen Räumen auch Werke der Malerei, Plastik und Graphik ausgestellt werden. Es handelt sich hierbei um solche Schöpfungen, die Beziehung zu Pelzwerk und Pelztier haben. Anfragen wegen Beteiligung an dieser Schau wolle man bis spätestens 31. Januar 1930 an die Geschäftsstelle des Kunstausschusses der IPA im Leipziger Kunstverein im Museum der Bildenden Künste, Leipzig, Augustusplatz 6, richten und gleichzeitig Photographien der in Aussicht genommenen Werke einsenden.

Die Wahl der Rundfunkanlage. Von der richtigen Wahl des Empfangsgerätes hängt die Freude am Rundfunkempfang ab. Die Wahl muß aber in jedem einzelnen

(Fortsetzung auf Seite 780.)

Fälle unter individueller Berücksichtigung der Verhältnisse getroffen werden. Es gibt kein Universalgerät, das für alle vorkommenden Fälle richtig wäre. Die Empfangsverhältnisse sind nämlich im Innern der Sendestädte anders als in den Außenbezirken, noch anders an Orten ohne Sender und auf dem Lande. Auch die an den Empfang gestellten Ansprüche, ob Orts-, Bezirks- oder Fernempfang u. a. m., sind verschieden, die für den Ankauf verfügbaren Mittel bald höher bald bescheidener. So entsteht für den Interessenten, der für den Rundfunkgedanken gewonnen ist, zunächst die Qual das Richtige für sich auszuwählen. Dem will die AEG durch eine hübsch ausgestattete, allgemein verständliche Broschüre abhelfen, die jeder Funkhändler kostenlos beschaffen kann. Unter dem Titel „Die Wahl der Rundfunkanlage" werden die Gerätetypen, denen jeweils geeignete Lautsprecher zugeordnet sind, je nach Leistung, Ansprüchen und Bedingungen in Klassen eingeteilt, und dem Leser ist in übersichtlicher Weise gezeigt, welche Klasse für seine Verhältnisse am geeignetsten ist.

Erzgebirgisches Spielzeug. Wer kennt nicht diese Erzeugnisse erzgebirgischer Volkskunst, die an ihrer Individualität nicht das mindeste eingebüßt haben. Nach althergebrachter Weise schnitzen ganze Familien ihr Spielzeug, selbst Großmütter und Urgroßmütter helfen mit ihren zittrigen Händen bei der Arbeit. Puppenmöbel, Waschküchen, Wiegen, Tiere und viele andere Dinge, die jedes Kinderherz höher schlagen lassen, werden zu geringem Preis verkauft. Auch wertvolles Spielzeug, nach Künstlerentwürfen, Krippen und Weihnachtsengel entstehen unter den fleißigen Händen dieser Heimarbeiter. Außer Spielsachen werden Sparund Nadelbüchsen, Flaschenkorke, Brieföffner usw. in frischen Farben angefertigt. Der Absatz ist in den letzten Jahren leider immer mehr zurückgegangen und die Not der Spielzeugschnitzer wurde dadurch größer. Das nahe Weihnachtsfest soll auch in die Hütten der erzgebirgischen Spielzeugmacher Freude bringen. Die Kinder aus dem Erzgebirge bitten herzlichst: „Gebt unseren Eltern Arbeit". Deshalb wende man sich zwecks Bezugs dieser Fabrikate an das Sammellager „Buntes Haus" der Erzgebirgischen Spielwaren Erzeuger-Gesellschaft in Chemnitz, Gartenstraße 14.

(Fortsetzung auf Seite 782.)

Walther L. Fournier, der wilde Jäger.
Verfasser zahlreicher humorvoller Jagdgeschichten.

In den Klauen des Staatsanwalts.

„Das sind bedenkliche Geschichten: man riecht den Aktenmoder, hört Gesetzblätter rascheln, sieht feierlich schwarze Talare wandeln; neugierige Gaffer drücken sich an den Wänden herum; funkelnde Brillengläser blitzen bedrohlich; Grünröcke mit dem Brustton selbstverständlicher Überzeugung strecken schreiend und schwörend die Fäuste gen Himmel; Zeugengewimmel tummelt sich wichtig, teils blöde und dämlich, aus dem Dunkel herausgezerrt, kaum wissend, was es bezeugen soll, teils auch im feierlichen Bratenrock mit selbstgefälliger Miene, hohnvoll mit den Augen Verderben zwinkernd; drüben die Schöffen ängstlich an den Mienen des Vorsitzenden hängend, die Beisitzer gelangweilt am Halter kauend und dort der gewaltigste von allen, mit finsterer Miene, gerunzelten Brauen, der Rächer alles Bösen, er, der fürchterliche Gerichtsdiener, unheildrohend lehnt er an der Türe! — Das ist ein böses Milieu für Jämmerlinge, nichts für nervenschwache, witzboldige Großmäuler; das ist die Pest für feige Halunken, eine Farce aber für Männer, die ihrer Sache sicher sind.

Zwei solche Geschichten, die mir noch moderduftig in der Erinnerung haften, die mir manche vergnügte Stunde, manche durchzechte Nacht eingebracht haben, will ich der Mitwelt nicht vorenthalten".

Wer darauf spannt, der lese das Buch „Ein Vierteljahrhundert auf der Hirschfährte" von Walther L. Fournier (Verlag J. J. Weber in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7). Im gleichen Verlage erschienen von demselben Verfasser: „Die Brunfthexe. Ein Jagdhistörchen aus den Karpathen", „Von schönen Frauen, starken Hirschen und anderem jagdbaren Wild", „Vom Jagen, Trinken und Lieben".

Bilder aus dem Indanthren-Werbefilm von Pinschewer (Fortsetzung und Schluß).

5

Dies „ihr" Dank für Indanthren,
Während sie nach Hause geh'n.

6

Indanthren schmückt mancherlei,
Pläne schmieden drum die zwei.

7

Offner Arm erwartet den,
Der da kommt mit Indanthren.

8

Doch nicht ihm die Sehnsucht galt,
Darum weicht er der Gewalt.

9

Mit Geschmack und mit Bedacht,
Wird die Arbeit nun gemacht

10

Keine Raumkunst könnt' besteh'n,
Hätte man nicht *Indanthren!*

Indanthrenfarbige Stoffe, Bänder, Näh- und Stickgarne aus Baumwolle, Kunstseide und Leinen sind unübertroffen waschecht, lichtecht, wetterecht!

Nr. 42

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Aufnahme: Rieß, Berlin.

EINE SCHÖNHEIT DER ITALIENISCHEN ARISTOKRATIE

PRINZESSIN BELMONTE

DARF MAN SICH HEUTE NOCH SCHÄMEN?

EINE BETRACHTUNG ÜBER SCHAM UND PRÜDERIE

VON DR. HERMANN BOESSNECK

Die moderne Freizügigkeit im Leben und Verkehr der Geschlechter, auch in der Behandlung sexueller und erotischer Fragen legt es nahe, einmal prinzipiell Stellung zu nehmen zu den damit unmittelbar verbundenen Problemen der Scham und Prüderie. Allenthalben lesen und hören wir heute von sexuellen Nöten und Konflikten der Jugend, aber auch von Krisen im Liebes- und Eheleben der Erwachsenen, und als Heilmittel zu ihrer Bekämpfung und Überwindung wird durch Schrift und Rede immer und überall die geschlechtliche Aufklärung empfohlen und gepriesen. In welcher Form sie auch auftreten mag, sei es in der sachlich kühlen Sprache der Wissenschaft, oder sei es im verlockenden Gewande sensationeller Aufmachung, sie fände nicht so erstaunlichen Anklang und Widerhall, wenn nicht ein längst und tiefst empfundenes Bedürfnis in ihr zum Ausdruck käme und durch sie befriedigt würde. Den entscheidenden Anstoß zu einer heute allgemein gepflogenen, eingehenden und umfassenden Beschäftigung mit den Lebensfragen der Sexualität hat in der Gegenwart der Wiener Psychoanalytiker Sigmund Freud gegeben, der die „neurotischen" Komplexe und Störungen des modernen Menschen in seinem Verhältnis zur Umwelt auf die „Verdrängung" unheilvoll nachwirkender, peinlicher Kindheitserlebnisse zurückführte und überhaupt Ursprung und Schuld jedes sozialen Minderwertigkeitsgefühls in unterbewußt bleibenden, nicht abreagierten Sexualbedürfnissen erblickte. Ihm ist es vor allem zu danken — von gefährlichen Auswüchsen seiner Schule abgesehen — daß das sonst als anrüchig empfundene Gebiet der Erotik sozusagen wieder gesellschaftsfähig geworden ist und nicht nur von seiten der Ärzte, sondern auch von Jugenderziehern, Richtern und Seelsorgern gegenwärtig allseitig eine verständnisvolle Würdigung erfährt.

Daß wir heute grundsätzlich eine andere und freiere Einstellung zu den „pudenda" gewonnen haben, zeigt sich auch in all den modernen Bewegungen, die den Körper wieder in seine alten, ihm schon von den Griechen in vorbildlicher Weise zuerkannten Rechte einsetzen wollen. Turnen, Gymnastik, Leibestraining, der Sport in allen seinen Formen bezeichnen unverkennbare Fortschritte auf dem Wege zu vorurteilsfreier Anerkennung der Ansprüche des Körpers auf Pflege und Ausbildung. Selbst der gesellschaftliche Tanz steht heute nicht nur im Dienste geselligen Amüsements und der erotischen Annäherung der Geschlechter, sondern ist darüber hinaus vorwiegend Ausdruck der Freude an rhythmischer Durchformung des Leibes und seiner Bewegung. Die zu lange Vernachlässigung der Körperkultur ist gegenwärtig vielleicht schon wieder ins Extrem umgeschlagen, ja übersteigert von einer Kultur des Körpers zu einem Kult des Körpers. Immerhin sind diese vielfältigen Bestrebungen gesunde Anzeichen einer bewußten Bejahung des Körperlichen und geeignet, durch ihre Wirkungen ein leiblich gestählteres und leistungsfähigeres Geschlecht erstehen zu lassen.

Der besondere Wert aller dieser Unternehmungen beruht aber nicht nur auf dem Bekenntnis zu den Rechten und Aufgaben des Körpers, sondern auch und vor allem darauf, daß beide Geschlechter gleicherweise an ihnen beteiligt sind. Das bewirkt einen bedeutsamen Ausgleich der geschlechtlichen Spannungen, die sich sonst zwischen sie stellen, und verhilft dazu, die erotischen Beziehungen in kameradschaftliche Bindungen zu verwandeln.

Dieses vorbehaltlosere Zusammenleben der Geschlechter und die natürlichere Auffassung der „sexuellen Frage" in der Gegenwart bedingen notwendigerweise eine Revision unserer bisherigen Anschauungen und Begriffe von Scham und Prüderie.

Die durch die aufgewiesenen Tatsachen bezeugte Befreiung von gewissen Vorurteilen könnte vermuten lassen, daß das Schamgefühl überhaupt als etwas Überkommenes und Rückständiges seine Daseinsberechtigung verwirkt habe und in der Lebensführung der Geschlechter unserer Zeit keinen Geltungsanspruch mehr erheben dürfe.

Die Ausdrucksformen der weiblichen Mode und Kleidung ebenso wie die Darbietungen im Film und auf der Bühne, im Kabarett und Varieté wetteifern heute gleichsam in dem Bemühen, die Reize des menschlichen Körpers zu offenbaren und die Intimitäten des sexuellen Lebens aufdringlich ins Bewußtsein zu heben. Diese Freigabe alles dessen, was man sonst als fragwürdig und anstößig in ein geheimnisvolles Dunkel hüllte, kann und wird heilsam oder gefährdend, reinigend oder verwirrend wirken, je nach der Reife und dem Niveau des Menschen, den sie trifft. Bedenklich ist an dieser rückhalt- und rücksichtslosen Aufklärungsart nur die oft dahinterstehende Annahme, es könne und müsse auf diesem Wege allmählich alle Scheu und Scham vor dem Sexuellen und allzu Körperlichen beseitigt, ja ausgerottet werden. Wer so denkt und spricht, verkennt nicht nur das eigentliche Wesen der Scham, sondern auch die Tragweite ihrer Bedeutung für Leben und Kultur.

Das Schamgefühl ist keineswegs bloß ein Produkt der Einflüsse der Umwelt, nicht nur eine von außen uns aufgenötigte Konvention und „Haltung". Es ist ein ursprüngliches, allgemein menschliches Eigentum unserer Natur, das zu allen Zeiten und bei allen Völkern aufweisbar ist. Würde und Wert des Menschseins sind in ihrem Lebensrecht an sein Vorhandensein gebunden, sie stehen und fallen mit ihm. Dafür spricht die eigentümliche Tatsache, daß das Schamgefühl gleichzeitig die Sphäre des Sinnlich-Animalischen wie auch des Sittlich-Seelischen umfaßt. Wir sprechen nicht nur von Sexual- und Körperscham, sondern auch von ethischer Gewissensscham, die mit der unüberhörbaren und unerbittlichen Stimme eines inneren Richters uns straft und verurteilt. Jeder normal und gesund empfindende Mensch hat und kennt Bezirke des körperlichen und seelischen Lebens, die er dem Blick und Gehör Unberufener zu entziehen sucht und nur, wenn überhaupt, dem ihm durch Sympathie und Vertrauen Verbundenen erschließt. Je höher und feiner organisiert das betreffende Individuum ist, desto störbarer und sensibler ist sein Schamgefühl. Es schämt sich nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selbst und, weil es die „Menschheit" in seinem Nächsten ehrt, auch für andere. Jede Entgleisung ins Gemeine und Vulgäre, jede Bekundung einer schamlosen, frechen und zynischen Gesinnung — sei es in Worten oder Handlungen — wird es ab- und zurückstoßen. Wer, wie manche verrohte Dirne und mancher sittlich verwahrloste Verbrecher, jedes Schamgefühls verlustig gegangen ist, hat sich seiner Menschenwürde begeben und erfüllt nicht einmal mehr das Mindestmaß der Ansprüche, die an ein würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft gestellt werden. So darf oder sollte die Scham als ein Vorrecht des Menschen gelten, in dem sich gleichzeitig seine Verbundenheit mit den untermenschlichen Lebewesen, mit dem Tier, ausdrückt, zugleich aber auch die ihn auszeichnende Bestimmung, sich über das Tier zu erheben. Es scheint, als ob sich die Natur in uns in den Regungen des Schamgefühls einen Schutzwall geschaffen hätte, der sie davor bewahren will, ihre Triebe und Begierden hemmungslos auszuleben, und durch Beherrschung und Veredelung alles Sinnlich-Sexuellen den Weg zu unserem höheren Menschentum uns zu weisen bestimmt ist. Anstand und Gesittung, die den Verkehr der Geschlechter regeln und leiten und unser ganzes geselliges und gesellschaftliches Leben ordnen, sind in erster Linie unaufgebbare Erzeugnisse der Erziehung und Ausbildung des Schamgefühls. Wenn dieses fiele, wäre eine allgemeine Sittenverwilderung und Anarchie der Triebe die unausbleibliche Folge.

Die vornehmste Bedeutung des Schamgefühls liegt in der Verfeinerung und Vertiefung der Beziehungen der Geschlechter. Hier bildet die Scham einen zarten Duft und Schleier um die Geheimnisse der erotischen Leidenschaften und verdeckt liebevoll die Gefahren und Brutalität, die sonst mit ihnen verbunden sind. Nur auf dem Umweg über das Schamgefühl kann sich überhaupt der nackte Sexualtrieb, der nur Lust und Genuß will, zur Liebe entfalten, die über das Geschlechtliche hinaus den ganzen Menschen ergreift und beseelt. Mag auch alle Anziehungskraft der Geschlechter zuletzt auf den Reizen und Bedürfnissen der Sexualität beruhen, so ist doch gerade das Schamgefühl berufen, das Liebesleben vor dem Verfall ins Gemeine oder Banale zu schützen und die fruchtbare Spannung aufrechtzuerhalten, die die Dauer der Geschlechterbeziehungen und ihren vielfältig schillernden Zauber verbürgt.

Leider hat sich im Laufe der Zivilisation neben der echten und natürlichen Scham ein unerfreuliches Zerrbild entwickelt, das ein Kunstprodukt der gesellschaftlichen Moral, aber kein organisch gewachsenes Sittlichkeitsgefühl darstellt.

Es gibt eine Form der Schamäußerung, die gelegentlich mit der wahren Scham verwechselt wird, aber bei aller Verwandtschaft wesentliche Unterscheidungsmerkmale ihr gegenüber nachweist. Die „Prüderie" tritt der Hauptsache nach in zwei Erscheinungsweisen auf: nämlich entweder in der allzu zarten Gemütern eigentümlichen, übertriebenen und übersteigerten Scheu vor dem Natürlichen und Nackten oder in der unerfreulichen Pose und Maske einer affektierten und heuchlerischen Ablehnung alles Sexuellen und Animalischen. Während es sich im ersten Falle um eine noch ernst gemeinte, nur allzu zimperliche Empfindlichkeit handelt, liegt bei der zweiten Art ein fragwürdiges Scheingetue vor, hinter dem sich oft nur ein besonders reizempfängliches Interesse für alles, was mit der Sexualsphäre zu tun hat, verbirgt. So kann hier die scheinbar korrekteste bürgerliche Wohlanständigkeit mit innerer Unreinlichkeit und Wurmstichigkeit zusammen bestehen. Eine besondere Spielform der verwerflichen Prüderie verkörpert der Typus des „Muckers", der mit scheinheiliger Gebärde für Sitte und Anstand allenthalben eintritt, dabei aber mit heimlich genießerischer Wollust nach allem fahndet, was in Wort, Bild oder Schrift als anstößig und unzuchtverdächtig gelten könnte. Diesen Leuten gegenüber hat Nietzsche-Zarathustra das entlarvende Wort geprägt: „Dem Reinen ist alles rein, dem Schwein ist alles Schwein." Der von Natur und instinktiv Schamhafte weiß mit unfehlbarer Sicherheit zu scheiden in Leben und Kunst zwischen dem, was sich als Natürliches natürlich gibt, und dem, was verschleiert oder offen auf Sinne und Nerven aufreizend wirken will. Während die echte Keuschheit sich nicht des Natürlichen schämt, sich vielmehr aufrichtig zu ihm bekennt und es anerkennt, besteht die Verlogenheit der Prüderie darin, sich vor den Mitmenschen und in der Öffentlichkeit „moralisch" zu gebärden und im geheimen doch allen Genüssen nachzugehen, die die Erotik und Sexualität nur irgend bieten. Nicht Verneinung oder gar Ausrottung der Geschlechtlichkeit ist das Wesen und die Bestimmung der Scham, sondern Bewahrung vor ihren Häßlichkeiten und Auswüchsen. Sie ist die unbestechliche Grenzwächterin zwischen dem Sinnlichen und Sittlichen in uns und ein tiefstes Zeugnis dafür, daß wir zwischen Gott und Tier gestellte Wesen sind.

CHINA SPIELT THEATER

MALER-STUDIEN

VON ALEXANDER JAKOWLEW

DER HELD
Chinesischer Schauspielertyp.

FRÄULEIN BLÜTENSCHNEE RECHTFERTIGT SICH VOR DEM RICHTER

UND DAS PUBLIKUM
Zuschauer in der Loge.

DIE GROSSE GESTE
Das Grandiose in Person.

Leben mit den Lappen

Zeichnungen von R. Grunemann. Aufnahmen: Naturfilm Hubert Schonger und Gustav Buchheim, Berlin.

Junge Lappin.

LAPPENWANDERUNG

VON GUSTAV BUCHHEIM

Auf der Herbstraide, der Herbstwanderung, war es; die tausendköpfige Renntierherde drängte, die Grenzgebiete Schwedens und Norwegens zu verlassen, um nach den tiefer gelegenen, geschützteren und nahrungsreicheren Gegenden zu gelangen, als Ellekare, die junge Frau, ihre Stunde kommen fühlte. Kein Haus, kein festes Zelt, kein Arzt, nur Per, ihr Mann, Jon, der Schwager, und Vater nebst Mutter waren noch in der totenstillen, weißen Einöde. Da mußten die Männer schnell ein kleines Zelt errichten und Hilfe leisten, und hier erblickte Aslak zum erstenmal die Welt, die Welt nördlich vom Polarkreise, als

Lappenbaby in der Wiege: Wie alle kleinen Kinder schaut die kleine Ella erstaunt in die Welt.

die letzten Strahlen des Nordlichts am dunkelblauen Firmament geisterten und ein eisiger Nordwest dreißig Grad Kälte und wildes Schneegestöber vor sich hertrieb.

Ein zartes Renntierkalbfell nahm den kleinen Nackedei auf, weichstes Heu und Moos wärmten die Kätkem, die Komse, die aus einem geeigneten Stück Baumstamm geschnitzte Wiege, in die er nun gehuschelt wurde. Felldecken schützten gleichfalls den kleinen Kerl, und schon nach zwei Tagen trat er, an einem Riemen auf dem Rücken der Mutter oder an der windgeschützten Seite des Renntiers hangend, gleich einer Schnecke in ihrem Haus, die Wanderung an, seine erste, der noch viele folgen sollten, doppelt so viele, wie sein Leben an Jahren zählte, denn in jedem Frühjahr und jedem Herbste ziehen die Renntierherden, des Lappen ganzer Reichtum, sein ein und alles, Hunderte von Kilometern nach Nord und Süd und er mit ihnen. —

Längst ist aus Klein-Aslak nun ein großer Bursche geworden, der Gewandteste auf den Skiern, im Lassowerfen, der zuverlässigste Renntierhirte, und immer war er froh und munter. Doch dann kam etwas über ihn, etwas Sonderbares; still und träumerisch läuft er jetzt umher. Hat ihm wohl Brita, die Schönste aus der Nachbarschaft, heimlich „sukka-juoma", das Liebeskraut, in den Trank gemischt?

Es muß wohl etwas Derartiges geschehen sein, denn eines schönen Tages fahren die beiden mit allen Angehörigen und Freunden nach Kautokaino zur Hochzeit, ein langer Zug mit vielen Pulken, den Reiseschlitten, die von den schönsten Renntieren gezogen werden. Stattliche Mengen frischen wie getrockneten Renntierfleisches und im Renntiermagen aufbewahrter „Juobmo"-(Sauerampfer) Milch wurden dem „Suonjer" entnommen, der aus drei Bäumen errichteten „Speisekammer", die nur in dieser Form das ihr anvertraute Gut vor gierigem Getier zu schützen vermag.

Zur Trauung wählt man die schönsten Kleider, feine blaue, blusenartige Tuchkittel, aus den besten Stücken des Renntierfells kunstvoll gefertigte Pelze, seidene Tücher und Mützen, weiße Stiefel, weiße Pelzhandschuhe. Silberne Gürtel, Spangen, Knöpfe und vielfarbige Perlen schmücken Frauen und Männer. Tagelang dauert das Fest.

Interessanter Lappenkopf.

Wie aber die Geburtsstunde oft in die Wanderzeiten fällt, so auch zuweilen die Stunde des Todes. Dann führt man den Verstorbenen zuletzt im Zuge und spannt ein weißes Renntier vor seinen Schlitten. Lebende und Tote sollen nicht auf der gleichen Wanderung begriffen sein. Ist der Weg zu Ansässigen zu weit oder der Schnee gar zu schlecht, so daß man nicht bald geweihte Erde erreichen kann, dann begräbt man den Dahingeschiedenen samt seinem Gefährt an einem geeigneten Ort, zu dem Raubtiere nicht gelangen köönnen. Große Steine werden noch zum Schutz auf das Grab gewälzt, die Schneeschuhe des Toten bilden Kreuz und Merkzeichen, und erst auf der Rückreise erfolgt die Bestattung in der Kirchhofserde, und Aslak hat nun seine letzte Wanderung beendet.

Vorratskammer und Eisschrank in einem: Eine lappländische Speisekammer auf Pfählen, wo sie vor dem Zugriff der Raubtiere und Hunde gesichert ist.

Beim Renntierfang.

LAPPLÄNDISCHE BILDER UND BRIEFE

VON RUDOLF GRUNEMANN

Onsdag, 22. 8.

Es ist spät in der Nacht. Ich weiß auch nicht, ob ich das schreiben kann, was ich will, was ich sehe, erlebe — ich will nur dies eine sagen: Nun bin ich bei den Lappen.

In Kost und Wohnung, d. h. ich lebe ganz mit ihnen, sitze abends in der Erdhütte am Feuer, schlafe mit ihnen und teile mit ihnen ihre Arbeit. Es ist das nicht viel anders als bei uns in der Heimat, wenn man studienhalber auf dem Lande ist und im Modell den Menschen sucht; nicht anders als bei uns „auf Fahrt". Aber dann abends, wenn man aufsieht, dann sitzt da gegenüber ein alter Kerl, weißhaarig, mit grauem Bart, in abgeschabter Felltracht, mit fremdem Gesichtsschnitt. Mit langem Messer reißt er Fetzen von dem geräucherten Renntierfleisch; ein anderes, noch längeres hängt ihm vom Gürtel.

Eine Hochzeitsfeier im hohen Norden: Karesuando-Lappen, die am nördlichsten wohnende Lappengruppe, bei der Hochzeitstafel.

Oder man sieht auf das junge Paar — die Frau 21 Jahre — wie sie mir zierlich den „lappekak" überreicht oder den Holznapf mit Milchbrei: „Iß, du mußt mehr essen!"

Oder man freut sich an den spitzbübischen Gesichtern der jungen Hunde, die aussehen wie die der Eskimos.

Die Toteninsel.
Die Lappen bringen die während der Frühjahrs- und Herbstwanderung Verstorbenen zu einem schwer erreichbaren Platz, möglichst einer Insel, und holen dann die Leichen bei der Rückkehr ab, um sie in ein Kirchspiel zur kirchlichen Beerdigung zu bringen.

Ich bin ein seltenes Exemplar — ein Lappenhund!

Onsdag, 29. 8.

Ich kann nicht recht schreiben, denn ich habe eben Holz gehackt. Es bleibt auch so, daß ich überhaupt nichts Rechtes schreiben kann, das müßt ihr eben mal selber sehen.

Wenigstens, damit ihr etwas erfahrt, will ich ein paar Speisefolgen mitteilen: Zuerst bei allen Gelegenheiten x-mal am Tage Kaffee. Bohnenkaffee, stark, aber ordentlich gekocht und mit einer guten Priese Salz. Renntiermilch dazu und Zucker; schmeckt recht anständig. Oder wenn keine Milch da ist, wird Ziegenkäse in den Kaffee getan, der dann zu Teig zergeht. Alles gut zu essen.

Renntierfleisch ist überhaupt gut zu essen, und das Mark aus den Knochen einfach eine Delikatesse!

Von meinem Leben hier soll ich erzählen? Kaum. Kaum von den acht Tagen, wo ich mit Pjetr und Hjeioko hinter den 300 Renntieren her war; immer über das Gebirge, immer durch die Flüsse. Wie da die Geweihe knisterten, die Tiere grunzten, der Lasso durch die Luft pfiff, die Hunde bellten! Und hoch oben im ewigen Schnee endlich die ganze Herde gesammelt nach der gewollten Richtung getrieben wurde! Ab und zu die blecherne Glocke der Leittiere. Hundegekläff, Schreien; der Schnee stäubt, und wenn ein Trupp seitwärts ausbrechen will, springen die Kerle wie große Spinnen grotesk mit allen vieren in die Höhe . . . Wohl riesige Eindrücke fürs Auge. Aber erzählen. . .?

(Schluß auf Seite 819.)

Flußübergang.

Rosa Rubin.

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(9. Fortsetzung.)

Im Automobil, das Mittelmanns Bahn eine Sekunde gekreuzt hatte, saß Artur Ruloff. Er war aus seiner Lethargie erwacht und hatte sich allein gefunden. Er besaß keinen Freund, er hatte nur gute Bekannte. Dies aber allein zu tragen, war zu schwer. Er war nicht groß genug, er benötigte Zuspruch; er war nur Mittelmaß. Sich anvertrauen dürfen, dünkte ihn schon halbe Rettung. Er lief vor sich davon. Es war gewiß nicht klug, sich vor der Geliebten selber herabzusetzen mit Geständnissen, aber was galten jetzt noch solche Überlegungen! Jutta würde begreifen und verzeihen, oder — auch das war zu Ende. Katastrophen lagen in der Luft. Er war gewillt, alles auf diesen Tag zu setzen. Mochte sich sein Schicksal sofort entscheiden und ihn nicht noch hinhalten.

Nicht schnell genug fuhr ihm das Automobil. Er berechnete die Zeit, setzte sich darüber hinweg, daß er nie Jutta bisher im Hause aufgesucht hatte, berechnete, daß Martini noch in der Redaktion sein mochte und er Jutta allein sprechen konnte. Nur das war wichtig. Sie sprechen dürfen, sich ausschütten, eine Last abwerfen.

Der Wagen hielt knirschend. Eine Tür öffnete sich, ein Mädchen geleitete ihn. Dann stand er vor Jutta. Er wandte sich scheu um, horchte, daß die Tür richtig in das Schloß schnappe; ein Verbrecher. Ehe sie das erste Wort finden konnte, riß er sie an sich, erstickte Zuruf und Abwehr, ein Ertrinkender packte den Retter.

„Jutta!" sagte er, ließ sie nicht los, hielt sie nahe seinem Herzschlag, „rette mich! Jemand verdirbt mich, jemand hat mich in der Hand und drückt mir die Luft ab."

Sie hielt still. Sie sann den Worten nach. In ihr war eine große Ruhe; ihr war, als habe sie diese Stunde vorausgewußt. Es war alles so glatt und ohne Erschütterungen gegangen. So konnte das Leben nicht sein. Sie hatte gedacht, es würde über sie hereinbrechen, das Leben, das Mißgeschick, das Schicksal. Nun ging es nicht um sie, sondern um Ruloff. Sie löste sich von ihm. Ruloff — das war ja auch noch sie; fernes getrenntes Teilchen, aber immer noch sie selber. „Komm", sagte sie und zog ihn auf den Diwan, „erzähle."

Er folgte ihr willenlos, glücklich, daß jemand bereit war, für ihn zu denken. Ihre Gelassenheit ging auf ihn über. Er fand seine Sätze, gestand ehrlich und ohne Beschönigung alles ein; alles; auch den falschen Schwur. Dann saßen sie lange sehr still. Ruloff hatte sich über die Hände in ihrem Schoß geneigt; er flüsterte etwas, das wie eine Bitte um Vergebung klang. Sie hob ihn auf, antwortete nichts, aber ihre Gebärde war Zärtlichkeit, die ihn zutiefst aufrührte. Sie erkannten die Gesichter nicht mehr, fühlten sich nur, hörten sich. Die Dämmerung hob die wenigen Worte, die gesprochen wurden, zu starker Eindringlichkeit.

„Man muß Rosa Rubin den Vertrag entreißen", sagte Jutta, „um jeden Preis muß das geschehen und heute noch."

„Es gibt kein Mittel."

„Es gibt immer Mittel. Manchmal genügen Worte, wenn man der Stärkere ist. Ist die Rubin klein, gemein in der Seele?"

Er zögerte nicht. „Nein", sagte er. „Sie ist verbittert, enttäuscht und verkrampft. Meine Schuld."

Jutta nickte, aber das sah er nicht. „Dann wird sie es tun", sagte sie, „dann wird sie es ganz bestimmt tun. Geh, ich werde dir den Vertrag bringen."

Er sprang auf. „Jutta! Du redest mit einer Überzeugung vom Unmöglichen ..."

„Geh", wiederholte sie, „das müssen wir Frauen abmachen. Das Leid müssen immer wir tragen, und es ist gerecht, wenn wir es gemeinsam tragen."

„Das Leid? Wir? Du und ich?"

„Nein. Rosa Rubin und ich."

„Wie denn? Ich verstehe nichts von deinen Reden!"

„Geh, Artur. Später wirst du alles begreifen."

Durch das dunkle Zimmer tastete sich ein Mann zur Tür, fand den Flur und die Straße. Aber sosehr er mit sich rang, ihm fiel keine Lösung auf diese Rätselworte Juttas ein. Er schämte sich. Was hatte sie vor? Wollte sie hingehen zu Rosa Rubin? Zweifellos. Wie schmachvoll! Er schickte seine Geliebte, ließ das zu und gab der Rubin auch noch diesen Triumph. Und er dachte: Wenn mit Bitten etwas auszurichten ist, wird es eher mir gelingen als Jutta. Mich liebt diese Frau. Schließlich ich — ich bin auf der Bühne ein leidlicher Schauspieler, soll mir nicht auch vor ihr eine Rolle gelingen? Er wollte umkehren, Jutta zurückhalten, aber die Überlegung, daß Jutta bei diesem Wetter ihren Besuch bei der Rubin gewiß aufschieben würde, hielt ihn davon ab. Er lief durch die Straßen, noch unentschlossen und dabei sich schon Worte zurechtlegend, die zu sagen sein würden. Liebe Rosa, schau, das Leben ... Und wenn sie ihn auslachte? Er biß die Zähne aufeinander. An die Möglichkeit wollte er nicht denken. Aber wenn sie eintrat? Er warf den Kopf in den Nacken. Zum Teufel denn! Irgendwo in ihrer Wohnung würde ja wohl dieser vermaledeite Vertrag versteckt sein!

Er blieb stehen. Wohin verirrte er sich! Links mußte er sich halten, wollte er zu Rosa Rubin. Er bog ab in eine stille dunkle Straße, die seiner Berechnung nach in die Theaterstraße münden mußte.

Jutta Berg verließ kurze Zeit nach seinem Fortgang die Wohnung. Es hatte geregnet, ein feiner Sprühregen fiel noch. Sie hatte einen dunklen, unauffälligen Mantel übergeworfen. Bis zur Ecke der Theaterstraße fuhr sie in einem Mietauto. Dann ging sie zu Fuß. Mit der linken Hand hielt sie die Handtasche an den Körper gepreßt, mit der rechten drückte sie den Mantelkragen am Halse zu. Im Augenblick, als das Automobil davongefahren war, hatte die Uhr vom Rathausturm zweimal geschlagen. Halb sieben also. Jutta beeilte sich; sie hoffte, so rechtzeitig zurück zu sein, daß der Bruder ihre Eskapade gar nicht gewahr wurde.

Das Automobil, das sie hergefahren hatte — es trug die Nummer B 13000 — wurde nach kaum hundert Metern von einer anderen Dame angehalten. Sie war groß, blond und elegant gekleidet. Der Chauffeur erkannte die beliebte Schauspielerin Lili Lanz. Sie nannte eine Adresse und drängte auf rascheste Fahrt. Der Chauffeur Wilhelm Kluck, in Berlin groß geworden, versprach das und hielt Wort. Er nahm die Kurven stiller Straßen auf zwei Rädern. Als sie ausstieg, stand Benno Martini schon vor der Tür. Er begrüßte sie herzlich, hielt ihre Hände fest. „Was ist denn? Du zitterst ja, Lili, du bist verregnet?"

Sie versuchte zu lachen. „Dieser Chauffeur", sagte sie, „ich bat ihn, da ich mich ein bißchen verlaufen hatte, schnell zu fahren. Ich wollte dich nicht warten lassen. Da fuhr er wie der Teufel."

„Herr", mischte sich Wilhelm Kluck in das Gespräch, „ich würde erst bezahlen; die Uhr wartet nicht. Bis jetzt haben wir hier fünfundneunzig Pfennig."

II.

SPÄTAUSGABE DES TAGEBLATTS

(Unter: Vermischtes.)

Mord in der Theaterstraße!!!

Kurz vor Redaktionsschluß geht uns folgende Notiz unseres LN-Berichterstatters zu: Die bekannte Schauspielerin Rosa Rubin, zuletzt künstlerische Leiterin des Apollotheaters, wurde heute abend in ihrer Wohnung erstochen aufgefunden. Kriminaloberinspektor Heitemeyer am Tatort teilt auf Befragen mit, daß unzweifelhaft Mord vorliegt. Die Tat wurde mit dem Brieföffner der Toten begangen. Von dem Täter fehlt bis jetzt jede Spur. Eine Beraubung irgendwelcher Art fand nicht statt. Fräulein Rosa Rubin lebte in geordneten Verhältnissen. Die Polizei steht vor einem Rätsel.

TAGEBLATT. MORGENAUSGABE

(Schlagzeile über die erste Seite.)

Zum Mord an der Schauspielerin Rubin!

Wie wir als einziges Blatt noch gestern in der Spätausgabe melden konnten, ist die Schauspielerin Rosa Rubin gestern abend ermordet worden. Unser an Ort und Stelle weilender Berichterstatter gibt uns folgende Schilderung:

1. Der müde Tod.

Theaterstraße 71. Das kleine, einstöckige Haus der verw. Frau Landesgerichtsdirektor Sengelmann liegt einige zwanzig Meter von der Straße ab in seinem Garten. Rosen blühen noch immer. Oben am Fenster des ersten Stocks sitzt eine erschrockene alte Dame. Sie begreift nicht, daß der Tod Einzug in ihr Haus gehalten hat. Sie ist 70 Jahre. „Er hat sich geirrt", sagte sie zu mir und meinte den Tod, „er war vielleicht müde und vergaß die Treppe zu steigen ..."

2. Mit dem Brieföffner erstochen.

Das Zimmer zu ebener Erde, in dem die Tat geschah, ist der Arbeitsraum der Ermordeten. Die Künstlerin hat, vor dem Schreibtisch sitzend, den tödlichen Stoß erhalten. Der Brieföffner, eine lange messingne Klinge mit einem vierkantigen Marmorgriff, ist ihr bis zum Heft in den Hals gestoßen worden. Eine Schlagader ist durchstoßen und zerrissen. Der Tod muß auf der Stelle eingetreten sein, denn die Spitze der gräßlichen Waffe hat noch einen Genickwirbel getroffen.

Künstlerische Photographie von Captain Alfred G. Buckham.

ENDLOSE SCHRECKEN: FLUCHT VOR DEM SAMUM AUF DEM FLUGE ÜBER DIE WÜSTE.

BOTANISCHE PORTRÄTE

AUFNAHMEN VON Dr. PAUL WOLFF

STECHAPFEL (DATURA)

BLUMENSTILLEBEN:
SONNENROSEN UND KAKTUS

CANNA INDICA

KAKTEENBLÜTEN (ECHINOPSIS AUREA)

3. Wie man sie fand.

Die Hausangestellte der toten Künstlerin, Dora Zwecke, gibt an, mit einem Auftrag, der das Abendessen betraf, das Haus um halb sieben Uhr verlassen zu haben. Dora Zwecke erinnert sich der Zeit genau. Vor sieben Uhr war sie bereits wieder zurück, legte die eingekauften Sachen in der Küche ab. Als sie in das Zimmer gehen wollte, um mit Fräulein Rubin das Geld abzurechnen, klingelte es, und eine Dame, Frau J. B., kam zu Besuch. Das Mädchen ließ sie ein. Kurz danach kam die Dame wieder aus dem Zimmer gelaufen und rief dem Mädchen zu: „Benachrichtigen Sie die Polizei, es ist ein Unglück geschehen!" Dora Zwecke stürzte in das Zimmer, aber sie fand ihre Herrin nicht mehr lebend. Die Leiche lag lang ausgestreckt im Sessel vor dem Schreibtisch. Der Kopf war hintenübergesunken. Die beiden Frauen rafften sich auf und benachrichtigten die Polizei. Kriminaloberinspektor Heitemeyer war bereits acht Minuten nach erfolgtem Anruf mit den Herren der Mordkommission zur Stelle. Der Arzt stellte den Tod fest, eingetreten etwa gegen sieben Uhr, herbeigeführt durch einen Stoß mit dem Brieföffner.

4. Auf den Spuren des Mörders.

Die Staatsanwaltschaft hat die Leiche beschlagnahmt und die Räume zunächst sperren lassen. Es ist jedoch zu erwarten, daß die Tat rasch ihre Sühne finden wird und die Leiche zur gewohnten Zeit für die Beisetzung freigegeben werden kann. Die Kriminalpolizei verfolgt bereits bestimmte Spuren. Über den Stand der Nachforschungen kann begreiflicherweise nichts verlautbart werden.

Hierauf folgt:

Rasch tritt der Tod den Menschen an.

Ein gut geschriebener Nachruf Martinis, der den menschlichen und künstlerischen Qualitäten der Rosa Rubin gerecht zu werden versucht.

Auf der zweiten Seite des Blattes leuchtet schwarz-weiß der Rosa Rubin Bild als Lulu in Wedekinds Stück. Martini fand es nicht sehr geeignet, aber eine andere Aufnahme war bedauerlicherweise nicht aufzutreiben, und die Aktualität des Falles verlangte ein Bild.

So stand sie denn da im Pierrotkostüm, mit hellen schlanken Beinen, wippte die Reitgerte und hatte ein sonderbares Lächeln um den sonderbaren Mund, als wäre sie es, die diese über die Zeitung geneigten Köpfe betrachtete, die in dieser Schauspielerin Zügen das Geheimnis zu erkennen versuchten.

III, 1.

Untersuchungsrichter Amandus Plaschke saß hinter seinem hellholzigen Pult. Zimmer 6 im Strafjustizgebäude war nur ein kleines Gemach; dieses Amtsrichters Tisch mit der eingelegten grünen Schreibfläche nahm den breitesten Raum ein. Das Licht des einen Fensters fiel voll auf diesen Tisch, fiel auch auf die beiden Stühle, die schräg davorstanden. Es erweckte den Eindruck, als strahle der Richter Plaschke diesen Schein aus. Er selbst blieb mitten im Licht ein dunkler Fleck, eine Silhouette, unkenntlich nahezu. Die Menschen, die da im hellen Licht vor ihm saßen, mußten blinzeln und die Augen zu einem Spalt schließen, wollten sie ihn ansehen.

In der entgegengesetzten Ecke, für Handreichungen nah genug dem Tisch des Amtsrichters, saß klein und kümmerlich der Gerichtsschreiber.

Kriminaloberinspektor Heitemeyer hatte sich auf die Barriere gestützt, die quer das Zimmer teilte; Kommissar Helbig stand in dienstlicher Haltung, aber Herr Plaschke winkte ab. „Also", sagte er und schob mehrere Stapel Akten beiseite, „was haben Sie Neues im Fall Rubin?"

„Wenig", gab Helbig zurück, „aber es kann viel sein. Es hat zu der Zeit, als die Tat geschah, geregnet. Im Garten vor dem Hause der Rubin läuft ein kiesbestreuter Rundweg von der Gittertür an der Straße bis unter die Fenster und dann um das Rosenrundteil. Dieser gelbe, nasse Kies wies Fußabdrücke einer Person auf, die sich dem Hause, dem Fenster genähert hat. Eine Fährte, die zurückführt, fand sich ebenfalls bis zum Mittelbeet; hier im Rasen verschwand sie natürlich. Die Abdrücke sind gemessen und aufgenommen. Es handelt sich um einen normalen Männerstiefel in der Größe dreiundvierzig. Beide Füße setzen gleichmäßig auf, unmittelbar vor dem Fenster sind die Abdrücke tiefer, auch zahlreicher." Er legte eine Anzahl angerollter Blätter mit den Aufnahmen dem Amtsrichter auf den Tisch. Der sah sie an, tat sie zu den Akten und hob mit aufmunterndem Nicken den Kopf. Doch Helbig hatte nichts weiter zu sagen. „Das war mein Auftrag", sagte er, „im Garten fand sich kein weiterer Anhalt irgendwelcher Art."

Oberinspektor Heitemeyer beugte sich vor. „Herr Amtsrichter, dem ist hinzuzufügen, was ich feststellen konnte. Die Witwe Sengelmann im ersten Stock gibt an, zu der fraglichen Zeit, also etwa um sieben Uhr, an ihrem Fenster, das auf den Garten sieht, gesessen zu haben. Sie will einen Mann, den sie jedoch nicht genauer beschreiben kann, in den Garten haben eintreten sehen und sich dem Hause nähern. Was unter dem Fenster geschah, entzog sich ihren Blicken. Es war auch im Garten selbst, wo das Licht der Straßenlaterne nicht hinreichte, zu dunkel."

Plaschke strich seinen Bart lang. „Sie konnte gar nichts über die Figur, etwa den Gang des Mannes, aussagen?"

„Nichts, was Anhalt böte."

„Ist die Zeit einwandfrei festgestellt?"

„Die Witwe Sengelmann hat das Dienstmädchen der Rubin aus dem Hause kommen sehen. Dann hat sie eine Weile nicht am Fenster gesessen, weil sie in der Küche einen Kochtopf bedienen mußte. Als sie ihren Platz wiedereinnahm, sollen wenige Minuten vergangen gewesen sein. Das erste, was sie sah, war ein Mann, jener Mann, den sie nicht näher beschreiben kann, der den Garten betrat, zum Hause ging und sich nach ihrer Meinung nicht wieder entfernte.

Das Mädchen der Toten, Dora Zwecke, ist um halb sieben Uhr aus dem Hause gegangen. Das steht fest. Wenn die Angaben der Frau Sengelmann stimmen, hat jener Mann genau in der kritischen Viertelstunde den Garten betreten. Das Fenster im Zimmer der Rubin war geöffnet, wir wissen das. Es liegt nahe, anzunehmen, daß dieser Mann es war, der einstieg und die Tat vollführte. Es heißt also, jenen Mann auffinden."

Amtsrichter Plaschke versank in Sinnen. — Wer hatte ein Interesse am Ableben der Schauspielerin?

Der Richter warf einen raschen Blick auf den Oberinspektor. „Es kann das sein, Heitemeyer; es mag aber ebensogut ganz anders gewesen sein."

Oberinspektor Heitemeyer hatte schon viel mit Plaschke zusammengearbeitet, er kannte diesen Untersuchungsrichter. „An was denken Sie, Herr Amtsrichter?" fragte er.

„Wie, wenn ein Landstreicher, das Wort im weitesten Sinne genommen, gegen sieben Uhr durch die fast dunkle Straße geht? Er sieht ein Fenster offen, steigt ein, wird überrascht, greift den nächst erreichbaren, als Waffe dienenden Gegenstand und..." Plaschke schloß mit einer Handbewegung.

„Fräulein Rubin ist im Sitzen, sitzend vor ihrem Schreibtisch, wie Sie jetzt, Herr Amtsrichter, erstochen worden."

Plaschke zog die Stirn kraus. Vielleicht störte ihn der Vergleich. „Was wissen wir!" meinte er. „Der Stoß kann sie getroffen haben, als sie vor dem Tisch stand, sie fiel hintenüber und sank in den Stuhl."

Oberinspektor Heitemeyer kam nicht zu einer neuerlichen Einwendung, Referendar Zierbusch trat ein und flüsterte dem Amtsrichter etwas zu. Der nickte. „Soll hereinkommen." Er wandte sich zu den Beamten und erläuterte: „Es hat sich der Chauffeur Wilhelm Kluck gemeldet, der angibt, in der Sache Rubin Aussagen machen zu können."

„Bekannt", sagte der Oberinspektor. Der Amtsrichter nickte zufrieden. Er tat eine einladende Handbewegung zur Tür, dort tauchte gerade Wilhelm Kluck auf. „Kommen Sie herein, setzen Sie sich hierher. So, Herr Kluck. Ihre Personalien haben wir. Nun erzählen Sie uns, was Sie in dieser Geschichte wissen." Amtsrichter Plaschke lächelte gewinnend; er schien geradezu erfreut, Herrn Kluck begrüßen zu dürfen. Der verlor denn auch sofort die vielleicht doch vorhanden gewesene Scheu und legte los.

„Ich habe drei Jahre in Berlin gefahren", sagte er, „ich meine nicht, daß das etwas Besonderes ist, gar nicht; nur, ich meine, man hat da den Blick für Menschen gekriegt. Und auch sonst, nicht wahr? Man denkt sich, wenn so der Kunde hinter einem sitzt und hat die Adresse gesagt: Was will der Mann da, was will sie da? Man macht sich so Geschichten, Sie verstehen. Und manchmal stimmen sie dann nachher, und das freut einen, ja."

„Nur weiter. Sie fuhren also am dritten Oktober abends eine Person, die —" Untersuchungsrichter Plaschke tat eine einladende Handbewegung, diesen schön servierten Satz zu beenden.

Kluck hob den Zeigefinger. „Zwei, Herr Richter, das ist es. Eine wäre mir vielleicht nicht aufgefallen. Aber zwei! Zwei Damen. Also, das kam so."

„Eine Zwischenfrage: Zwei Damen, sagen Sie? Weibliche Wesen?"

Kluck lachte. „Man denkt das, Herr Richter, wo sie Röcke trugen."

„Gut, gut. Also weiter."

„Nämlich, das kam so. Am Karlsplatz kam eine Dame an meinen Stand. Sie hatte es eilig, in den Wagen zu kommen, denn es regnete ein bißchen. Sie war dunkel angezogen. Ihr Gesicht habe ich nicht gesehen. Sie nannte mir die Ecke Theaterstraße und Rondell als Ziel. Dort stieg sie aus und bog in die Theaterstraße ein. Ich wollte bis zum nächsten Park fahren, aber schon kurz darauf hielt mich eine neue Dame an, in der ich Fräulein Lanz vom Stadttheater erkannte; jetzt soll sie ja am Apollotheater sein."

Amtsrichter Plaschke nickte. „Wohin fuhren Sie dieses Fräulein Lanz?"

„Nach Hause, denke ich, Herr Richter, Luisenstraße 10. Dort stand ein Herr vor der Tür, der auf sie gewartet haben mochte, denn er begrüßte sie gleich."

„Was für ein Herr war das?"

Kluck zuckte die Achseln. „Ich habe ihn leider nicht weiter betrachtet. Ich wußte ja da noch nicht, daß das von Bedeutung werden würde, nicht wahr? Irgendwie auffallend war der Herr nicht, sonst wäre er mir ja wohl aufgefallen."

(Fortsetzung folgt.)

HAUSMUSIK VON HEUTE: NEBEN DEM FLÜGEL DER SPRECHAPPARAT

ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Aus tausend Mikrophonen...

Rundfunk, Schallplatte und wir.

VON HANS NATONEK

Eine Vision aus der Vergangenheit.
Der gealterte Tenor, die gefeierte Größe von einst, lauscht seiner eigenen Stimme, die von der Schallplatte in der früheren begeisternden Schönheit erklingt. (Zeichnung von Rudolf Lipus.)

„Achtung, Achtung! — Sie hörten soeben die berühmte Merry-band aus der Halle des Carlton-Hotels . . .“ — — —
„Reich mir die Hand, mein Leben . . .“ singt irgendwo ein Schallapparat.

Es ist gut, daß die Tonwellen einander nicht überschneiden. Das musikalische Chaos wäre unbeschreiblich. Noch nie war der Luftraum einer Zeit so von Tönen erfüllt und durchrast wie im Zeitalter der mechanisierten Musik.

Wir hörten soeben, wie uns der Rundfunkansager versicherte, die ausgezeichnete Merryband aus dem „Carlton“.

Nebenan, im Zimmer des Kammersängers a. D., ist das Grammophon verstummt, nachdem das hohe C der großen Arie sieghaft verstrahlte.

Welche Fülle von Beziehungen, Gedankenverbindungen, Schicksalen in dieser märchenhaften Gleichzeitigkeit! Welch ein irrsinniges Orchester in den Lüften! Keine Phantasie reicht aus, sich vorzustellen, wohin überall die Welle dringt, die die elegante Tanzmusik aus dem „Carlton“ trägt. Nebenan blökt die Kuh im Stall. Und das Häuslerehepaar Stoissinger in Hintermoosbach — sakra, sakra — lauscht dem neuesten Quickstep und dem schwülen Tango; in einer Hütte tönt die süße, melancholisch verschleierte Weltlust der Großstadt. Der denkbar größte Raum des Kontrastes ist dank der Technik überwunden. Die mondäne Welt ist auf Töne abgezogen, sozusagen klanglich skelettiert. Von den Geräuschen der Bar, vom Duft und Licht der eleganten Nacht dringt ein Klangecho gespenstisch in einen Alpenwinkel. —

Im Zeitalter der Kontraste.
Die schmissige Tanzmusik aus dem Luxushotel der Metropole findet durch den Rundfunk ihren Weg bis in die fernste Älplerhütte. (Zeichnung von Rudolf Lipus.)

Aber warum rotiert nebenan beim Herrn Opernsänger die Hartgummiplatte nicht mehr? Ausgeklungen, ausgerollt . . . Auch hier ein Echo, ein schmerzliches, aus einer Zeit, die war. Die tausend feinen Furchen der Schallplatte, Jahresringen nicht unähnlich, wiederholen sich als Falten im Antlitz des in sich versunkenen Zuhörers. Die konservierte Stimme tönt dem alten Kammersänger wie Erinnerung. Eingewecktes Leben erwacht . . . Vom Glanz, den man einst besaß, strahlt noch ein wehmütiger Widerschein der Abendröte. Seiner eigenen Stimme zu lauschen, die nun nicht mehr singt, die ihm gehört und doch nicht mehr ihm — so sentimentale Märchen schafft das neusachliche Zeitalter der Technik. Vielleicht ist dies ihr größtes Wunder, daß sie das Wunder nicht ganz zerstört . . .

*

Eine reiche, eine paradoxe Zeit, die das Schöpferische mechanisiert und den aristokratischen Kunstgenuß, das einstige Vorrecht weniger, allgemein und volkstümlich macht. Was täglich aus Mikrophonen in den Weltraum tönt, was auf Millionen rotierender Platten singt, musiziert, Esperanto lehrt und Klassiker deklamiert — denn die Schallplatte ist längst nicht mehr nur musikalisch — dieser grandiose, herrliche, infernalische, tausendstimmige Weltlärm hat einen großen Grundton: Wie bequem ist diese Zeit! Sie singt sich selbst ihr technisches Preislied. Ein Hebelruck, eine Schraubendrehung, und automatisch strömen uns alle möglichen Genüsse und Belehrungen zu.

Fast zu bequem hat es der Zeitgenosse. Kulturkritisch gesehen, könnte man sagen: Man macht es ihm zu leicht. Ist er dieses geistigen Komforts auch wert? Komfort ist gut, solange er nicht, Selbstzweck geworden, ins Innere eindringt und es verödet. Er ist gut, solange er nicht höhere Werte verdrängt und zerstört. Die mechanisierte Musik, die nicht mehr wegzudenken und wegzudisputieren ist, darf nicht den schöpferischen, stilleren, feineren Vorgang des Musizierens ersetzen wollen. Das Surrogat ist zu bejahen, wenn man darüber das unersetzliche Echte, Einmalige nicht vergißt.

Hausmusik, wie man sie sich auch heute noch wünscht.

Ein historisches Bild: Königin Luise von Dänemark mit drei Mitgliedern des dänischen Königshauses an zwei Blüthner-Flügeln, aufgenommen 1890 auf Schloß Amalienborg in Kopenhagen. Von links aus: Prinzessin Dagmar, Kaiserin von Rußland; Prinzessin Alexandra, spätere Königin von England; Königin Luise; Prinzessin Thyra, Herzogin von Cumberland.

VOM WESEN DER KARIKATUR

(Zu den farbigen Musikerköpfen auf der nächsten Seite.)

Pressen wir aus einem Menschen eine charakteristische Besonderheit seiner Gestalt oder seines Gesichtes heraus, zu lange Nase, zu kurze Beine, zu dicken Mund usw., betonen, übertreiben wir diese Besonderheit, dann erhalten wir dessen Karikatur. Nun ist aber nicht jede Übertreibung schon eine Karikatur. Wir sprechen von einer Karikatur — das Wort kommt von dem italienischen caricare = beladen, belasten — erst dann, wenn in der betonten, belasteten, übertriebenen Einzelheit das Typische des Menschen, seines Charakters zum Ausdruck kommt, wenn in dem Teil das Ganze, wenn in einer Nase oder einem Nacken der ganze Mensch zur Diskussion oder an den Pranger gestellt oder dem Gelächter anheimgegeben wird.

Bei der guten Karikatur handelt es sich nicht nur um ein Übertreiben bestimmter Einzelteile, sondern auch um ein Weglassen alles Untergeordneten, Unwesentlichen. Die gute Karikatur gibt den Kern, den Extrakt eines Menschen wieder, ungeschminkt, ohne zu schmeicheln; sie deckt schonungslos die Schwächen auf und zeigt, daß die Fehler die Schatten der Tugenden sind.

*

Warum kann man Tiere nicht karikieren? Sie ruhen in sich, sind vollkommen, sind ihr Wesen; die Spaltung zwischen Körper und Geist, die Entzweiung zwischen Mensch und Welt fehlt beim Tier. Nun haben aber manche Tiere, Pferde, Hunde, Hühner, oft etwas Groteskes. Der Eindruck der Karikatur ist hier durch Überzüchtung gewisser Einzelzüge entstanden. Das Tier trägt die Karikatur in sich, man kann sie nicht hinausstellen, kann es nicht bloßstellen. Eine Sonderstellung nimmt der Affe ein, der auch im Tierreich eine Ausnahme bildet, insofern als er die Grenze zwischen Mensch und Tier überschreiten und den Menschen imitieren will. Er spiegelt den Menschen vor und karikiert ihn zugleich. Deshalb wirkt er gleichzeitig beleidigend und komisch. Beleidigend, weil das Tier im Menschen isoliert, nackt, schamlos in die Erscheinung tritt; komisch, weil das Nachäffen des Menschen hinter der Idee, die er auf den ersten Blick darzustellen scheint, zurückbleibt. Die Komik des Affen, die auf der Nachahmung menschlicher Bewegungen beruht, ist eine andere als die, die durch Überzüchtung entstanden ist. Dieser fehlt der beleidigende Charakter, sie ist harmlos.

Die Darstellungsform der Karikatur ist uralt; sie wurzelt tief im Wesen des Menschen. Zu allen Zeiten, bei fast allen Völkern ist sie lebendig; wie ein ewiger Karneval begleitet sie die Geschichte, spielerisch oder spottend, lachend oder verlachend, fluchend oder hassend. Aber es ist ein Verspotten oder Lächerlichmachen aus Liebe, aus unglücklicher Liebe. Alle großen Karikaturisten haben ihre „Opfer" geliebt.

Die Bedeutung der Karikatur, die Rolle, die sie spielt, ist bei den verschiedenen Völkern verschieden. In England, Amerika, Frankreich, Rußland ist sie eine viel größere Macht als in Deutschland. Der Engländer ist leichter zu karikieren als der Deutsche. Das liegt daran, daß im englischen Volk ein besserer Ausgleich zwischen Individuum und Volk besteht. So ist auch das englische Gesicht durchgehender, typischer. Die Zerrissenheit, die Eigenbrötelei des Deutschen ist auch im Gesicht deutlicher als bei anderen Völkern. Sein übertriebener Individualismus — jeder seine eigene Partei — läßt ihn zu keinem typischen gesellschaftlichen und politischen Leben kommen. Wegen dieses Mangels an Politik und Gesellschaft, man kann auch sagen, an Form und Konvention, hat die Karikatur sich in Deutschland nicht zu der Bedeutung entwickeln können, die sie in anderen Ländern hat, was nicht ausschließt, daß wir eine Reihe großer Karikaturisten bis heute haben.

*

Die ernstesten Menschen sind bekanntlich die Komiker. Wie der Komiker des Wortes, ist auch der des Stiftes und Pinsels zu seiner Zeit und Umwelt in Gegensatz geraten; ungewollt, kraft seiner Anlage und Natur. Aus diesem Konflikt mit der Welt und den Menschen, aus diesem Nichtverstandensein heraus wird er zum Karikaturisten. Seine Situation ähnelt der der Fliege, die auf dem Leim des Fliegenpapiers gefangen ist und, indem sie sich zu befreien sucht von den Hindernissen, immer tiefer und fester daran kleben bleibt. Je tiefer der Karikaturist den Konflikt zwischen seinem Wesen und dem Milieu erleidet, um so bedeutender werden seine Befreiungsversuche: die Zeichnungen und Bilder, ausfallen. Bei dem einen ist der Konflikt in einem betont negativen Gefühl verwurzelt, wie etwa bei Th. Th. Heine, bei einem andern mehr spielerischer, bejahender Art, wie bei Oberländer oder Zille, bei anderen wieder kommt er aus einem großen, tragischen Gefühl, wie bei Goya oder Daumier.

Da die Karikaturisten zumeist ernste, melancholische, „beladene" Menschen sind, empfinden viele von ihnen das Lachen des Zuschauers als störend. Oberländer soll über die gelacht haben, die über seine Zeichnungen lachten, die sie als Witze empfanden. Das gibt uns einen Einblick in die Seele des Karikaturisten. Durch das Lachen der Zuschauer fühlt er sich zum Bewußtsein gebracht, zum Kontakt mit der Realität aufgefordert, der er gerade entfliehen, von der er sich dadurch befreien will, daß er sie durch die Satire überwindet.

Auch will die Karikatur nicht immer herabwürdigen. Gulbransson spricht einmal vom „Kubikwurzelausziehen" und meint damit, daß die Karikatur letzte Steigerung der „Wurzel" Mensch, gewissermaßen seinen metaphysischen Umriß zu geben habe.

Braucht noch gesagt zu werden, daß die Karikatur in hohem Maße Kunst ist? Sie erreicht ihr Ziel nur auf dem umgekehrten Wege und zeigt, daß auch vom Lächerlichen zum Erhabenen nur ein kleiner Schritt ist.

Dr. Fritz Nemitz.

ERKENNEN SIE IHN?

MUSIKER-KÖPFE — DURCH DIE KARIKATURISTENBRILLE GESEHEN

PASTELLE VON GARETTO, PARIS

HERMANN SCHERCHEN

RICHARD STRAUSS

PAUL HINDEMITH

WILHELM FURTWÄNGLER

Umtausch ausgeschlossen

Von Dora Sophie Kellner

Kaltes Büfett, Johann; für achtzehn, zwanzig Personen. So gegen elf Uhr. Zuerst Cocktails, dann Champagner. Am Morgen können Sie Hummerncobbler servieren, den macht der neue Chef ausgezeichnet. Alles andere wie immer. Heute kommen die neuen Grammophonplatten. Die bezahlen Sie und geben die alten dem Chauffeur für seine Frau. — Willst du noch eine Tasse Kaffee, Papa?"

„Also doch Gesellschaft, Lillian?"

„Gott, Papa, nach der Bescherung — du gehst ja doch früh schlafen — soll ich mich den ganzen Abend allein öden?"

„Na, ich sage ja nichts, Kind. Wen erwartest du denn — die gewöhnliche Bande, was?"

„Den Doktor Fabrizius habe ich auch eingeladen. Aber wer weiß, ob er kommt. Hoffentlich. Es wird sonst wieder so stumpfsinnig."

„Amüsierst du dich denn nicht, Kind?"

„Wenn ich ausnahmsweise nicht schwindeln soll, Papa — nein. Was soll mich denn da amüsieren? Immer dasselbe — Tanzen, Eishockey, Autofahren — wenn man wenigstens einen Beruf hätte!"

„Willst du verreisen — St. Moritz — Wintersport?"

„Aber nein, mein Guter. Das ist ja absolut nichts anderes. Dieselben Gesichter, dasselbe Essen, dieselben Gespräche — nur die Zimmer sind weniger komfortabel. Ich möchte einmal etwas Neues erleben, Papa. Es ist alles so grau."

„Ist dem Kind ein Flirt vorbeigelungen?"

„Nein, leider — das wäre doch mal was Aufregendes, so ein bißchen unglückliche Liebe. Sag, Papa, als du jung warst — hast du dich da auch so entsetzlich gelangweilt?"

*

In Steglitz, Deutzelstraße 33, vier Treppen, wird ebenfalls ein Fest vorbereitet. Kein Tanzfest, Gott behüte! Fräulein Schmidt, die vorn die beiden guten Zimmer bewohnt, trifft Anstalten für den Weihnachtsabend. Ihr Verlobter kommt. Hinten in der Küche steht unterm Wasserleitungshahn eine kleine Flasche Mosel, und vorn sind Frau Kubicke und ihre Mieterin eifrig beschäftigt, Aufschnitt auf eine längliche Bratenschüssel zu legen und mit geschnittenen Gurken und Radieschen zu verzieren. Zu Ehren des Tages ist Zunge dabei und Gänsebrust, und endlich zieht Fräulein Schmidt aus ihrer Notenmappe verschämt ein gebratenes Hühnchen, das sie noch im letzten Augenblick eingeholt hat. Später wird es einen Karpfen in Bier geben, den Frau Kubicke meisterhaft zu bereiten versteht und auch seit sieben Jahren für ihre Mieterin bereitet. Auch eine kleine Torte ist da; nie vergißt Arno, sie zu senden, und der Punsch braucht nur noch aufgewärmt zu werden. Das Geschenk für Arno — ein feiner neuer Spazierstock mit Hornkrücke — liegt auf dem Klavier; es ist immer etwas Praktisches, so wie auch er sie am Heiligabend regelmäßig mit Handschuhen für das ganze Jahr versorgt.

Und Frau Kubicke? Ist sie eines jener Naturspiele von Wirtin, das jeder Mieter sich erträumt und keiner noch gesehen hat? Gestattet sie Abendbesuche? Zieht sie sich diskret zurück, wenn geklingelt wird, und legt sie sich aufs andere Ohr, wenn nach Mitternacht im Gang draußen zagende Schritte ertönen? Keineswegs. Frau Kubicke ist nicht anders als alle anderen Vermieterinnen auch. Heute hat sie sich mit einem Marzipanschwein eingefunden, denn Fräulein Schmidt wohnt seit sieben Jahren bei ihr und zahlt pünktlich jeden Monatsersten ihre neunzig Mark, aber selbst ihr würde sie Herrenbesuch nicht gestatten. Der Grund liegt anderswo. Fräulein Schmidt ist noch von der alten Schule. Sie ist erst fünfundzwanzig Jahre alt und steht auf eigenen Füßen, indem sie jeden Sonntagnachmittag, bevor die richtige Kapelle eintrifft, in einem Steglitzer Kino Klavier spielt und wochentags Stunden gibt — aber sie hat Prinzipien, ja, vielleicht noch strengere als Frau Kubicke. Arno Fehlhammer kommt einmal in der Woche und muß pünktlich um zehn Uhr das Haus verlassen; Frau Kubicke kann ganz ruhig sein, bei Fräulein Schmidt ist die Ehre der Etage gut aufgehoben, sie ist ja fast zu solide für ihre Jahre.

Der Tisch ist mit seinem rotweiß gestickten Tuch gedeckt. Es ist wie das Vertiko, die beiden Ölbilder von Papa und Mama, der Wohnzimmerteppich und die winzige Rente Fräulein Schmidts eigenster Besitz aus dem Nachlaß der Eltern. Nun kommt die Überraschung. Fräulein Schmidt zieht ihre Wirtin an den Tisch im Erker und hebt ein Tuch. Darunter steht ein Grammophon, ein Koffermodell, nicht mehr ganz neu, aber noch sehr brauchbar; eine Schülerin hat es Fräulein Schmidt geschenkt, dazu eine Platte mit einem Beethovenquartett, und nun kurbelt sie den Apparat an, setzt eine neue Nadel ein und die Platte auf: es klingt ausgezeichnet, und die Nebengeräusche stören nicht, denn Frau Kubicke ist nicht sehr verwöhnt. Gibt es nur die eine Platte? Nein. Mit rotem Gesicht — denn es war eine Verschwendung, das ist nicht zu leugnen — zeigt die Klavierlehrerin auf das Vertiko. Dort lehnt ein dickes Paket. Ja, sie hat viel Geld ausgegeben und zwanzig funkelnagelneue Platten gekauft; lauter Bach. Heute wird es ein Konzert geben! Und später brauchen sie nicht mehr in das Café hinterm Rathaus zu fahren, wo einmal in der Woche klassische Musik gespielt wird, und die teure Zeche zu machen — Frau Kubicke kann sich ja selbst ausrechnen, wie schnell die Platten sich da bezahlt machen! Die Wirtin schüttelt bewundernd den Kopf. Ja, das Fräulein denkt sich immer was Praktisches aus! Herr Fehlhammer kann von Glück sagen. Er sollte sich beeilen mit dem Heiraten, so eine Frau kriegt er nicht wieder. Aber da wird das Fräulein böse. So schnell geht das nicht. Ohne Aussteuer, mit den paar Möbeln, wohin käme man da! Drei, vier Jahre wird es dauern, dann hat sie die Summe zusammen. Sie zieht das kleine Näschen kraus und wirft den Kopf zurück. Schade, daß Fräulein Schmidt so solide und ehrpußlich angezogen ist, sie wäre sonst ein schönes Mädchen. Das Bein in dem dicken Baumwollstrumpf ist schlank und fein, die Züge niedlich weiß und rot, das Haar so braun und glänzend. Wenn man sie ansieht, hat man das Gefühl, daß irgendwo um die Ecke das Glück auf Fräulein Schmidt wartet, und man möchte sie ängstlich bitten, nicht in die falsche Straße einzubiegen.

Es schlägt acht Uhr, und mit dem letzten Glockenschlag klingelt es. Es ist wirklich Herr Fehlhammer. Er trägt einen länglichen Karton in Seidenpapier unterm Arm und ein Sträußchen Alpenveilchen in der Hand. Herr Fehlhammer weiß, was sich schickt. Er hat Gelegenheit, zu studieren, wie man mit feinen Damen umgeht. Denn ist er nicht Erster Verkäufer im Handschuhladen an der Ecke, und bedient er nicht die elegantesten Kundinnen? Herr Fehlhammer ist eine gute Partie und auch ein hübscher Mensch mit seinen hellblauen Augen und der schmalen Adlernase. Freilich ist er etwas klein von Gestalt, und Fräulein Schmidt überragt ihn fast um Haupteslänge — aber nicht darum ist er froh und stolz, daß sie ihn gewählt hat. Sie ist aus guter Familie, ihr Vater war Musiklehrer und der seine nur Postbeamter, sie hat etwas Apartes und Feines und so ganz andere Ansichten als die jungen Mädchen sonst!

All das weiß Fräulein Schmidt, und sie wiegt sich in Sicherheit. Aber seit Tagen hat der Blick des Herrn Fehlhammer etwas Flackerndes, Unstetes; er ist leicht gereizt und hat sehr wenig Zeit für seine Braut. Heute ist Weihnachtsabend, da nimmt er sich zusammen, aber er rutscht unruhig auf seinem Sessel, und als die Zunge verzehrt, die Torte angeschnitten und der Punsch ausgetrunken ist, steht er erleichtert auf, greift nach dem Hut und sagt:

„Du bist ja schon angezogen. Wollen wir also noch ein bißchen ins Café?"

Fräulein Schmidt aber antwortet nicht. Sie macht sich in einer Ecke zu schaffen. Papier knistert. In ihrer Aufregung nimmt sie sich nicht Zeit, lange zu wählen, sondern setzt die erste beste Platte auf, und bevor sie den Schieber losläßt, spricht sie:

„Ich habe ein Grammophon, Arno! Du wirst gleich hören. Und Platten habe ich gekauft — klassische Musik — Bach. Nun müssen wir abends nicht mehr fort, sparen Geld ..." Sie erschrickt: Arnos Augen sind funkelnd und böse auf sie gerichtet. „Zum Teufel!" schreit er und springt auf. „Willst du mich denn ganz unglücklich machen? Das einzige Vergnügen, das man hat — und da soll ich in der muffigen Stube sitzen und Trübsal blasen? Bach?"

Es ist wie eine Flut, die aus ihm hervorbricht. Er weiß gar nicht, was er sagt. Seine schlaflosen Nächte sprechen aus ihm mit ihren schweren, ungesunden Träumen, seine Jugend, die ungenutzt verfließt, weil er ein anständiger Mensch ist, alle Freuden, von denen ihre Ansichten ihn fernhalten. Alles wirft er ihr vor — die lange Verlobung, ihre Weigerung, zu heiraten, die anderen Mädchen, die nur zu gern mit ihm gingen, auch ohne Heiratsversprechen. Sie steht da und versteht kein Wort. Ihr Finger streckt sich mechanisch, und sofort erfüllt Musik den Raum.

Aber sie ist wohl heute verurteilt, aus dem Schrecken nicht herauszukommen. Das sind nicht Bachs klare, präzise Töne und gegliederte Rhythmen. Weich, süß, verschwommen und schwermütig flutet ein synkopiertes Durcheinander in die Stube, hebt sie, hüllt sie ein, trägt sie fort.

Neger singen. Sie klagen um die Heimat, um die Geliebte; in vielen Stimmen wandeln sie die Sehnsucht des Blutes ab. Die Musik der Geigen und Flöten, der zitternden Banjos und quärrenden Saxophone legt sich schwer und quälend in Knie und Schenkel. Fräulein Schmidt weiß nicht, wie ihr geschieht. Sie fühlt plötzlich

AUS DER GESELLSCHAFT

Vom Aeroclub-Bankett in Berlin.
Der Deutsche Aeroclub veranstaltete am 26. November zu Ehren des Siegers im Europa-Rundflug, Fritz Morziks, ein Festbankett, an dem auch der junge Weltflieger Freiherr König v. Warthausen teilnahm. — Am Tisch des Präsidiums von links aus: Der amerikanische Botschafter Dr. Schurman; Freiherr König v. Warthausen; Reichsverkehrsminister Dr. Stegerwald; Fritz Morzik; Herr v. Höppner, Vizepräsident des Aeroclubs.

Zwei Ehrengäste vom Türkischen Ball in Berlin.
Die Gattin des türkischen Botschafters, Kemaleddin Sami-Paschas, und der ehemalige Chef der Heeresleitung, General v. Seeckt, in der Ehrenloge bei dem am 21. November in den Sälen des Berliner Zoo veranstalteten Ball der türkischen Kolonie.

Die Dame und ihr Wagen.
Frau Edith v. Othegraven auf „Mercedes“ im Gespräch mit Graf Münster.

Clärenore Stinnes — Axel Söderström grüßen als Verlobte.
Clärenore Stinnes, Tochter des verstorbenen Industrieführers Hugo Stinnes, verlobte sich mit dem Filmregisseur Axel Söderström, mit dem sie ihre zweijährige Auto-Weltreise auf „Adler“ unternommen hat.

Der Deutsche Damen-Automobil-Club tagt.
Blick in den Kongreßsaal des Hotels Bristol in Berlin während der Diskussion. Stehend (ohne Hut): Die Präsidentin des Klubs, Frau v. Kardorff; links Exzellenz Lewald.

ihren Körper, sie schämt sich und muß doch lauschen. So viel Frühling ist in diesem Gesang, so viel Duft von blühenden Bäumen und feuchter, fruchtbarer Erde!

Arno ist aufgesprungen, sein Zorn ist wie weggeblasen.

„Aber das sind ja Tanzplatten!" ruft er. „Die Revellers! Du wolltest mich überraschen. Wie lieb! Nun mußt du endlich tanzen lernen." Und schon ist er bei ihr, er umfaßt die sich schwach Sträubende und führt sie geschickt über den Teppich, zwischen Vertiko und Tisch hindurch, am Klavier vorüber. Zum erstenmal spürt sie einen anderen Körper, dicht an dem ihren; sie will sich losmachen, aber Arno hält sie fest. Ihr Kopf lehnt an seiner Schulter, an der Wange fühlt sie den Stoff seiner Jacke, ein leichter Geruch, aus Tabak und frischer Seife gemischt, geht von ihm aus. Sie bückt sich unwillkürlich, um nicht größer zu sein als er, und blickt auf seinen Hals; ein kleines Muttermal sitzt da dicht unter seinem Ohr, und sie fühlt plötzlich fast unbezwinglich die Lust, es zu küssen. Etwas Süßes, Schweres ist ihr in die Knie gegossen, doch die Füße sind leicht. Nur zu schnell sind die drei Minuten vorüber; als die federnden, beschwingten Schritte sie wieder zum Apparat führen, schweigt die Musik. Aber Arno löst nur die eine Hand aus der ihren, er kurbelt ein bißchen und schiebt die Nadel zurück, dann geht es weiter auf der Fahrt ins unbekannte Land. Fräulein Schmidt fühlt mit Staunen: sie hat eine neue Haut, die ihr fremd ist und doch teurer als die alte, eine Haut, die empfindlich ist wie nie zuvor, hungrig und furchtsam zugleich; sie verlangt nach diesem Unbekannten, das sich an sie schmiegt, das auch ein Leib ist, der lebt und zittert; aber so anders, so ganz anders als der ihre! — — Auf die erste Platte folgt eine zweite, eine dritte; dann verstummt die Musik.

*

In der Dahlemer Villa herrscht Verlegenheit und Kummer. Lillian hat in der Verzweiflung doch eine Fuge aufgelegt und den Strom eingeschaltet. Nun schweigen sie alle; denn bei klassischer Musik, nicht wahr? darf man ja nicht reden. Aber Lillian weiß es genau: im Laufe der nächsten zehn Minuten wird einer nach dem andern verschwinden, die roten und gelben Kabriolette werden in die Nacht hinausfahren, und alles wird erst wieder im Klub auftauchen, wo es auch am Weihnachtsabend richtige Jazzmusik gibt. An und für sich ist das kein Grund zu Trauer. Bobby, Eddi und Hans sieht Lillian jeden Tag, sie wird auch weiterexistieren, wenn sie Hennys meckerndes Gelächter und Margots Augenaufschlag ein paar Stunden entbehren muß. Und schließlich hindert sie nichts, mitzufahren, fort aus dem Fiasko von Tanzabend. Der Chauffeur ist bei seiner Familie — mit den alten Platten, wie sie sich zähneknirschend erinnert — aber sie lenkt ihren Zweisitzer allein.

Doch der Doktor? Der Doktor geht nicht mit in den Klub, das ist sicher. Der Kreis ist ihm fremd. Wieviel Mühe hat es gekostet, ihn heute herzulocken! Nun ist auch das umsonst gewesen. Wer wird wiederkommen, um sich bei Bach zu langweilen?

Unterdessen steht besagter Doktor hinter einer der Säulen, die den Salon vom Musikzimmer trennen. Er ist Bakteriologe, vor wenigen Wochen aus seiner Tropenstation heimgekehrt, und was er sieht, interessiert ihn mächtig. Er betrachtet die jungen Leute, die alle gebräunt, muskulös und kräftig sind, soweit sie nicht Hornbrillen tragen und den Literaten markieren. Die Mädchen haben Wuschelköpfe oder glattes kurzes Haar, sie zeigen durch die dünnen, langen, zipfligen Röcke, die an den unwahrscheinlichsten Stellen riesige Schleifen tragen, bezaubernd geformte, lange, seidene Beine. Sie sprechen nicht viel, aber laut, in kurzen, schreienden, von hellem Gelächter durchbrochenen Sätzen. Eben setzt sich die kleine Braune dem großen Blonden, der ihr Feuer geben soll, auf den Schoß. Wo ist die schöne Lillian? Sie steht am Grammophon. Schade. Jetzt wird der Jazz losgehen, er wird noch ein wenig zugucken und sich dann empfehlen. Noch nie hat er die Kluft zwischen zwanzig und fünfunddreißig so stark empfunden wie heute.

Was aber jetzt auf ihn zuspringt, ist kein Jazz. Es sind perlende, rollende, funkelnde, helle und tiefe Töne, die sich ablösen, vereinigen, ineinanderschlingen. Er erkennt eine Fuge, er hat sie oft gehört. Es ist Bach. Wie ist das nur möglich! Voll Schrecken wartet er: er hat gehört, daß es jetzt Jazz auf der Orgel gibt, vielleicht bringen sie es fertig, zur Matthäuspassion Charleston zu tanzen? Aber sie stehen nur mit unglücklichen Gesichtern herum; die der Tür am nächsten sind, verkrümeln sich lautlos. Er geht hinzu. Die entzückende Lillian hat Tränen der Wut in den schwarzen Augen. Ist etwas passiert? „Eine Verwechselung. Man hat mir das Zeug hier geschickt, nachdem ich eine Stunde lang Negerplatten ausgesucht."

Aber das sei ja wundervoll. Dürfte er noch eins spielen? Seit Jahren habe er ja keine richtige Musik gehört. Da unten in Angola gebe es das nicht. Da habe er genug bekommen von barbarischen Negertänzen und Gesängen. Sie sieht ihn sprachlos an, er aber findet die Pfingstkantate und legt sie auf.

Ob sie nie daran gedacht hat, einmal dorthin zu fahren, es sich anzusehen? Es sei großartig in Afrika, nur verteufelt einsam. — Warum er dort bleibe? — Nun, es gebe eben Tropenkrankheiten, die man an Ort und Stelle studieren muß. Am meisten hat er zwei Dinge entbehrt: Musik und Frauen. Was sich an weiblichen Wesen da unten findet, das taugt nichts, es wird vom Meer angespült und wieder fortgetragen. Diese Mädchen sind verdorben bis ins Mark. Seine Worte werden unterstrichen durch die freien, beschwingten Klänge, die der Platte entströmen. Lillian betrachtet sein Gesicht. Die Stirn ist hoch, die Nase groß und eckig, der Mund schmal, mit zärtlichen Winkeln. Es ist, fühlt sie dunkel, ein bedeutender Kopf. Sie setzt wieder eine Platte auf und sieht sich um — das Zimmer ist leer, draußen rattern die Motoren. Sie winkt dem Diener und zieht ihren Gast zum Sofa.

„Bedienen Sie den Apparat, Johann — immer eine Platte nach der andern und dann wieder von vorn. Und bringen Sie uns einen starken Mokka. Nein, keine Cocktails mehr. — Wie fährt man nach Loanda, Herr Doktor? Ist es weit? Erzählen Sie, bitte — ich habe immer solche Sehnsucht gehabt, weit weg zu kommen von Europa . . ."

*

„Wozu sich unsereins solche Mühe mit der Kundschaft gibt, möchte ich wissen", sagte die kleine Verkäuferin von der Musikabteilung zu der Kollegin von den Schreibwaren. „Zuerst wählen sie stundenlang, lassen sich jede Nummer zweimal vorspielen — und schließlich ist's ihnen ganz egal, was sie kriegen. Da habe ich doch zwei Sendungen verwechselt — habe gemeint, wunder was für Anschnauzer ich kriege, denn Umtausch ist doch ausgeschlossen! Aber woher denn? Gar nichts gemerkt haben die. Bis heute hat keiner reklamiert."

DAS WUNDERGESPANN
GEMÄLDE VON IWAN SEMEWSK

ENTFÜHRUNG AUS DEM SERAIL

AQUARELL VON PROF. JULIUS DIEZ

D·E R M A L E R GEORG JUNG

BILDNIS EINER DÄNIN

HERBSTLANDSCHAFT

Georg Jungs Bilder sind in einer bestechenden Art modern und halten sich doch fern von aller Manier, allem Gewollt-Zeitgemäßsein. Sie erscheinen knapp, schlicht und wesentlich in der Linie, aber von einer so warmen Sachlichkeit, daß man sich ihrer ohne Einschränkung freuen kann. Bei seinen Porträten liegt einem das Gefühl nahe, sie seien mit Liebe gemalt, abseits von nüchterner Härte. — Der Mann, der diese Bilder schuf, gehört der jüngeren Generation an. Als Sohn eines Elsässer Vaters und einer Wiener Mutter wurde Georg Jung am 31. Dezember 1899 in Salzburg geboren. Schon in früher Jugend begann er zu zeichnen, verständige Berater empfahlen ihm, seinem Autodidaktentum treu zu bleiben, und siehe: Bereits mit 17 Jahren bekam er die ersten festen Porträtaufträge. — Die Nachkriegszeit brachte eine völlige Umwälzung: Vom Militär zurückgekehrt, erfaßte ihn, der das Universitätsstudium mit seinen künstlerischen Absichten zu verbinden trachtete, die expressionistische Welle. Im Rausch des dynamischen Elements arbeitete er während der folgenden Jahre in völliger Zurückgezogenheit. Die Kollektionen, mit denen er dann in die Öffentlichkeit trat (Wien, München, Stuttgart, Mannheim), zeigten die Ergebnisse dieser Periode. — Es folgte eine neue Zeit stiller Arbeit: Das Chaotische klärte sich, die wirr auseinandergezogenen Farbtöne einigten sich. Die seitdem entstandenen Werke deuten darauf hin, daß der Künstler die seinem Wesen entsprechende Basis gefunden hat. Eine weitere Festigung im Sinne des plastischen Erlebnisses bedeutet wohl den Leitstern seines künftigen Weges. Hy.

DER ZEICHNER ANTON MACHEK

AM MORGEN

MALERFAMILIE

Abend-kleid und Umhang

Nebenstehend:

Interessant verarbeiteter Abendmantel aus Hermelin. Trägerin: Yvonne Steffanow. Modell: Emil Horovitz & Co., Wien.

Oben rechts:

Renée Peter in einem Abendkomplet aus broschiertem Crêpe Georgette; die kurze Jacke ist mit Nerz garniert. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Unten links:

Abendkleid aus weißem Panne mit kurzer, fuchsverbrämter Jacke, getragen von Marion Mill. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Aparte Abendtoilette aus großmaschigem Tüll mit Straußfedergarnitur; dazu trägt Marion Mill ein passendes Samtcape. Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Cape aus fliederfarbenem Velours transparent mit großem Weißfuchskragen, getragen von Marion Mill. Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Spezialaufnahmen von unserer Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek durch Atelier Zimmerauer, Wien.

Ein heiteres und freundliches Kinderzimmer. Entworfen von Prof. O. O. Kurz, München.

DER SCHAUSPIELER RAOUL ASLAN

(Hierzu die Bildertafel auf der folgenden Seite.)

Am Anfang der neueren Schauspielkunst leuchten die Namen Josef Kainz und Eleonora Duse. Sie sind sozusagen Adam und Eva jener Generation moderner Bühnenkünstler, die nicht allein durch Gemütskräfte, sondern noch mehr durch den Intellekt, durch die geisthafte Erfassung und Durchdringung einer Gestalt wirken wollen. Kurz, deren Kraftzentrum nicht mehr im Herzen, sondern im Zerebralen liegt. Die flutende Wärme Sonnenthals, die von Kräften des Gefühls gesättigten Worte, deren Wirkung Tränen waren, sind der kaltklaren Sprache gewichen, die im Glanz des Geistes flammt. Zu den Schauspielern, deren Linie auf Kainz zurückzuführen wäre, zählt nun wohl auch der interessante Raoul Aslan vom Wiener Burgtheater, ein Gräko-Italiener aus Saloniki, der eine der markantesten Erscheinungen der heutigen deutschen Bühne genannt werden darf. Aslan kam in jungen Jahren nach Wien, wo er studierte und die Großen des alten Burgtheaters noch sah, die Robert, Sonnenthal, Lewinsky, Hartmann und Kainz. Hamburg, Stuttgart und Berlin waren die Städte, in denen Aslan seine ersten Erfolge errang, und als er dann vom Deutschen Volkstheater in Wien an die „Burg" engagiert wurde, gewann die berühmte Bühne am Franzensring in ihm einen ernsten Künstler von bedeutendem Format, der nun erst sein großes Talent in führenden Rollen voll entfalten konnte. Aslan zeigte sich im klassischen Repertoire als ein Darsteller von ungewöhnlichem Rang und tat sich insbesondere als Shakespearespieler hervor. Doch glänzte er nicht weniger im Konversationsstück und im Lustspiel. Man erinnert sich mit Vergnügen seines Lord Goring in Oscar Wildes „Idealer Gatte" und seines Charteris in Bernard Shaws „Liebhaber". Sein letzter großer Erfolg war der „Metternich" in dem historischen Schauspiel von Hanns Sassmann. Der umstrittenen Persönlichkeit des altösterreichischen Kanzlers, der den Sturz Napoleons herbeiführte, dieser klugen, kaltsinnigen, geistreichen Persönlichkeit konnte Aslan aus eigener Veranlagung viel entgegenbringen. Aber Aslans beste Rolle müßte einen Menschen zeigen, in dessen Seele die Schwermut wohnt, das Wissen um das Leid der Welt, die Erkenntnis von der Tragik dieses ganzen Lebens, das uns auferlegt ist.

Max Hayek.

SEIDE, TÜLL, PELZE . . .

Die neuen Formen verlangen geeignetes Material. Jede einzelne Ausführung ist an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Es würde zu einem nachteiligen Ergebnis führen, griffe man willkürlich und unüberlegt in diese ungeschriebenen Gesetze ein. Die vielen Volants, die eine Fortentwicklung der aktuellen Moderichtung bedeuten, setzen zarte, duftige Gewebe voraus. Je reicher die Rockgarnituren, desto empfindsamer muß das Material beschaffen sein, um die Leichtigkeit zu behaupten, die von diesem Typ der Abendkleider verlangt wird. Die große Gesellschaftstoilette wird im Gegensatz zu den graziösen, duftigen Modellen aus schwerer, fließender Seide geschaffen. Seiden mit Hochglanz, weiche, schmiegsame Samte, mit und ohne eingewirkte oder eingepreßte Muster, sind für diese Zwecke beliebt. Um die Eleganz der Kleider zu steigern, wird häufig für die Taille ein abweichendes Material gewählt. Brokate und broschierte Stoffe, vielfach mit dem Hauptmaterial des Kleides vereint, ergeben entzückende Entwürfe, zu denen häufig Pelz zugezogen wird. Pelz behält in diesem Winter seine dekorative Bedeutung, da man es liebt, starke Kontraste auszunutzen. Man sieht nicht nur an Hüllen aus zarten Geweben Pelzkragen und umfangreiche Pelzmanschetten, sondern Pelzverzierungen mancherlei Art betonen auch vor allem die Eleganz der großen Abendtoiletten. Die richtige Pelzwahl für Garniturzwecke ist nicht leicht zu treffen. An manchen Geweben und an bestimmten Formen sieht langhaariges, an anderen wiederum flaches Rauchwerk vorteilhafter aus. Ungemein wirkungsvoll sind Füchse aller Art. Man erinnert sich auch wieder der einstmals so beliebten Straußfedergarnituren. Reizend ist die volantartige Anordnung des duftigen Gefieders in Verbindung mit gelacktem Tüll. Aber nicht nur kostbare Stoffe ergeben bemerkenswerte moderne Toiletten. Vielen unbekannt ist das interessante Verfahren, kunstseidene Gewebe herzustellen. Auch Tülle werden auf diese Weise erzeugt, die über reizvollen Glanz und weiche Schmiegsamkeit verfügen. Das Tempo der Mode ist von überraschender Lebendigkeit. Um mit ihm Schritt zu halten und der Zeit Rechnung zu tragen, legen viele Damen Wert auf erschwingliches Material, das an Schönheit nichts zu wünschen übrigläßt. Der Vielseitigkeit der Stoffe entspricht eine Reichhaltigkeit der Linien. Das vielfach mißbrauchte Schlagwort „Individualismus in der Kleidung" hat heute mehr denn je Berechtigung.

Ola Alsen.

Luftige Helligkeit ist das Kennzeichen dieses Raumes für das Kind. Entwurf: Hanny Harlfinger; ausgeführt von Anton Herrgesell, Wien.

DAS MODERNE KINDERZIMMER

DER SCHAUSPIELER RAOUL ASLAN

EIN STAR DES WIENER BURGTHEATERS

Raoul Aslan als Lord Goring in Oscar Wildes „Idealer Gatte“.

Als Petruchio in Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung“.

In der Rolle des „Grafen von Charolais“ (von Richard Beer-Hofmann).

Als Jean Gaspari Deburau in „Deburau“ von Sacha Guitry.

Aufnahmen: Franz Xaver Setzer, Wien.

Es lacht die Maus.

SKIZZE VON ERNST ZAHN

Das Haus lag hoch auf einer zwischen zwei Lawinentälern ragenden Bergrippe. Es stand also über dem Tod. Aber der Tod schien diesen März den Weg doch gefunden zu haben. Es war Mittagszeit und regnete Faden. Die Lawinen waren niedergegangen, schwer, schmutzig, von Steinen und Reisig durchsetzt.

Auf dem Tisch in der niedrigen Wohnstube stand die Schüssel mit Mais und Fleischbrocken. Auf der Bank an der Sechsfensterseite saßen schon der Veri und der Töni, die Schulbuben; der Veri, vierzehn Jahre, schlank, mit einem hellen, hübschen Kopf, der Töni dünn, bleichwangig, sieben Jahre alt. Sofie, die Bäuerin, trat eben seufzend aus der Nebenstube. Das harte Leben hatte von ihr nur noch ein schmales, zersorgtes Gesicht, dünnes angegrautes Haar und eine schmächtige Gestalt übriggelassen.

„Wie ist es?" fragte der Veri von seiner Fensterbank aus.

Die Mutter schluckte. „Sie liegt da, als sei sie schon halb hinüber", antwortete sie leise, sich vorsichtig umsehend, ob auch die Kammertür geschlossen sei.

„Verdammte Krankheit", klagte Veri.

„Jetzt sind schon sieben an der Grippe gestorben", berichtete wichtig der kleine Töni, der das gerade diesen Morgen noch in der Schule gehört hatte.

Während die Mutter, die Tränen verbeißend, in den Flur hinausging, zog Veri einen Zigarrenstummel' aus der Tasche und zündete ihn an. Das hätte er nicht getan, wenn die Maus nicht krank gewesen wäre. Die sagte, so früh fange man nicht an zu rauchen. Und was die Maus sagte, galt im Hause.

Die Maus — mit ihrem richtigen Namen hieß sie Lisi — war als kleines Kind einer in der Stadt lebenden Schwester der Bäuerin, einer kinderlosen Schullehrersfrau, in Pflege gegeben worden und erst vor zwei Jahren wieder heimgekommen. Als etwas Fremdes war sie hereingefallen, hatte sich erst gewöhnen und den anderen Gelegenheit geben müssen, sich in sie zu finden. Sie war das Kind des Baumannschen Ehepaars, aber sie war noch mehr das der städtischen Pflegeeltern. Sie brachte Stadtwesen in die Bauernstube. Ein gutes Wesen; denn der Lehrer und seine Frau waren fromme, vernünftige Leute. Sie brachte aber auch etwas mit, was ihr niemand hatte anlehren können, eine kleine herzliche Tapferkeit, die, als ihr vieles im Hause mißfiel, sie veranlaßte, darin das Regiment zu übernehmen. Es kam eigentlich ganz von selbst. Sie sagte der Mutter, zu dem Sontagskleide passe das weiße Kräuslein, und — und — die Schulmeisterin sei immer so gut gekämmt gewesen. Ordentlich vornehm habe sie ausgesehen. Und siehe da, Frau Sofie fing an, viel mehr auf sich zu geben. Auf Stuben und Haus dann, nicht nur auf sich selbst. Auf dem Tisch der Männer, des Vaters und der erwachsenen Brüder, stand schon am frühen Morgen die Schnapsflasche. Die Maus — den Namen hatte ihr der zweitälteste Bruder, der schwarzköpfige Peter, angehängt, der ihr besonders zugetan war — erzählte, wie gering man in der Stadt vom Branntwein und seinen Freunden denke. Zwei-, dreimal fiel so ein Wort von ihr über die Verächtlichkeit des Alkohols. Da fing der Vater an, den Kaffee ohne Schnaps zu trinken. Es war weniger Lärm im Hause seither. Die Männer hatten keine so unlauteren, wilden Augen mehr, auch nicht mehr so viel Streit. Man scheute sich vor der Maus. Sie hatte einmal Tränen in den Augen gehabt, als der Peter und der Hans, sein älterer Bruder, einander beim Kragen genommen und eine regelrechte Schlägerei hatte ausbrechen wollen. Das war den Buben ein Schreck gewesen.

So war Lisi zwischen ihre Angehörigen hineingeregnet wie ein Jesulein unter die Marktschreier, ein blondes, schlankes Ding, der Mutter ähnlich, aber in Wesen und Kleidung seltsam verfeinert. Diese aber staunten erst, dann regte sich das Blut, und sie begannen, das fremde Geschenk, das doch ein Stück von ihnen selbst war, ängstlich, tolpatschig zu umleben, zu umsorgen, ihrer eigenen Art darüber zu vergessen und zu vermeiden, bei der Heimgekehrten Anstoß zu erregen.

In diesem gottserbärmlichen wässerigkalten Frühjahr hatte nun aber Lisi die Grippe erwischt und lag seit Tagen, wie der Arzt sagte, am Tode.

„Ach ja", seufzte die Bäuerin draußen im dunklen Flur. Das Herz schwer wie Blei, schlich sie zur Haustür vor. Wo nur die Männer blieben, die drüben am Lawinenbruch arbeiteten? Die Maus gefiel ihr nicht! Sie lag auch gar zu kraftlos und still in den Kissen! Frau Sofie schaute am Berg empor. Schwer hingen die Wolken da oben. Und noch immer strömte der Regen. Trübselig klatschte er auf die Pflastersteine vor der Tür. Wenn es so weiterging, brach noch der ganze Berg über Haus und Dorf nieder.

Jetzt schlug es drüben von der Kirche, die frei auf dem aus der Talschlucht aufsteigenden Hügel stand, Mittagszeit. Verloren, müde, wie im Regen ersaufend, kamen die zwölf Schläge über die Schlucht herübergetropft. Da tauchten, wenig über der Hütte, die Mannsleute auf. Sebastian, der lange stelzbeinige Bauer, der Hans, der Peter und der Rüedi, drei Soldaten den Körpern nach, stämmige Burschen, schwarzhaarig zwei, der Rüedi blond, wie der hübsche Veri, der drin den Rest seiner Zigarre verqualmte.

Die Bäuerin trat ins Haus zurück. Jetzt konnte sie die Suppe abdecken!

Bald kamen die Männer. Der Lärm, mit dem sie sich draußen der Holzschuhe entledigten, tat Frau Sofie weh. Aber in die Stube schlichen sie auf ihren grauen Wollstrümpfen hinein.

„Nun?" fragte der Vater schon auf der Schwelle.

„Ach Gott", seufzte die Mutter abermals. Da wußten die anderen schon Bescheid.

Der üble Bericht fiel ihnen aufs Gemüt und steigerte zusammen mit der Tatsache, daß die Lawine ihnen einen Gaden voll Heu umgeworfen und vernichtet hatte, ihre schlechte Laune. Der Vater riß einen Wandschrank auf, ergriff eine Flasche, die ordentlich verschupft in einer Ecke gestanden, und goß gleich drei Gläschen Branntwein hintereinander hinunter.

„Ach du", wagte die Mutter einzuwenden.

„Wir haben kein Glück", knurrte Baumann zurück.

Sie rückten dann an die Suppe. Aber da war der Teufel erst recht los. Peter warf den Löffel hin und schimpfte: „Das ist ja mehr Salz als Suppe."

(Schluß auf Seite 810.)

VÖGEL BEI DER TOILETTE

(Phot. Dr. H. Hauchecorne.)

Oben: Der Kranich ordnet sein Gefieder. — Mitte: Pelikan nach dem Bad. — Unten: Und die Gänse wollen hinter den anderen nicht zurückstehen.

Hans v. Raumer,
Reichswirtschaftsminister a. D., der zum Präsidenten der neugegründeten deutsch-rumänischen Handelskammer gewählt wurde.

Das Spiel auf dem grünen Tisch.
Momentaufnahme von dem in Berlin veranstalteten Billardturnier (22. bis 25. November), bei dem bekannte internationale Amateure in Konkurrenz traten und um den Zweifel-Wanderpreis kämpften. — Vorn beim Stoß: Oberregierungsrat Poensgen, deutscher Amateurmeister; am anderen Tisch, ebenfalls beim Stoß, der Belgier Van Belle.

Rückkehr vom Himalaja.
Ankunft der Teilnehmer der deutschen Himalaja-Expedition auf dem Hauptbahnhof in München am 24. November. Von rechts nach links: Bayer, Dr. Allwein, v. Kraus, Fendt und Brenner.

Einweihung eines Gefallenen-Denkmals in Bad Freienwalde a. d. O.
Während der Enthüllungsfeier am 24. November. Das Denkmal, ein $1^1/_4$ m hoher Sockel mit Plastik einer trauernden Mutter, steht auf der höchsten Kuppe des Hainbergs.

Geheimrat Gottlieb Haberlandt,
bekannter Botaniker, ehemaliger Professor der Botanik an der Universität Berlin, besonders auf dem Gebiete der physiologischen Pflanzenanatomie bedeutend, vollendete am 28. November sein 75. Lebensjahr.

Das Postamt im Kaffeehaus.
Am 25. November wurde in einem Kaffeehaus an der Ecke Friedrich- und Leipziger Straße in Berlin eine Zweigstelle des Postamts W 8 eröffnet. — Der Eingang zu der neuartigen Einrichtung.

Die Schule für den Rundfunk-Ansager.
In der Rundfunk-Versuchsstelle, die vor kurzem der Musikakademie in Berlin als jüngster Zweig angegliedert worden ist: Die Schüler prüfen durch Abhören am Lautsprecher ihre Sprechversuche. Am Mikrophon der bekannte Schauspieler und künstlerische Leiter der Funkstunde Berlin, Alfred Braun. Damen und Herren, die sich dem Beruf des „Sprechers" beim Rundfunk zuwenden wollen, werden hier in einem Kursus vorbereitet.

Der Mann, für den es 20 Millionen Deutsche zuviel gab.
Der ehemalige französische Ministerpräsident, George Clemenceau, Urheber der scharfen Bestimmungen des Versailler Vertrags, der „Tiger" genannt, † am 25. November im Alter von 88 Jahren.

Gerhart Hauptmann im Wiener Burgtheater.
Der Dichter (rechts) im Gespräch mit dem Direktor des Burgtheaters, Hofrat Herterich. Gerhart Hauptmann wohnte in Wien der Uraufführung seines neuen Dramas „Spuk" bei (5. Dezember).

Was sagen die Geldschrankknacker hierzu?
Der Eingang zu dem Riesen-Tresor, der in den neuen Räumen der Von-der-Heydt-Bank A.-G., Berlin, eingebaut wurde. Bei diesem von der Firma S. I. Arnheim hergestellten Tresor kamen 400000 kg Stahl zur Verwendung; die Tür hat eine Stärke von etwa einem Meter.

Bugsier-Reederei- & Bergungs-A.G. Hamburg.

Der neue Schweizer Bundespräsident.
Finanzminister Dr. Jean Musy, der schon 1925 Bundespräsident war, wurde für das Jahr 1930 wieder zum Oberhaupt der Schweiz gewählt.

Schiffszusammenstoß im Nordostseekanal.
Bergungsarbeiten an dem gesunkenen Hochseeschlepper „Jason", der am 23. November bei Kiel von dem deutschen Dampfer „Helene" gerammt wurde. Die Besatzung konnte sich retten.

„Ich habe halt etwas viel erwischt“, entschuldigte sich die Mutter.

Der Mann, vom Schnaps erregt, nahm des Sohnes Tadel auf: „Hast doch nicht viel anderes zu tun, als zu kochen.“

„Habe ich?“ wehrte sich die Mutter, sich auch erbosend. „Ihr werdet es ja wissen.“

„Verdienen müssen einmal wir“, bockte Peter.

Da dauerte die Mutter den Rüedi, und er fuhr den Bruder an: „Halt doch das Maul, du!“

Gleich hatte er des andern Faust unter der Nase.

Es sah nach Streit und Hieb aus.

Der blonde Veri schob sich beiseite und seinen Stummel wieder in den Mund.

„Ganz aus dem Gleis sind wir“, klagte die Mutter.

Irgendwo mußte aber inzwischen der Wind ein Loch in den grauen Himmel gerissen haben. Aus einem blauen Flecklein strömte Licht. Der Strahl betupfte gerade Veris hellen hübschen Kopf und fingerte darüber hin, an der geschmähten Suppe vorbei nach der Schlafkammertür. An die hatte sich der kleine Töni herangemacht. Er wollte dem Streit aus dem Wege gehen. Unbewußt hatte er die Tür aufgeschoben und steckte sein Stubenluftgesicht durch den Spalt in die Kammer hinein.

„Was tust!“ rief ihm die Mutter erschreckt zu. „Mach doch die Tür zu!“

Aber Töni verzog das von der Sonne beglänzte Gesichtlein und grinste. So vergnügt und verblüfft sah er aus, daß die anderen aufmerksam wurden. Jetzt hob er den schmutzigen Zeigefinger und winkte.

Die Mutter und Veri traten unwillkürlich hinter ihn. Auch die anderen folgten. Nur der Rüedi lief übelgelaunt in den Flur hinaus.

Die Kammer der Lisi war voller Glanz. An den Scheiben trockneten die letzten Regentropfen. Aber die Kranke saß im Bett aufrecht. Das Hemd war ihr ein wenig von der linken Schulter gerutscht, und da saß sie nun mit zartem weißen Nacken. Das Licht umfloß das hellblonde Haar wie ein Heiligenschein. In den dunkelblauen Augen blitzte ein Ausdruck von fast übermütiger Fröhlichkeit.

„Die Maus lacht“, sagte Veri. Er war so erstaunt und so bewegt, daß ihm die noch brennende Zigarre aus der Hand fiel.

„Es ist, meine ich, wieder nicht alles in Ordnung bei euch“, sagte Lisi, die den Zank in der Wohnstube gehört hatte. Sie war aus einem erquickenden Schlaf erwacht, vielleicht geweckt vom Lärm, und hatte sich plötzlich erinnert, daß sie im Hause mitreden mußte. Es war ihr noch ein wenig schwindlig zumute, aber sie mußte lachen, wie alle die anderen sich unter die Tür drängten und der ehrliche Kummer ihnen aus den Augen schaute.

„Die Mutter hat die Suppe versalzen“, fuhr es dem Peter von den Lippen.

Lisis Gesicht leuchtete noch mehr auf. „Wenn die Stadtmutter einmal die Suppe versalzen hatte, sagte der Stadtvater, das zeige ihm, daß sie noch immer in ihn verliebt sei“, kicherte sie.

Den erwachsenen Brüdern wurden die Köpfe warm. Das Mädchen legte alles immer anders aus als andere! Alles bekam ein besseres Gesicht!

Der Bauer schob sich tiefer in die Kammer hinein. Er schwankte zwischen einem Empfinden des Erlöstseins, weil die Tochter augenscheinlich vor der Genesung stand, und einem anderen des Unbehagens; er war nicht ganz zufrieden mit sich selbst.

Lisi blickte an ihm vorbei durch die offene Tür. Da stand ausgerechnet die Schnapsflasche noch auf dem Tisch. Sie runzelte die Stirn. Dann sagte sie mit einem Blinzeln: „Was meinst du, Vater, wenn ich die Flasche dort hinter mein Bett stellte?“

Sebastian Baumann verstand einen Spaß. Das Kind hatte recht, beim Eid! Er nahm die Flasche vom Tisch. „Da!“ sagte er und trug sie zum Bett.

Die Mutter zweifelte noch. „Was ist denn mit dir?“ fragte sie Lisi und glaubte noch nicht an die jähe Besserung.

Eine leise, feine Röte ging über des Mädchens Wange. „Ich werde gesund“, antwortete sie.

Die Verwandten umstanden sie. Dem einen und andern war halb um Schluchzen, halb um Jodeln.

Aber der kleine, dünne Töni lief aus der Tür. Der Rüedi wußte ja noch nicht, daß es mit der Schwester besser ging!

„Die Maus lacht!“ schrie er auch draußen, ganz aus Rand und Band.

Der Rüedi wollte eben das Haus verlassen. Er drehte sich um und lief in die Kammer zurück.

Es konnte nicht von dem Riß im Himmel allein kommen, daß das Haus auf einmal hell war. Teil hatte auch die, die sich jetzt wieder behaglich in die Kissen sinken ließ.

„Gottlob“, flüsterte die Mutter, während das Mannsvolk sich fast andächtig aus der Tür schob.

Frau Sofie legte die harten Finger zusammen, hielt sie aber ganz versteckt. Die Maus brauchte es nicht zu sehen! Es war ihr nur, als sollte sie ein „Vaterunser“ sagen. Weil allen wieder etwas geschenkt war. Weil die Sonne und die Maus wieder lachten!

45 Mk.
35 Mk.
30 Mk.
25 Mk.
20 Mk.

Mehr anzulegen ist unnötig — weniger anzulegen ist unklug — —

Prüfen Sie selbst, was es für Sie bedeuten kann: Sie schreiben jahrzehntelang mit Gold und Osmiridium — anstatt alle Augenblicke Stahlfedern auszuwechseln. Sie schreiben in einem Zuge durch — anstatt alle Augenblicke von einer allezeit durstigen Stahlfeder in Ihren besten Gedanken unterbrochen zu werden. Sie haben eine Ihrem Schriftcharakter entsprechende, immer gleichbleibende Federspitze — statt wechselnder Federtypen, wie sie Ihnen gerade in die Hand kommen. Sie schreiben immer deutlich und klar mit Tinte — statt sich unterwegs über die traurigen Notbehelfe der Blei- und Kopierstifte zu ärgern. Sie finden beim Parker Duofold eine feststehende, immer schreibbereite Feder — die also nicht erst vorgeschraubt werden muss. Sie finden im Halter selbst den einfachen Füllmechanismus — brauchen also nicht den Hilfsapparat einer umständlichen, besonderen Tintenspritze. Sie haben einen Halter mit vollständig geschlossener, unzerbrechlicher Hülse und luftdichtem Abschluss — Auslaufen von Tinte ist also unmöglich. Mit dem Parker Duofold steigern Sie Ihre Leistungsfähigkeit. Er ist eine Kostbarkeit fürs ganze Leben. Wer 100 oder mehr Mark bieten würde, könnte keinen besseren Halter bekommen! Wer weniger anlegt als Parker-Preise, wird bald feststellen, dass die „Ersparnis" ein schlechtes Geschäft war im Vergleich mit den Vorteilen, auf die er unklug verzichtet hat.

Der Kauf eines geringeren Füllhalters ist nur die Vorstufe zum Kauf eines Parker Duofold. Die Vorstufe ist unnötig. Sparen Sie Ihr Geld und kaufen Sie gleich den Parker Duofold. Das nächste einschlägige Geschäft ist gern bereit, Ihnen die farbenprächtige Parker-Auswahl vorzulegen und Ihnen Gelegenheit zu einer Schreibprobe zu geben.

Der besonders praktische Parker-Füllstift. Mit goldenen Kappen, auswechselbarem Radiergummi und Reservoir für Ersatzminen.

*

Füllhalterständer mit einem Einstecker einschliesslich Verlängerer von 21 Mk. bis 40 Mk.

Parker

Der Luxushalter „Perl in Schwarz" — Parkers neueste Schöpfung von kultiviertestem Geschmack.

Parker Duofold

PARKER A.-G., HEIDELBERG - DOSSENHEIM

Infolge der dauernden Steigerung unseres Umsatzes brauchen wir zum 1. 1. 30 einige weitere Verkaufskräfte für die Reise. — Bedingungen: Kein Gehalt, nur Provision, Verdienstmöglichkeit zwischen 8—15000 Mk. p. a. Bewerber dürfen nicht schon für andere Füllhalterfirmen tätig gewesen sein, müssen aber gute Verkaufserfolge bei einem anderen Markenartikel nachweisen können. — Zuteilung der Bezirke durch uns. Wir beantworten nur Bewerbungen, die uns interessieren. Angebote (keine Zeugnisse beifügen) an Parker A. G. Heidelberg-Dossenheim (z. H. von H. G. S.).

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Auch in unserer schnellebigen Zeit, die immer nur Tempo! Tempo! schreit, werden noch Bücher von weitausladender epischer Breite geschaffen, die sich Zeit lassen und im leidenschaftlich liebevollen Sichvertiefen in ihren Stoff sich kaum genugtun können. Gerade die besten und mächtigsten unter den Erzählern der Gegenwart türmen Romangebirge auf, in denen unendliche Weiten aufgetan werden, Weiten menschlicher Entwicklung, Weiten des Rückblicks und Ausblicks, Weiten äußeren und inneren Erlebens, Weiten brodelnder Gärung, Weiten neuer Weltanschauung. Es ist nicht immer leicht, diese Gebirge zu durchwandern; aber je mehr man sich in sie hineinarbeitet, um so kräftiger wird man festgehalten, und nie vergißt man die großartigen Blicke von den Höhen, die erschütternden Blicke in Schluchten und Abgründe, die sie verschenken ... Solch breit aufgetürmtes Roman-Massiv hat jetzt wieder Friedrich v. Gagern hingestellt, der Österreicher, dessen unerschöpflicher Gestaltungskraft bereits mehrere fabelhafte Buchgebirge ihr Dasein danken. Dieser Dichter schöpft aus dem großen Reservoir der Volksstämme, die im alten Österreich dicht zusammengepreßt nebeneinander lebten. Er kennt das brodelnde Völkergemisch, kennt sein glühendes Lieben und Hassen, seine Götzen und Götter, seine Bauern und Helden, Sklaven- und Herrenseelen in allen Spielarten. Er liebt die Offenbarungen glühenden, urwüchsigen Volkstums in den prachtvollen Wald- und Gebirgsmenschen dieser Grenzländer, in denen deutsches und slawisches Blut heiß und wild gegeneinanderbrandet. Und besitzt eine ganz eigene Meisterschaft, jede Spielart dieser Balkanmenschen mit dem ganzen Reichtum ihrer Sonderart plastisch zu entfalten. Man hat das Gefühl, daß man bei ihm mitten in den glühenden Krater des Volkstums hinabsteigt, und erlebt dabei Überraschungen, gewinnt Erkenntnisse, wie man sie aus keinem Lehrbuch der Politik und Völkerkunde so monumental und unmittelbar ergreifend schöpfen kann. Auch in seinem neuen Koloß „Die Straße" (L. Staackmann, Leipzig) beschwört Gagern dies Völkergebrodel. Aber diesmal geschieht es unter neuem Aspekt. Die mit allen Mitteln neuzeitlicher Technik sich durch die unentweihten Wälder Kroatiens und der Krain ihren Siegerweg bahnende Staatsstraße, das Symbol des Fortschritts, wird zum Schicksal für alles urwüchsig Volkhafte, das beim Bau in ihren Bannkreis gerät, ganz gleich aus welcher Heimat es stammt. Mit großartiger Wucht türmt Gagern die Tragik des Entwurzelt- und-Aus-der-Bahn-geschleudert-Werdens auf und entfaltet in der ehernen Unerbittlichkeit des Untergangs, dessen Zentrum die verderbenbringende Weiberkneipe ist, eine fast antike Größe. Fortschritt, Technik, Verkehr, die Mörder jedes tieferen Heimatbegriffs, brausen als apokalyptische Reiter durch die 600 Seiten dieses Romans, der als neues Dokument der prachtvoll dramatisch geballten Ethik Gagerns mächtig aufragt.

Es reizt, solch breitausladendem Fresko die geschliffene Intimität einer auf knappstem Raum sich anmutvoll entfaltenden Darstellungskunst gegenüberzustellen, wie sie Bruno Frank in seiner neuen Studie „Der Magier" (Ernst Rowohlt, Berlin) anwendet. Hier werden Leben und Persönlichkeit eines großen Bühnenzauberers unserer Zeit in delikaten Wort-Aquarellen gespiegelt. Aus den Triumphen eines unerhört erfolgreichen, genialen Schaffens steigt die Tragik des Arrivierten, des sich im Glanz des Ruhms nach den Stürmen seines Anfangs verzehrenden Künstlermenschen auf, die zu neuem, seltsamem Aufbruch zwingend führt. Das Ganze ein Kabinettstück unaufdringlicher, in zarten Tönen schimmernder Darstellungskunst, das ein Stück schmerzvoller Erfahrung am Lebensumriß einer durchsichtig gezeichneten Tagesberühmtheit mit individuellem Reiz aufzeigt.

Mit herrischerem Griff hat Walter v. Molo in seinem Gegenwartsroman „Die Scheidung" (Paul Zsolnay Verlag, Wien) das Leid eines Menschen gestaltet, der sich in seinem Feinsten, Besten, einem das Reine und Echte fordernden Seelenleben, von den zerstörenden Mächten einer entarteten Zeit verletzt und verhöhnt sieht. Schärfste Exponenten dieser Zeit, die eigene Frau, die eigenen Kinder. Aus solcher Familienhölle entflohen, nach weiteren Erfahrungen mit moderner Weiblichkeit, findet dieser innerlich Blutende, Überreizte ein Mädchen, das die Menschen der Zeit ähnlich verwundeten. Dieser stillen, verständnisvollen Lauscherin offenbart er sich, stürzt die ganze Qual seines Leids in ihre Seele, zieht aus ihrem tönenden Schweigen die Kraft, letzte Bindungen zu zerreißen, sich selbst wiederzufinden, an neue Harmonie zu glauben ... Trotz dieser Schlußwendung ist es ein bitteres, aufgewühltes, anklägerisches Buch, aus dessen hitzigen Entladungen die neue Zeit mit bösen Augen schaut. Beklemmend die über dem Ganzen schwebende Atmosphäre von Überreiztheit, die aus dem leidenden Manne fast eine tragikomische Figur macht, infiziert mit der gleichen Brutalität, Ichsucht, Rücksichtslosigkeit, Redewut, die er der Zeit vorwirft, und doch im Tiefsten ein zarter, gütiger, sehnsuchtsvoller Mensch ... Im einzelnen kraß, heftig, zwiespältig bis in den Sprachausdruck hinein, ist der Roman als Ganzes ein erschütterndes, chaotisch gärendes Zeitbild, das tiefes Zerrissensein und leidenschaftliche Seelennot hitzig sprudelnd kündet.

Gleiche Gegenwartsnot hat in dem „Roman von übermorgen", den Hans Heyk unter dem alarmierenden Titel „Deutschland ohne Deutsche" (L. Staackmann, Leipzig) herausschleudert, zu ganz anderer künstlerischer Formulierung geführt. Anscheinend liest man eine glänzende, satirisch gewürzte Utopie aus dem Jahre 2050, die den technischen Wahnsinn der herrlich weit fortgeschrittenen Menschheit im phantastischen Riesenbau eines Tunnels quer durch die Erde spiegelt. Aber bald merkt man, daß dieser Tunnelbau nur Exponent eines Weltbildes ist, in dem Deutschlands Entwicklung, Deutschlands Schicksal der eigentlich brennende Punkt ist, um den sich alle geistigen und seelischen Kräfte des Autors drehen. Man sieht ein völlig vertrustetes Deutschland, das von allmächtigen, skrupellosen Bank-, Wirtschafts- und Zeitungsmagnaten beherrscht und ausgesogen wird. Ein Land normierter, seelenloser Sinnenmenschen, die einzig dem Erwerb und schrankenlosem körperlichen Genuß nachjagen. Mit unheimlicher Kraft wird hier das Schlußbild einer Entwicklung gezeichnet, deren erste Blüten bereits üppig im Heute wuchern ... Wie der letzte große Deutsche noch einen letzten Kampf mit Deutschlands Ausbeutern und Verderbern ausficht, wie nach seinem Tode in der grandios aufflammenden Tunnelkatastrophe die letzten Deutschen nach dem äußersten Norden in eine schwedische Reservation auswandern, das ist mehr als nur glänzend aufgebaute, dramatisch spannende Romanhandlung. Es ist ein in heißem, liebenswertem Überschwang seelischer Not hingemaltes „Menetekel" eines Deutschen, der alle seine künstlerischen Kräfte gesammelt hat, um sie der deutschen Entartung der Gegenwart entgegenzustemmen. Daß wir in Heyk eine agitatorische Kraft von leidenschaftlichem Temperament und erstaunlichem bildnerischen Können besitzen, belegt dieses ungewöhnliche

MODELLE DER FIRMA PAUL POIRET, PARIS

1, ROND POINT DES CHAMPS ELYSÉES.

BESTICKTES SCHWARZES CRÊPE-DE-CHINE-KLEID, DAS DURCH EINEN WEISSEN KRAGEN AUS WASCHESTOFF BELEBT WIRD.

REISEKLEID AUS GELBEM DUVETINE, DESSEN WIRKUNG DURCH DIE VERARBEITUNG VON GELBER SPITZE ERHÖHT WIRD.

Buch mit flammendem Nachdruck. Hoffentlich durchstößt es endlich die Schwerhörigkeit der Zeit und dringt bis ins Herz der Nation vor.

Neben solchen heftig auf den Leser eindringenden Werken verdienen, zumal vor dem Fest, dichterische Gestaltungen stillerer, zarterer, leichter schwebender Art hervorgehoben zu werden. Da sei auf Gustav Schröers neuen Roman „Heimat wider Heimat" (C. Bertelsmann, Gütersloh) hingewiesen, der in friedlicher Postkutschenzeit das Spitzwegidyll eines reizend altmodischen Saalestädtchens beschwört und allerhand Originale mit liebevollem Finger lebendig macht, um dann allmählich in ein sehr ernstes Thema einzumünden: den naturgegebenen Gegensatz der Berg- und der Talmenschen. Wie im scharfen Charakterkontrast thüringische und friesische Art hart aufeinanderschlägt, sich in glückloser Ehe aufreibt und in zweiter Generation neue Wunden zu reißen droht, bis nagende Gewissensnot zur Einsicht führt und weiteres Unheil verhütet, das rührt an uralte deutsche Stammeskonflikte und zeigt einmal die Schwierigkeiten des Einander-verstehen-Könnens und -Wollens innerhalb des gleichen Volkes, fern von politischen Gegensätzen tief im rein Menschlichen drin. Es ist sehr schön poetisch gedacht und gestaltet, wie das Gebirge und das Meer von sich aus die Brücken schlagen zu widerstrebenden Menschenherzen und das Verständnis für andersgearteten Menschenschlag aufschließen. Die stille Mahnung des schlichten Buches singt sich wie ein dunkel-helles Volkslied ins Herz.

Abenteuerbuntes Leben glitzert und funkelt durch die Kapitel des Romans eines modernen Schauspielers und Filmhelden, den der Münchner Oskar Gluth geschrieben hat. Es steckt eine besondere heitere seelische Wärme in dem Buch, das den Publikumsliebling, den alle Welt „Unser Christl" nennt, aus drohender Verflachung zunächst in ein spielerisches, dann in ein ernstes Leben und Sichbewähren hineinrettet. Es werfen sich weder Pathos noch Tragik in dieser Geschichte der Menschwerdung eines heiteren Komödianten in die Brust und deklamieren. Auch in dem Ernst singt hier eine Fröhlichkeit, die das Leben jauchzend bejaht und es meistert — jedenfalls ist das eine Melodie, wie man sie heute nur noch selten hört. Sie tut dem malträtierten Ohr unleugbar wohl und der geschundenen Seele nicht minder!

RUND UM DEN WEIHNACHTSTISCH
Allerlei elegante Geschenke für die Dame und den Herrn.

Vom Schweizer Bauerndichter Alfred Huggenberger gibt ein Novellenband „Liebe Frauen" neue Kunde (L. Staackmann, Leipzig). Er strahlt wieder jenes schlichte, starke, erdgewachsene Menschentum aus, das kein anderer als Huggenberger so köstlich unverschminkt, humorvoll, drastisch und eindringlich zart darzustellen weiß. Diesmal hat er Maitli und Frauen am Schopfe, bläst schalkhaft in das bunte Gefieder ihres Weibtums und hebt dann mit zartem Finger die schützende Hülle von heimlichen, lebenslang getragenen Wunden. Er als Dichter weiß es, sieht es, wie auch in den von harter Lebensarbeit zerfurchten, früh geschundenen Seelen das Wunder der Liebe seine Blüten treibt, wie irgendein verwehter Traum von Romantik unter harter Kruste nistet. Vor allem aber sieht er, wie tapfer diese Enttäuschten ihr Leben tragen, wie sie sich selbst zum Opfer bringen einem Pflichtbegriff, der als naturgewaltiges Vermächtnis in ihnen lebt. Auch hier erfährt man ergriffen, was Volkstum, was Bauerntum in gesunden Lande bedeutet. Ein Bauer, mit breiten Füßen auf der Ackerscholle stehend, bunten Dichtertraum in seinem Herzen bewegend, kündet es uns.

Endlich sei noch zum heiteren Beschluß einer genialen Satire gedacht, in der breites Volkstum einer ganz anderen Art unübertrefflich sicher porträtiert wird. Das ist das zwerchfellerschütternde Buch „Der Mann, der den Präsidenten kannte" oder: „Gemüt und Seele des staatserhaltenden Bürgers Lowell Schmaltz", das den größten der lebenden amerikanischen Sittenschilderer, Sinclair Lewis, zum Verfasser hat. (Übersetzt von Franz Fein, im Verlag Rowohlt, Berlin.) Hier offenbart sich das Menschentum des Durchschnitts-Amerikaners in endloser Kannegießerei des ehrenwerten hundertprozentigen Herrn Schmaltz, Büroartikelbranche, über alles, was einen amerikanischen Bürger überhaupt interessieren und in Harnisch bringen kann, so drastisch und so überwältigend, daß jedem kritiklosen Bewunderer Amerikas die Lektüre dieser Selbstenthüllungen nur angelegentlich empfohlen werden kann. Man mag sich dann eine Entdeckungsreise in das heilige Land der unbegrenzten Möglichkeiten sparen. Oder mindestens: man wird von den Offenbarungen der amerikanischen Volksseele nicht mehr so entsetzlich überrascht werden.

WISSEN UND LEBEN

Wie weit sind Wolkenkratzer wirtschaftlich?

Der Erfinder der „Wolkenkratzer", Architekt Leroy S. Buffington zu Minneapolis, zeichnete und baute zwar — in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — nur erst Wolkenkratzer von höchstens 24 Stockwerken. Aber der kühne Mann entwarf bereits vor 50 Jahren Pläne für Geschäftshochhäuser von 50 bis 100 Stockwerken. Kürzlich äußerte er sich gegenüber einem Interviewer mit Befriedigung: „Man hat mein damaliges ‚Ideal', die hundert Stockwerke, heute zwar immer noch nicht ganz erreicht. Aber man ist nicht mehr sehr weit davon entfernt." Sind diese Worte des kühnen alten Architekten zutreffend? Ist wirklich vorauszusehen, daß wir in absehbarer Zeit das Hundert-Stockwerk-Haus „erleben" werden? Das American Institute of Steel Construction hat sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt. Auf Grund genauester Studien, die sich über mehr als zwei Jahre erstreckten, kommt das Fachinstitut zu folgender Entscheidung: „Bei den heute dem Ingenieur und Stahlkonstrukteur noch gesetzten Grenzen ist es unmöglich, Gebäude von mehr als 2000 Fuß (1 Fuß = 0,3 m) Höhe zu errichten. Diese — immerhin recht beträchtliche! — Höhe kann theoretisch erreicht werden. Praktisch wird man aus wirtschaftlichen Gründen sich gezwungen sehen, sich weit unter dieser theoretischen Maximalhöhe zu halten. Will man wirtschaftlich bauen, so muß man zweifellos bei der Bemessung der Höhe des Gebäudes Rücksicht nehmen auf die Erstellungskosten, den Raumverlust zufolge des Rückstoß-Gesetzes und noch auf eine Reihe von anderen Umständen." Das Institut für Stahlkonstruktion hat berechnet, daß dort, wo Grund und Boden 200 Dollar pro Quadratfuß kosten, die Maximalhöhe der Wolkenkratzer, die sich noch wirtschaftlich erstellen lassen, 63 Stockwerke beträgt. Bei einem Bodenpreis von 400 Dollar pro Quadratfuß beträgt diese eben noch rentable Maximalhöhe 75 Stockwerke. Daraus geht hervor, daß in manchen amerikanischen Großstädten — ganz besonders aber in Neuyork — eine ganze Reihe von Wolkenkratzern zufolge ihrer zu großen Höhe unökonomisch sind. Angesichts der zahlreichen Wolkenkratzer-Projekte, die — seit der Erbauung des „Singer Building" — auftauchen, sind manche Leute mit Recht bedenklich geworden. Das „Manhattan Building" z. B., das augenblicklich in Wall Street erstellt wird, geht mit seiner Höhe von 880 Fuß schon bis an die Grenze des „Bedenklichen". Und nun gar der „Crane Tower" zu Chikago! Er soll 1000 Fuß hoch werden; einschließlich eines Überbaues, der eine Riesen-Leuchtturm-Bogenlampe tragen soll. In Neuyork plant man des weiteren die Errichtung eines Gebäudes von 80 Stockwerken! Aber die Erbauer sind heute bereits selbst zu der Einsicht gekommen, daß die modernen Wolkenkratzer ganz entschieden „zu hoch hinauswollen". Leuten, die sich über die schwindligen Höhen dieser himmelanstrebenden Gebäude allzusehr aufregen, kann man aber zum Trost sagen, daß es nur wenige Städte der Vereinigten Staaten von Amerika sind, in denen solche Riesen ökonomisch möglich sind. Nämlich im Grunde nur Neuyork, Chikago und Detroit. Denn diese drei Städte können sich rühmen, den teuersten Grund und Boden und infolgedessen die höchsten Baukonstruktionen in den Vereinigten Staaten zu besitzen. In anderen Städten dagegen wird man sich aus wirtschaftlichen Gründen mit einer Architektur begnügen müssen, die sich im „Gesichtskreis" des Fußgängers hält. Prof. Dr. R. H.

Das Erkältungsproblem.

Die Körperwärme des menschlichen Körpers kommt zustande durch Oxydationsprozesse und wird durch eine Reihe komplizierter Einrichtungen auf eine bestimmte Höhe (um 37 Grad) gehalten. Die Regulierung des Wärmehaushalts ist abhängig von der Temperatur, der Feuchtigkeit und der Bewegung der Luft. Gibt der Organismus durch Strahlung, Leitung und Dunstung viel Wärme infolge starker Abkühlung der Umwelt ab, so nehmen reflektorisch die Stoffwechselprozesse zu. Ferner kommt es zwecks Vermeidung von Kälteverlusten zu einer reflektorischen Zusammenziehung der peripheren Gefäße. Die Gefäße der Brust- und Bauchhöhle sowie im Schädel dagegen erfahren eine Erweiterung. Zu einer Erkältung kommt es nun in den Fällen, bei denen die reflektorische Wärmeregulierung versagt oder zu langsam erfolgt. Auch wurde festgestellt, daß geringe Abkühlungen des Organismus, z. B. in den Übergangszeiten (Frühjahr und Herbst) bei ungenügender Bekleidung, schlechter Heizung oder mangelhafter Bedeckung während des Schlafes, wenig empfunden und ausgeglichen werden. So ergaben Untersuchungen von Rapport, daß die Körperwärme von Personen, die sich 4—8 Stunden in einem Zimmer bei einer Temperatur von 20° C und einer relativen Feuchtigkeit von 50 Proz. ruhig aufhielten, bei Messung im Mastdarm um rund ½ Grad gefallen war. Auch wurde festgestellt, daß die Körpertemperatur sich verändert, je nach dem Wechsel der Außentemperatur. So gehen die Messungen der Körperwärme im After morgens 8 Uhr parallel mit der Lufttemperatur der abgelaufenen Nacht. Diese Erscheinung kommt klar zum Ausdruck in den Monaten Juli und August, weniger deutlich im September und Oktober. Im Winter dagegen konnte eine ähnliche Beobachtung nicht gemacht werden, da der Einfluß der Außenlufttemperatur auf die Körperwärme durch Kleidung und Heizung aufgehoben wird. Aus diesen Beobachtungen geht hervor, daß eine Erkältung zustande kommt durch eine mehr oder weniger lang anhaltende Einwirkung eines Kältereizes, z. B. kalte Luft, durch Durchnässung und kühle Bäder. Namentlich der geringen Abkühlung (Refrigeratio insensibilis), die unter der Reizschwelle des regulierenden Wärmezentrums bleibt, dürfte eine große Rolle beim Zustandekommen einer Erkältungskrankheit (Husten, Schnupfen, Mandelentzündung, Bronchitis, Lungenentzündung, Rheumaerkrankungen u. a.) zuzuschreiben sein. Hand in Hand mit der Zusammenziehung der peripheren Gefäße wird auch die Widerstandskraft des Körpers herabgesetzt, und die immunisatorischen Kräfte nehmen ab, so daß die in den Schleimhäuten oder in versteckten Krankheitsherden sich ständig aufhaltenden pathogenen Bakterien die Oberhand gewinnen und ihre verheerende Wirkung entfalten können. Eine besondere Disposition für Erkältungskrankheiten bei Abkühlung des gesamten Körpers oder gewisser Teile geben ab: Ermüdung durch Überarbeitung, Unterernährung, seelische Erschöpfung, allgemeine Körperschwäche, Blutkrankheiten, Gefäßerkrankungen, chronischer Alkoholismus, Gifte, z. B. Blei oder Quecksilber, usw. Ferner kann eine Überempfindlichkeit gegen Erkältungen vorliegen. So kann ein etwas kalter Luftzug, z. B. im Straßenbahnwagen, bereits einen mehr oder weniger heftigen Schnupfen verursachen. Manchmal beruht die Disposition für Erkältung auf Vererbung. Auch durch Änderung der Lebensweise kann die Disposition erworben werden, z. B. bei Seeleuten, die gezwungen sind, im Zimmer sich aufzuhalten. Die Frage, warum der eine mit einem Schnupfen, der andere mit einer Angina oder einer akuten Nierenentzündung auf die Erkältung reagiert, läßt sich dahin beantworten, daß eine erhebliche Krankheitsbereitschaft der betreffenden Organe und Gewebe besteht. Dr. Karl Frz. Hoffmann.

Tiere im Hochzeitskleid.

Während bei den Menschen im allgemeinen der Mann es der Frau überläßt, sich — nicht nur für die Hochzeit — zu schmücken, ist bekanntlich in der Tierwelt das umgekehrte Verfahren gebräuchlich. Meistens ist nun dieser Schmuck bei den Tieren nur von allzu kurzer Dauer und hat eigentlich bloß für die Zeit der Vereinigung Bestand. Besonders reich hat die Natur in dieser Hinsicht die Glockentierchen (Vorticelliden) bedacht, mikroskopische Tiere aus der Familie der Wimperinfusorien, deren glockenförmiger Leib mit einer Art Spirale versehen ist. Während ihrer Werbezeit bieten sie die seltsamsten Verkleidungsphänomene. Die Männchen schmücken sich — wenn man so sagen darf — mit einem eleganten Halskragen, lösen sich dann von ihrer gestielten Spirale los und ziehen auf Brautfahrt. Wenn sie ein anderes Glockentierchen, ein Weibchen, treffen, werden sie von diesem, das seinem Stiel treu geblieben ist, durch eine Art intimer Fusion vollständig absorbiert. Es ist dies eine Heirat, bei der keine Scheidung möglich ist, da das Männchen von seiner Gattin, offenbar aus Liebe, aufgefressen wird. Hochzeitlich schmücken sich auch die Polypen, die mit ihren Fühlern und Fangarmen am Boden haften. Sie erzeugen, wenn sie lieben, entzückende Glöckchen und Knospen, die mit den unter dem Namen „Medusen" bekannten Tieren identisch sind, und deren Funktion in der Schaffung einer neuen Polypenkolonie besteht. Selbst bei den Würmern findet man Hochzeitskleider. So gibt es Würmer, die im Frühling den hinteren Teil ihres Körpers mit einer Franse von irisierenden Härchen schmücken und dann, wenn sie sich bewegen, zwischen zwei Regenbogen zu kriechen scheinen, was einen überaus reizvollen Anblick darbietet. Andere Tiere bereiten sich während einer langen Periode, die bis zu 17 Jahren dauern kann, auf eine kurze Liebesfeier vor. Es sind jene Insekten, die in einer Gestalt, die so häßlich ist, daß man ihr den Namen „Larve" gegeben hat, ein erstes Leben leben, in dessen Verlauf sie nur fressen. Eines Tages aber erscheint nach kurzer Pause das vollkommen ausgebildete Insekt mit Füßen, Flügeln, mit scharfen Augen, mit einem wunderbar geformten Mund, mit einem Geruchssinn, der so fein ist, daß er die Anwesenheit eines geliebten Gegenstandes auf Hunderte von Metern Entfernung wittert. Welche Verwandlung! Die meisten Zoologen sind der Meinung, daß diese erstaunliche Vervollkommnung eine Art Hochzeitskleid ist, das nur einmal zur Verwendung kommt. Es dürfte bekannt sein, daß bei den Insekten die Männchen oft ganz anders gebaut sind als die Weibchen. Der Hirschkäfer z. B. hat ein Paar großer Hörner, die sein Weibchen nicht besitzt. Bei den Leuchtkäfern hat das Männchen Flügel, das Weibchen keine; dafür ist es das Weibchen, das im Dunkeln leuchtet. Bei den Stechmücken hat das Männchen einen prachtvollen Helmbusch und einen blumenförmigen Rüssel, während das Weibchen, dessen Fühler ganz einfach sind, einen spitzen Stachel besitzt, mit dem es sticht, um das Blut seiner Opfer zu saugen und — das Sumpffieber zu übertragen. Auch bei den Fischen findet man „Hochzeitskleider". Zur Zeugungszeit nehmen Schleien, Barsche und Stichlinge lebhaftere Farben an, und der Unterkiefer des Lachses krümmt sich wie ein Haken, was einen geradezu grotesk-komischen Anblick gewährt. Während aber bei den Insekten das Männchen leichtsinnig ist und sich herumtreibt, das Weibchen jedoch zu Hause bleibt, müssen sich bei den Fischen die Weibchen „ausleben", während das Männchen das Nest bereitet und die Kinder erzieht. Dauernden Schmuck hat die Natur auch der Vogelwelt zugebilligt; man braucht hier nur an den Paradiesvogel, Goldfasan und Pfau zu erinnern. Dr. Josef Grünwald.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Nordische Münze, 5 Kopfbedeckung, 7 afrikanisches Wild. 10 geistlicher Würdenträger, 12 Stadt in Rußland, 13 nicht warm, nicht kalt. 15 belgisches Bad, 17 Frauengestalt aus der Oper „Lohengrin", 19 Nadelbaum. 21 persönliches Fürwort, 22 Gewässer, 24 römischer Kaiser, 25 altägyptische Göttin, 27 Name mehrerer Päpste, 29 weiblicher Vorname, 30 italienischer Geigenbauer, 32 Vortrag, 33 Bindewort, 34 Nachtraubvogel, 36 weiblicher Vorname, 38 Frauengestalt der griechischen Sage, 40 südeuropäische Wolfsspinne, 41 Bewohner einer nordeuropäischen Insel, 42 altgermanisches Getränk; senkrecht: 1 Nebenfluß der Wolga, 2 Beamtentitel, 3 italienische Münze, 4 englisches Bier, 5 nordische Göttin, 6 atmosphärischer Niederschlag, 8 Edelstein, 9 weiblicher Vorname, 11 badische Stadt am Rhein, 14 Stadt in Schottland, 16 Nebenfluß der Donau, 18 Klebemittel, 19 Getränk, 20 schlechte Charaktereigenschaft, 23 jüdischer Hoherpriester, 26 Haustier, 28 geistliche Amtstracht, 31 Hausöffnung, 33 Stadt in Westfalen, 34 Schweizer Kanton, 35 Frauengestalt der Nibelungensage, 37 Wagenteil, 38 Fluß in Thüringen, 39 Himmelsrichtung.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — a — bel — bi — de — de — di — dolf — e — en — er — hand — i — il — ka — kat — kau — le — li — li — lit — lu — lum — mus — na — na — nat — ni — no — on — on — ras — re — ri — sa — si — sta — sus — syn — ta — te — ti — tor — tuch — wil sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide Reihen von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben. (ch. st = 1 Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 Schuldner, 2 Männername, 3 Handelsvereinigung, 4 russisches Gebirge. 5 Insekt, 6 Oper von Verdi. 7 Einbildung, 8 musikalischer Begriff, 9 Haltestelle. 10 Humanist, 11 Wäschestück, 12 Kampfplatz, 13 Erziehungsanstalt, 14 Teil der Fassade, 15 englischer Dichter, 16 europäischer Staat.

Mosaik.

Aus nebenstehenden 11 Figuren soll eine Quadratfigur zusammengesetzt werden. Die wagerechten Reihen bezeichnen dann ein Gedicht von Goethe.

Verschieden.

Der verkürzt die Wanderschaft.
Du sitzt bequem darin.
Das erfordert ganze Kraft
Und einen starken Sinn.

Weitere Aufgaben siehe Seite 818.

Figurenrätsel.

c c e e e e g g g g h h h h i i i l l n n n n n o o r r r r r r r t t u u sind so einzuordnen, daß die drei wagerechten und senkrechten Reihen gleichlauten und folgende Bedeutung haben: 1 Justizbeamter. 2 Oper von Wagner. 3 Landzunge an der Küste von Ostpreußen.

Glück ab!

Frei schwebt er über Wald und Feld,
Sobald im Gutschein liegt die Welt.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4422.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4420.

Silbenrätsel: 1 **Bankett.** 2 **Emeritus.** 3 **Irrelohe,** 4 **Trommel,** 5 **Adler** 6 **Uhrmacher,** 7 **Bremen.** 8 **Elvira,** 9 **Nota.** 10 **Organist,** 11 **Haiti,** 12 **Rudolf,** 13 **Ekel,** 14 **Narzisse,** 15 **Impuls,** 16 **Sperber,** 17 **Tedeum,** 18 **Joel.** — Bei tauben Ohren ist jede Predigt verloren.

Silbenquadrat: 1 Livorno, 2 Vorgarten. 3 Notenpult.

Rätselragout: Perle. Mur. Schelm. — Perlmuschel.

Kastenrätsel: 1 Halle. 2 Eulen, 3 Elfen, 4 Motte, 5 Russe, 6 Achse, 7 Mühle, 8 Erwin, 9 Eifel, 10 Affen, 11 Beere. — Luftschiffe.

Kapselrätsel: **Bodmer,** Bürger. Amundsen, **Hauptmann,** **Fichte.** **Sokrates,** Hindenburg, **Lilienthal.** — „Borgen macht Sorgen."

Geometrische Denkaufgabe.

LEBEN MIT DEN LAPPEN

(SCHLUSS VON SEITE 789)

Torsdag, vor Mitte September.

Ein paar Tage bin ich schon wieder zu Hause, d. h. in unserer Gamme, wie die Erdhütten heißen.

Vor mir sitzt die alte Frau, deren urzeitliche Größe in dem faltigen Mongolengesicht ich bisher vergeblich zu malen versuchte. Jedesmal, wenn ich wieder diesen Kopf sehe und den Mund, der von so viel Leben erzählt, das er doch nie in Worte formen konnte, bin ich erschüttert. Das hätte Paula Modersohn malen sollen.

Wie die Frau dasitzt! Wie durch das Zeitlos-Unerbittliche so rührend das Menschlich-Mütterliche hindurchblickt! Sie sitzt mir zum Modell aus reiner Freundlichkeit — die Lappen sind sonst anders — eine ganze Stunde unbeweglich und raucht nicht einmal ihre Pfeife, obwohl ich ihr gesagt habe, daß sie das ruhig kann. Und wenn ich mich schlafen lege, dann steckt sie das Renntierfell noch einmal extra unter meine Füße. Und als ich einmal so häßlich geträumt hatte, da mußte ich am nächsten Abend heiße Milch trinken: „Da schläfst du gut, da träumst du nicht!“

Man vergißt, daß man in fremdem Land unter fremder Rasse ist. Man könnte leben hier. Von Anna und John wurde mir ja gestern angedeutet, ob ich die Marja nicht heiraten wollte, sie hat 200 Renntiere und viel bares Geld. . . Jung ist sie auch noch und ganz hübsch. Das wäre wohl ein Traum; keinen anderen Gedanken, der nötig wäre, als die Notdurft der eigenen Person, seine Kleider, ein wenig Essen und draußen in dieser gewaltigen Natur ein Hirten- und Jägerleben hinter wimmelnden Renntierherden — — —

Tanz und Gesellschaft.

Winterbeginn – Gesellschaftsbeginn! Der Herr von heute muß seine Gesellschaftstoilette genau so vorbereiten wie die Dame. Der Abend verlangt Erfüllung bestimmter modischer Gesetze; sie sind auch jetzt sonst in modischen Dingen nicht besonders beschlagenen Herren durchaus vertraut. Frack und Smoking gehören der Stunde der Geselligkeit nach sechs Uhr. Für große Gelegenheiten ist der Frack obligatorisch. Die Frackschöße sind lang und spitz geschnitten und reichen über das mäßig weite Beinkleid bis unter die Kniekehlen. Der Smoking ist auf einen Knopf geschlossen, mit gerundeten Ecken. Beide Revers in ziemlicher Breite mit nach oben gerichteter Spitze, sind aber nicht mehr geschweift, sondern gerade abgestochen und der Reversumschlag liegt im ziemlich scharfen Winkel ab. Es ist nicht mehr letzter Stil, sie mit Atlas zu bekleiden, man wählt stumpfe Seide dafür. Die weiße Weste mit V-Form, mit langen Spitzen, auf drei Knöpfe geschlossen, begleitet den Frack; die zweireihige, gerade abgeschnitten, darf auch beim Smoking getragen werden, wenn hierzu die schwarze Weste mit Seidepassepoilierung vorgezogen wird. Die Beinkleider werden in zwei Falten im Bund eingelegt und tragen doppelte Gallons auf den seitlichen Nähten. Zum Frackanzug gehört der Frackmantel, der Capemantel oder der Mantel aus schwarzem Tuch mit seidenen Revers und Ärmelaufschlägen; doch genügt auch der schwarze Chesterfield mit verdeckter Leiste und Seidenspiegel. Die beste Anleitung in der Kunst, sich gut anzuziehen, geben Ihnen die neuzeitlichen Stoffproben der Tuchfabrik Christofstal G. m. b. H. in Christofstal (Württemberg), deren Mustersendungen ersparen Ihnen Zeit, Mühe und Geld und tragen Ihnen ins Haus, was Sie sonst nur mit Zeitverlust erreichen, sich über die neuen Gesellschaftsmoden zu orientieren. Schreiben Sie darum gleich um die Zusendung der Musterproben der Tuchfabrik Christofstal G. m. b. H., sie werden Ihnen vollständig kostenfrei zugesandt, auch das Porto für die Zurücksendung wird beigelegt.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

WEIHNACHTSNUMMER 1929

MENSCHEN UND TIERE

LEIPZIG · VERLAG I · I · WEBER

NR · 4422 ✡ 12 · DEZ · 1929

EINZELPREIS DIESER SONDER-NUMMER 1.50 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN · DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN · WIEN · BUDAPEST

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig bezogen werden.

NR. 4422. 173. BAND

Weihnachts-Nummer II

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 RM. vierteljährlich bzw. 4.50 RM. monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.50 RM. Berechnung der Anzeigen nach dem Tarif.

12. DEZEMBER 1929

Dies und Das.

Das deutsche Buch in Amerika. Die im Jahre 1933 stattfindende Weltausstellung in Chicago wird schon jetzt als die große Schau in den U. S. A. vorbereitet. Amerikanische Fachkreise planen das deutsche Buchgewerbe in besonderem Maße heranzuziehen. In einer groß angelegten Bücherschau soll gezeigt werden, was Deutschland auf den beiden Sondergebieten der Buchproduktion, auf denen es bisher unerreicht ist, im wissenschaftlichen Buch und im Kunstbuch, zu leisten vermag. Ein fachmännischer deutschamerikanischer Leiter für diese Sonderausstellung ist vorgesehen.

Römische Gräber bei Königsberg. Ein umfassendes Gräberfeld aus der römischen Kaiserzeit, aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert, ist in der Nähe von Juditten bei Königsberg aufgefunden worden. Diese Entdeckung ist auch in prähistorischer Hinsicht von Bedeutung. Das Skelettgrab beweist, daß die ostpreußische Bevölkerung in der Wende unserer Zeitrechnung bereits den Cestiern und Vorfahren der Altpreußen zuzurechnen ist, auf die in jenen Zeiten starke germanische Einflüsse der Goten einwirkten.

Großer Erfolg der „Dritten Kajüte für Touristen". Die am nordatlantischen Passagierverkehr beteiligten Schiffahrtsgesellschaften haben vor einigen Jahren im Interesse einer Förderung des Geschäfts- und Studien-Reiseverkehrs u. a. auch die „Dritte Kajüte für Touristen" eingeführt. Die Frequenz dieser neuen Schiffsklasse ist von Jahr zu Jahr ganz beträchtlich gestiegen. In diesem Jahr läßt sich eine neue Rekordziffer feststellen. Allein bis Ende Oktober wurden von sämtlichen in Frage kommenden Reedereien rund 200 000 Passagiere in der „Dritten Kajüte für Touristen" befördert. Im Hinblick auf diese Entwicklung wird die Hamburg-Amerika Linie, die bereits mit ihren Schiffen „New York", „Hamburg", „St. Louis" und „Milwaukee" an diesem Verkehr stark partizipierte, auf ihren vier Schiffen der „Albert Ballin"- Klasse und dem Dampfer „Cleveland" die „Dritte Kajüte für Touristen" erheblich erweitern und auf der „Resolute" und „Reliance" neu schaffen.

Freude bei der Arbeit. Es ist für eine Frau durchaus nicht gleichgültig, ob sie ihre Arbeit mit Freude

(Fortsetzung auf Seite 826.)

oder mit Verdruß ausführt. Ganz besonders kommt es bei allen Näharbeiten und beim Selbstschneidern darauf an, nicht durch allerlei Widerwärtigkeiten mit der Nähmaschine aus der Stimmung gerissen zu werden. Es ist deshalb keineswegs klug, beim Kauf einer Nähmaschine nur auf Billigkeit zu achten. Billigkeit bei der Anschaffung rächt sich immer beim Gebrauch und schließlich kostet eine billige Nähmaschine durch die vielen Reparaturen mehr als eine gute, beispielsweise eine Pfaff-Nähmaschine. Schon rein äußerlich präsentiert sich die Pfaff-Nähmaschine vorteilhafter. Die Hauptsache aber ist, daß sie hält, was sie verspricht, daß sie tatsächlich leichter geht, schöner näht, stopft und stickt und daß sie noch nach Jahrzehnten genau so einwandfrei arbeitet wie am ersten Tage. Pfaff-Modelle werden in jeder Verkaufsstelle unverbindlich vorgeführt. In Leipzig befindet sich die Niederlage in der Grimmaischen Str. 27, wo auch kostenloser Unterricht im Nähen, Stopfen und Sticken erteilt wird. Weitere Bezugsquellen weist die G. M. Pfaff A.-G., Kaiserslautern, Rheinpfalz auf Anfrage gern nach.

Was soll ich schenken? Wie oft wird anläßlich eines Geburtstages, einer Hochzeit, eines Jubiläums oder dergleichen in Freundeskreisen diese schwierige Frage aufgestellt. Ein Geschenk soll nützlich, praktisch und eindrucksvoll sein. Diese Voraussetzungen erfüllt ein schöner Baumkuchen der bekannten Baumkuchen-Fabrik und Konditorei Carl Jaedicke, Berlin SW 68, Kochstr. 57. Die Firma versendet ihre wohlschmeckenden Baumkuchen in allen Größen in alle Weltteile und steht mit ausführlicher Preisliste jederzeit zur Verfügung.

„Doppelspaten — Franciscus", die beiden beliebten Starkbiere der Spaten-Franziskaner-Leistbrauerei, München, deren Versand in Fässern und Flaschen Mitte Dezember beginnt, sind in Außerbayern ab Weihnachten bei allen Vertretungen und Ausschankstätten erhältlich. Die Biere werden aus den besten und ausgesuchtesten Rohmaterialien hergestellt und erfreuen sich von Jahr zu Jahr steigender Nachfrage. Hinsichtlich ihrer Güte und Bekömmlichkeit sind sie unübertroffen.

Wintersport in Garmisch-Partenkirchen. Garmisch-Partenkirchen hat für die Saison 1929/30 ein sehr umfangreiches Wintersportprogramm aufgestellt. Fast an jedem Tag gehen irgendwelche wintersportliche Veran-

(Fortsetzung auf Seite 828.)

staltungen in Szene: Preisrodeln, Hörnerschlittenrennen, Tailingfahrten, Eislaufveranstaltungen humorvoller und sportlicher Art, Eisschießen, Eishockey, Eisscherzspiele, Skiausflüge ins Gebirge unter sachkundiger Führung usw. Unter den großen Veranstaltungen sind besonders bemerkenswert: 22. Dezember: Eishockeyturnier auf dem Riessersee zwischen einer Mannschaft der Universität Oxford und der IA-Mannschaft des S. C. Riessersee, 26. Dezember: Eröffnungsspringen auf der Olympiaschanze am Gudiberg, 27. u. 28. Dezember: Eröffnungs-Bobrennen auf der Bobbahn am Riessersee, 7.—9. Januar 1930: Eishockeywettkämpfe auf dem Eibsee, 9.—12. Januar: Große Bobtage, 15.—19. Januar: Internationale Eishockeyturniere am Riessersee, 26. Januar und 2. Februar: Große Trab-, Galopp- und Skijöringrennen, 7.—9. Februar: Winterfahrt des Bayerischen Auto-mobil-Clubs und Autorennen auf dem Eibsee, 22. und 23. Februar: Anfahrt des ADAC und Autorennen auf dem Riessersee, 22. und 23. Februar: Deutsche Hochschulmeisterschaften im Skilauf. Über die Wintersportereignisse dieser Saison wird eine sehr übersichtlich angeordnete Schrift zum Versand gebracht.

Kilometer Lancé auf Skis in St. Moritz. Das St. Moritzer Wintersportprogramm ist um ein skisportliches Ereignis bereichert worden, das als Novum auf diesem Gebiet angesprochen werden muß. Es handelt sich um einen Kilometer Lancé auf Skis, um ein Abfahrtsrennen auf einer möglichst langen und geraden Strecke. Wie der Name verrät, ist sie ihrem Charakter nach auf die Erzielung von Höchstgeschwindigkeiten eingestellt. Darüber hinaus jedoch wird sie geeignet sein, endlich konkrete, auf einwandfreier Feststellung beruhende Angaben darüber zu liefern, was für Maximalgeschwindigkeiten auf dem Ski praktisch überhaupt erreichbar sind. Die Piste wird für die Veranstaltung besonders hergerichtet. Beim schweizerischen Akademischen Ski-Klub, von dem die Initiative ausging, und beim Ski-Klub „Alpina", St. Moritz liegt die Organisation in bewährten Händen. Der Kurverein St. Moritz hat bereits einen Wanderpreis für diese Konkurrenz gestiftet, von welchem der jeweilige absolute Sieger eine verkleinerte Nachbildung erhält. Als Zeitpunkt für die Durchführung der Veranstaltung wurde der 14. Januar bestimmt. Die Rennen werden international ausgeschrieben und sind für jedermann offen.

DIE FRANZÖSISCHE
RIVIERA
DER EWIGE FRÜHLING

JUAN LES PINS
mit seinem wundervollen Kasino.
5 km von Cannes. **20 km von Nizza.**

LE PROVENCAL
Das mit raffiniertem Luxus ausgestattete Palasthotel am Strande.
Einzig in seiner Art an der Riviera.
GENERAL-LEITUNG: J. E. PACCIARELLA.
GRAND-CERF EVREUX — LE GRAND-HOTEL HOULGATE (NORMANDIE)

CAP MARTIN HOTEL
zwischen **Monte Carlo** und **Menton**
Wunderbarer Privatpark von 80000 qm
Tennis — Kinderspielplätze — Garage
Kostenloser Autodienst in Privat-Cars zwischen dem Hotel und Monte-Carlo und Menton.

MONTE-CARLO
Hotel Prince de Galles
Prächtig. Garten. Mäßige Preise. Marcel **Rey**, Besitzer.

MENTONE ORIENT-HOTEL
Das allerbeste, erstklassige Familienhotel.
Zentral, mit großem Park. L. BRUNETTI.

MENTONE
HOTEL DE MENTON & MIDI
Das zentral gelegene, reputierte Haus a. Meer.
BESTRENOMMIERTES RESTAURANT.
Tel.-Adr.: Mentonmidi, Mentone. G. de Smet, Bes. u. Direktor.

MENTON / HOTEL DE VENISE
Das vornehme Heim (zentral, sonnig und ruhig in herrl. Park). Prachtvolle Lage. 200 Zimmer. 100 Badezimmer.
Bes. A. SOMAZZI

Mentone ✱ Hotel Atlantic & Malte
Erstkl. / 100 Zimmer / 30 Badezimmer / Vorzügliche Küche / Zentral, ruhig und sonnig / Mäßige Preise.

NIZZA
GRAND HOTEL O'CONNOR GIRAUDY
Von Gärten umgeben.
200 Zimmer. / 100 Badezimmer. / Jeder Komfort.

NIZZA. Hotel Splendid
150 Zimmer m. Tel. 80 Bäder. Vorzügl. Küche.
Zentrale Lage. Tel.-Adr.: Splendid, Nice.

JUAN-LES-PINS. Nähe des Strandes.
HOSTELLERIE DES PINS PARASOLS.
Mit vollem Komfort. / Großer Garten. / Pension von 55.- Frs.

MENTON Französische Riviera
HOTEL IMPERIAL
Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte-Carlo. 350 Zimmer mit Bad. — Großer Park.
Erstklassiges französisches Restaurant.
EINES der HERRLICHSTEN HOTELS der RIVIERA.

NIZZA
HOTEL PETROGRAD UND PLAGE
Promenade des Anglais. — Jeder Komfort. — Garten am Meer.
Offen das ganze Jahr. Besitzer: LANZREIN-BIRCHER.

GRASSE
FRANZÖSISCHE RIVIERA
PARC PALACE HOTEL
Eröffnet Januar 1929. — 150 Zimmer, 150 Badezimmer. — Schönste und unumschränkteste Aussicht. Restaurant. – Wunderbare Parkanlagen. – Tennis. – Golf.
Unter derselben Leitung: **HOTEL LOUVRE ET PAIX, MARSEILLE.**
CARLTON-HOTEL, BIARRITZ. —
HOTEL WAGRAM (Tuileries), **PARIS.**
H. FOTSCH, Generaldirektor.

Alle Hotel-Auskünfte
können eingeholt werden bei der
AGENCE GHEYSENS & LELEU,
10 bis, Rue Maccarani,
NIZZA.

Reizende Büste
Eine formvollendete Büste macht jugendlich u. schlank.
Die ideale Büstenform erhalten Sie nur durch den
„Osta-Büstenhalter"
welcher **schlaffe Büste** hebt u. jugendliche Formen schafft.
Nicht zu vergleichen mit den allgemein üblichen Büstenhaltern.
Zahlreiche Anerkennungen.
Größe 1 schlank, Größe 2 mittel, Größe 3 stark. **Preis RM. 6.50.**
Versand sofort unter Nachnahme nur durch
Versandhaus Osten-Sacken, Berlin SW 68/B 1, Kochstr. 5.

Billigste Heizung!
Durch zahlreiche Verbesserungen ist die
Kronprinz-Petrolgas-Maschine
ein Wunderwerk der Heiztechnik, macht jeden Raum für wenige Pfennige behaglich warm, elegant, tragbar, rauch-, geruch-, gefahrlos, kein Ruß, keine Asche, ideal für Heim, Kontor, Werkstatt, zugleich Koch-, Brat-, Back-Maschine, in der ganzen Welt, auch in Deutschland bestenigeführt.
Lieferung überallhin inklusive Zoll, Fracht, franko Haus **billigst!**
Es gibt nichts Besseres!
Verlangen Sie sofort Preisliste von den
Kronprinz-Werken Ll. Klimpink, Guntramsdorf bei Wien.
Die Kronprinz-Petrolgas-Maschine besiegt den Winter, auch Ihnen wird sie Freude bereiten!

Fühlen Sie sich krank?
Suchen Sie Hilfe!
Dann gebrauchen Sie nur
Sanitätsrat Dr. med. Thoma's
Kräuter-Extrakt-Tabletten.
Tausende verdanken ihre Gesundheit altbewährten u. altbekannten
Heilkräutern.
Verlangen Sie unter Angabe Ihres Leidens **kostenlos u. portofrei belehrendes Buch** mit vielen Abbild. u. farbigen Tafeln **sowie**
Probepackung umsonst
durch die
Privil. Kronen-Apotheke, Berlin NW. 7, Block 92,
Postfach 30.

Besucht Tunis
Unvergleichliches Klima. Süd-Oase. Altrömische Ruinen.
COMPAGNIE FERMIERE des CHEMINS de FER TUNISIENS.
HOTEL DES OLIVIERS IN SFAX. Besonders empfehlenswert: Durchquerung der Wüste von TOZEUR nach BISKRA im SECHSRAD-AUTO. Auskünfte erteilen alle Mossefilialen und Scherlschen Reisebüros.

Ingenieurschule Altenburg i. Thüringen
Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobil- und Flugzeugbau, Papiertechnik. Prospekt frei.

In PARIS findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 9, 94, Rue Saint-Lazare, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

Schwarzburg — *Die Perle Thüringens*
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

Verjüngung — **Dr. Gossmann's Sanatorium Kassel-Wilhelmshöhe** — Entfettung

PARIS. HOTELS ST. JAMES & D'ALBANI, 211, Rue St.-Honoré u. 202, Rue de Rivoli, gegenüb. d. Tuilerien. 300 Zim., 150 Badezim., Staats-Tel. in jed. Zim. Ab Frs. 40.-. A. Lerche, Bes.

Zucker — Fa. Anker, Erfenschlag lief. Magen-, Darmkrank. Nährmittel.

PARIS
HOTEL ROYAL HAUSSMANN
200 Zimmer mit Bad
Einzelz. 100-125-150 fcs.
Doppelz. 150-175-200 fcs.
2-4 Boulevard Haussmann 2-4
Telegramm — Royalhaus — Paris
Neu eröffnet
In zentraler Lage
Größter Comfort

Sie sind willkommen in
PARIS
Place de la République
HOTEL MODERNE
Tel.-Adr.: Otelderne Paris
Zimmer von 35.– Fcs.
500 Zimmer - 300 Badezimmer
Modernster Komfort
Bier- und Wein-Restaurant
Anerkannt gute Küche

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

DER URMENSCH UND DAS TIER: EINE PRÄHISTORISCHE MAMMUTJAGD IN MÄHREN
ZEICHNUNG VON A. FORESTIER

Unser Bild, nach prähistorischen Funden von Prof. Dr. Karl Absolon geschaffen, zeigt, mit welcher List der Urmensch die mächtigsten Tiere seiner Zeit erlegte. Er lockte das Mammut in eine Fallgrube und warf an einem starken Lederseil einen mehr als zentnerschweren Stein herab, durch dessen Wucht das Riesentier getötet wurde.

Tier und Mensch

VON WILHELM BÖLSCHE

Es wäre keine uninteressante Aufgabe, zu schildern, wie bedeutende Menschen der Weltgeschichte sich zum Tier gestellt haben. Der große Schwabe Vischer hat einmal gesagt. der zweite Teil „Faust" wäre besser geworden, wenn der Altmeister einen Hund gehabt hätte. Abgesehen davon, daß Fausts Pudel eigentlich der populärste Hund der ganzen Menschheit geworden ist, macht sich hier in Wahrheit doch höchstens die tragische Isolierung etwas geltend, die gerade stärkste Künstlernaturen auch von den eigenen Mitmenschen oft fernhält. Um so wertvoller ist mir dagegen immer die Tatsache erschienen, daß Darwin sein Leben lang ein ganz ausgesprochener Tierfreund auch mit dem Herzen war. Es ist überliefert, daß er einmal um ein Haar das Ende ebenjenes Vischers Helden „Auch Einer" gefunden hätte: von einem rohen Fuhrknecht ermordet zu werden, den er wegen Pferdeschinderei vom Bock geworfen hatte. Gerade Darwin steht noch heute bei vielen im Ruf, den Geistesmenschen zum Vieh erniedrigt zu haben; in Wahrheit hat das Gemüt des alten Forschers an seiner berühmtesten Lehre entscheidendsten Anteil gehabt. Es erschien ihm durchaus nicht als herabsetzend, in dem Hunde, den er liebte, selber auch nur eine Art verzauberten Menschen zu sehen. Und oft zitiert ist sein Ausspruch, daß er lieber von einem gewissen ängstlichen Äffchen herstammen wolle, das doch in der Not seinen Wärter im Zoo heroisch verteidigte, als von so manchem abscheulichen Menschencharakter. Ebendieser tiefere Verstandes- und Gemütsstandpunkt scheint mir aber heute überaus wertvoll zu sein, wenn ich allgemein etwas zu dem strittigen Fall „Tier und Mensch" äußern soll. Man hört ja wohl bisweilen, Verstandeswissenschaft und Gemütsforderung hätten nichts miteinander zu tun; es müßte aber eine erbärmliche Wissenschaft sein, die das Herz ausschaltete.

Die impulsive, nicht deutelnde, sondern sich einfach hingebende Liebe zum Tier ist seit Jahrtausenden eine der schönsten Blüten unserer Kultur. Man hat, wie vom allgemeinen Naturgefühl, auch von ihr öfter spintisiert, sie gehöre nur dem obersten, höchstverfeinerten Menschen an, es ist aber hier wie dort nicht korrekt. Wenn man heute mit Recht einen Menschen, der sie nicht besitzt, roh nennt, so hat es diese Sorte persönlicher Roheit eben zu allen Zeiten nebenher gegeben, wie es Räuber und Diebe gegeben hat. Im Prinzip hat aber die Tierliebe nie etwas mit Kulturhöhe an sich zu tun gehabt; sie ist offenbar eine Ureigenschaft gewesen, wie es noch heute oft gerade der schlichte, aber gute Mensch ist, der sie stärker besitzen kann als der hochverfeinerte Intellektuelle. Wo Tierfreundschaft herrscht, ist man stets der eigentlichen unverdorbenen Volksseele näher und damit auch der ursprünglichen Menschheitsseele. Bei den verschiedensten „wilden" Naturvölkern findet man ein Zusammenleben mit allem möglichen Tiervolk wie etwas Selbstverständliches. Junge Tiere werden wie Kinder und neben den eigenen Kindern aufgezogen, und was überhaupt an Gemüt da ist, gilt ohne Skrupel auch beim Tier. Nie wäre der Mensch zu dauernden Haustieren, wie Hund oder Pferd, gekommen, wenn nicht diese „Gemütssymbiose" von Anfang an bestanden hätte. Nur indem er das Tier intuitiv „menschlich" nahm, hat er es in dieser Weise wirklich „vermenschlichen" können. Gerade diese Tatsache des Herangewöhnens von Haustieren auf bestimmter uralter Kulturstufe, die sich später nie mehr wiederholt hat, gibt aber auch den Beweis dafür, daß damals jenes Verhältnis noch weit inniger gewesen sein muß als später. Um mich etwas biblisch-symbolisch auszudrücken: der Mensch hat sich lange in diesem Sinne noch viel mehr im Paradiese gefühlt und ist erst später immer mehr daraus vereinsamt. Es ist vielleicht kein übler Gedanke, daß jeder, der seinen Hund liebt, noch jetzt stärker im Paradiese lebt, wobei wieder naheliegt, daß er dieses Paradiesische auch wieder stärker zwischen Mensch und Mensch durchzusetzen geneigt sein wird. Hand in Hand ging aber ebenfalls damals schon und früh ein Weltanschauungszug, sobald das Denken das Gefühl umgriff. Das Tier erscheint auch dem Natur- und älteren Kulturmenschen durchweg keineswegs als etwas bloß Niedriges, Bemitleidenswertes. Es ist ihm wirklich verzaubert, magisch, göttlich, umschließt noch ein allgemeineres Geheimnis als der Mensch selbst. Es ist uralt, ist ein immer wieder erneutes Ewiges vom Anfang der Dinge, es kennt Weiten jenseits unseres nachgeborenen Menschenbegreifens. Daher die unzähligen Tierkulte, selbst bei Tieren geringeren Gemütsanschlusses, wie der des heiligen Rindes, den bereits die ältesten Pfahlbauer hatten. Und so sollte man meinen, daß von beiden Seiten sich wieder eine Brücke fände auch zu unserem höchsten Kulturfühlen und Kulturdenken von heute.

Wenn auch nicht mehr ganz so stark fortreißend, lebt doch auch in uns ein deutliches Teil noch jener Paradiesneigung weiter. Gerade jene wachsende Vereinsamung des Kulturmenschen hat auf höherer Stufe wieder mehr bewußt zum Tier zurückgetrieben. Im harten Menschenreich unbefriedigte heiße Liebe hat sich erneut gewissermaßen ein Bett gegraben in dieses weitere Naturleben hinein. Höher sehend, feiner empfindend, ist nach Jahrtausenden der Mensch erneut zum Tier zurückgekehrt als einer unendlichen Glücksquelle. Denken wir nur an die edle Saat des Tierschutzes, die in unserem Sinne wohl wirklich eine moderne Erscheinung ist, und die Hand in Hand, ja oft wirklich pionierhaft voraneilend hochgekommen ist mit dem gesteigerten Menschenschutz. Der Inder war in jenem religiösen Ahnen schon einmal zu dem Gebot gekommen, kein Tier zu töten; wir haben (in dem vielleicht noch tieferen Gedanken, daß der Tod eigentlich kein Übel sei, wohl aber das fremd zugefügte Leid) in unsere Zivilisation aufgenommen, kein Tier zu quälen. Es ist wieder ein erhebender Gedanke, daß die christliche Idee, als sie die Liebe zum Nächsten proklamierte, innerlich auch das Tier einschloß und die Liebe zu ihm auf eine nochmals höhere Stufe rückte — mit einem tiefsten Glauben, daß auch in ihm noch etwas von diesem Nächsten sei. Doch das berührt zugleich schon jene zweite, mehr weltanschauliche Richtung auch bei uns.

Betrachten wir jene alte Achtung vor dem Heiligen und Dämonischen im Tier, so könnte man geneigt sein, hierzu tatsächlich jetzt auch den darwinistischen Gedanken bei uns heranzuziehen. Darwins Grundidee hat sich in gewissem Sinne zweifellos heute bei uns durchgesetzt. Wir können auch ihr ja einen freieren Hauch geben, als er Darwin selbst noch umwitterte. Der Mensch braucht uns nun nicht bloß ein belangloses Zufallszweiglein am Stammbaum zu sein. Auch entwicklungsgeschichtlich darf man in ihm die Krone und Zusammenfassung allen irdischen Lebens, die höhere kosmische Stufe dieses Lebens selbst sehen. Während sich andererseits sein natürliches Werden aus diesem tieferen Leben empor mit immer neuen Geheimnissen umgeben mag als eine Erscheinung dieses immer neu rätselhaften Lebens und des ganzen Aufstiegs von Nacht zu Licht im All. Nur ein Narr kann bestreiten, daß auch all diese „darwinistischen Werte", so schön und unwiderleglich sie nach der einen Seite sein mögen, doch, ganz wie jene alten religiösen, zum großen Teil auch für uns erst wieder angenäherte Symbolwerte sind, in die sich für unsere Generation das nochmals Tiefere verkleiden muß. Erst recht gerade, weil wir heute auf wissenschaftlichen Wegen an diese Dinge heranwollen. Denn alle Wissenschaft unterliegt nach ihrem Wesen selber dem Entwicklungsgesetz und kann auf ihrer Station nur Ahnungen, aber keine Dogmen geben. Wie aber kommt es, daß heute so vielfach der Gedanke verbreitet ist, die große Abstammungsidee habe nicht nur den Menschen degradiert, sondern in der Hand des kalten Naturforschers zuletzt auch das Tier so herabgedrückt, daß eigentlich jene rührende Tierliebe nur noch im Blauen ohne Untergrund arbeite und sozusagen ihr Objekt verloren habe?

Der Grund scheint mir sehr einfach, wenn ihn auch gerade der Naturforscher, der kein Darwin ist, heute nicht immer gern zugibt. Eine gewisse Betrachtungsweise hat das Verhältnis von Tier und Mensch gerade darwinistisch eine Weile so auslegen zu müssen geglaubt, daß das Tier noch eine reine Maschine sei. Manches schien das ja zu empfehlen. Man wollte doch auch die Unterschiede von Tier und Mensch in Instinkt und Intellekt mit Recht einigermaßen herausarbeiten. Wollte das absolut Höhere und absolut Tiefere trotz der Entwicklung nicht vermischen. Ganz allgemein erschien eine rein maschinenmäßige Wertung bequemer für die Forschungsmethode. Und so fort. Ein altes Dogma über die „Tiermaschine" im Gegensatz zur „Menschenseele" aus den Tagen des Cartesius kam noch hinzu. An sich wäre auch das alles noch nicht so schlimm gewesen, aber die letzte Übertreibung machte es dazu. Eine gewisse Tierpsychologie erhob die zunächst nur versuchsweise konstruierte Hilfsidee zum zentralen Dogma. Man konnte lesen, daß wir kein Mittel hätten, wirklich festzustellen, ob ein Hund sich jemals innerlich freuen oder, geprügelt, Schmerz empfinden könne und nicht bloß bald so, bald so auf äußere Stöße maschinenhaft quieke wie ein totes Rad. Mindestens konnte man in hochangesehenen Werken als geradezu lächerlich bezeichnet sehen, etwa einem Wurm noch „Empfindung" zuzuschreiben. Es liegt auf der Hand, daß es nicht mehr möglich schien, mit solchen Prinzipien Tierliebe und Tierschutz ernstlich aufrechtzuerhalten.

Es ist glücklicherweise der richtig aufgefaßte Darwinismus selbst, der hier wieder den Zauberkreis bricht. Darwin lehrt uns, daß der Mensch vermutlich doch irgendwie mit dem Tier „urheberrechtlich" verknüpft sei. Nun ist der Mensch selbst aber keine Maschine, sondern auch ein Geisteswesen. Ausdrücklich hat er ja das Wort Maschine erfunden, um ein Nichtgeistiges in seinen Werkzeugen seinem eigenen echten Wesen gegenüberzusetzen. Das Geistige ist aber selbst weder Maschine, noch kann es je aus einer Maschine entstehen. Wenn der Mensch mit dem Tier zusammenhängt, muß auch dieses Tier geistige Qualitäten haben. Man mag Einzelheiten unterscheiden: das Prinzip muß aufrecht bleiben, sonst kann die ganze Darwinsche Idee überhaupt nie zustande kommen. Schließt man aber von hier, so wird man sehr bald auch merken, was für ein erheiternder Unsinn in jenem bloß maschinenhaft aufquiekenden oder schwanzwedelnden Hunde lag. Solange aber eine genaue Analyse einstweilen noch mit keinen Mitteln gegeben werden kann, wird man der Intuition allgemein noch den Vorrang lassen müssen, die sogar viel Geistiges und uns Analoges, wenn auch nicht so sehr im Intelligenz-, so doch im reinen Gefühlssinn, auch im Tier annimmt unter gleichzeitiger Anerkennung großer Rätsel. Damit vollzieht sich aber auch für uns wieder die alte Synthese ganz. Impulsive Liebe zum Tier und Anerkennung von etwas nach wie vor undurchdringlich Dämonischem in ihm, das auf alle Fälle irgendwie auch ein Geistiges sein muß

Fauchende Löwin.

Diesem Malaienbären ist es behaglich.

Eine weibliche Schönheit unter den See-Elefanten.

Photo, studien aus dem Zoo

AUFNAHMEN VON DR. P. WOLFF

Eisbären nach dem Bade.

Aus Heim und Hof

Mieze spannt
hinterm Blumenstrauß.

Ein schönes Profil:
Beigezäumter Lipizzaner.

Sie fechten einen kleinen Strauß aus.

Der Drang zum Futternapf.
(Phot. Dr. Schulz-Ufa.)

Lebendiges Schwarz-Weiß:
Schottischer Sealyham und Hochland-Terrier.

Picu wittert den Tod

EINE TIERGESCHICHTE VON OTTO ALSCHER

Nebel schlug ihm mit grauem Dampf entgegen, als der Alte die Tür der Blockhütte öffnete. Ins Freie gelangt, lauschte er gegen die stumpfe Wand des Nebels; da vernahm er auch schon das Rufen und Pfeifen Damians, des Schwiegerenkels, der durch den Lärm die Wölfe von den Schafen abzuhalten trachtete. Der Alte schritt dem Schalle zu.

Laubheu war auf der Schneefläche des Hanges auseinandergeworfen. Daran knabberten die Schafe. Ein Hund kam wedelnd dem Alten entgegen. Sein weißes Fell stach gelblich gegen den Schnee ab und hing voll von Reifkristallen. Der Hund roch an dem Mantel des Alten. Doch schon fuhr er erschrocken zurück, beschrieb mißtrauisch einen Kreis um den Mann und knurrte mit gesträubten Rückenhaaren.

Der Alte war stehen geblieben und blickte erstaunt zu dem Hunde hinüber. Der tat ja, als kenne er ihn nicht. Oder als trüge er die Kleider eines Fremden.

Der Schatten Damians wuchs im Nebel empor. „Böses Wetter!“ sagte er, da er vor dem Großvater stand.

„Der Nebel kann sich noch lichten, es ist ja erst früh am Tage“, meinte bedächtig der Alte.

„Der nicht! Riech nur, wie Staub riecht er. Der bleibt Tag und Nacht.“

Nun wandte sich der Alte wieder dem Hunde zu, der ihn in vorsichtiger Entfernung umschlich, manchmal knurrte, manchmal winselte. Damian betrachtete auch den Hund, zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Der Picu tut, als kenne er dich nicht.“

Der Alte zuckte mit der Achsel. „Laß die Schafe nicht ins Gebüsch, heute ist der richtige Tag für die Wölfe“, mahnte er.

Damian begann sogleich zu fluchen. „Hol' sie der Teufel! Einer war schon da, hat aber nichts machen können.“

Der Alte hatte über etwas nachgedacht, nun war er zu einem Entschluß gekommen. „Ich geh' in die Bersoika, zur Wassermühle, nachzusehen, ob unser Mais schon gemahlen ist.“

„Bei dem Wetter willst du den weiten Weg durch den Wald machen?“ fragte der Bursche. Plötzlich fuhr er herum, denn der Hund, hinter dem Alten sitzend, begann zu heulen.

Beide Männer starrten fassungslos auf den Hund, der, die Schnauze erhoben, heulte. Aber es war kein Wolf in der Nähe, wie sich Damian überzeugte. Er machte einen Schritt gegen den Hund, schwenkte den Arm und rief: „Bist du verrückt, warum heulst du ganz umsonst!“

Der Hund wich zurück, schwieg, bellte noch einmal klagend auf, ließ Kopf und Rute hangen.

Damian wandte sich wieder dem Alten zu. „Nein, Großvater, heute ist kein Tag für so einen weiten Weg. Seit dem Schneebruch liegt alles voll von Wipfeln und Ästen. Bevor du zurück bist, ist die Dämmerung da, und du siehst dann gar keinen Weg mehr.“

„In drei Tagen ist Sfantu Joan; sollen wir zu den Feiertagen nicht einmal frisches Maismehl haben?“

Der Junge wußte, daß sich der Großvater doch nichts ausreden ließ, er wandte sich darum wieder den Schafen zu.

Als der Alte zur Hütte zurückging, blickte der Hund ihm unverwandt nach. Dabei sog er wieder furchtsam die Witterung des Mannes ein. Kaum war der Alte einige Schritt entfernt, als er wieder zu heulen begann. —

„Warum heult der Picu?“ fragte Florica, die Enkelin, vom Webstuhl aufblickend. Und als sie sah, daß sich der Alte den Rucksack überhängte und die Axt aus der Ecke nahm: „Wohin willst du, Großvater?“

„Zur Wassermühle, ins Tal hinunter, nach unserem Mais schauen.“

„Wir brauchen es ja nicht, haben noch Maismehl genug.“

„Du klagst immer, daß unser Maismehl schon stickig ist“, fuhr sie der Alte an. „Sollst einmal aufhören mit dem Gerede.“

„Geh nicht“, bat die Enkelin. „Hast du nicht den Picu gehört?“

„Ich bin keine Memme, daß ich auf Hundegeheul etwas gebe“, warf der alte Rumäne barsch hin und verließ den Raum.

Der Hund draußen schien den Alten erwartet zu haben. Er saß mitten im ausgetretenen Schneepfad, schaute aber nicht zu dem Manne auf, wich auch nicht aus, als der Alte vor ihn gelangt war. Dieser war genötigt, in den Schnee zu treten, um nicht über das Tier wegsteigen zu müssen.

Kaum war der Alte an dem Hunde vorüber, als dieser kläglich hinter ihm aufbellte, dann in ein jammerndes Heulen verfiel. Da stieß der Alte einen Fluch aus und eilte davon.

Der Schnee war hart gefroren, ließ die Bundschuhe nicht durchbrechen, doch war es dem Alten, als schiebe er sich nur schwer durch die Mauer des Rauchnebels. Als dann die hohen Buchen des Waldes vor ihm auftauchten, hatte er Mühe, den Eingang des Pfades zu finden. Da er sich dabei umblickte, bemerkte er, daß ihm der Hund gefolgt war.

Im Walde war das trübe Grau nur noch dichter. Nach einigen Schritten schon stieß er auf die erste Wolfsfährte. Sie war ganz frisch — keine von den ständig aus den Wipfeln niederrieselnden Reifkristallen lagen in ihr. — Doch was war mit dem Hunde? Der glitt über die Spur weg, ohne den Wolf anzuzeigen. Der Alte war stehen geblieben und betrachtete argwöhnisch den Hund. Die Wölfe staken dem nicht im Sinn — und doch hatte er geheult, als bedrücke ihn etwas. Doch was? ... Ärgerlich wandte sich der Alte und schritt weiter.

Der Weg war wirklich schlecht. Durch ein Gewirr morscher, vereister Äste mußte er sich durcharbeiten. Hätte ihn nicht der abfallende Hang rechts und links vor einem Abirren bewahrt, würde er längst die Richtung verloren haben. Der Heimweg mit dem Mehlsack auf dem Rücken wird schwere Arbeit geben.

Etwas zwang ihn, sich umzublicken. Der Hund war dicht hinter ihm, zuckte aber zusammen, als er sich ihm zukehrte, und schaute ihn mit stumpfer Angst an. „Heid, vorwärts!“ bedeutete er dem Hunde, denn er ertrug diesen Blick des Hundes in seinem Rücken nicht.

Der Alte seufzte. Heute ist alles verrückt geworden, der Hund, Florica mit ihrer Angst, das Wetter und auch er, daß er an all das denken mußte. — Der Hund machte Miene, ihn wieder im Gehen zu behindern. „Zum Teufel, kannst du nicht deine Füße heben!“ schrie er ihn an. Warum bist du nicht daheim geblieben?“ Damit ließ er den Hund hinter sich zurück.

Aber schon nach einigen Schritten hielt er erschreckt an; der Hund hinter ihm hatte zu heulen begonnen.

„Kusch! Willst du die Wölfe herbeirufen?“ Und begütigend setzte er hinzu: „Wir werden uns eilen, bald sind wir im Tal, vielleicht kehren wir erst morgen heim, übernachten in der Mühle.“

„Hau!“ sagte der Hund, sträubte die Rückenhaare und drängte weiter. Er schien ganz verändert, knurrte manchmal tief, zog die Witterung ein, doch immer mit hoher Nase, als säße ein Luchs in den Wipfeln.

Jetzt war es nicht mehr weit ins Tal hinab. Hinge der Nebel nicht zwischen den Stämmen, könnte man schon die Mühle erblicken. Da prallte er erschreckt zurück. Drüben, auf dem anderen Bergrücken, heulte ein Wolf. Den Mann überrieselte es eisig. Ein Wolf heult mitten am Tage! Das hatte er noch nie gehört ...

Wenn jetzt der Hund anschlug, hatten sie sogleich die Wölfe hinter sich. Doch der Hund hatte die Ohren gespitzt und knurrte nur unterdrückt. Der Alte hob warnend die Hand. „Kusch, Picu, kusch!“ flüsterte er heiser. Er machte einen Schritt auf den Hund zu, um ihn noch besser zu beruhigen. Doch wie entsetzt vor einer Berührung, schnellte der Hund zur Seite und jagte davon.

Ja, fort! Wenn er sich eilte, konnte er die Mühle erreichen, bevor die Wölfe auf seine Spur gerieten.

Welch tosenden Lärm der Schnee unter seinen Opanken machte! Das mußte ja bis auf den anderen Bergrücken hinüber hörbar sein. Nur jetzt nicht mit Wölfen kämpfen müssen! Er hatte nie eine Angst vor den Wölfen empfunden, war mit der Axt in der Faust zwischen jedes Rudel gefahren, das über die Schafherde herfiel. Aber heute durften ihn die Wölfe nicht angreifen!

Ganz atemlos war er, doch noch immer kam er nicht aus dem Wald heraus. War denn der Hang noch nicht zu Ende?

Da stockte er jäh in seinem Jagen, und Lähmung stürzte über ihn her. Links glitt ein langer Schatten durch den Nebel und dort, mitten im Wege, stand noch ein Wolf.

Langsam wich der Alte zurück, bis an den dicken Stamm einer Eiche. Seine Blicke beschrieben hilflos einen Kreis — nein, alles nur glatte, dicke Stämme, kein Baum in der Nähe, der zu erklettern war. Und auch hinter sich hörte er die schleichenden, knirschenden Schritte der Wölfe.

Der Hund! — Bis den die Wölfe zerrissen hatten, blieb ihm Zeit, eine Rettung zu suchen. Aber da hörte er weit unten im Tale den Hund rufend heulen und klagend aufbellen. Der war den Wölfen entgangen; um seinen Herrn aber klagte er.

Wenn er doch ein Feuer anfachen könnte! Ein, zwei brennende Äste gegen die Bestien geschleudert, und sie würden es nicht wagen, ihm näher zu kommen. Doch er wußte, sobald er sich bückte, um Reisig zu sammeln, fielen die Wölfe über ihn her.

Es war ja doch alles zwecklos — der Hund hatte es angezeigt!

Um Hilfe rufen! Die Mühle war nahe, vielleicht hörte man ihn. Aber konnte er die Wölfe abhalten, bis Hilfe da war?

Den Rücken an den Stamm gedrückt, schloß er den Pelz über Brust und Hals. Sie sollten ihn wenigstens nicht gleich an der Kehle fassen können. Dann wickelte er sich den Rucksack zum Schutz um die linke Faust.

Die Axt fest umklammert, ruhig geworden, doch ganz hoffnungslos, erwartete der Alte die Wölfe.

Wölfe, um ein gerissenes Reh streitend.

Von den Rätseln des Tieres

VON PROF. DR. BASTIAN SCHMID

Wer ist das Tier? Diese wahrscheinlich uralte Frage ist sicher aller Wissenschaft vom Tiere vorausgegangen und anderen Einstellungen entsprungen. Denn lange bevor die alten Griechen eine wissenschaftliche Erfassung des Tieres anstrebten, war dieses Gegenstand künstlerischer Darstellung, religiöser Verehrung, andererseits auch erbitterten Kampfes. Vor allem war es im Sagenkreis, in den Märchen und Fabeln wohl aller Völker, sogar bis zu den primitiven herunter, anzutreffen. Die einen verehrten es bis zur Anbetung, die anderen machten es verantwortlich für allerlei Ungemach; die einen setzten es in Beziehung zum Liebesleben des Menschen, die anderen wiederum zu bösen Geistern. Es entstanden die Unglückstiere und die glückbringenden, die guten und die bösen, und nicht selten spielte die Farbensymbolik mit, die das dunkel- und schwarzfarbene im Gegensatz zum unschuldsvollen weißen als unheimlich-nächtlich empfand. In jedem Falle wurde vieles in das Tier vermenschlichend hineingetragen und -gedeutet, was ihm nicht zukommt, und hierin liegt für die Wissenschaft vom Seelenleben der Tiere eine geradezu unversiegbare Quelle von Irrtümern und Streitobjekten. Steht uns doch gewissermaßen von Kindheit an, nicht zuletzt durch die Einwirkung mündlicher und gedruckter Überlieferungen, eine vermenschlichende Betrachtungsweise des Tieres sehr nahe. Dazu kommt der Zauber gemeinsamer Naturverbundenheit einerseits und die dauernde Unzulänglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis einem Wesen gegenüber, das aus naheliegenden Gründen niemals restlos erforscht werden kann, andererseits.

Sollten vielleicht solche Erwägungen eine Abkehr von der Forschung bedeuten? Wäre es etwa besser, zu sagen: Die Wissenschaft kann das Tier nicht ergründen, also hat es keinen Sinn, sich wissenschaftlich mit der Tierseele zu befassen? Derartige Gedankengänge bedeuten von vornherein einen Verzicht auf das Suchen von Wahrheit, das Aufgeben jenes in uns bohrenden und grübelnden Dranges, der nun einmal spezifisch menschlich ist. Solches Resignieren widerstrebt unserer Natur und unserem Geiste. Gewiß verzichten viele auf Wissenschaftlichkeit, und dieses mit Absicht, zu einem Teil wohl deshalb, weil die Anschauungen der Wissenschaft sich ändern und der Mensch auf keinem Gebiet bis zum Wesen der Dinge vorzudringen vermag. Viele werden bald hoffnungslos, weil sie gewohnt sind, letzte Fragen anzuschneiden, und dann auf deren Unlöslichkeit stoßen. Aus einem solchen Verzicht heraus bauen sie sich eine Welt der Phantasie, der Symbolik. Das ist durchaus achtbar. Aber das Faustische in uns, das Vernunft und Wissenschaft nicht verachten will, verläßt uns schließlich doch niemals. Und so geht die Wissenschaft in diesem Falle den Weg der Erfahrung, ohne sich zunächst nach den letzten Gründen zu fragen; sie macht planvoll angelegte Beobachtungen und Versuche, vergleicht, erwägt und zieht ihre Schlüsse.

Wir konstatieren bei den Tieren Gemütszustände und Gefühlsäußerungen (Affekte), diese indirekt durch körperliche Ausdrucksformen, stellen Gedächtnis und Lernfähigkeiten fest und gehen auf Grund von Versuchen vor allem mitunter so weit, den Tieren einsichtiges Handeln zuzugestehen. Immer weiter rücken wir heute von der Anschauung ab, daß die Tiere Maschinen seien, eine Anschauung, die bis auf Aristoteles zurückgeht, in dem Philosophen Descartes ihren Höhepunkt erreichte und bis in unsere Tage herein von den Anhängern der mechanistischen und materialistischen Weltauffassung vertreten wird. Man darf nicht vergessen, daß rein nervenphysiologische Vorgänge noch keine seelischen Funktionen sind, eine Maschine kein Gedächtnis besitzt, sich nicht freuen und auch nichts lernen kann. Psychisches kann zudem mit Physischem in keiner Weise verglichen werden. Keine Frage, das Seelische im Tier ist eine Realität, eine Wirklichkeit. Alles, was wir empfinden, fühlen, begehren, wollen, lernen, dem Gedächtnis zuschreiben und denken, ist wirklich. Und sollte das Gedächtnis eines Hundes, eines Pferdes, eines Schimpansen, einer Krähe oder eines Spechtes, eines Fisches oder einer Biene, wenn dieses auch nicht so hochwertig wie das der erstgenannten Tiere oder gar das unserige ist, nicht auch eine Wirklichkeit sein? Die beim Spazierengehen vom Hunde zum Ausdruck gebrachte Freude, seine Furcht, seine Bedrücktheit, seine Lernfähigkeit und anderes etwa nur einen mechanischen, maschinellen Vorgang bilden?

Diese Absage an den Mechanismus ist ebenso notwendig und für die tierseelische Forschung eine Lebensfrage wie ihre Lostrennung von der Vermenschlichung des Tieres. Denn so positiv das alles klingt, was soeben von der Wirklichkeit tierischen Seelenlebens gesagt wurde, so wenig wissen wir von den Zuständen, Empfindungen, den Gefühlen, dem Erleben von Vorgängen usw. Ist es doch schon schwer, sich in seinen Nebenmenschen hineinzuleben, obwohl dieser von gleicher Organisation ist und sich mit uns sprachlich verständigen kann. Wissen wir überhaupt, welcher Art sein Gefühlsleben ist, wie seine Gedanken in ihm reifen, und wie er in seiner Gedankenwelt lebt? Keinesfalls, denn nur er empfindet, fühlt und erlebt für sich. Ist doch schon jede einzelne Empfindung unserer Sinnesorgane individuell. Allein schon die Tatsache, daß dem einen eine Speise schmeckt, die dem anderen nicht mundet, ist bereits ein Beweis für die Verschiedenheit menschlichen Empfindens. Immerhin ist es noch einfacher, sich in den Nebenmenschen hineinzuleben als in das Seelische der weit von uns entfernt liegenden Tiere (gemeint sind zunächst die höheren Tiere). Dazu vermögen wir unser Empfinden, Vorstellen, Fühlen, Wollen und Denken bis zu einem gewissen Grade einander mitzuteilen, so daß doch wenigstens der Analogieschluß naheliegt. Aber das Tier? Es kann nicht sprechen, ist von anderer Art und von völlig anderer psychischer Verfassung. Wer will den Hund oder das Pferd restlos seelisch erfassen, das Seelenleben eines Adlers oder eines Schimpansen ergründen? Wer die Qualität tierischer Gefühle erkunden? Niemand für ewige Zeiten.

Die Schwierigkeiten steigen noch weiter, wenn wir uns erinnern, daß mit den höheren Tieren, den Säugern und Vögeln, noch lange nicht das tierpsychologische Gebiet erschöpft ist und der Analogieschluß immer dürftiger wird, je weiter wir uns zu den niederen Tieren, den Insekten, Würmern usw., herunter begeben. Und doch ist alles „Tier", von den einfachen, mikroskopischen Wechseltierchen (Amöben) bis zu den am höchsten stehenden Säugern.

Gewiß hindert uns dieser Umstand nicht, mit Insekten und sogar Würmern Lern- und Gedächtnisversuche zu veranstalten, insbesondere die Gedächtnisleistungen von Ameise und Biene z. B. durch Versuche zu erhärten. Aber gerade bei den niederen Tieren, insbesondere bei den Insekten und Spinnen beispielsweise, kommt bereits ein Moment von ebenso starker Prägung wie Undurchdringlichkeit seines Wesens hinzu, und das ist der Instinkt. Wenn auch heute sicherlich kein Fachmann recht zu sagen weiß, worin die Wesensbedeutung von Wort und Begriff Instinkt liegt, und man von vielen Seiten dieses Wort streichen möchte, so existiert dieser Komplex von eigenartigen Handlungen nach wie vor weiter. Vielleicht sind hier ein paar einfachere Beispiele von solchen merkwürdigen Handlungen gestattet.

Man denke an den Kohlweißling, der seine Eier auf die Unterseite von Kohlblättern legt, wo sie gegen Sonnenhitze, also vor dem Austrocknen, und vor dem

Alle haben Hunger, der See-Elefant und die Pinguine.

Regen, der sie unvermeidlich wegwaschen würde, geschützt sind. Auch ist bekannt, wie das Tagpfauenauge seine Eier auf Brennesseln und der Wolfsmilchschwärmer auf der Zypressen-Wolfsmilch unterbringt. Derartige Spezialisten gibt es eine ganze Menge unter den Schmetterlingen.

Das Charakteristische für diese und tausend andere Fälle ist darin zu suchen, daß das fortpflanzungsfähige Tier (Schmetterling) eine ganz andere Nahrung zu sich nimmt als die aus dem Ei kriechende Larve. Während die Eltern in beiden Fällen ihre Nahrung ausschließlich von den Blumen beziehen, haben die Nachkommen, wie das bei den Insekten so überaus häufig ist, eine vollständig andere Art der Ernährung und der Nahrungsaufnahme. Der von Blume zu Blume schaukelnde Schmetterling schlürft mit seinem Saugrüssel den Nektar aus den Blüten, während die Raupe bis zur Verpuppung mit ihren kräftigen Beißwerkzeugen Blatt um Blatt frißt.

Wie kommt nun der honigsaugende Schmetterling dazu, seine Eier auf Kohlblättern, Brennesseln, Wolfsmilch usw. abzulegen? Weiß er dieses aus persönlicher Erfahrung? Davon kann in keinem Falle die Rede sein. Zunächst hat die Raupe niemals Gelegenheit gehabt, ihre Mutter kennenzulernen. Diese lebte mitunter schon gar nicht mehr um die Zeit, da das Schlüpfen aus dem Ei vor sich ging. Selbst wenn sie, wie vielfach der Fall, am Leben bleibt, so hat sie nicht das geringste Interesse an ihren Räupchen, die ja bereits fürsorglich auf der Pflanze untergebracht waren. Aber abgesehen davon, daß die Raupe keine Rückerinnerung an ihre Jugend hat und sie selbstverständlich nicht weiß, wie das Ei, aus dem sie schlüpfte, auf das Blatt kam, hat der Schmetterling keine Erfahrung über die Art der Eiablage. Diese erfolgte absolut zweckmäßig nicht nur in bezug auf die Auswahl der Nahrung, sondern auch hinsichtlich der Unterbringung am Blatte. Somit ist die vom Schmetterling bekundete Zweckmäßigkeit der Eiablage vollständig unerklärlich.

Eine ebenso interessante wie eigenartige Instinktäußerung lernen wir bei der Verpuppung des männlichen Hirschkäfers kennen. Dieser fertigt sich gleich dem weiblichen als Larve einen Kokon, in dem er durch seine ganze Verpuppung hindurch ruht. Jedoch ist sein Kokon um ein beträchtliches größer als jener des Weibchens, und zwar deshalb, weil er als Männchen schon vor dem Auskriechen aus der Puppe ein stattliches Geweih bekommt.

Wie erklärt sich diese Rücksichtnahme? Weiß der Käfer, daß er ein Männchen wird, als solches ein großes Geweih tragen und deshalb sich einen voluminöseren Kokon bauen muß? Durchaus nicht. Woher soll er das auch wissen? Es ist das derselbe Fall wie bei den eben genannten Schmetterlingen und vielen anderen Insekten.

Was folgt aus alledem? Zunächst das eine, daß die Instinkte nicht auf persönliche Erfahrung zurückzuführen sind. Erfahrung in unserem menschlichen Sinne setzt voraus, daß wir aus ihr lernen, in welcher Weise die angewandten Mittel zum Ziele führen. Wir haben uns irgendein Ziel gesetzt, und nun suchen wir nach einem Mittel (oder mehreren), das uns dieses erreichen läßt. Ist nun auf solche Weise die Lösung unserer Aufgabe gelungen, dann haben wir eine Erfahrung gemacht. Gewiß können wir auch auf andere Art Erfahrungen sammeln. Wesentlich ist, daß die gesamten Vorgänge in unserem Bewußtsein vereinigt werden.

Können wir das vom Hirschkäfer sagen? Nein. Einmal hat er die Handlung ohne eigene persönlich gemachte Erfahrung ausgeführt, also ist sie auch nicht individuell erworben worden, von ihm nicht und von seinen Vorfahren nicht. Denn die Erfahrung muß immer innerhalb eines Bewußtseins sich abspielen, und so kann man auch nicht sagen, daß der Instinkt des Hirschkäfermännchens aus Erfahrung entstanden sei. Rätsel um Rätsel.

Es gibt Zoologen, die den Tieren ein Bewußtsein absprechen, andere schreiben nur den Wirbeltieren ein solches zu. Verschiedene gehen noch weiter herunter und schließen auch die Insekten mit ein, ja, wir treffen auch solche an, die das Bewußtsein auf sämtliche Tiere ausdehnen, an sich ein formal konsequenter Standpunkt, namentlich, wenn man verschiedene Grade des Bewußtseins annimmt. Über Vermutungen und Hypothesen geht jedoch ein solcher Standpunkt nicht hinaus, die Beweisbarkeit fehlt für immer. Andererseits ist es nicht denkbar, daß ein Tier, das nachweisbar über verschiedene seelische Qualitäten verfügt, diese ohne Bewußtsein in Verbindung bringen und zu Erfahrungszwecken verwerten könnte. Denn die höheren Tiere und auch Insekten, vor allem Ameisen und Bienen, sammeln Erfahrung.

Wohl ist das Tier nicht jenes intelligente Wesen, wofür es von den Anhängern der Vermenschlichung tierischer Handlungen gehalten, andererseits ist es keine Maschine, die lediglich von Reflexen geleitet wird. Es ist immer echt, es ist beseelt und eine Einheit, die Harmonie von Organisation, Lebensweise und psychischer Gegebenheit. In letzter Hinsicht aber bleibt es für uns immer ein Rätsel — der Andere.

Liebevoll werden diese Terriers gekämmt und gepudert, um vor der Jury der Hundeausstellung einen guten Eindruck zu erzielen.

Der kranke Zahn wird gezogen.

Eichhörnchen ist zutraulich — solang es in der Natur nichts zu fressen findet.

Die Unzertrennlichen können die Bescherung nicht erwarten.

Kameraden

TIERNOVELLE VON MARTHA ROEGNER

Ein Goldadler war zur Nacht aufgebaumt auf einer uralten Pappel, die oben am Rande einer abgrundtiefen Schlucht hing. Als die Sterne erblaßten, war seine Gestalt schwarz wie ein Schattenriß im kahlen Gezweig, aber als das Licht im Osten heraufflutete, leuchtete er kupferfarben. Er tat die scharfen Augen auf und begann sein Gefieder zu putzen, äugte zwischendurch zu den rosenrot glühenden Schneehäuptern im Westen empor und dann lange über die östlichen Hänge hinab. Da drunten schimmerte der Frühling schon leuchtend grün über den weiten, unendlichen Hochsteppen.

Totenstille. Kein Vogelruf, kein Menschenlaut, leer schien die ungeheure Einöde.

Aber jetzt bekam sie eine Stimme. Ein scharfes Kläffen, das in ein langgezogenes, schneidendes Heulen überging: drunten auf einem Erdhügel saß ein Präriewolf und sang sein Morgenlied. Er war nur Haut und Knochen, und bei seinem Anblick schüttelte der Goldadler sein lockeres Gefieder: ja, er war auch nicht fett. Er ließ sich in die Schwingen fallen und segelte der Sonne entgegen.

Stunde um Stunde ruderte er, und immer umgab ihn dieselbe ungeheuere Weite ohne Grenzen. Tief unter ihm war herrliche, üppige Prärie im vollsten Frühlingsschmuck. Die ernsten, scharfen Augen hoch droben im Blau spähten weit nach Norden und Süden: leere Einöde. Nur dann und wann Coyotengeheul. Die gelben, zierlichen Präriewölfe und die großen Grauwölfe, sie waren alle nahe am Verhungern gewesen, und die Adler und Geier und Raben mit ihnen — die letzten Winter waren grausig gewesen, denn die großen schwarzbraunen Ungeheuer, die Bisons, waren plötzlich verschwunden aus ihrer weiten Welt. Wo waren die Millionenheere geblieben? Die Gefiederten in den Lüften wußten es wohl, und dennoch war's ihnen ein erschreckendes Rätsel. Nicht länger als vier Jahre war es her, da waren ihre Herden um diese Zeit gen Norden gewandert zu Tausenden und aber Tausenden, eine Flut von Leben, die ewig unerschöpflich schien; die endlosen Prärien waren schwarz von ihnen. Der Mensch war schuld, dieser größte Schrecken der Erde.

Die Roten hatten begonnen, aber sie waren nicht viel schlimmer für die großen Zottigen gewesen als die Moskitos in ihrem Pelz — sie wichen kaum zur Seite, wenn die raschen roten Reiter mitten unter sie fuhren, und stürzte einer der Ihren, so gingen die nächsten zu ihm hin und beschnüffelten ihn, verständnislos glotzend, bis mehr fielen — bis ein Schrecken sie faßte und sie stampfend davonfuhren in die Weite. Sie spürten die Lücke kaum, denn es waren ihrer so viele. Ungezählte Tausende wurden alle Jahre abgeschossen, und die Völker der Roten lebten davon und freuten sich ihrer herrlichen Freiheit in ewiger Sorgenlosigkeit, denn Hunderttausende von Kälbern wuchsen alle Jahre neu heran. Und den Zügen der schwarzbraunen Herden folgten die großen und die kleinen Wölfe, die Adler, Geier und Raben — sie wurden alle satt.

Aber dann kamen die Weißen und legten Schienen quer durch die Reiche der wilden Herden, und binnen vier Jahren waren die Millionen verschwunden bis auf ein paar hundert — versprengte kleine Herden, die sich ängstlich versteckten in den tiefsten Einöden. Sie hatten den Tod nicht lauern sehen im stillen Busch. Aber der Goldadler hatte ihn gesehen, oft und oft — sah einen Arm sich heben und einen Blitz zucken — sechzigmal in einer Stunde, und nie fehlte der Blitz sein Ziel. Einer hatte es auf hundertzwölf Tiere in 45 Minuten gebracht. Und auf blanken Schienen rollten und rollten die braunen Häute dem fernen Osten zu, hunderttausend um hunderttausend in rascher Folge. Das waren fette Jahre gewesen für die Wölfe und Geier, sie hatten das Morden verlernt. Aber dann war der Hunger da.

Der Goldadler schwamm langsam in immer engeren Kreisen, zog plötzlich die Schwingen ein und stürzte wie ein Stein herab. Aber als er den Hasen im blumigen Grase greifen wollte, zischte ihm ein Schlag durchs Halsgefieder; er wich wie ein Blitz zur Seite und fuhr reißenden Fluges auf und davon. Der Hase sauste hinaus in die Weite.

An einem Waldessaum saßen zwei rote Männer, ein Jüngling und ein Uralter. Der Alte war gut gekleidet in der Tracht seines Volkes, der Junge war fast nackt, und sie waren so mager wie Coyoten und Grauwölfe. Der Alte lächelte höhnisch: „Mein Sohn hat zu schießen verlernt", sagte er leise in singendem Tone, „vielleicht hat das Feuerwasser der Weißen seine Hand zittern gemacht. Und nun hat er nicht einmal einen Hund, den Hasen zu holen. Ihr hättet nicht alle Hunde aufessen sollen im letzten Winter."

Der Junge wandte sich funkelnden Auges und starrte schweigend auf das ferne Gehölz, das hinter den Wellenkämmen der Prärie den Lauf eines Flusses säumte. Es schillerte in einem wunderbar blauen Nebelduft, das bedeutete Sumpf — und darüber flimmerte die heiße, goldene Sonnenluft. In dem jungen, harten Bronzegesicht verzog sich keine Linie, als er mit der gleichen leisen, singenden Stimme anhob: „Mein Vater mag ruhig heimgehen — morgen wird der schwarze Büffel über unsern Feuern hängen."

Ein Seufzer antwortete ihm. „Es sind die Letzten. Und dann? Die blinkenden Ketten und die bunten Zeuge der Weißen haben die Augen meiner Kinder verblendet, und das Feuerwasser hat ihren Sinn in Schlaf gewiegt. Sie hätten besser getan, die weißen Jäger abzuschießen, als den wilden Büffel auszurotten, der unsere Nahrung war, solange unseren Vätern dies Land gehörte." Er stand mit einem lautlosen Ruck aufrecht, steil und schmal, und warf die Büchse über die Schulter. „Morgen oder übermorgen wird der weiße Mann verbieten, noch einen Büffel zu töten. Er hat Zeit, zu warten, ob die Herden wieder wachsen werden. Vielleicht! Aber bis dahin sind unsere Völker längst ausgestorben — sind alle unsere Kinder verhungert. Ihr habt uns selber den Tod verhängt." Er wandte sich und verschwand zwischen den Stämmen.

Es war nur eine kleine Herde, die im Sumpfdickicht steckte, kaum dreißig Stück, ein Dutzend Kühe mit ihren Kälbern, ein paar junge Bullen und der Leitstier; der war auch noch nicht alt, aber er hatte noch die Zeiten erlebt, da sie zu Millionen über dies grüne herrliche Land wanderten.

Es war seinem dicken Schädel nur schwer eingegangen, daß es nun anders war — aber jetzt wußte er's. Er hatte noch die Stimmen der vielen Tausende im Ohr, deren dumpfes Brüllen wie ferner Donner unaufhörlich über die weiten Ebenen rollte und grollte; nun hatten die Letzten schweigen gelernt wie das Grab. Sie lagen im unwegsamsten Dickicht, in dem kein Auge auch nur ein Horn von ihnen zu sehen bekam, und kein Knacken und kein Plätschern verriet sie. Manche lagen im Schlamm bis an den Hals, manche zupften an den jungen Zweigen, aber ihre Nasen gingen unaufhörlich hoch und windeten. Nein — hier konnte ihnen nichts nahe kommen.

Nachmittags wurden die Kälber sehr übermütig; sie tollten und spielten auf tiefumschlossener Lichtung, daß ihre Mütter fast ihre Sorge vergaßen und ganz heiter wurden. Aber Jack der Alte trabte rings durchs Dickicht und windete und horchte — ach nein, er war noch nicht alt, denn die Alten hatten die verborgenen Schlächter immer zuerst abgetan, immer das Leittier, und danach immer die, die sich in Bewegung setzen wollten, denn sie wußten, daß die Herde stets blindlings dem folgte, der sich zuerst zur Flucht wandte — und so hatte man oft in kurzer Zeit die halbe Herde umgelegt oder mehr, ehe der Rest davonstob.

Aus Wildbahn und Tiergarten

Großäugig blickt der Königsgeier in die Welt.
(Phot. Dr. P. Wolff.)

Er ging den Kameramann wie einen Gegner an.
(Von der Martin-Johnson-Expedition.)

Stolz fühlt sich der Pavian als der Edelste seines Geschlechts.
(Phot. Dr. P. Wolff.)

In tiefer Einsamkeit überrascht.
Kranich-Aufnahme von H. Armstrong Roberts.

Im deutschen Wald

Wenn sich das Rehkitz sicher fühlt. (Phot. H. Rüstig.)

Ein Waldidyll: Iltisse am Bau. (Phot. M. Behr.)

Hunger tut weh: Junge Elstern, auf Futter wartend. (Phot. G. Wolff-Schötmar.)

Nebenstehend: Ein lichtscheuer Geselle: Der junge Waldkauz duckt sich vor den Sonnenlichtern gegen den Baumstamm. (Phot. G. Wolff-Schötmar.)

Ein Zwölfender entsteigt der Suhle. (Phot. H. Stephainsky.)

Sie hatten Hunger. Als die Sonne sank und die weite Prärie in märchenhaft rotem Lichte flammte, stand Jack lange hinter den Mauern von knospendem Grün und lauschte mit rollenden Augen. Draußen war herrlichster Weidegrund, meterhoch stand das saftige Gras im üppigsten Flor. Aber der Wind kam vom Flusse her. Als die Sonne weg war und das Land grau wurde, wandte er sich und glitt lautlos in den Fluß. Und lautlos folgte ihm die ganze Herde; einzeln, Stück hinter Stück, schnitten sie durchs Wasser und verschwanden schweigend im jenseitigen Dickicht.

Zwei funkelnde Augen folgten ihnen. Aber erst lange nachdem sie verschwunden waren, glitt ebenso lautlos ein Boot übers Wasser.

Sterne begannen zu blinken, die Erde war schwarz, in der Ferne sangen die Coyoten, da stand der rote Mann jenseits am Buschrand. Nicht weit von ihm zog äsend die ganze Herde, fast unsichtbar in der Dunkelheit. Er glitt nieder auf ein Knie, so daß er die Rückenlinie eines großen Tieres ins Auge bekam, ging mit der Büchse vom Widerrist aufs Geratewohl etwas tiefer, bis wo das Blatt zu vermuten war, und drückte ab. Im Augenblick sah er ein Wirrnis von wild aufgeworfenen Köpfen und Schwänzen vor sich, und brüllend und stampfend verschwand die Herde wie ein Sturmwind.

Sie hielten nicht so bald inne. Und Jack, der schwer getroffen war, kam tapfer mit, aber nun als einer der Letzten. Nur zwei waren noch hinter ihm, zwei jüngere Stiere, und das war kein Zufall, denn mit diesen beiden hatte er, seit sie als Kälber neben ihm aufwuchsen, immer aufs engste zusammengehalten.

Nach einer Stunde begann er zu taumeln und zurückzubleiben. Die Herde brauste noch weiter, seine Begleiter überholten ihn, aber als er niederstürzte, schauten sie sich um — und da sahen sie vier glühende Augen, die ihren Spuren folgten und nun den Gefallenen umkreisten. Im gleichen Augenblick hatten sie kehrtgemacht und fuhren in rasender Wut gegen die mageren Raubgesellen los. Grauwölfe — die haßten sie wie nichts auf der Welt, tausendmal mehr als den Menschen, den sie nie begriffen und kaum jemals sahen — aber was die geifernden Rachen da wollten, das wußten sie gut; sie waren sie im ganzen letzten Winter nicht losgeworden.

Brüllend und stampfend, mit rollenden roten Augen lauerten sie gesenkten Hauptes und fuhren immer wieder blitzschnell gegen die Angreifer los; es dauerte nicht lange, so waren ihrer schon zehn oder zwölf, und sie waren alle toll vor Hunger. Manchmal bekamen die Stiere einen allzu Frechen auf die Hörner, dann gab es ein schneidendes Geheul, und die anderen wichen zurück, aber nur für wenige Augenblicke — die beiden tapferen Kameraden hatten heiße Arbeit die ganze Nacht hindurch. Und in ihren dunklen Hirnen wurden die schauerlichen Nächte des letzten Winters wieder lebendig, da sie, bis an den Bauch im Schnee, sich mühselig ihren Weg durch die Prärie wühlten, fast verhungert, fast erfroren in rasendem Sturm und schneidender Kälte, und immer hatten sie diese Schleppe der verhungerten Teufel hinter sich, denn immer wieder blieb ein Kalb hinter der Herde liegen, und die Mutter mit ihm. Keine ließ ihr Kind im Stich, sie verteidigte es, bis sie selber fiel — bis die Meute über sie herfiel und sie noch lebendig in Stücke riß. Manchmal hatten die jungen Stiere noch die Toten verteidigt, aber meist waren sie voraus als die Stärksten, und sie sahen nur, daß die Herde Nacht für Nacht zusammenschmolz.

Jack stöhnte und röchelte, dann wurde er still. Und seine Gefährten jagten und stampften rings ums Wundbett, bis der Morgen tagte. Da lag Jack steif und tot mit lang heraushängender Zunge, und seine Brüder tobten und stampften und stießen noch immer — sie hatten gar keine Zeit, zu überlegen, ob es noch Zweck hatte, denn die Räuber knurrten auf allen Seiten mit blanken Zähnen und fuhren immer frecher zu.

Als die Sonne aufging, knallte ein Schuß aus nächster Nähe, und der eine der beiden Stiere tat sich langsam nieder. Und es knallte wieder, und sein Gefährte stürzte zusammen. Und zum dritten Male — da schlug ein großer Grauwolf einen Purzelbaum in der Luft, und die anderen wichen zurück. Und jetzt tauchten rote Männer auf und begaben sich ans blutige Werk.

Sie waren nicht so heiter dabei wie in früheren Jahren beim edlen Weidwerk. Denn sie wußten es wohl: es waren die Letzten der schwarzbraunen Riesen, und mit deren Schicksal war ihr eigenes besiegelt.

Am Tage des heiligen Leonhard, des Schutzpatrons der Haustiere, in Bad Tölz: Weihe der Gespanne durch die Geistlichkeit bei der Leonhardifahrt.

Mutterschaft

TIERSKIZZE VON KAREL ČAPEK

Sie schleicht durch die Stuben, mit schwerem Bauch und gekrümmtem Rücken, sucht und sucht. Kein Winkel scheint ihr versteckt genug, kein Lager hinreichend gepolstert. Mit den Pfoten müht sie sich um den Wäscheschrank, denkt vielleicht, daß sich's dort drinnen, auf den Stößen schneeweißen Linnens, gut gebären ließe. Sie guckt mich mit ihren goldenen Augen an, als wolle sie sagen: „Du, Mensch, mach mir die Sache da auf!“ — „Oh, das geht nicht, Mieze. Schau, hier habe ich dir einen gepolsterten Korb gerichtet. Was gäbe es Besseres für dich?“ Aber sie möchte Besseres. Jetzt versucht sie, mit der Pfote den Bücherschrank aufzumachen — vielleicht will sie sich auf den Heften der Politischen Revue ihr Lager richten oder in der Abteilung der Dichter niederkommen. Und sie sucht, sucht weiter, voll mütterlicher Unruhe.

Zweimal im Jahr, mit der Regelmäßigkeit des Naturgesetzes, beschenkt sie mich mit vier oder fünf mehr oder weniger scheckigen Kätzchen und überläßt es dann mir, ihnen eine anständige Katzenexistenz zu schaffen. Alle meine Freunde und Bekannten haben an dieser Fruchtbarkeit meiner Mieze zu tragen.

Als zum erstenmal ihre schwere Stunde kam, war sie noch ein verwundertes, halb erwachsenes Katzenfräulein gewesen. Damals suchte sie ihren Winkel so besonnen und wählerisch, als wüßte sie, was ihrer warte, als sagte sie sich: „Ich glaube, ich werde Kinder bekommen. Da muß ich mir einen verborgenen Fleck suchen, wo meine Babys in Sicherheit sind.“ Aber so etwas weiß ja eine Katze nicht. Könnte sie sprechen, sie würde wohl sagen: „Merkwürdig. Irgend etwas befiehlt mir: Such, such! Find ein besonderes Plätzchen! Nein, dieser Lehnstuhl ist es nicht! Das Polster hier, auf dem ich schlafe, auch nicht. Was suche ich eigentlich, und warum suche ich? Etwas rät mir, mich in diesen Wäscheschrank zu bergen oder ins Bett zu verkriechen. Nein, diese Unruhe! Was ist denn los mit mir?“ Und sie schaut für Augenblicke unendlich ernst und konzentriert vor sich hin, als lausche sie gespannt, was jenes gebieterische Etwas ihr zuflüstert. Und dann handelt sie plötzlich mit großer Sicherheit, und wir Menschen nennen es „Trieb“, damit jenes Etwas wenigstens einen Namen hat.

Und eines Morgens — diese Bescherung kommt gewöhnlich nachts — winselt in einem Winkel ein halbes Dutzend junger Katzen. Die Alte antwortet ihnen mit freundlichem Schnurren und mit Lauten, die sie nur für ihre Kinder hat; es sind keine Töne, es sind Akkorde in harmonischer Terz und Quint, ähnlich den Akkorden auf der Mundharmonika. Mutter ist sie jetzt, nichts anderes als Mutter. Jede ihrer Bewegungen ist unendlich fürsorglich und weich. Ihr zerzauster Bauch, der geduldig gekrümmte Rücken, die behutsamen Pfoten umschlingen die krabbelnden Jungen — ein einziges mütterliches Bündel. Nur manchmal und nur für Sekunden verläßt sie ihr Nest, und schon von weitem kündet sie zärtlich gurrend und miauend ihre Rückkunft an. Es ist der vollendete Fanatismus der Mutterschaft.

Aber eines Tages — nach sechs Wochen vielleicht — schaut Mieze aus dem Fenster hinaus, den Jungen den Rücken zugekehrt, glatt geschleckt. Sie schaut und lauscht. Aus der Ferne ertönt lockend der rauhe Alt des Katers, und schon schwingt sie sich mit leichtem Sprung hinaus, in die Frühlingsnacht. Am Morgen erst kehrt sie mit großen grünen Augen heim und glättet ihr zerzaustes Fell. Dem Jungen, das zu ihr gelaufen kommt, nach der noch gestern gewährten Quelle der Nahrung zu suchen oder zu spielen, versetzt sie mit der Pfote ein Kopfstück, daß das verblüffte Kleine hinpurzelt und indigniert davontrollt.

„Komm her, mein Kätzchen. Siehst du, das ist das Ende deiner Kindheit. Das ist der Lauf der Welt. Es ist Zeit, daß ich dir ein neues Heim suche.“

(Deutsch von Otto Pick.)

Tiere vor der Kamera

VON DR. ULRICH K. T. SCHULZ

Mit der Kamera am Wehr. Es gilt, Forellen und Lachse zu erhaschen, die zur Laichzeit selbst mehr als meterhohe Wehre überspringen. Oben: Lachs im Augenblick des Sprunges. — Rechts: Auf der Lauer.

Auf dem Anstand nach Flugbildern des Schlangenadlers: Oben: Die gegen Sicht von oben verkleidete Tele-Filmkamera. — Unten: Abstreichender Schlangenadler.

Als vor 25 Jahren der bekannte Afrikaforscher und Jäger Karl Georg Schillings sein eindrucksvolles Buch „Mit Blitzlicht und Büchse" herausgab, war in wenigen Wochen die ganze, 8000 Exemplare umfassende Auflage vergriffen. Was war der Grund für diesen enormen Erfolg? Zweifellos waren die Schilderungen des dunklen Erdteils und seiner tierischen Bewohner ungemein lebendig und anregend, und doch waren sie nicht die Ursache für diesen gewaltigen Anklang! Es waren dies vielmehr die mehr als 300 eindrucksvollen Aufnahmen, die uns die Tierwelt Afrikas in ganz neuem Lichte zeigten. Damals entstand die Bezeichnung „Naturkunden", womit man sagen wollte, daß es sich bei diesen Bildern um ungestellte und unretuschierte Aufnahmen von frei lebenden Tieren handele. Die Pionierarbeit Schillings' regte in den nächsten Jahren die verschiedensten Forscher des In- und Auslandes zu ähnlichen Arbeiten auf allen Gebieten des Tierlebens an, und heute gibt es kaum noch eine Tierform, die nicht photographisch festgehalten worden ist. Wie geht nun solch ein „Kamerajäger" zu Werke? Wie für den echten Weidmann eine gute, zuverlässige Büchse die Vorbedingung für den Erfolg ist, so ist auch für den Tierphotographen eine erstklassige Kamera Grundbedingung, und zwar kommt für die meisten Fälle einzig und allein eine möglichst geräuschlos arbeitende Spiegelreflexkamera in Frage. Ob ein Stativ Verwendung findet, hängt davon ab, ob der Tierphotograph seine Aufnahmen vom „Ansitz" aus oder während der „Pirsch" herzustellen gedenkt. Mit ganz wenigen Worten sei auch der Kleidung des Kamerajägers gedacht. Man vermeide alle leuchtenden Farben, vor allem alles Weiße; die zweckentsprechendste Kleidung ist natürlich die mit graugrünen oder olivgrünen Farben.

Am einfachsten gestalten sich noch Aufnahmen von Insekten, Lurchen und Kriechtieren, soweit sie natürlich nicht im Wasser ihren Wohnsitz haben. Freilich erfordert die Scharfstellung bei der Kleinheit der Objekte peinlichste Genauigkeit. Ein kleiner Trick für Insektenaufnahmen auf Blüten sei hier verraten! Man betupfe die auserwählte Blüte ganz leicht mit Apfeläther, der oft wahre Wunder bewirkt. Bei Lurchen und Reptilien verfährt man am besten so, daß man auf die gewohnten Schlupfwinkel oder Sonnenplätze einstellt, sich dann einige Schritte entfernt und mittels der Fernauslösung abknipst, wenn das Tier an der gewünschten Stelle sich wieder eingefunden hat.

Bedeutend schwieriger ist es schon, wirklich interessante Vogelaufnahmen zu erhalten, da die Vögel mit weit besserem Gehör und Gesicht ausgestattet sind und allzuleicht ganz verscheucht werden. Bei diesen Aufgaben dürfte es sich in erster Linie um Nestaufnahmen oder um Bilder von frei umherlaufenden und -fliegenden Vögeln handeln. Bei ersteren kommt man am besten zum Ziel, wenn man einen Ausflug der Eltern zum Auf- und Einstellen einer Stativkamera benutzt, diese nach Möglichkeit noch mit Zweigen verkleidet und dann wieder den Fernauslöser anwendet. Aufnahmen vom Nestbau, vom Füttern der Jungen, von den ersten Flugversuchen der Brut kann man so bei entsprechender Geduld und Vorsicht auf die Platte bekommen. Da die Vögel ihre Nester meist in den Baumzweigen oder im Gesträuch versteckt errichten, wird man häufig das Objekt völlig beschattet

Vexierbild! Wo stecken Kamerajäger und Aufnahmeapparat?

Ein „Natternhemd", aus dem bei einem Häutungsprozeß die Natter gefahren ist.

Ein Nachtschreck: Waldkauz auf seinem Raubzug.

Waldkauz mit erbeuteter Maus über einem Kirchhof.

Eichelhäher beim Abflug.

Photos zu „Tiere vor der Kamera": Dr. Schulz-Ufa (nebenstehende Seite und obere linke Abbildung dieser Seite), Prof. Dr. Litzelmann (oben rechts und unten links) und E. Welzel.

Eidechse auf sonnigem Felsblock.

BEHARRLICH WIE EIN KAMERAMANN: FÜCHSLEIN VOR DEM MÄUSELOCH

GEMÄLDE VON ALBERT HOLZ

vorfinden. Der bequemste Ausweg ist, mit einem transportablen Spiegel den Bildausschnitt auszuleuchten. Nur im Notfall sollte man störende Zweige usw. herausschneiden, da die Vogeleltern bei solchen Eingriffen selbst ihre Jungen gar zu leicht für immer verlassen. Bei sehr scheuen Tieren wird man gleich von vornherein ein Teleobjektiv verwenden müssen. Das schwierigste Kapitel der Kamerajagd auf Vogelbilder sind aber bildmäßig schöne und doch scharfe Flugaufnahmen oder gar Photos einzelner Flugphasen. Abgesehen von Möwen- und Seeschwalbenbildern, die man von der Mole jedes Seebades oder von über See fahrenden Dampfern verhältnismäßig leicht machen kann, gehört zu Flugbildern sehr viel Zeit und Geduld und auch weitgehende Fachkenntnis der Lebenseigentümlichkeiten des betreffenden Vogels. Ratsam ist es, sich für diese Zwecke ein kleines, zusammenlegbares Beobachtungszelt anzuschaffen und unter seinem Schutz die Flugphasen abzuwarten. Für diese Flugbilder kommen, je nach der Zahl der Flügelschläge des aufzunehmenden Vogels, Belichtungszeiten von $^1/_{500}$ bis $^1/_{1000}$ Sekunde in Frage.
Die Hauptsache ist und bleibt bei allen Tieraufnahmen Geduld, Geduld und nochmals Geduld! Grundfalsch wäre es, sich durch Fehlschläge verdrießen zu lassen.
Sehr schwer, aber auch äußerst reizvoll und dankbar sind endlich Wildaufnahmen in freier Natur. Hat man es auf eine bestimmte Wildart, einen besonders starken Bock, Hirsch oder Keiler, abgesehen, so heißt es zunächst, sich mit den „Wechseln" des betreffenden Tieres vertraut zu machen und dann von der Jagdkanzel aus oder in der selbst mitgebrachten Beobachtungshütte in aller Ruhe abzuwarten, bis das Tier in „Schußweite" ist. Unbedingt abwechslungsreicher aber ist die Kamerajagd auf dem Pirschgang, da man dabei stets vor eine ganze Reihe unverhofft auftretender „Zugaben" gestellt wird, sei es nun ein hämmernder Specht, ein Eichkater, ein Kaninchen oder Fuchs am Bau u. dgl. In vielen Fällen wird bei diesen Pirschgängen die Normaloptik ausreichen, da man bei einiger Übung bequem auf 10—12 m an das Wild herankommt. Anfänger werden natürlich stets der ganz verkehrten Meinung sein, daß ein Bild erst Wert habe, wenn das zu photographierende Tier mindestens die halbe Platte einnimmt, was durch Verwendung eines Teleobjektivs natürlich zu erreichen wäre. Man möge dabei aber nie vergessen, daß es äußerst schwierig ist, auf Anhieb mit einem langbrennweitigen Objektiv „gestochen scharf" zu stellen, daß ferner diese Objektive bedeutend lichtärmer sind, was im Wald sehr ins Gewicht fällt. Der einfachere und sicherere Weg ist zweifellos, mit lichtstarker Normaloptik gut exponierte und haarscharfe Aufnahmen herzustellen und dann daheim unter dem Vergrößerungsapparat den gewünschten Bildausschnitt herauszuarbeiten.
Ungleich schwerer noch ist die wissenschaftlich exakte Herstellung kinematographischer Naturkunden aus dem Tierleben. Einmal nämlich wiegt eine komplette Aufnahmeapparatur mit stabilem Stativ fast einen Zentner, und ein geräuschloses Anschleichen mit den schweren Apparaten ist kaum noch möglich. Sodann ist es wahrlich bedeutend leichter, von einem interessanten Vorgang mit der gewöhnlichen Kamera ein kurzes Augenblicksbild herauszugreifen, da das Tier bereits auf der Platte ist, ehe es, durch das Auslösungsgeräusch aufgeschreckt, schleunigst flieht, als mit dem geräuschvollen Filmaufnahmeapparat den ganzen Vorgang festzuhalten. Ein Beispiel möge das näher erläutern: Bei den Lachssprüngen über die Wehre zur Laichzeit braucht das Stehbild nur eine Phase des eleganten Sprunges festzuhalten, der Filmstreifen dagegen soll — möglichst noch mit dem Zeitlupenapparat 180 Bilder in der Sekunde — zeigen, wie der Lachs sich aus dem Wasser schnellt und oberhalb des Wehres weiterschwimmt, oder gar noch, wie der Sprung beim ersten Ansatz nicht gelingt und das Tier erst in einem zweiten, stärkeren Sprung das Ziel erreicht. Der Verfasser benötigte mit zwei Kameraleuten für die Aufnahmen des Lachssprunges volle acht Tage und mehrere tausend Meter Film. Sah man nämlich den Lachs bereits springen, so war es für die Filmaufnahme schon zu spät, man hätte doch nur im besten Falle den letzten Teil des Sprunges erfassen können. Es blieb also nichts anderes übrig, als nach einem beobachteten Sprung eine bestimmte Zeit zu warten und dann aufs Geratewohl loszudrehen. Meistens sprangen die Tiere natürlich, wenn der Film in der Kassette schon wieder verdreht war und neu eingelegt werden mußte. —
Der interessanteste Zweig der Tierfilmaufnahmen ist, genau wie bei der gewöhnlichen Photographie, die Kamerajagd auf packende Wild- und Vogelaufnahmen. Das einzige Geheimnis ist auch hier wieder nur ganz ungewöhnliche Geduld und Ruhe, Liebe zur Sache und genaueste Kenntnis der Lebenseigentümlichkeiten des aufzunehmenden Tieres. „Nasentiere", wie z. B. unsere Wildarten, wollen ganz anders überlistet werden — der sorgfältig maskierte Aufnahmestand muß hier stets den „Wind" von vorn haben (Abb.: Vexierbild) — als „Augentiere" wie Adler, Geier usw., bei denen es vor allem darauf ankommt, daß die Tiere auf keinerlei Bewegung des Kameramanns beim Drehen der Kurbel aufmerksam werden. Gute Dienste leistet in diesem Falle eine sogenannten „biegsame Welle", die dem Operateur gestattet, in zwei bis drei Meter Entfernung vom Apparat die Aufnahme zu kurbeln. — Da sich die intimsten Lebensäußerungen der Tiere, wie Liebesspiele, Geburtsakte, Brutpflege, Kämpfe usw., oft über das ganze Jahr ausdehnen und der Kameramann, speziell in Deutschland, allzusehr vom Wetter abhängig ist, wäre die Verfilmung einer gesamten „Biologie" eines einzelnen Tieres in der freien Natur eine zu zeitraubende und vor allem auch zu kostspielige Angelegenheit. Man ist daher besonders bei kleineren Objekten dazu übergegangen, im biologischen Atelier eine der Heimat des betreffenden Tieres genau entsprechende „Aufnahmesituation" zu errichten (Abb.: Hornissen-Nest) und darin die Tiere zu belauschen.
Abgesehen von dem persönlichen Reiz, den die Natur-Photographie und -Kinematographie dem Kamerajäger bietet, hat diese Jagd mit der friedlichen Kamera hohen wissenschaftlichen und auch ethischen und erzieherischen Wert. Durch sie wird Interesse an der Natur, Liebe zu ihren Geschöpfen erweckt, und diese Erziehung zur Natur ist der Hauptwert der Naturphotographie, denn sie ist gleichbedeutend mit Erziehung zu vollem Menschentum.

Fischende Möwen.

Aufnahme eines Hornissen-Nestes im Bienenkasten.
Wegen der Gefährlichkeit der Stiche wird mit Gesichtsmasken und Gummihandschuhen operiert. (Phot. Dr. Schulz-Ufa.)

Junger Adler in seinem Felsenhorst. (Phot. W. Uhlig, Zürich.)

Der Herr der Berge

SKIZZE VON PAUL VETTERLI

In aller Eile rüsteten wir eine Expedition aus, um die seltene Gelegenheit zu benutzen, einen jungen, aber bald flüggen Steinadler in seinem Horste zu betrachten und zu photographieren.
Die Erwartungen aufs höchste gespannt, machte sich die „Adler-Expedition" auf den Weg, dabei gewiß nicht weniger jagdpassioniert, als wenn es gegolten hätte, den stolzen Luftkönig mit der Kugel zu erbeuten.
Überhaupt, ist denn der Adler nicht schon selten genug geworden — da und dort nimmt er bereits den tragischen Ruhm eines Naturdenkmals in Anspruch! — als daß man ihm gleich mit der Waffe in der Hand entgegentreten muß! Glücklicherweise entstanden dem Bedrohten in den letzten Jahren Anwälte und Schützer, denen es gelang, seiner brutalen Dezimierung Schranken zu setzen und weiterhin auch noch Einfluß auf die jagdliche Gesetzgebung zu gewinnen, so daß die Adler nunmehr vor Ausrottung gesichert sein dürfen. Es läßt sich bereits die erfreuliche Tatsache feststellen, daß der Steinadler verschiedenenorts, besonders in jenen Gebirgsgegenden der Schweiz, die große und gut beaufsichtigte Schongebiete besitzen, im Zunehmen begriffen ist.
In Kreisen weidgerechter Jäger ist man auf einer jagdmoralischen Warte angelangt, von der aus der Adlerschütze nicht mehr mit dem traditionellen Nimbus des tüchtigen Hubertusjüngers angetan, sondern in gewissen Fällen geradezu mit jägerischer Ächtung bestraft wird. Der Protest, der aus der Mitte ernsthafter Weidmänner gegen den unbegründeten Abschuß der Adler erhoben worden ist, darf ganz besonders gewertet werden, zeigt er doch deutlich, daß Jagd und Naturschutz einander nicht ausschließen.
Nun sind wir am Horst! Aber so ganz einfach gestaltet sich das Photographieren der jungen Hoheit nicht. Der Kameramensch muß es in Kauf nehmen, daß wir ihn ordentlich „am Seil herunterlassen". Unter einer Steilwand, zum Schutze vor Sonne und Unwetter in einer Felsennische angelegt, befindet sich der Adlerhorst. Aus der Anlage dieser königlichen Behausung geht hervor, daß der Steinadler einen schattigen Ort bevorzugt. Begreiflich: da wo die Sonne nicht hinscheint, geht auch die Atzung nicht so schnell in Verwesung über. Zudem liebt der Jungadler mehr die Kühle als die Hitze, besonders wenn man dabei noch berücksichtigt, daß die Wärme unmittelbar an einer Felswand doppelt fühlbar wird. Nachdem das Seil, an dem der Photojäger fachmännisch angebunden worden ist, sicher verankert war, wurde mit dem langsamen Abseilen begonnen. Als einzige „Waffe" besaß der freche Eindringling seine Kamera. Wie nun, wenn die beiden alten Adler den unerwünschten Besuch in der Nähe des Horstes eräugen? Werden sie dann nicht mit gewaltigen Schwingenschlägen aus der Höhe herabpfeilen und den Wehrlosen mit Schnabel und Fang attackieren? Wird der verwundete und entfesselte Mutterinstinkt dem Raubvogel nicht zu kühnstem Angriff und zu verwegenster Abwehr Mut und Kräfte verleihen? Wird sich hier nicht ein gefährlicher Kampf abspielen, in dessen Verlauf der unbewaffnete Mensch seine Tollkühnheit leicht mit allerlei schweren Verletzungen bezahlt? Keine Angst, das alles wird nicht eintreffen. Darum kann auch von Tollkühnheit gar nicht gesprochen werden, sofern man dieses Baumeln über dem riesigen geöffneten Rachen des Abgrundes nicht einer kleinen Anerkennung für würdig halten will. Aber von den alten Adlern ist nichts zu befürchten! Wir dürfen vielmehr überzeugt sein, daß unsere sichtbare Anwesenheit von den alten Adlern mit scheuem Fernbleiben beantwortet wird. So besteht das souveräne Herrentum dieser Krummschnäbel auch nur da, wo es von dem des Menschen nicht unterjocht und aufgehoben werden kann. Dieser Zustand setzt notwendig die menschenferne, sozusagen unberührte Wildnis voraus. Bei uns ist diese Voraussetzung — leider! — nicht mehr gegeben. Darum hat das Schicksal den edlen Recken des Luftreiches dazu verdammt, in steter Abhängigkeit von der Duldung, ja, Gnade, die ihm von seiten des Menschen zuteil wird, sein Dasein zu fristen.
Doch wieder zum Horst! Richtig, der Jungadler ist schon kräftig herangewachsen und im Gefieder den Alten ziemlich ähnlich. Aber noch reicht die Gewalt seiner Schwingen nicht aus, um ihn vor der Nähe des Menschen zu retten. Die Stunde, die für ihn zum entscheidenden Erlebnis wird, da er sich der Kraft seiner Flügel und mit ihrer Hilfe seinem eigentlichen Element, dem freien Luftraum, anvertrauen darf, hat heute noch nicht geschlagen. So kann er nicht weichen noch fliehen und muß die erschreckende Nähe des Unbekannten ertragen. Ja, ist es Schrecken, ist's Angst, die jetzt durch die dunkel schillernde Rundung des Raubvogelauges geistert? Dämmern aus verborgenen Seelenwinkeln Ahnungen von kommenden Gefahren und Bedrohungen empor? Möglicherweise erfüllt nur Erstaunen über die plötzliche rätselhafte Begegnung den irrenden Blick des jäh überraschten Wildlings, und so umfaßt sein Auge den Menschen nicht anders als eine neue Erscheinung, die gewaltsam in die Reihenfolge seines Erlebens tritt. Später erst, durch das Beispiel der Alten geweckt und gesteigert, rücken Gefühle der Furcht mit der Wahrnehmung eines Menschen zusammen. Vielleicht sind es nur wenige Tage noch, innerhalb derer sich diese merkwürdige Wandlung vollzieht. Dann, wenn die Schwungfedern den Körper in den Äther heben, werden sie auch jene Angst hinauftragen müssen, die den Adler aus dem Bereich des Menschen treibt und den adligen Vogel zum scheuen Herumstreicher macht. Aber neben allem Erstaunen trotzt auch etwas Achtungheischendes aus dem kühn geschnittenen Antlitz des Adlers hervor. Die Spiegelung seiner Augen, in denen Höhen und Tiefen, die Weiten und Breiten des Raumes eingefangen und der Überwachung durch die kleine Vogelseele anvertraut sind, verrät schon jetzt eine geheimnisvolle Verschwisterung mit dem Element, das er einmal beherrscht. Noch muß er sich mit der Atzung begnügen, die ihm von den Alten zugetragen wird, aber der hiebsichere Schnabel und die dolchspitzigen Fänge weisen bereits auf jenen Augenblick hin, da er mit gewaltigem Sturzflug nach dem abstreichenden Birkhahn stößt, auf der Alpweide das Murmeltier und den Schneehasen schlägt und vom abschüssigen Rasenband das Gamskitz in ungestümem Anprall der Schwingen in die Tiefe wirft. Dann wird man ihn kaum mehr am Horste sehen. Ohne ständigen Wohnsitz, am liebsten auf weitüberschauenden Felszinnen oder auf einsamer Arve blockend und sein Jagdreich beäugend, wählt er bald da und bald dort, je nach Vorkommen des Wildes, das er als Beute erhascht, den Ort seines Herrschens sich aus. Wo sein gewaltiges Schattenbild über den Erdboden gespenstert, verbreitet er Schrecken und Todesangst. Denn alles Gewild, das ihm an Kraft nicht gewachsen, bezahlt seinen Tribut an den mächtigen Bergkönig. Dem kundigen Auge wird auch das Vorhandensein von Geschmeiß und Gewölle den Fallbaum und Rastblock des Raubvogels verraten. Nicht selten aber werden Jäger und Bergsteiger seines Anblicks gewürdigt, wenn er in majestätischem Kreisflug die Bläue durchfurcht und wie zu segnender Gebärde die Schwingen in den Äther hinausspannt. Ein unvergleichliches Schauspiel aber bietet sich dem, der den Adler bei Minnespiel und Weidwerk beobachten kann. So wurde es mir einmal vergönnt, gleichzeitig vier Steinadlern bei ihrem Spiel mit der geschlagenen Beute, vermutlich ein Murmeltier, zuzuschauen. Der eine schraubte sich, mit dem Opfer in den Fängen, zur Höhe hinauf, kreiste hin und her, während die drei anderen etwas tiefer unten die Luft in Spiralen durchsegelten, ließ plötzlich seine Beute fallen, worauf alle vier Adler mit angelegten Schwingen, wie von wilder Bö herabgerissen, dem in die Tiefe stürzenden Körper nachstießen, um ihn in der Luft noch, manchmal dicht über Felsgräten und Zacken, zu greifen und das Spiel von neuem, mit noch verwegeneren Volten zu beginnen.
Nun hören wir das Knacken des Photoapparats. Es werden natürlich mehrere Aufnahmen gemacht. Jetzt kommt erst noch der Kurbelkasten. Der Jungadler soll auch als Filmstar eine Rolle spielen. Wie königlich muß sein überlebensgroßes Bild auf der Leinwand wirken! Ja, man soll es spüren, jeder, der diese Bilder sieht, soll etwas von der Größe jenes Augenblicks miterleben, da wir dem Adler von Angesicht zu Angesicht, inmitten der Bergwelt gegenüberstanden und mit seiner einzigartigen Erscheinung ein Stück verlorener Wildnis in das Filmband einfingen.

AQUARELLE VON O. E. VOIGT

IM ELCHGEBIET AUF DER KURISCHEN NEHRUNG

Tiere unter sich

VON
DR. PHIL. ALEXANDER SOKOLOWSKY

Es ist eine der interessantesten Aufgaben der tierbiologischen Forschung, den Beziehungen der Tiere zueinander nachzuspüren. So außerordentlich mannigfaltig die körperlichen Merkmale der Tiere ausgebildet sind, so verschiedenartig sind auch ihre seelischen Eigenschaften. Da die letzteren von ihrer Lebensweise abhängen, läßt sich auch die Vorliebe für das Einzelleben oder der Hang zur Geselligkeit aus dieser erklären. Man ist nicht selten geneigt, das Zusammenleben der Tiere auf deren Intelligenz zurückzuführen, vergißt aber dabei, daß es äußere Einflüsse sind, die die Geschöpfe zu einer Zusammenrottung zwingen, um auf solche Weise den Gefahren des Lebens zu entgehen. Zahlreiche Raubtiere führen ein einsames Leben. Sie dulden keine Eindringlinge in ihr Jagdgebiet, da ihnen sonst der Nahrungserwerb erschwert würde. Als Waldtiere sind sie, wie z. B. der Leopard, gezwungen, die Beutetiere zu beschleichen. Ein Jagen zu zweien würde das Anschleichen der katzenartigen Raubtiere im Walde erschweren. Daß aber auch die großen Katzen sich zusammenschließen, beweist der Löwe, der als Steppenbewohner in Rudeln jagt. Hier ist es das freie Gelände, das einer Zusammenrottung der Raubtiere Vorschub leistet. Hundeartige Raubtiere, wie die Wölfe, jagen in Rudeln; sie umstellen das Wild und durchziehen in Meuten die schneeigen Weiten Rußlands. In den Steppen Ost- und Südafrikas sammelt sich der Hyänenhund und hetzt heißhungrig in Meuten, laut kläffend, hinter Antilopen her, bis sie zusammenbrechen und ein Opfer ihrer Verfolger werden.

Durch das Jagen der Raubtiere in Rudeln werden die friedlichen Pflanzenfresser gezwungen, sich zusammenzuscharen, um auf dem Wege gemeinsamer Abhilfe den Gefahren zu entgehen. In den ausgedehnten Steppen Afrikas schließen sich zahlreiche Exemplare von Pflanzenfressern verschiedener Art zusammen, um durch ihre verschiedenartige Sinnesausbildung für ihre Sicherheit voneinander zu profitieren. Die langhalsigen Giraffen und Strauße, die gut äugen, überblicken ein beträchtliches Gelände und sichern dadurch die weidenden Herdgenossen vor Gefahr, während aber Geschöpfe wie Antilopen und Zebras, die gut winden können, den heranschleichenden Feind durch den Geruch wahrnehmen. Ist dennoch Gefahr im Verzug, so jagen die Tierrudel von dannen, wobei sich aber Art zu Art hält. Ist die Gefahr beseitigt, sammeln sich die Entflohenen wieder. Der Zusammenhang der verschiedenartigen Geschöpfe zu oft großen Tieranhäufungen ist mithin nur lose. In den einzelnen Herden herrscht aber zwischen den Artgenossen ein gewisses soziales Verhältnis: Die jüngeren und schwächeren Exemplare ordnen sich den älteren und erfahrenen unter, von denen einzelne die Führung übernehmen. Gewöhnlich ist es ein altes erfahrenes Männchen oder nicht selten auch ein Weibchen, das die Herde anführt. Bei den Herden des indischen Elefanten bilden die Mütter mit ihren Jungen den Vortrab, während die Männchen hinterherziehen. Je höher die Tiere organisiert sind, um so ausgeprägter läßt sich auch die Ausbildung der seelischen Eigenschaften nachweisen. So zeigt das Familienleben der Affen einen hohen Grad der Entwicklung. Die Menschenaffen leben in Familienverband. Der Gorilla durchzieht, zu Trupps von mehreren Weibchen und ihrem Nachwuchs vereinigt, die Wälder seiner Heimat behufs Nahrungssuche. Das große Männchen folgt am Ende des Zuges. Es ist der Beschützer seiner Familie. Stellt sich Gefahr ein, sucht die gesamte Familie mit Einschluß des Männchens sich zu entfernen. Wird sie aber überrumpelt und in die Enge getrieben, stellt sich der erwachsene Gorilla dem Angreifer und ist dann ein furchtbarer Gegner. Weibchen und Junge nächtigen in Nestern, die von den ersteren zwischen den Gabeln der Bäume errichtet wurden. Das große Männchen schläft am Fuße des Nestbaumes. Es wurde beobachtet, daß das an einen Baum gelehnte sitzende Männchen von weiblichen Tieren der Herde mit Früchten versehen wurde. Bei den in großen Herden zusammenlebenden Affen, wie den Pavianen, wird die Herde von starken Männchen geführt, die als Verteidiger ihrer Artgenossen bei Gefahr für sie eintreten, innerhalb der Herde aber ihre Paschawürde ausüben. Namentlich duldet ein solcher Herdenführer in Sachen der Liebe keine Einmischung von jüngeren Nebenbuhlern, die er mit seinem raubtierartigen Gebiß in Schach hält.

Auch bei den Vögeln ist der Geselligkeitstrieb bei zahlreichen Arten sehr entwickelt. Zahlreiche Meeresvögel, Möwen, Lummen, Alke, Kormorane und Tölpel, halten sich in großen Scharen beisammen, um der Brut zu obliegen. Ein ausgeprägt geselliges Leben führen die Pinguine, die in großen Scharen die Küsten der antarktischen Region bevölkern. Andere Vögel leben dagegen nur in der Brutzeit paarweise, während sie sonst ein geselliges Leben führen. Als solche seien u. a. Finken und Meisen genannt.

Viele niedere Tiere erscheinen, namentlich zu bestimmten Zeiten im Jahr, in großen Schwärmen. Bei ihnen ist aber kein seelischer Zusammenhang nachweisbar. Es sind nur die äußeren Bedingungen, die ein Zusammenleben in Massen gestatten, ohne daß dadurch die Nahrungsquellen für die einzelnen Geschöpfe geschmälert werden. Eine Geselligkeit wird nur vorgetäuscht. Einzeln lebende Bienen und Wespen finden sich in großer Anzahl vereinigt, um an bestimmten Aufenthaltsorten ihre Nester anzulegen. In Staaten lebende Ameisen und Bienen zeigen dagegen einen gewissen Hochstand in der Geselligkeit.

Groß ist die Zahl der Einzelwesen, die oft durch Strömungen und Stürme, die auf dem Meere herrschen, ohne seelischen Zusammenhang an den Küsten in stillen Buchten zusammengetrieben werden. Es sei nur an die Massenansammlung von Ohrenquallen und Segelquallen erinnert.

Vielfach ist es nur die Gunst der Lebensverhältnisse, die zahlreiche Geschöpfe an bestimmten Stellen vereinigt.

Unter den baumbewohnenden Tieren gibt es Einsiedler und Geselligkeit liebende Geschöpfe. Nächtliche Lebensweise fördert die Einsiedelei, wie es viele Halbaffen, z. B. Galagos und Loris, erkennen lassen, während zahlreiche kleine Baumaffen, unter diesen namentlich die Meerkatzen, ein ausgeprägt geselliges Leben führen. Erdbewohnende Tiere lieben vielfach sehr die Geselligkeit. Namentlich sind es die kleinen Nager, wie Ziesel, Murmeltiere und andere, deren zahlreiche Erdhöhlen in nächster Nähe beieinander liegen und mit vielen Insassen bevölkert sind. Unter den Erdbewohnern gibt es aber auch Einsiedler, wie den Dachs, die mürrisch und griesgrämig außer der Brunstzeit als Eigenbrötler leben.

Die Möglichkeit, ein geselliges Leben zu führen, ist häufig eine Nahrungsfrage. Ist Nahrung in Hülle und Fülle vorhanden, wie auf den grasreichen Ebenen von Steppenländern, können zahlreiche Tiere in großen Scharen vereinigt leben; zeigt sich aber spärliche Nährgelegenheit, muß notgedrungen ihre Zahl beschränkt sein. Oft finden nur zeitweise Massenansammlungen von Tieren statt. In diesen Fällen ist es die Allgewalt des Geschlechtstriebes, der die Tierscharen zusammenführt. Bekannt sind die Wanderungen der Ohrrobben, die diese alljährlich unternehmen, um sich auf bestimmten Inseln einzufinden. Hier bringen sie ihre Jungen zur Welt. So wandert der Seebär, wenn sich im Frühjahr die Eisverhältnisse günstig gestaltet haben, den ihm vertrauten Inseln zu. Zuerst langen die alten Männchen an, die ihre alten Lagerplätze besichtigen. Später, im Mai, folgen die jüngeren Männchen und erst im Juni die Weibchen. Um diese Zeit hört man die Brunstrufe der Männchen, welche die nahenden Weibchen begrüßen und untereinander grimmige Kämpfe um deren Besitz zu bestehen haben. Einige Tage nach ihrer Ankunft bekommen die Weibchen ihr Junges. Auch die Walrosse im arktischen Gebiet und die See-Elefanten in den Meeresteilen des Südpolargebietes wandern. Sie suchen ebenfalls für sie geeignete Brunst- und Geburtsplätze auf. Die Männchen bringen einander mit den großen Hauern oder mit starken Zähnen mitunter tiefe Wunden bei.

Nach gelungenem Fang: Selten hell gezeichneter Bussard beim Kröpfen eines Eichhörnchens. (Phot. Erich Benninghoven.)

Die Walrosse nehmen oft ihre Jungen, die noch nicht so dauernd schwimmen können, wenn es von den Wurfplätzen wieder ins Meer geht, auf den Rücken, damit diese nicht so leicht ermüden.

Je nach den Nahrungs- und Existenzverhältnissen führen viele Tierarten ein Wanderleben. Die Renntiere ziehen in verschiedenen Teilen ihres Verbreitungsgebiets alljährlich hin und her. Zwei Gründe sind es, die sie hierzu veranlassen: die Flucht vor der grimmigen Kälte und dem dadurch bedingten Nahrungsmangel und die Mücken- und Dasselplage. Hinter den wandernden Renntieren folgen ganze Meuten von Wölfen, Vielfraßen, Füchsen und Bären, um sich ihre Opfer aus dem Zuge der ermüdeten und nicht selten siechen Tiere zu holen. Auch der Moschusochse wandert in seiner polaren Heimat, Nahrung und Schutz gegen die Schneestürme suchend, in einzelnen Herden umher. Ihm folgen die Polarwölfe. Wird ein Trupp von Moschusochsen von Raubtieren oder Menschen angegriffen, ordnen sich diese Wiederkäuer sofort in Kampfordnung. Die alten Tiere treten vor, die Kälber kommen dahinterzustehen, und die Bullen erwarten an vorderster Stelle den Feind oder gehen auch kampfesmutig zum Angriff vor.

Wohin wir auch schauen im Tierreich, überall begegnen wir bei den Tieren das Bestreben, auf die mannigfaltigste Weise die Existenz der Art und das Leben der Individuen zu sichern. Eine große Rolle fällt dabei der geschlechtlichen Zuchtwahl zu. Um dem Weibchen zu gefallen, legen zahlreiche männliche Tiere zur Zeit der Fortpflanzung ein Hochzeitskleid an. Sie erscheinen in prachtvollen Farben, paradieren in prunkvollem Federkleid oder führen eigenartige Bewegungen und Tänze aus, um die Sprödigkeit des Weibchens zu überwinden und dessen Gunst zu erringen. In größter Mannigfaltigkeit zeigt sich das Liebesspiel der beiden Geschlechter. Es sei nur unter den Vögeln an das Paradieren des männlichen Pfaues, an das Radschlagen des Truthahns, an das Singen der Nachtigall usw. erinnert. Damit die Geschlechter einander leicht erkennen und sicher auffinden können, hat die Natur ihnen zahlreiche Einrichtungen mit auf den Lebensweg gegeben. In vielen Fällen sind es besondere Merkmale, wie die Geweihe der Hirsche, die Mähne des männlichen Löwen, das Prachtgefieder der männlichen Fasane, das Farbenkleid und die Kammbildung auf dem Schwanze der Wassermolche, die den Geschlechtscharakter kennzeichnen. In anderen Fällen erleichtert der Duft besonderer Drüsen, wie bei den Moschustieren und Zibetkatzen, das Auffinden der Geschlechter. Auch Leuchtorgane sind in den Dienst der Fortpflanzung gestellt. In feuchtwarmen Sommernächten durchirren die Männchen der Leuchtkäfer mit schwebendem Flug, leuchtend in phosphorischem Licht, das Gebüsch auf der Suche nach den im feuchten Gras ihrer harrenden Weibchen. Auch nimmt man gewiß nicht mit Unrecht an, daß die Leuchtorgane der Tiefseefische neben anderen Zwecken auch mit zum Auffinden der Geschlechter dienen. — Was würde aber die Fürsorge für das Auffinden der Geschlechter und die Vermehrung nützen, wenn nicht vor allem Sorge von der Natur getroffen wäre, die Nachkommenschaft der Tiere vor dem Untergang zu sichern und ihr eine möglichst ungehemmte Entwicklung zu ermöglichen. In der Zahl der Keimlinge und der zur Entwicklung gelangenden Jungen finden sich innerhalb der verschiedenen Tiergruppen außerordentliche Unterschiede. Oft ist die Zahl der abgelegten Eier, wie z. B. bei den Fischen, und der Larven, wie bei den niederen Krebsen, geradezu ungeheuer groß. Zahllose Geschlechtsprodukte fallen schon der Vernichtung durch die Gefahren der Umwelt anheim, bevor sie zur Befruchtung und Entwicklung gelangen, viele Larven und Jungtiere werden ein Opfer gefräßiger Feinde. Daher kommt es, daß nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz erhalten bleibt und die Existenz der Art sichert. Würde diese Auslese der Natur nicht bestehen, so wäre in kürzester Frist die Erde von Tieren übervölkert. Der Haushalt der Natur verlangt gebieterisch eine Beschränkung in der Vermehrung. Es ist das Gesetz des Ausgleichs, das hier waltet. Ein ewiges Werden und Vergehen! Bei den höheren Tieren ist die Zahl der Nachkommen nur beschränkt. Die Eltern sind, oft unter Einsatz ihres eigenen Lebens, auf das sorgfältigste darauf bedacht, das Dasein ihrer Jungen zu erhalten und diese so weit durch Fütterung und Pflege zu bringen, daß sie ein selbständiges Leben führen können. Die jungen Tiere, in auffälligster Weise die jungen Säugetiere, bringen eine ausgeprägte Spiellust mit auf die Welt. Diese dient

Ein Drama in der Wildnis: Büffel an der Tränke, von einem Krokodil und einem Löwen gleichzeitig angegriffen. Aquarell von Wilhelm Kuhnert.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

Hochwild im Oberharz. Gemälde von Christian Kröner.

Fliegende Hunde als Schlafgäste im Geäst eines Baumes.
Der Fliegende Hund (Abbildung links unten) schläft am Tage im heißen Brand der tropischen Sonne, um bei Sonnenuntergang auf Nahrungssuche auszu„flattern".

Tiere in Gemeinschaftsleben: Flußpferde mit Madenhackern auf einer Felsinsel im Tana (Ostafrika).

dazu, den Körper durch die Bewegung im Spiel geschmeidig und stark für das spätere Leben zu machen. Die Eltern helfen ihnen dabei. Die Löwin bewegt z. B. ihren Schwanz, damit die jungen Löwen danach haschen, und in zahllosen Fällen unterweisen die Eltern ihre Sprößlinge in der Art der Nahrungsbeschaffung, der Ausführung des Fanges sowie des Springens und Laufens. Oft werden die Jungen von der Mutter zu Handlungen, die das spätere Leben erfordert, gezwungen. Die Storchenmutter stößt die Jungen vom Nestrand herab, damit sie genötigt sind, zu fliegen. Die einfachsten und notwendigsten Fähigkeiten junger Vögel und Säugetiere sind noch nicht entwickelt, wenn die Tiere zur Welt kommen, sondern müssen ihnen erst durch Übung beigebracht werden. Zwar haben die Tiere Instinkte, aber diese bringen sie nicht weit. Nur wenige können gleich gehen, schwimmen und fliegen. Sie müssen diese Bewegungsformen durch Übung lernen und werden dabei von ihren Eltern unterstützt oder dazu angetrieben. Diese übernehmen nicht nur die Erziehung, sondern auch den Schutz und die Verteidigung ihrer Jungen. Von ihnen wurde schon vor der Ablage der Eier durch Anlage von Nestern verschiedenster Art oder vor der Geburt durch Graben von Höhlen sowie durch Anlage von Lagerstätten dafür gesorgt, daß die junge Nachkommenschaft schützende Unterkunft findet. Mit größter Liebe versorgen zahlreiche Tiere ihre Kinder mit der nötigen Nahrung. Die Vogelmutter wird nicht müde, hin und her zu fliegen, um ihre gefräßigen Nestjungen zu ernähren. Bei vielen Tierarten ernten die Eltern nur wenig Dank für ihre aufopfernde Fürsorge von seiten ihrer Nachkommen. Wenn die Tiere erwachsen sind und sich namentlich die Geschlechtsreife bemerkbar macht, verlassen sie ihre Eltern, verlieren ihre Anhänglichkeit zu ihnen und führen ein völlig selbständiges Leben. Auch ihre Lebensäußerungen ändern sich: die Spiellust verschwindet, die Ausgelassenheit der jungen Tiere macht einer ernsten Veranlagung Platz, und der Artcharakter bildet sich aus. Bei den Raubtieren kommt die Räubernatur zum Vorschein. List und Verschlagenheit prägen sich aus, und solche Eigenschaften gelangen zur Entfaltung, die sich im Daseinskampf als Schutz- und Abwehrmittel bewähren. Um den Gefahren der Umwelt zu begegnen, schließen sich demnach, wie ich in meinen Ausführungen auseinandersetzte, zahllose Tiere in Geselligkeitsverband zusammen, gehen gemeinsam auf die Wanderschaft oder ziehen, wie die Zugvögel, weit über Land und Meer, um günstigere Lebensräume aufzusuchen.
Das Leben der „Tiere unter sich" spielt sich daher in der mannigfaltigsten Form ab, beeinflußt durch die Eigenart des Lebensraums und den Artcharakter der Geschöpfe.

Wenn Tiere betteln

VON BRUNO ZWIENER

Der Zoo ist doch eigentlich ein großes Institut voll Bettler und Bettlerinnen. Und wenn man hört, daß jeder Zoo durchschnittlich seine tausend bis zweitausend und mehr Tiere hat, von denen man ruhig die Hälfte in die obengenannte Spezies einreihen kann, und wenn man bedenkt, daß ein Quintanerlein spaßeshalber am Eingang eines großen Tiergartens während einer kurzen halben Stunde bei den Besuchern 53 Tüten verschiedenen Formats und verschiedenen Inhalts (vornehmlich soll es Zucker gewesen sein) gezählt hat, dann versteht man es, wenn die Kleinen daheim nach solch einem Zoobesuch immer nur von den Betteldrolerien erzählen. Denn übelgenommen wird dies den Tieren nicht, nein, man wartet sogar geduldig bis zum nächsten Debüt, und spaßig sehen diese kleinen Betteleien eigentlich immer aus. Ja, die Intelligenz der Tiere, ihr Charakter zeigt sich hier oft ganz unverhüllt. Wer hat je Se. Majestät den Löwen hier betteln sehen, überhaupt die Raubtiere, die Raubvögel? Ihr Blick über die Köpfe der Besucher weit, weit fort kennt keine Weichheit für die Nähe. Bitten soll das Volk, das Gros der anderen, die sich dann auch um den hingeworfenen Brocken zanken können. Nein, vor den Raubtierkäfigen fand die Kamera keine Arbeit, um so mehr aber bei den übrigen. Kamele z. B., die sich wegen der Kälte und des Regens in ihren Bau zurückgezogen hatten, kamen eiligst auf das Knistern des Papiers beim Auspacken der Photoplatten hellhörig herbeigeeilt und baten — Mutter wie Tochter — gleich innig und beständig — mit Kopfnicken und Zungenlecken um eine kleine Stärkung; Seehunde bellen mit hellen heiseren Lauten den Wärter an und betteln mit der ganzen Unruhe ihres glatten Körpers; das Zebra zeigt Kunststücke, lockt so eine Menge Zuschauer herbei, um dann erst, am Gitter Belohnung heischend, die Gaben in Empfang zu nehmen. Oh, sie verstehen alle recht gut ihr Handwerk und betreiben es auf gar mannigfache Art, und niemals ist Größe oder Plumpheit hinderlich, selbst für das Nilpferd nicht, das sich durch öfteres und ergiebiges Maulsperren seine Rübe außerhalb des Programms bettelnd ergattert. Ja, der Schimpanse hier kann sogar durch zärtliche Umarmungen seinem Wächter eine Banane oder ein Johannisbrot entlocken, während der junge Elefant, schon etwas dreister, ihm den Zucker aus der Rocktasche mit seinem, wie es scheint, eigens hierfür geformten Rüssel bettelnd stibitzt. Aber wer will ihm darob böse sein? Wer dieser großen Bettelkorona überhaupt? Der Wert der Gegenleistungen — als da sind Mundharmonikablasen, Geldstücke im Flug auffangen, Jonglieren und Turnen — ist nicht gering. Und der Gegenwert wieder hierfür? — Frohe Kinderaugen und verständiges Schmunzeln der Erwachsenen.

Bettler im Zoo

Jumbos Kratzfüße sind recht plump, und das Schaukeln seines Kopfes sieht auch nicht gerade graziös aus — aber Erfolg hat er mit seinem Betteln doch.

Wenn die Bären bettelnd jaulen und als geborene Komiker ihre Männchen machen, kann wohl niemand widerstehen.

Eine Mohrrübe ist eigentlich etwas klein für diesen Schlund.

Halb beherzt, halb zaghaft füttert die Kleine ihre bettelnden Lieblinge.

Aufnahmen von Bruno Zwiener.

Heilige Tiere

VON PROF. DR. HANS HAAS

Ob auch das Tier Verstand und Vernunft hat? Die Frage zu bejahen, werden viele wenig Bedenken tragen. Setzt aber Ed. v. Hartmann dem 1. Kapitel seiner Religionsphilosophie die Überschrift: „Haben die Tiere Religion?", so mag der und jener den Kopf schütteln über den Philosophen. Als Subjekt dessen, was unter Religion verstanden wird, kommt das Tier doch schwerlich in Betracht, und es war ein etwas reichlich unfrommer, jedenfalls wenig feiner Philosophenscherz, daß Hegel, um Schleiermachers Religionsdefinition ad absurdum zu führen, sich ausließ: wenn es das Gefühl schlechtsinniger Abhängigkeit sei, das Religion ausmache, so müßte der Hund das frömmste aller Geschöpfe sein und die meiste Religion haben. Um so ansehnlicher dagegen ist unverkenn- und unbestreitbar die Rolle, die in der Frömmigkeitsgeschichte der Menschheit das Tier als Objekt der Religion gespielt hat — gespielt hat und noch heute spielt. Wer dächte nicht alsofort hier an die alten Ägypter? So heilig galt der Apisstier von Memphis, daß bei seinem Verenden jedesmal siebzigtägige allgemeine Landestrauer war. Einen römischen Soldaten, der einmal eine Katze tötete, zerriß das darob wild erregte Volk buchstäblich in Fetzen. Seine göttliche Verehrung von Tieren aller Art gibt uns die Erklärung für die Tatsache, daß es für die Kinder Israel ein Ding der Unmöglichkeit war, ihrem Jahve in Ägypten zu opfern. Sie mußten in die Wildnis außerhalb des Landes gehen, ehe sie Tiere schlachten konnten, die in Ägypten heilig waren. Eine neuerliche Monographie (Theodor Hopfner, „Der Tierkult der alten Ägypter") erörtert den Kult von nicht weniger als 36 verschiedenen Tiergattungen. Herodot aber will gar, das Volk habe einfach alle Tiere vergöttert. Verehrte man die einen wegen ihrer ausgezeichneten Ausstattung oder wegen ihrer Nützlichkeit, so erwies man anderen Kult aus Furcht vor ihrer Gefährlichkeit. Nicht nur die alten christlichen Kirchenschriftsteller ließen sich aus: die Tempel der Ägypter seien Prunkbauten; suche man aber nach der Gottheit, die dieses Prunkes würdig sei, so finde man eine Katze, ein Krokodil, eine Schlange oder sonst eine Bestie, die sich auf einem Purpurlager wälze. Auch ein Juvenal, der römische Rhetor, höhnt: „Wer weiß nicht, was für Geschöpfe / Albern Ägypten verehrt? Krokodilanbeter ist der Teil, / Der hegt heilige Furcht vor dem Schlangen schmausenden Ibis. / Golden glänzet das Bild des geschwänzeten heiligen Affen / Dort, wo es zauberisch tönt vom gespaltenen Marmor wie Saiten / Und mit den hundert Toren das alte Thebae zerstört liegt. / Katzen erweiset man dort in ganzen Städten Verehrung, / Fischen des Flusses hier, dort Hunden . . ." — Griechen oder Griechischgebildeten, die sich so entrüsten konnten, war nicht mehr bewußt, daß, wenn ihnen zu ihrer Zeit der Stier oder der Adler, die Eule, die Taube bloß noch konventionelle Attribute für Zeus, Athene, Aphrodite waren, ebendies doch als eine Entwicklung zu verstehen war aus primitiveren Lokalkulten, die ihr genauestes Analogon in dem Tierdienst der von ihnen verspotteten Nilreichbewohner hatten. Von dem holländischen Gelehrten M. W. de Visser liegt eine Abhandlung vor: „Die nicht menschengestaltigen Götter der Griechen" (Leyden, 1903). Läßt sich am Ende nicht erweisen, daß, ehe der Mensch dazu kam, nach seinem eigenen Bilde, also anthropomorphisch, die Götter sich vorzustellen, der Theriomorphismus überall in Geltung gestanden hat, so gibt es doch vielleicht überhaupt kein Volk, dem nicht irgendwann einmal Tiere als Mächte galten, mit denen auf gutem Fuße zu stehen, er in seinem Interesse erachtete. Ist die Anbetung des „goldenen Kalbes" oder der Tanz um dieses (2. Mos. 32), wenn auch nur im symbolischen Sinn, noch bei uns selbst ein allerorten zu findendes Schauspiel, so steht es uns wenig an, über den persischen Bauern uns zu mokieren, dem die Seele des Rindes bei Ahura Mazda im Himmel ist und dort Gebete hört und erhört, oder mitleidig herniederzublicken auf das alte Mütterchen, das einem bronzenen Bullen die Körperstelle, an der sie selbst von Rheumatismus geplagt wird, streicht, in dem Glauben, dadurch Heilung zu finden. Daß in einem Kulturvolk, wie es das Volk von Japan ist, die populärste aller Gottheiten noch heute Inarisama ist, die als Fuchs dargestellte Reisgottheit, mag ja vielleicht gleichwohl zu denken geben. Nicht vergessen aber sei doch demgegenüber, daß auch bei uns noch die Taube als heiliger Geist „in unseren Kirchen schwebt" (Greßmann: „Die Sage von der Taufe Jesu und die vorderorientalische Taubengöttin"). Heilige Tiere, einst göttlich verehrte Tiere werden im Laufe der Zeiten zu bloßen Symbolen. Wer aber mag sagen, daß Symbole nichts nütze seien? Und zum Symbol taugt alles, auch das Tier, der fernöstlichen Mystik selbst die Affentrias, die z. B. das Meisterwerk japanischer Holzskulpturkunst in einem der prächtigen Nikkotempel darstellt: der Affe, der nicht hört; der Affe, der nicht spricht; der Affe, der nicht sieht. Da und dort stößt man beim Wandern in Japan auf Wegsteine, in die diese Tiertrias eingemeißelt ist. Symbole lassen verschiedene Deutungen zu. Dies hier mag wohl zunächst an ein Wort in Laotses Taoteking denken lassen: „Wer seinen Mund zuhält und seine (Sinnes)pforten schließt, der hat sein Leben lang nicht Mühsal." Doch auch an einen Ausspruch von Konfuzius: „Was nicht dem Gesetz der Schönheit entspricht, darauf schaue nicht; was nicht dem Gesetz der Schönheit entspricht, darauf höre nicht; was nicht dem Schönheitsideal entspricht, davon rede nicht; was nicht dem Schönheitsideal entspricht, das tue nicht!" (Lunyü XII, 1).

Sie fühlen sich als Herren der Straße — die von den Hindus in Indien für heilig gehaltenen Zeburinder. Jeder Fußgänger muß ihnen ausweichen.

Dickkopp

TIERNOVELLE VON WILHELM HOCHGREVE

Die Sonne lockte ihn aus dem Bau. Vierzehn Tage hatte es fast ohne Unterbrechung geregnet, brrr, nichts für Karnickel. Das einzig Gute an solchem Wetter ist, daß da der Jäger zu Hause bleibt. Dafür freilich stroldit dann das Raubzeug, das nicht gern in die nassen Kartoffeln und Rüben geht, mehr als sonst in den Hecken umher und sucht die Baue ab: Stänker, der Iltis, Mordzahn, das Großwiesel, und Schlänglein, das kleine Wiesel — eine greuliche Gesellschaft.

So ein armes Karnickel ist überhaupt ein vielbegehrtes und darum leicht sterbliches Geschöpf. — Dickkopp, der Rammler von der alten Feldhecke mit dem großen Mutterbau, hat sich in der Sonne lang gemacht. Jetzt macht er sich krumm und hoch und stutzt und leckt den linken Löffel, an dem es ihn juckt. Ein Schrotkorn traf ihn da, als er vor den Hühnerjägern aus

den Rüben davonflitzen wollte und ein Jüngling ihm weithin den Schuß nachwarf. Die Schramme war schon heil, riß aber wieder auf, als er neulich vor dem Schäferhund in die dichten Schwarzdornen flüchtete. — So, nun juckt's nicht mehr. Dickkopp macht sich wieder lang und läßt sich die Sonne auf den Balg scheinen, daß er glänzt. So müßt' es immer sein wie heute, Sonne und Ruhe und natürlich auch gute Äsung, wie Klee, Hafer, Rüben, und im Winter wenig Schnee, wenig Frost und grüner Roggen und als Beikost und zur Verdauung Obstbaumrinde. Fein die Rinde, von jungen Zweigen besonders. Aber eine gefährliche Sache. Vor zwei Jahren hätt' er sich deswegen beinahe erdrosselt in einer der vielen Drahtschlingen, die Feind Mensch zwischen den Latten des Zaunes befestigt hatte, und Weißblume, das unvorsichtige Mädchen — so'n Karnickel! — hing die nächste Nacht in der meuchlerischen Schlinge.

Freilich war der Winter grausam und Baumrinde in den Gärten fast die einzige Äsung, denn auf der Saat lag der Schnee fußhoch. Die armen Karnickel haben ihre Plage. Überall und zu jeder Zeit lauert Gefahr. Man weiß nicht, ob es bei Tag oder bei Nacht für sie schlimmer ist. Denn auch unten im Bau ist nicht immer Sicherheit, selbst am Tage nicht. Die Wiesel gehen viel bei Tage, oder der Jäger läßt das Frettchen ein, und dann gibt es draußen Knall und Dampf, Leid und Tod. Und im Busch hat man auch nicht lange Ruhe. Da treibt sich Mordzahn umher und sein kleiner, aber oft ebenso gefährlicher Vetter, und im Herbst und Winter stockeln die Jäger die Büsche ab und lassen an den Hecken die Hunde suchen. Oben im Wald aber ist es noch schlechter. Am schönsten ist es noch im Frühjahr und Sommer im Felde, wenn die Halme hoch stehen. Das ist noch der beste Schutz. Darum hatte auch Nagezahn, die alte Häsin, seine Mutter, den Notbau, in dem sie ihn mit sieben Geschwistern und als ihr 68. Kind setzte, im hohen Roggen, dem Dickkopp treu geblieben war, bis die Sensen ritschten und die Mähmaschinen klapperten und der schöne Halmwald hin war. — Es rauscht über Dickkopp. Er öffnet die Seher und hebt den Löffel. Gaddegadd ist es, die alte Elster, die eben in den hohen Weißdorn einfällt. „Gaddegaddegadd", begrüßt sie Dickkopp. Alte Trätsche! denkt der und genießt, weiterdösend, die warme, aus blauem Himmel herablachende Oktobersonne. Was die Olle alles weiß, das geht in keine Rübenmiete hinein; in einem fort schwatzt sie. Eben erzählte sie, daß der Förster Jungfüchse auf dem Hofe in einem Zwinger hält; jetzt fällt ihr ein, daß Schackscherack, die junge Elster aus dem Nest in der hohen Gutspappel, sich im Pfahleisen gefangen habe und elend zu Tode gekommen sei, und nun weiß sie zu erzählen, daß neulich zwei Rabenkrähen — die eine habe sie nicht gekannt, aber die andere sei bestimmt die Schwarzekoppen gewesen — ein angeschweißtes Kaninchen abgetan und aufgefressen hätten. Das warme Tier! Nie in ihrem Leben werde sie das markerschütternde Klagen vergessen, mit dem das arme Ding unter den Schnabelhieben der Strauchdiebe sein Leben aushauchte.

Wie die heucheln kann, die alte Gaunerin, denkt Dickkopp. Läßt selber im Frühjahr und Sommer keinen Junghasen in Ruhe, und wenn sie ein junges Kaninchen sieht, dann läuft ihr das Wasser gleich im Schnabel zusammen, und ihre ganze Moral geht in die Binsen. Dickkopp weiß Bescheid, er kennt seine Pappenheimer in- und auswendig, ob sie nun Federn, Haare oder Loden am Leibe haben. Gott sei Dank, die Klatsche verduftet. Er ist ihr sicher zu langweilig geworden, da er ihr gar nicht geantwortet hat. Horch — richtig, sie hat ihre Base getroffen und lügt nun ihr den Balg voll. Sind auch die richtigen, diese Elstern! Die Jäger sind wahrlich nicht umsonst so scharf hinterher; die wissen, was die Schwarzweißen, mit dem langen Stert, für'n Auge für junges Kleinwild haben, von den Gelegen gar nicht zu reden. Darum sind die Elstern auch nicht gerade auf Rosen gebettet, hier knallt's, dort liegt ein verblendetes Tellereisen, verlockend mit Hühnerkaldaunen oder Rinderblut „garniert", und an anderen Stellen liegen Eier aus, die mit Phosphorbrei vergiftet sind. Dickkopp gönnt's ihnen, haben doch zuviel auf dem Gewissen, vom Frühjahr her besonders, aber auch sonst, denn das mit der Schwarzekoppen und der anderen Rabenkrähe war ja nur Neid und Heuchelei und wieder Neid. Er hat vorigen Winter gesehen, wie sich neben den Schwarzen auch die Schwarzweißen nach der Treibjagd um die angeflickten Lampes bemühten, und er will nicht Dickkopp heißen und nicht Vater von über 100 Karnickelkindern sein, wenn die alte Gaddegadd nicht dabeigewesen ist.

Ein Schuß fällt, Dickkopp ist hoch. Er äugt nichts, vernimmt nichts. Kräftig haut er mit dem rechten Hinterlauf einmal, zweimal auf den Lehmboden. Flitz, der junge Faulpelz, liegt zehn Schritt vor ihm in der Sonne, hat nichts von dem Schuß gemerkt und wird erst jetzt hoch. „Döskopp, Feind Mensch", raunt Dickkopp ihm zu, und der Jüngling wird lebendig, macht seinem Namen Ehre und ist in einem Fallrohr verschwunden. — Wieder ein Schuß, näher, viel näher, und noch einer, ein vierter, fünfter; Feind Mensch ist wild geworden. Dickkopp hat Ruhe, er braucht ja nur einen kleinen Kopfsprung zu machen, und er ist 1½ m tief im Schoß der Mutter Erde, denn dicht vor ihm mündet ein Fallrohr, in solcher Lage eine unbedingt sichere Sache. Da taucht um die Ecke Feind Hund auf, ein Brauntiger. Bum, bum, zweimal noch klopft Dickkopp mit aller Kraft den Boden; er ist der älteste im großen Mutterbau und hat die Jüngeren zu warnen. Dann taucht er in die Erde, wo er im kühlen Lager von der Sonne träumen wird, bis der Steinkauz vom Turm am Berge die Ulenflucht kündet.

Die Taubenfreundin.

Allerliebst grotesk wirken die aus dem Ei schlüpfenden Alligatoren.

Was man besser unterlassen sollte — denn es ist weder hygienisch noch ungefährlich, dieses Wegpicken des Futterkorns durch den Papagei.

IM MOOR: EINFALLENDE ENTEN

GEMÄLDE VON KARL WAGNER

Naturschutz – Tierschutz

VON DR. F. HAUCHECORNE, DIREKTOR DES ZOOLOGISCHEN GARTENS IN KÖLN

Lichtbild und Film geben ungeahnte Aufschlüsse über das geheimste Leben der Tiere. Die Schulen haben sich von der trockenen Tierbeschreibung abgewandt und suchen durch Anschauungsunterricht Verständnis für die Lebenserscheinungen zu erwecken.

Ein neuer Zug geht durch unsere Jägerwelt. Früher las man hauptsächlich Streckenberichte und Aufforderungen zum schonungslosen Kampf gegen das Raubzeug. Heute wirken unsere Jagdzeitungen in vorbildlicher Weise für Naturschutz, Hege, menschenwürdige Jagdausübung und naturkundliche Belehrung.

Der Sinn für die Poesie auch der „kleinen Jagd" ist besonders durch Hermann Löns geweckt worden. Jetzt kommt nicht nur der „große Jäger" mit seinen Kapitalhirschen zu Wort, sondern ebenso der anspruchslose Weidmann mit jedem Zweige der Niederjagd. Die Tierschutzvereine mit ihren zahlreichen Sondergebieten haben sich zu einer bedeutenden Macht entwickelt.

Man sollte meinen, das Verständnis für die Tierwelt wäre durch diese Bestrebungen bedeutend gefördert. Naturschutz und Tierschutz müßten auf solcher Grundlage erfolgreich aufbauen können. Wer mitten in den Dingen steht, muß zu einem anderen Urteil kommen. Was man beispielsweise als Leiter eines Zoologischen Gartens zu hören bekommt, ist geradezu erschütternd. Dabei führt uns der Beruf in erster Linie mit Menschen zusammen, die schon eine Vorliebe für Tiere mitbringen.

Die Tierliebe des Deutschen ist groß, aber ebenso groß seine Vorliebe für Organisation, und darin scheint mir eine ernsthafte Gefahr zu liegen. Wer viel mit Menschen zusammenkommt, die in erster Linie die Möglichkeit haben, Naturdenkmäler zu zerstören oder zu schützen und praktischen Tierschutz auszuüben, also mit Jägern, Förstern, Fischern und der ganzen Landbevölkerung, der muß den Eindruck gewinnen, daß mit der Unzahl von Verordnungen mehr der Anschein erweckt wird, wir hätten sehr viel auf dem Gebiet getan, als daß sie wirklich durchdringen. Naturschutz und Tierschutz müssen Herzenssache sein, sie können nicht durch Gesetze erzwungen werden. Trotz der anerkennenswerten Bestrebungen der Vereine und Zeitschriften fehlt es bei der Mehrheit unserer Jäger noch an ausreichenden Kenntnissen. Belehrung ist deshalb das wichtigste, auch dann, wenn ein Verstoß gegen Naturschutzgesetze stattgefunden hat. Es sind nicht gerade die geringsten Tierfreunde, die sich dazu verleiten lassen, ein interessantes Tier zu erlegen. Sie können zu den wertvollsten Mitarbeitern werden, wenn man ihnen zeigt, wieviel mehr Freude die Beobachtung eines seltenen Tieres macht als seine Erlegung. Die deutsche Jägerwelt hat schon mit so viel Aufopferung dafür gesorgt, daß die Wildbestände unserem kultivierten Land erhalten geblieben sind. Sie kann noch weiter eine der stärksten Stützen der Naturschutzbewegung werden.

Von Tierschutzvereinen wird viel über das Ziel hinausgeschossen. Sosehr das internationale Anwachsen dieser Bewegung zu begrüßen ist, sosehr besteht die Gefahr, daß sie durch ihre vielfach allzu sentimentale Einstellung ihren Wert verliert. Es steckt leider immer noch reichlich viel irregeleitete Tierliebe in diesen Vereinen. Tut man einer herumstreifenden Katze einen Gefallen, wenn man sie einsperrt und mästet? Wenn man nicht dulden will, daß sich Katzen herumtreiben — und dafür sollte im Interesse des Vogelschutzes gesorgt werden — dann wäre eine schnelle Tötung viel mehr im wahren Sinne des Tierschutzes als die Aufbewahrung in Katzenheimen.

Den Schulen brauchbares Material zu geben, um die Kinder zu einer gesunden, aber nicht sentimentalen Tierliebe zu erziehen, Bearbeitung der Tagespresse, rege Vortragstätigkeit überall (nicht nur in gelegentlichen großstädtischen Veranstaltungen!), Belohnungen für erfolgreiche Tierpfleger, das sind wirklich dankenswerte Aufgaben der Vereine. Keine Empfehlung für sie ist allzuviel negative Kritik, wie sie oft an wissenschaftlichen Forschungen geübt wird, die am Tierversuch nicht vorbeigehen können, an Tierhaltern und Jägern. Ein Mensch, der beruflich mit Tieren zu tun hat, läßt sich nicht gern von Nicht-Sachverständigen Kritiken gefallen, auch wenn sie einem Tierschutzverein angehören. Das Tier ist nicht nach dem menschlichen Gefühlsleben zu bemessen. Das wird der wirkliche Tierfreund und -kenner am besten bestätigen.

Naturschutz und Tierschutz dürfen den Tierliebhabern und denen, die beruflich mit Tieren zu tun haben, nicht feindlich gegenüberstehen, wie es heute vielfach der Fall ist. Alle müssen zusammengehen, und alle müssen sich das Ziel setzen, überall Verständnis und Liebe zur Tierwelt zu erwecken.

Eine ideale Anlage für Natur- und Vogelschutz: Hauptfutterplatz am Weiher im Dr.-Lumpe-Park in Aussig-Schönpriessen (Böhmen).

Ein Kursus für Vogelschutz in der Versuchs- und Musterstation für Vogelschutz auf Burg Seebach (Kreis Langensalza): Vor dem wettersicheren Futterhaus.

WARUM VOGELSCHUTZ?

Dem Vogelschutz kommt der große Vorzug zustatten, daß für ihn sowohl moralische als auch materielle Beweggründe sprechen. Keine andere Tierklasse belebt und verschönt in gleicher Mannigfaltigkeit das Bild unserer Landschaften. Welch hohen Nutzwert aber außerdem der Vogel und Weinbau, für Wiesen, Getreidefelder und Forste besitzt, hat der bekannte Ornithologe Frei- durch Vertilgung von Insekten für das Gedeihen aller unserer Kulturen, für den Gemüse-, Obst- herr H. v. Berlepsch in seinem Werke „Der praktische Vogelschutz" überzeugend nachgewiesen. Es ist also auch ein wirtschaftliches Gebot, diesen selbst heutzutage noch allzu gering beachteten Hütern unserer Fluren den wohlverdienten Schutz angedeihen zu lassen. Dieser Vogelschutz besteht nun in der Praxis darin, daß man für zweckentsprechende Nistgelegenheiten sorgt oder direkte Vogelschutzgehölze für Freibrüter anlegt. Hinzu tritt die Futterfürsorge im Winter. Unterstützt werden diese Maßnahmen durch Vogelschutzgesetze der Länder und internationale Vereinbarungen. Hauptsache aber bleibt, daß der heimischen Vogelwelt das Herz des Volkes gehört — dies ist der beste Schutz.

Endlich weht wieder die Reichsflagge.
Die Polizei salutiert beim Aufziehen der Reichsflagge auf der Feste Ehrenbreitstein bei Koblenz am 30. November, nachdem die Trikolore beim Abrücken der französischen Truppen niedergeholt worden war.

Oben links: Befreiungsfeier in Aachen.
Die nächtliche Versammlung vor dem Rathaus auf dem Marktplatz. Die Aufnahme wurde am 30. November 12 Uhr nachts gemacht.

Zwei Weltkriegsgegner am gemeinsamen Tisch.
General v. Lettow-Vorbeck (links), Führer der deutschen Schutztruppen in Ostafrika, und General Smuts, Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte, bei einem Bankett in London als Gäste der Liga ehemaliger Ostafrika-Kämpfer.

Deutschlands Geschenk an den Papst zu seinem goldenen Priesterjubiläum.
Nach der feierlichen Überreichung des Geschenkes der Reichsregierung, einer Kopie des im Auftrag Friedrichs des Großen angefertigten berühmten roten Porzellanservices, durch den deutschen Gesandten. In der Mitte Papst Pius XI.

Byrd, der Überflieger des Südpols.
19 Stunden nach dem am 29. November erfolgten Start kehrte Commander Byrd von seinem Flug über den Südpol wohlbehalten nach seinem Ausgangspunkt, Little America, zurück. — Der Polflieger in seiner Flugausrüstung.

Bruno Walter
wurde als Nachfolger Furtwänglers zum Dirigenten des Gewandhauses in Leipzig gewählt. Nach Furtwänglers Weggang war dieser Posten bis jetzt verwaist.

Dr. Böß vor dem Untersuchungsausschuß.
In der Sklarek-Affäre wurde am 4. und 5. Dezember der Berliner Oberbürgermeister (×) vor dem Untersuchungsausschuß des Preußischen Landtags vernommen. Viel Licht ist dadurch allerdings nicht in die verworrene Situation gekommen.

Das Wrack

TIERGESCHICHTE VON ARTHUR SCHUBART

Beim Mokka kam das Gespräch auf die geheimnisvolle Macht, welche gewisse Personen auf Tiere auszuüben verstehen, die sich sonst allen menschlichen Einflüssen gegenüber als unzugänglich erweisen.
Nachdem man eine Weile Vermutungen über die Gründe dieser nicht häufigen Begabung ausgetauscht hatte, ohne einander zu überzeugen, bat die Hausfrau, gegen einen geschätzten Landschafter gewendet: „Ach, bitte, erzählen Sie doch die gruselige Geschichte vom Wrack."
Der Aufgeforderte machte eine verbindliche Bewegung: „Wenn Gnädigste wünschen. Aber ich möchte im voraus bemerken, daß jenes Erlebnis, so unvergeßlich eindrucksvoll es auf mich wirkte, wohl kaum Aufschluß über unsere Streitfrage geben dürfte. Wenn die Herrschaften trotzdem . . ."
Man bejahte lebhaft, und der Maler begann: „Im Frühjahr 1910 hauste ich auf einer kleinen norwegischen Insel, um dort Meerstudien zu machen und nebenbei Fischfang und Wasserjagd zu treiben, die stets meine liebste Erholung waren. Mein langer Aufenthalt inmitten der Fischerbevölkerung brachte es mit sich, daß ich allmählich gut Kamerad mit den wackeren Leuten wurde, ihre gefahrvollen Fahrten oft mitmachte und ihre Leiden und Freuden teilte, so daß ich mit der Zeit von ihnen wie einer der Ihren behandelt wurde.
In einer Sturmnacht Ende September geriet ein Frachtdampfer auf die Klippen, die schon so manchem guten Schiff verhängnisvoll geworden waren, und lag, als der Morgen kam, wie ein gestrandeter Riesenwal etwa anderthalb Seemeilen von der Küste auf der gischtumspritzten Bank, daran er sich die Planken eingeschlagen hatte.
Die Männer der Insel, denen Finsternis, Wind und Regen das grausige Drama des verzweifelt gegen den Untergang kämpfenden Dampfers verborgen hatten, fuhren am Morgen in drei Booten über die noch immer hoch gehende See zu dem Wrack hinüber, um zu retten, was noch zu bergen war.
Ich hatte mich meinem Herbergsvater und dessen drei Söhnen angeschlossen, und wir erreichten als erste das verunglückte Schiff, konnten aber erst nach langen und nicht ungefährlichen Bemühungen in sein Inneres gelangen.
Ein grauenvoller Anblick bot sich uns überall, wo wir, uns oft mit der Axt den Weg bahnend, eindrangen. In wirrem Durcheinander lag das Unterste zuoberst gekehrt — eingedrückte und ineinandergekeilte Kabinen, zerschmetterte Möbel und Instrumente, aus zersplitterten Fenstern starrende dachlose Räume, schrecklich eingeklemmte und verstümmelte Leichen, Geschirrscherben, verbeulte Kupferkessel, verstreute Speisen, verdorbenes Frachtgut, geborstene Maschinenteile . . .
Und über diesem Chaos von Grauen brütete lähmende Totenstille: keine Menschenstimme war vernehmbar, kein Tierlaut, überhaupt kein anderes Geräusch als das Dröhnen der noch immer erregten See an die Planken des nur noch mit einem Drittel in die Luft ragenden Wracks und das unheimliche Brausen in den unteren Räumen, in denen das Wasser höher und höher stieg.
Ich habe erst viel später im großen Krieg ähnliche Bilder überwältigender Zerstörung geschaut, die man selber gesehen haben muß, um davon einen richtigen Begriff zu bekommen. Damals aber hatte ich noch nie auch nur annähernd Ähnliches mitgemacht; denn auch die nächtliche Unfallstelle nach dem Zusammenstoß zweier Züge, in deren einem ich selbst gewesen, vermochte keinen Vergleich an Gräßlichkeit auszuhalten mit den Bildern, die uns im zerborstenen Bauch dieses Wracks entgegengrinsten.
Und doch erreichten wir den Gipfel unserer Eindrücke erst, als wir die Kajüte des Kapitäns erbrachen, die durch einen Wall von Holz- und Eisentrümmern versperrt war.
In dem einzigen Stuhl, der ganz geblieben, lag oder vielmehr hing die Leiche des Unseligen, den Kopf nach unten, mit blutunterlaufenen, herausgequollenen Augen . . . Er hatte sich mit dem Revolver, den seine Hand noch umkrampft hielt, in die Schläfe geschossen, als er erkannte, daß alles verloren war, und aus der schwarzbläulich umrandeten Wunde tropfte zähflüssiges, dunkles Blut.
Zu Füßen der Leiche aber lag — als einziges überlebendes Wesen des ganzen Schiffes — eine mächtige Bulldogge, wies uns dumpf knurrend ihr schreckliches Gebiß und leckte dazwischen immer wieder an der Blutlache, die rotglotzend auf dem lichten Schiffsboden brütete.
Unwillkürlich wichen wir alle zurück vor dem gewaltigen Wächter, der seinen toten Herrn schützte und gesonnen schien, seinen Posten bis zum letzten Atemzug zu verteidigen.
Eine kleine Weile berieten wir, wie der wackere Hund zu entfernen wäre; und er mußte entfernt werden, weil es galt, an den Schrank hinter der Leiche zu kommen, der die Schiffspapiere und wichtigsten Wertsachen barg, denn der völlige Untergang des Wracks war nur noch eine Frage weniger Stunden.
Dann zog einer der Fischer schweigend sein Frühstück aus der Tasche und warf es der Dogge hin. Sie antwortete mit einem dumpfen Knurren, zeigte die Zähne und würdigte den gutgemeinten Bissen keines Blickes.
Der Fischer trat achselzuckend zurück und wechselte einen Blick mit seinen Gefährten, worauf sich die vier mit erhobenen Äxten der Dogge näherten.
Da ward hinter uns eine helle Stimme laut: ‚Halt! Wartet noch!' . . . Ein weißblonder Bursch, einer der jüngsten Fischer der Insel, drängte sich breitbeinig vor, blieb, unbekümmert um das immer stärker werdende Knurren des riesigen Hundes, dicht vor dem sein Gebiß Fletschenden stehen und sagte freundlich-bestimmt: ‚Laß gut sein, alter Bursche! Wir tun ihm nichts zuleide und dir schon gar nicht!'

Da — ich traute kaum meinen Ohren — verstummte ganz plötzlich das drohende Grollen. Erwartungsvoll schaute der Hund zu dem jungen Fischer empor, dieser aber beugte sich furchtlos nieder und tätschelte den mächtigen Schädel des grimmen Hüters, während er ihm ruhig beschwichtigend zusprach: ‚Brav, Alter, hast dich wacker gehalten ... Nun aber friß auch! Wirst Hunger haben, hast lang genug fasten müssen ... und verdient hast du was Gutes auch.‘

Damit hob er das verschmähte Futter auf, bot es der Bulldogge, und zu unser aller Erstaunen nahm sie es, wenn auch zögernd.

Die anderen drängten wieder vor, gegen den Schrank hin — — da ließ der Hund augenblicklich von seinem Fraße ab, sprang auf und wies den Fischern drohend die Zähne.

‚Laßt ihn!‘ wehrte der Weißblonde und redete wieder auf den noch immer Knurrenden ein: ‚Sei gut, Alter! Hast's brav gemacht, aber jetzt ist's genug!‘

Und wieder beruhigte sich der Hund, wandte sich seiner Mahlzeit zu, ja, er litt es sogar, daß der immerfort freundlich-fest zu ihm redende Fischer den Schrank erbrach.“ —

Der Landschafter hielt inne, als habe er über den Bildern seiner Erinnerung die Gesellschaft vergessen; dann schloß er versonnen: „Dies war aber auch die Grenze der ans Wunderbare streifenden Gewalt jenes Burschen über den von uns anderen überhaupt nicht zu beeinflussenden Hund. Denn soviel Mühe sich auch der Weißblonde gab, den treuen Wächter aus dem hoffnungslos verlorenen Schiff ins Boot zu locken und damit zu retten, die Dogge wich nicht von der Leiche ihres Herrn und litt es auch nicht, daß man diese berührte.

So mußten wir sie schweren Herzens ihrem selbstgewollten Schicksal überlassen, das auch nicht mehr lang auf sich warten ließ. Kaum eine Stunde, nachdem wir vom Wrack abgestoßen waren, ging ein dröhnender Krach durch das gestrandete Schiff; es barst entzwei, und die See verschlang, was ihr bisher von ihm noch getrotzt hatte.“

Rosa Rubin.

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(10. Fortsetzung.)

Plaschke warf einen sichernden Blick nach seinem Schreiber hinüber; der senkte den Kopf zu einem stummen Ja. — „Diese erste Dame, Herr Kluck, die Sie vom Karlsplatz nach der Theaterstraße fuhren, welchen Eindruck machte diese Person auf Sie? Ich meine, war sie erregt, erkannten Sie die Gesichtszüge?“

„Nein. Sie stieg rasch in den Wagen, denn es regnete. Ich dachte jedenfalls nicht, daß sie andere Gründe haben könnte. Ihr Gesicht sah ich nicht, es war abgewandt oder zu Boden gerichtet.“

„Glauben Sie, daß diese Frau absichtlich ihr Gesicht verbarg? Hatten Sie diesen Eindruck? Das ist wichtig, überlegen Sie sich das.“

Kluck zögerte eine Weile. „Meine Herren“, sagte er dann und verteilte seine Sätze gleichmäßig, jeden der Männer einmal ansehend, „das ist nämlich so. Wenn ein Fahrgast einsteigt, sehe ich ihn nicht groß an. Ich horche hin, gewiß, denn ich brauche die Adresse, aber wer da hinter mir sitzt, das ist mir gleichgültig.“

„Sie sagten uns vorhin, daß Sie sich Gedanken machen über das Ziel, die Menschen und den Zweck der Fahrt.“

„Nicht immer, Herr Richter. Ich bin ein grüblerisch veranlagter Mensch, aber dazu ist nicht immer Zeit. Diese erste Dame habe ich leider nicht genauer beachtet. Ich könnte nicht sagen, ob ihr Benehmen sonderbar war. Es regnete, sie hatte es eilig; mehr überlegte ich nicht, als sie in meinen Wagen stieg.“

„Wunderten Sie sich nicht, daß die Frau vor ihrem vermutlichen Ziel ausstieg, denn man fährt ja wohl meistens mit einem Auto bis vor die Tür der Wohnung, in die man will? Wunderte es Sie nicht, daß diese Frau im Regen noch eine Strecke zu Fuß zu gehen wünschte?“

„Das kommt öfters vor. Das fiel mir leider nicht auf.“

„Die Größe dieser Dame, die Figur — können Sie uns etwas sagen?“

„Normal, Herr Richter, so meine Größe. Dick war sie nicht; das sah ich, obgleich sie einen Mantel trug.“

„Würden Sie die Frau wiedererkennen?“

„Wenn sie das gleiche Zeug anhat, glaube ich das.“

„Sie würden also die Kleidung erkennen, den Mantel, den Hut?“

„Ohne die Frau nicht.“

Amtsrichter Plaschke war zufrieden. „Es ist gut, Herr Kluck", sagte er, „halten Sie das Bild fest, das Sie vor Augen haben: die Gesamtwirkung: Frau, Mantel, Hut. Vielleicht kann man dieses Bild noch einmal rekonstruieren und Ihnen vorführen."

Wilhelm Kluck ging mit drei korrekten Verbeugungen. Plaschke sah seine Mitarbeiter an. „Nun", sagte er, „was halten Sie von der Sache?"

Oberinspektor Heitemeyer sagte, und er traf die Meinung des Amtsrichters: „Die Frau, die der Wilhelm Kluck bis zur Ecke der Theaterstraße gefahren hat, war Jutta Berg. Warum sie nicht bis zur Tür der Nummer 71 fuhr, weiß ich nicht. Die Zeitangaben stimmen nicht ganz, aber das wird sich noch erklären lassen. Wollen Sie die Jutta Berg nun festnehmen, Herr Amtsrichter?"

Der schüttelte den Kopf. „Wozu?" meinte er. „Sie wird überwacht."

Heitemeyer nickte. „Es hätte wenig Sinn", gab er zu. „Dora Zwecke gibt an, daß immerhin zwei, drei Minuten vergangen sind, ehe Frau Berg sie in das Zimmer rief. Eine einzige Minute aber genügt schon für die Tat. Es fragt sich, warum Jutta Berg nicht im Augenblick, da sie die Tür öffnete und die Tote also sehen mußte, umkehrte und um Hilfe rief. Das Entsetzen mag sie festgehalten haben, meinetwegen, aber es erhebt sich die neue Frage, was Jutta Berg, die, wie festgestellt ist, niemals zuvor Rosa Rubin besuchte, sie nicht einmal persönlich kannte, was diese Frau veranlaßt haben soll, die Schauspielerin aufzusuchen."

Plaschke hob die Hand. „Sehr richtig. Selbst wenn die beiden einander gekannt hätten, müßte die Zeit auffallen, abends um sieben Uhr, eine ungewöhnliche Besuchsstunde."

„Bei Regenwetter", setzte leise Kommissar Helbig hinzu.

„Und was halten Sie von dem ersten Teil der Erzählung unseres biederen Kluck: Lili Lanz, die in der Nähe der Theaterstraße das Auto bestieg, erregt war und in die Luisenstraße fuhr..."

„Eine Nebenspur, Herr Amtsrichter, wie sie immer daliegt und zur Verwirrung und Ablenkung Anlaß ist. Lili Lanz wollte nicht verregnen, sie hatte ein Stelldichein, sie fürchtete, zu spät zu kommen, ihr Zeug zu verderben — das sind meiner Meinung nach die Gründe ihrer Erregung."

„Und wenn sie erregt war, weil sie fünf Minuten, ehe sie das Auto Wilhelm Klucks bestieg, die Rubin erstochen hatte?"

Oberinspektor Heitemeyer zuckte ratlos die Achseln. „Das Motiv?" sagte er.

Plaschke lächelte ein bißchen. Seine Augen waren ganz farblos, aber es war, als spiegelten sie die Umgebung; ein gelbes Licht schwamm um die Pupillen. „Schauspieler", sagte er, „Künstler, da gibt es zweierlei Motive: Liebe und Neid. Die Rubin war keine Größe in ihrem Fach; ich weiß nicht, ob sie so heftigen Neid zu erwecken, imstande war, daß man sie zu beseitigen plante. Ich glaube das nicht. Achtzig Prozent aller Tötungen haben erotische Hintergründe. Ich denke, wir kommen am schnellsten zum Ziel, wenn wir uns den — oder die Liebhaber der Toten betrachten."

Kriminalkommissar Helbig sagte leise und kurz: „Ist geschehen, Herr Amtsrichter. Ich habe festgestellt, daß der Mann, mit dem sie ständig gesehen wurde, und der ihr Vertrauter war, ein gewisser Philipp Mittelmann ist. Mittelmann ist Schauspieler am Apollotheater und kennt Rosa Rubin seit längerer Zeit. Er war bereits vorigen Winter mit ihr am Stadttheater engagiert."

„Das wissen wir", sagte Heitemeyer; „Mittelmann ist bekannt."

Plaschke beugte sich vor. „Weiß man gar nichts über das Verhältnis Mittelmanns zu Rosa Rubin?" Und er lächelte: „War es ein Verhältnis?"

„Ich konnte das nicht erfahren, Herr Amtsrichter. Sie soll den Mittelmann nicht gerade geliebt haben, sagte mir Herr Siek, der Komiker des Theaters, aber er hielt es für wahrscheinlich, daß eine intime Bindung bestanden hat."

„Das nützt uns nichts. Ich muß den Mittelmann haben." Plaschke drehte den Kopf. Der Schreiber nickte ein stummes Verstanden. „Herr Oberinspektor", sagte Plaschke, „und Sie, Herr Kommissar, ich muß Näheres über das Leben der Jutta Berg wissen. Mit wem pflegte sie Umgang? Besonders Männer kommen in Betracht. War einer darunter, der auch Rosa Rubin kannte? Versuchen Sie, mir da schnellstens zu berichten." Er hob die Hand zu halber Höhe, es war ein Gruß und eine Entlassung. „Ich danke Ihnen." Die beiden Kriminalisten, plötzlich wieder Beamte, gingen wortlos.

Amtsrichter Plaschke blieb vor seinen Akten sitzen. Er zog sie sich näher, diese blauen Deckel mit den vielen weißen Bogen; er neigte sich über sie, als horche er in sie hinein. Herznahe lagen sie ihm; aber sein Herz rührte sich nicht schneller, noch verlangsamte es erschreckt den Takt. Diese Geschichte, aufgezeichnet wie die Skizze zu einem Sensationsstück, war keine Angelegenheit des Herzens. Sie ging den Verstand an. In diesem Sinne war sie bei Amts- und Untersuchungsrichter Plaschke in allerbesten Händen.

Er saß nicht lange so. Grübeln war nicht seine Art. Es verleitete, sich in vorgefaßte Meinungen zu verrennen. Er sammelte Bausteine, aber er sah sie nicht einzeln an. Erst wenn viele beieinander waren, Steine, Steinchen und Splitter von ihnen, war es an der Zeit, festzustellen, wie sie zusammenpaßten. Leicht war es dann, zu bauen,

wenn Vorsprung in Höhlung sich gab und Stein auf Stein sich von selber fügte. Nichts übereilen, nichts außer acht lassen! Man mußte das Gefühl für die Minute haben, da es galt, zuzupacken. Hier war noch keine Gegebenheit.

Er sagte, und der Satz kam ganz, als sei er nebenbei: „Haben Sie die Vorladung für den Schauspieler Mittelmann?"

„Jawohl", sagte der Schreiber.

„Und für Frau Jutta Berg?"

„Jawohl", antwortete nochmals der Gefragte. Er schrieb diese letzte Vorladung, von der eben das erstemal die Rede war, eiligst aus und reichte beide Schriftstücke hinüber. Plaschke fand, auf den Mann sei Verlaß. Und damit hatte er ja auch sehr recht. Er setzte mit gefülltem Anfangsbuchstaben, gespanntes Segel eines P, seinen Namen zweimal hin. Sah noch die Vorladungstermine an und fand die Zeiten mit einer Stunde Zwischenraum genügend. Hierauf rief er den Referendar herein, besprach mit dem jungen Mann eine andere Akte und übergab sie dem. Der Schreiber ging währenddes mit den beiden Vorladungen hinaus. Er hatte sie auf denselben Tag ausgeschrieben. „Eilt sehr!" rief er in das Vorzimmer, „müssen sofort zugestellt werden!"

Der Regulator an der Wand, Stück aus einem bürgerlichen Wohnzimmer der guten alten Zeit, warf mit dem Ton einer zerspringenden Geigensaite zehn Schläge in die Luft, die niedersanken, gehemmt, zitternd wie der Staub, den die Sonnenstreifen in der Luft aufzeigten.

Ungerührt, gewohnheitsmäßig gleichgültig nahm ein Mann die beiden Formulare, registrierte sie und gab sie in blaue Umschläge. Dann machte ein anderer sich auf den Weg, sie auszutragen. Vor der Tür zündete er sich eine Zigarre an. Ihm kam heute so wenig wie je vorher der Gedanke, daß er eine Art Schicksalsbote war. Er wäre erstaunt gewesen, hätte ihn etwa jemand darauf hingewiesen. „Lieber Herr", hätte er entgegnet, „dies sind lediglich Vorladungen. Es handelt sich um Zeugenaussagen. Es ist eine vollkommen unsinnige Laienfurcht, die Angst, mit dem Gericht überhaupt zu tun zu haben, die diesen Anforderungen solche Wichtigkeit beilegt." — Vielleicht hätte er auch noch einiges Passende vom schlechten Gewissen geredet.

III, 2.

Es war nicht schwer, Philipp Mittelmann aufzufinden. Seine Wirtin wies den Gerichtsdiener in das Apollotheater. Herr Mittelmann komme sehr unregelmäßig nach Hause, manchmal nicht einmal nachts. — Der Beamte ging in das Theater und fand den Schauspieler Mittelmann; er übergab ihm die Vorladung eigenhändig. Die Sekretärin hatte am Morgen zwar Mittelmann gesagt, daß, infolge des plötzlichen Ablebens des Fräuleins Rubin, Proben zunächst nicht stattfänden, daß man überhaupt noch nicht wisse, ob das Theater weiterspiele; aber sie hatte dem Bühnenmitglied den Eintritt in das Theater natürlich nicht verwehrt. Sie und Mittelmann waren in dem stillen, weiten Bau die einzigen Anwesenden. Sie hatte die Posteingänge zu erledigen; was Philipp Mittelmann im Theater wollte, blieb ihr unklar, beschäftigte sie jedoch nicht.

Er war durch die Garderoben gelaufen, hatte in bläulich tote Spiegel gestarrt und kaum sich selbst erkannt. Das Konversationszimmer, ein kalter, kahler Raum mit Armsünderbänken rings an den Wänden. Die Wandelhalle mit staubigen Ölgemälden und Photographien. Dort war er stehen geblieben; hier fand ihn der Beamte, dicht beim Eingang in das Parkett, unter dem Bilde der ermordeten Rosa Rubin.

Der Schauspieler nahm den Brief in Empfang, bescheinigte den Empfang und sah dem Gerichtsdiener nach, bis die gepolsterte Tür hinter dem zuschlug. Da sah er die Tür mit dem gleichen Blick vollkommener Leere an. Den Brief hielt er vorgestreckt in der Hand und hatte ihn eigentlich schon vergessen.

Wenn er dies Bild von der Wand nehmen würde — es nach Hause tragen, es bekränzen mit Blumen, Kerzen, Weihrauch — ob das ein Ersatz war? Es starb doch so vielen Menschen ein geliebtes Wesen! Sie alle fanden den Trost der Zeit. Es galt wohl nur, die ersten Wochen zu überwinden. Und wie viele waren in Unfrieden geschieden, mit einem bösen Wort hatten sie sich getrennt, und am andern Morgen hatte der eine die weite Reise angetreten, und das Bedauern des Zurückbleibenden kam zu spät. Sein Fall war sicherlich einmalig, jedes Erleben ist erstmalig; aber die Kategorie zumindest war bekannt. Die Zeit würde auch ihm Helfer sein.

Er kniff böse den Mund ein. Aber ich will ja gar nicht getröstet werden; ich will, daß der Zustand bleibt! Nichts will ich vergessen, alles soll immer vor mir stehen. Ich will an sie denken, als gäbe es keine Zeit, die uns das Bild verblaßt. Das bin ich ihr schuldig.

Der Brief fiel ihm aus der Hand. Er hob ihn auf. Das Papier knisterte und weckte ihn. Als er es las, vermochten die nüchternen Sätze es nicht, auf ihn Eindruck zu machen oder ihn zu erschrecken. „Ja", sagte er halblaut, als rufe er sich zu, „verstanden." Aber der lange, leere Gang warf auch auf diesen halben Ton ein Echo zurück. Mittelmann hob den Kopf, schüttelte ihn und ging hinaus mit dem schweren Schritt eines Mannes, der auf unbekanntem Boden schreitet.

Die Straßen lagen sonnenbeschienen; die Fliesenquadrate hatten einen metallischen Glanz. Hellgekleidete Frauen begegneten ihm. Er sah sie an, schaute in diese glatten Gesichter, die keine Tränen wiesen, und war erstaunt. Das Leben ging also weiter. Ihm fiel ein, daß er zu Gericht ging. Was wollten die Leute? Hatten sie Verdacht auf ihn? Es war ihm sehr gleichgültig. Alles war nun gleichgültig geworden. Immerhin, auch in letzter Einsamkeit blieb der Mensch noch vergesellschaftet. Sie würden Fragen stellen. Es gab da einiges, über das Auskunft zu geben, ihm nicht genehm war. Was zum Beispiel?

Der Brief, den sie ihm gegeben hatte. Wollten sie Rosas Testament von ihm? Das hatte doch wohl noch Zeit, bis er von selber kam! Nach meinem Tode zu öffnen ... Er mußte es dem Gericht ausliefern, gewiß; aber erst würde er diesen Brief ohne Zeugen öffnen, eines Nachts, wenn er — mit ihr allein war.

Dann — sein Verhältnis zu Rosa. Wer hatte das Recht, danach zu fragen? Was zwischen zwei Menschen Gefühl war, ließ sich sowieso nicht aufdecken wie Karten. Ich habe sie geliebt. Mehr kann ich nicht sagen. Eros suchte den Anteros, aber der Himmel warf einen grellen verwirrenden Blitz dazwischen und schlug uns mit Blindheit.

Er trottete durch die Stadt, bog Menschen und Wagen aus, gelangte auf den Platz der Republik und fand das Strafjustizgebäude. Zimmer 6? Jawohl, Nummer 6.

Der Mann hinter dem gelben Schreibtisch gefiel ihm nicht. Er hat keine Augen, er müßte sich schminken. Aber vielleicht gefalle ich ihm genau so wenig. „Danke, ich setze mich, ich bin wie zerschlagen."

Amtsrichter Plaschke bat den Kommissar Helbig, zu bleiben, dann wandte er sich dem Schauspieler zu. War dies Gesicht immer so faltig, grau und abgelebt? Diese Leute spielen jeden Abend ein Leben, den Höhepunkt eines gedichteten Lebens. So sehen sie tags aus? Traurige Karikatur. Er räusperte sich zwecklos. „Herr Mittelmann", sagte er freundlich wie immer, „ich habe Sie herbitten lassen, um von Ihnen einiges über die Lebensweise der getöteten Rosa Rubin zu erfahren. Ich hörte, daß Sie der vertraute Freund der Toten waren, ihr steter Umgang. Wollen Sie mir einiges sagen? Wie lebte Frau Rubin? Es interessiert mich auch der kleinste Zug, der Ihnen vielleicht unwesentlich erscheint." Er wartete. Mittelmann schwieg. Amtsrichter Plaschke meinte darauf hinweisen zu sollen, daß nicht Neugier, sondern — aber Mittelmann ließ ihn seinen Satz nicht beenden. „Fragen Sie", sagte er, „ich werde nach bestem Wissen antworten. Auf die Art werden Sie am ehesten erfahren, was Ihnen zu wissen notwendig scheint."

Plaschke kniff die Augen zusammen. Er hätte gern den andern reden lassen und dann gefragt; aber er verstand sich auch auf diesen Vorschlag. „Sie waren der — verzeihen Sie, das Wort ist zur Präzisierung notwendig — der Geliebte der Getöteten?"

„Nein."

„Nicht? So. — Ihr Vertrauter, Freund, Berater? Oder wie können Sie mir Ihr Verhältnis zu Rosa Rubin klarlegen?"

„Ich liebte Rosa Rubin."

„Und stießen auf Widerstand?"

Mittelmann nickte gequält. Der Amtsrichter sah ihn unverwandt an. Dies alles war die Wahrheit; er verstand sich auf Physiognomien. „Sie waren nicht eifersüchtig?" Mittelmann begegnete diesem Blick. „Auf wen?" fragte er. Plaschke sah in seine Akte. „Es kam wiederholt zwischen Ihnen und Fräulein Rubin zu Streitigkeiten. Am ersten Oktober hat es beispielsweise laute Reden gegeben, und Sie haben mit allen Anzeichen des Zorns das Haus in der Theaterstraße verlassen."

„Wer sagt das?"

„Sie haben keine Fragen zu stellen, Herr Mittelmann. Ich stütze mich im übrigen auf Zeugenaussagen. Man hatte den Eindruck, daß Fräulein Rubin Sie aus dem Hause wies. Stimmt das?"

„Wir erzürnten uns, das ist richtig."

„Aus welchem Grunde geschah das?"

„Darauf verweigere ich die Aussage."

„Warum? Glauben Sie sich bloßzustellen? Ich darf erwähnen, es geht hier nicht um Sie, um eine jetzt gegenstandslos gewordene Gefühlsangelegenheit. Die Frau, die Sie zu lieben angegeben haben, wurde wahrscheinlich ermordet! Ist Ihre persönliche Eitelkeit so stark, daß Sie auch jetzt noch zu schweigen wagen?" Plaschke hatte sich aufgerichtet. Dieser läppische Mensch wollte ihm lächerliche Schwierigkeiten bereiten? „Ihre Aussagen interessieren nicht im Hinblick auf Ihre Person, das ist doch selbstverständlich."

Philipp Mittelmann nagte die Unterlippe. Was redete dieser Eiferer? Wie uninteressant bist du, Mensch! Also was war, was wolltest du wissen? Warum Rosa und ich uns erzürnten? Er sah auf. „Sie hat mich betrogen", sagte er hart, „das war der Grund. Sie gestand mir, daß sie Artur Ruloff liebe."

„Sie hatten davon bis dahin keine Ahnung?"

Philipp Mittelmann sah den Frager an. Er antwortete nicht; sein Blick war beredt genug.

Der Amtsrichter bog ab. „Hatte Fräulein Rubin Feinde?"

„Ich kenne keine."

„War sie künstlerisch beneidet? Stand sie jemandem im Wege?"

(Fortsetzung folgt.)

FÜR DEN WEIHNACHTSBÜCHERTISCH

Für die Kleinsten. — Ehe das Wort einem Kindergehirn erfaßbar wird, spricht das Bild seine verständlichere Sprache. Und welches Bild? Vor allem das aus der Tierwelt. Aber die Bilder müssen auch so beschaffen sein, daß die Kleinsten einen Eindruck von ihnen gewinnen, und daß sie der Zerstörungswut der in solcher Lebensphase noch wirkenden Urinstinkte standhalten. Der Verlag Jos. Scholz in Mainz hat von jeher das primitive Bilderbuch besonders gepflegt. Er bringt auch jetzt wieder eine Fülle von Neuerscheinungen. Da ist eine „Bunte Schau" von Haustieren, ganz im Stil der Klebebücher gehalten, von C. O. Petersen und A. Uzarski, wo jedes erklärende Wort fehlt und alles nur zum Auge spricht. Dann kommen andere, wo bereits irgendein belehrender Satz in Prosa oder Versen den Nutzen und Wert des einzelnen Tieres verdeutlicht, wie die beiden Bilderbücher „Schaut her!" und „Bei den guten Tieren", ebenfalls von C. O. Petersen. Zu dieser Gattung gehört auch das Tierbilderbüchlein „Wau-Wau!" von N. v. Breßlern-Roth. Wir wissen ja aus Erfahrung, daß heute auch schon die Kleinsten den technischen Errungenschaften unserer Zeit ihr Interesse entgegenbringen. Eisenbahn und Auto erregen ihre Phantasie aufs stärkste. Und so wollen die heutigen Bilderbücher auch diesem Bedürfnis genügen. Da wäre eins zu nennen, das sich „Gute Reise" nennt und von Olga Brodsky illustriert ist. Ein ganzer, sich eben in Bewegung setzender D-Zug zieht an uns vorüber, und die beigefügten Verse geben die Erklärung für die Bestimmung eines jeden Eisenbahnabteils. Zwei andere Bilderbücher von Jos. Danilowetz bringen alle möglichen Formen der Verkehrsmittel („Da möcht' ich mitfahren!") und das Auto in seinen Variationen („Mit Vollgas!"). Soll nicht da ein Dreikäsehoch seine ganze Sehnsucht auf den Besitz eines Autos richten? — Eine höhere Stufe der Bilderbücher ist die illustrierte Erzählung. Auch hier bietet der obengenannte Verlag eine reichliche Auswahl. Erwähnt sei besonders das Kinderliedchen „Hänschen klein" mit Bildern von M. Greugg. Zu dieser Gattung des Bilderbuches gehören auch die entzückende „Spielzeug-Schachtel" mit Bildern von Irma v. Pfannenberg und die Weihnachtsgeschichte „Peters Christnacht" von Hans K. Meixner mit Bildern von Rolf Winkler. Beide Bücher sind im Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen a. N. und München, erschienen.

Malbücher und Spiele. — Zur Betätigung des Farbensinns und der Phantasie des Kindes sind die Malbücher gewiß höchst geeignet. Es kommt darauf an, die Vorlagen so unkompliziert wie möglich und doch anreizend zu bieten. Die Künstler-Malbücher von Jos. Scholz in Mainz erfüllen wohl diesen Zweck in der liebenswürdigsten Weise. Da sind zunächst ganz einfach gehaltene Vorlagen der bekanntesten und dem Kindergemüt vertrautesten Tiere, dann Blumen, die man ebenfalls überall sieht, oder — schon für etwas vorgeschrittene Illustrationskunst — der lustige Karneval eines Jahrmarkts, mit Tanzbären, Zirkusdressuren, Karussell und anderen Sehenswürdigkeiten, und schließlich gar Märchenszenen, die als kolorierte Postkarten abgetrennt werden können. Verwandt diesen Malbüchern sind die Klebebilder, von denen derselbe Verlag eine Anzahl vorlegt, die gleichzeitig den Charakter von Beschäftigungsspielen für die Kleinen haben. Unter ihnen mögen die von B. Braun-Fock besonders empfohlen werden. Sie sind entweder in Mappen- oder in Heftform erhältlich. Etwas schwierigere Aufgaben stellt schon das Silhouettenschneide-Lehrspiel „Schwarz auf Weiß", weil hier eine geschickte Handhabung der Schere und eine Genauigkeit der Ausführung erforderlich ist. Ein anderes Muster nennt sich „Stäbchen-Legespiel" und besteht darin, daß die Umrisse bestimmter Figuren und Gegenstände durch Aneinanderreihen von bunten Stäbchen gebildet werden. Diesen verwandt ist das Legetäfelchen-Spiel, nur mit dem Unterschied, daß bunte Blättchen in geometrischen Formen hier als Material dienen. Für Mädchen besonders geeignet dürften die „Holzperl-Arbeiten" sein. Sie geben Gelegenheit, aus bunten Holzperlen verschiedene Ketten zusammenzustellen, und schmeicheln der weiblichen Eitelkeit. Als eine wahre Fundgrube von Formenbildungen stellt sich das Kästchen „Meine Spielkiste" dar. In ihm sind alle erwähnten Spiele enthalten. Es ist also eine Sammlung von allerlei Beschäftigungsmitteln, nach neuzeitlichen pädagogischen Grundsätzen der Selbstbeschäftigung des Kindes ausgearbeitet.

Bilderbücher für Abc-Schützen. — Die Bilderbücher, die der Verlag Jos. Scholz in Mainz herausgibt, sind sehr vielseitig und wahren ein gutes künstlerisches Niveau. Eine lustige Geschichte von Häschen und Kätzchen unter dem Titel „Schnucki-Has und Miesemau" hat Peng gedichtet und Lia Doering gefällig illustriert. „Puck Wisperwind" nennt sich eine Wiesengeschichte in Versen von Hans Probst mit Bildern von Wunibald Großmann. Zu dieser Gattung gehört auch „Die verkehrte Welt", eine heitere Dichtung von Probst mit Bildern von C. O. Petersen. Alle drei Bücher eignen sich vorzüglich für Kinder, die eben zu lesen beginnen. Das Märchen „Rumpelstilzchen", zu dem Ernst Liebermann die Illustrationen beigesteuert hat, und die drei „Tiergeschichten" von Klara Hepner mit Bildschmuck von N. v. Breßlern-Roth setzen schon etwas mehr voraus und dürften für Sieben- und Achtjährige in Frage kommen. — Allerliebst in ihrem Humor und witzig in Anspielung auf sportliche Betätigung der Gegenwart sind die Tierbilder und Reisen von Karl Rohr: „Lustige Tiere aus aller Welt", die in dem Verlag von J. F. Schreiber, Eßlingen a. N. und München, erschienen sind. Besonders hervorzuheben ist hier die farbige Wiedergabe. Das Bilderbuch „Waldnacht" von Marianne Frimberger mit Text von Gertrud J. Klett, das von dem gleichen Verlag herausgegeben wurde, schildert den Zauber einer Waldnacht und zugleich die umgehenden Gefahren. — Die Bilderbücher des Verlags Gerhard Stalling in Oldenburg zeichnen sich von jeher durch die geschmackvollen und vorbildlichen Illustrationen aus, die wohl kaum überboten werden können. Auch die neuen Veröffentlichungen stellen sich den früheren in dieser Hinsicht würdig an die Seite. Zunächst sei genannt „Die Wunderburg im Meer" vom Verfasser der Sonnenkinderstuben mit Bildern des Verfassers, Helmut Skarbinas, ein Streifzug durch die Fauna und Flora des Meeresgrundes, deren Farbenpracht mit eindringlicher Anschaulichkeit geschildert ist. Der bekannte Kinderdichter Adolf Holst hat eine lustige Mäusegeschichte „Die glücklichen Mausleut" in Verse gegossen, die Else Wenz-Viëtor mit entzückenden Bildern schmückte. Die gleiche Künstlerin illustrierte auch ein Versbüchlein von Sophie Reinheimer. Ein wahres Labsal für die Augen sind diese zarten, geschmackvollen Bilder. Endlich seien noch die phantastischen farbigen Zeichnungen von Louise Staudt-Zoerb erwähnt, die sie den Kindergedichten von Hertha v. d. Knesebeck beigegeben hat. Zum Schluß dieser Besprechung weise ich auf den neuen Band des „Münchner Bilderbogens" (Verlag Braun & Schneider, München) hin. Dieser dem Büchermarkt so vertraute Bekannte erfreut stets von neuem in seinem wechselnden Gewand. Diesmal ist er ein wenig modernisiert. Namhafte Künstler, wie Walter Trier, Hermann Stock-

mann, Rolf Winkler, Hans Stubenrauch u. a., haben ihre Kunst in den Dienst
dieses Bandes gestellt.

Für Knaben und Mädchen. — Eine stets willkommene Lektüre für
Knaben und Mädchen sind Thienemanns Illustrierte Zweimarkbücher. Unter
den diesjährigen Neuerscheinungen möchte man besonders hervorheben M. Ba-
rack: „Wilhelm Tell“. Es ist hier der Versuch unternommen worden, die
Tellsage in die Form einer packenden und für die Jugend verständlichen Er-
zählung zu kleiden. Diese Aufgabe hat der Verfasser mit geschickter Hand
gelöst. Die Erzählung „Das Lagerkind“ von Charlotte Niese enthält die Ge-
schichte der Walburga von Rantzau, die, als kleines Kind aus dem brennen-
den väterlichen Schloß geraubt, beim Lagertroß als eines der vielen namen-
und elternlosen Kinder aufwächst und hier alle Schrecken des Dreißigjährigen
Krieges miterlebt. Ein ausgesprochenes Buch für Mädchen sind „Die sieben
Monde überm Geiersberg“ von Lotte Gumtau. Es schildert sieben Sommer-
monate von Großstadtkindern in der weltabgeschiedenen Stille des Geiers-
berges, wo im Gleichschritt mit dem Wachsen und Reifen der Natur ringsum
sich die ausgleichende Entwicklung der dort lebenden jungen Menschen
vollzieht. — Eine prächtige Jugenderzählung ist „Der Sieg des Hein Hammer-
schlag“ von Carl Ferdinands mit Zeichnungen von Hermann Scheffler (Verlag
Hegel & Schade, Leipzig). Die außerordentlich spannende Handlung läßt uns
das Schicksal eines jungen Eiflers erleben, der von einem wallonischen Ver-
walter, welcher zugleich sein Vormund wurde, um sein Vatererbe, den alten
Hammerschlaghof, betrogen werden soll. Schwer mißhandelt, entflieht er und
kommt in die Gesellschaft von drei phantastisch genialen Landfahrern, die ihm nach allerhand Abenteuern zu seinem Hof und damit zum Siege verhelfen. Durch das ganze Buch zieht sich die Rhein- und Eifelstimmung. Ein köstliches Reise- und Abenteuerbuch legt der bekannte Weltreisende Georg Wegener unter dem Titel „Fliegt mit!“ (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) vor. Es ist eine gekürzte Ausgabe des „Neuen Fluges mit dem Zaubermantel“. Das Büchlein handelt nicht von Luftreisen mit Hilfe einer mechanischen Maschine, sondern von Flügen des Geistes auf den Flügeln der Erinnerung. Und diese reichen von Haiderabad bis zum Mont-Pelé, von der Adventsbai nach dem Ting-Ting-See und enthalten eine Fülle von freudigen, traurigen und abenteuerlichen Erlebnissen. — Ausgesprochen belehrenden Charakter trägt der neue Band „Der Fährmann“ von Gustav Keckeis und Josef Schmidt (Verlag Herder, Freiburg i. Br.). Schon der erste Band hatte sich als ein ausgezeichneter Wegweiser für werdende Männer erwiesen. Diesem zweiten Band muß man das gleiche zuerkennen. Er zeigt uns in zahlreichen Aufsätzen über Wandern, Sport, Technik, Forschung sowie Erfolge beharrlichen Strebens den Weg zu geistiger und körperlicher Gesundheit und vermittelt interessante Einblicke in die sinnvollen Zusammenhänge der Natur. Ein Buch, das Unterhaltung und Belehrung sehr geschickt verbindet. Zum Schluß sei auch noch auf Schreibers Beschäftigungs- und Arbeitsbücher für Elternhaus und Schule hingewiesen (Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München). Es handelt sich hier um sehr instruktive Anleitungen für die Herstellung physikalischer Apparate und chemischer Versuche, die keine großen Vorkenntnisse erfordern.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: ber — bir — brin — bu — che — chen — da — de — der — di — di — dorff — e — e — e — ei — el — er — er — ern — ga — ge — ge — ge — gung — hard — he — i — im — jo — ka — ki — lan — ley — lo — mann — mel — men — men — na — na — nied — on — ra — ran — ree — ri — rie — rot — sa — schnei — sel — ser — ses — si — si — te — te — tum — u — ver — wa sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und deren dritte Buchstaben, von unten nach oben, ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“ ergeben. Bedeutung der Wörter: 1 Demütigung, 2 Sudetengebirge, 3 Stadt in Japan, 4 biblischer Prophet, 5 Lob, 6 Ausdehnung, 7 Druckfehler, 8 mittelalterlicher Bildhauer, 9 Roman von Walter Scott, 10 berühmter Kampfflieger des Weltkriegs, 11 Ankerplatz für Seeschiffe, 12 Königstochter der griechischen Sage, 13 Stadt in Italien, 14 männlicher Vorname, 15 Möbelstück, 16 Stadt in Persien, 17 deutscher Dichter, 18 Waffenrock, 19 landwirtschaftlicher Begriff, 20 Baum.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 Gutschein, 5 Stimmlage, 8 biblische Gestalt, 10 Kunstzweig, 13 weiblicher Name, 14 Südfrucht, 15 Berg in den Alpen, 16 altrömische Münze, 17 Niederschlag, 19 japanische Münze; senkrecht: 1 Erdart, 2 Stadt in Indien, 3 Wandervolk, 4 Grundlage, 5 ehemalige deutsche Münze, 6 altgermanische Schriftzeichen, 7 biblischer Berg, 8 nordischer Schriftsteller, 9 türkischer Titel, 11 Nebenfluß der Weichsel, 12 Gebirgsschlucht. 18 Wurfwaffe.

Würfelproblem.

Eine Gesellschaft unterhält sich stundenlang durch Spielen mit zwei Würfeln. Es wird im allgemeinen die Ansicht vertreten, daß (wie beim Spielen mit nur einem Würfel) jede Augensumme gleich günstige Aussichten habe. Nur ein Spielteilnehmer, Herr Adam Riese, behauptet: Nein! Es gibt eine und nur eine bestimmte Augensumme, die unter allen möglichen Würfeln 2 bis 12 am meisten vorkommt, also die günstigsten Aussichten hat. — Hat Herr Adam Riese recht? Wenn ja, welche Augensumme hat die günstigsten Aussichten?

Ein Mahnwort.

Ge··hl — Ze··ur — Ap··lo — Mo··au — Tr··se — Me··ll — Ma··et — Le··he — Ac··er — Ti··li — Ve··un — Th··se — Tr···er — Od··se — Ra··er — Gl··us — Gr··ze

An Stelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen, so daß Hauptwörter entstehen. Die Punktbuchstaben ergeben, im Zusammenhang gelesen, ein Mahnwort.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6

1—2 Beamtentitel, 1—5—6 Studienfach, 2—3 Behördensitz, 3—2 allerhand Besitz, 3—4 über Nacht bleibender Besuch, 3—5 Grundstücksbesitzer, 3—5—6 innere Angelegenheiten, 4—3 Einkehrstätte, 4—5 Besitzer oder Pächter einer solchen, 4—5 - 6 dasselbe wie 4—3, 5—6 Grundlage der Ordnung.

Wechselstrom.

Meisterwerk — Königreich — Gartenbau — Eisenbahn — Mittelmeer — Hilferuf — Gesangbuch — Bindeglied — Roggenfeld — Kugelhaus — Schlüsselbund

Von jedem der angeführten Wörter ist die letzte Silbe zu streichen, dafür dem verbliebenen Bruchstück jeweils eine Silbe voranzustellen. Es müssen so 11 neue Hauptwörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 Aromatische Pflanze, 2 Sagengestalt, 3 Labyrinth, 4 Schmiedewerk, 5 zum Leben notwendig, 6 wirksames Eingreifen, 7 Teil des Gottesdienstes, 8 altmodisches Kleidungszubehör, 9 Ort in Litauen, 10 astronomischer Begriff, 11 Diebeswerkzeug. — Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen alsdann ein Fest der Freude.

Rösselsprung.

			auf	recht			
		man	feh	rück	heißt		
	len	die	erst	chen	den	doch	
wah	glück	ver	irr	den	zu	len	rech
drum	■	durch	bahn	weg	den	■	weg
tes	re	weg	füh	sein	irr	ten	wäh
	zum	gu			rer	führt	

Buchstabensuchrätsel.

. . . .
a d u h l a s
. . . .
t m t b e n e

An Stelle der Punkte setze Buchstaben, so daß senkrechte Hauptwörter entstehen. Die ersten Buchstaben ergeben einen Kampfort im 70er Krieg, die dritten eine Seeschlacht des Altertums.

Scharadoid.

Ein Tier, das allen wohlbekannt,
Und das gewöhnlich dumm genannt,
Vermehrt um ein zerbrechlich Ding,
Dann ist die Dummheit nicht gering.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4423.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4421.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Or, 5 Hut, 7 Antilope, 10 Abt, 12 Orel, 13 lau, 15 Spa, 17 Elsa, 19 Tanne, 21 sie, 22 See, 24 Nero, 25 Isis, 27 Leo, 29 Ida, 30 Amati, 32 Rede, 33 und, 34 Uhu, 36 Erna. 38 Ino, 40 Tarantel, 41 Ire, 42 Met; senkrecht: 1 Oka, 2 Rat, 3 Lira, 4 Ale, 5 Hel, 6 Tau, 8 Topas, 9 Olga, 11 Breisach, 14 Aberdeen, 16 Inn, 18 Leim, 19 Tee, 20 Neid, 23 Eli, 26 Sau, 28 Ornat, 31 Tür, 33 Unna, 34 Uri, 35 Ute, 37 Rad, 38 Ilm, 39 Ost.

Silbenrätsel: 1 Debitor, 2 Adolf, 3 Syndikat, 4 Kaukasus, 5 Libelle, 6 Ernani, 7 Illusion, 8 Note, 9 Station, 10 Erasmus, 11 Handtuch, 12 Arena, 13 Alumnat, 14 Risalit, 15 Wilde, 16 Italien. — Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Verschieden: Wagen.

Figurenrätsel: 1 Richter, 2 Lohengrin, 3 Nehrung.

Glück ab: B(all)on.

Mosaik:

G	E	S	A	N
G	D	E	R	G
E	I	S	T	E
R	Ü	B	E	R
D	E	N	W	A
S	S	E	R	N

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

RL

MOTIV AUS DEM BERNER OBERLAND

DER WINTER IN DER SCHWEIZ

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4423 ★ 19· DEZ·1929

A. A.

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

KRAUSSWARE IM LICHTBILD

RENGER-FOTO

Den ersten Preis RM 1000

erhielt Willi Altstadt, Neu-Isenburg

Die weiteren Preise fielen an folgende Teilnehmer:

Preis	RM	Name
2. Preis	**RM 750**	Aenne Biermann, Gera
3. „	**„ 600**	Ed. Kratzenstein, Dresden
4. „	**„ 500**	Hucke-Zerbst, Berlin
5. „	**„ 300**	Erh. Dörner, Chemnitz
6. „	**„ 250**	M. Schmidt, Halberstadt
7. Preis	**RM 200**	Rud. Kramer, Dresden
8. „	**„ 100**	H. Landgraf, Aue i. Erzgeb.
9. „	**„ 100**	Jul. Hirth, Würzburg
10. „	**„ 100**	Rud. Müller-Schönhausen, München.

11. bis 20. Preis je RM 50.— Alfr. Böttcher, Wüstenbrand, Mar. Dörner-Pährisch, Chemnitz, H. Ehrhardt, Coswig, Fr. Försterling, Berlin N 24, Ew. Holnkis, Görlitz, Rud. Lein, Pirna, Aug. Sanger, Köln-Lindenthal, Marg. Thiel, Dresden, Rich. Torge, Charlottenburg, Fr. Wagner-Poltrock, Chemnitz.

21. bis 30. Preis je RM 40.— Jul. Frank, Lilienthal bei Bremen, Arth. Galfert, Spandau, B. Hensel, Torgau, J. Hochhut, Baden-Baden, Tilli Höhle, Schwarzenberg-Sachsenfeld, Anni Knödler, Dillingen a. D., Gerh. Labahn, Berlin NO 35, Hans Neubauer, Aue i. Erzgeb., Heinr. Sattler, Köln-Mülheim, H. Schmölz, Köln-Untersachsenhausen.

31. bis 50. Preis je RM 30.— Willi Goldmann, Pforzheim, Ad. Graber, Zell-Harmersbach, Max Gummert, Leipzig C 1, Max Emil Haase, Plauen i. V., Hildeg. Jäckel, Dresden, Genja Jonas, Dresden, Edm. Kesting, Dresden, Ernst Kunze, Torgau, Ernst Löffler, Planitz, Lilli Männel, Aue i. Erzgeb., Dipl.-Ing. Wern. Müller, Berlin-Spandau, Heinr. Pfeifer, Weida i. Thür., Photographische Gesellschaft Düren, Photographische Gesellschaft, Düren, S. Prütz, Gildenhall, Post Neuruppin, Fr. Schillings, Düren, Prof. Seifert, Grünhainichen, Fr. Steudtner, Dresden, A. Winkler, Chemnitz, Mart. Zierold, Dresden.

51. bis 70. Preis je RM 25.— Willy Behrens, Berkenbrück, H. Berger, Dresden, Friedr. Bergmann, Zerbst, Ing. Alfr. Dörschel, Welzow, Theod. Dutkiewicz, Görlitz, Rud. Elger, Leipzig, Ludw. Gebhardt, Kassel, Hans Goldammer, Gera, Karl Hedrich, Zschornau i. Sa., Mart. Hedrich, Großenhain, Gerh. Löffelbein, Berlin-Mariendorf, Alfr. Loos, Köthen, Betti Mautner, Wien IX, Gerda Müller-Kesting, Dresden, Rose Nicolaier, Breslau V, Walt. Oberüber, Walldorf, Erica Stroedel, Dresden-N., Hellm. Vogel, Auerbach i. Erzgeb., Annel. Wildemann, Chemnitz, Dr. Zschenderlein, Schwarzenberg.

71. bis 100. Preis je RM 20.— Gertr. Avolin, Teterow i. M., Marg. Berger, Dresden, Otto Boettger-Seni, Damelang Post Brück, R. Debernitz, Hellerau, Paul Eichler, Auerhammer b. Aue i. Erzgeb., Tilli Feldner, Hamburg 20, Frieda Glagau, Greifswald, Walth. Glum, Dornburg, E. Grundmann, Alt-Reichenau, Gertr. Halm, Dresden 28, Arno Hiemann, Mildenau i. Erzgeb., Hetty Hoven, Krefeld, Willi Köberlein, Würzburg, Obering. Osc. Krause, Leipzig, Lilli v. Mende, Berlin-Tegel, Herm. Moritz, Elberfeld, Heinz Oelmann, Hamburg 20, Ludw. Pabst, Nürnberg, Photographische Gesellschaft, Düren, Hans Püschmann, Chemnitz, Fritz Schellner, Chemnitz, Alb. Schmidt, Coswig, Otto Schoch, Waltershausen, Dr. Fritz Sonnenburg, Greifenhagen, Fritz Thiel, Bonn, Rud. Trimmel, Wien X, Herm. Venherm, Wanne-Eickel, Gg. Waldhäuser, Nürnberg, Walter Weißbach, Schlettau, Kurt Winkler, Bermsgrün.

101. bis 200. Preis je RM 15.— H. Altendorf, Bielefeld, Friedr. Bachmann, Rengersfeld, Post Gersfeld, Trude Barth, Görlitz, Wilh. Baum, Egeln, Herm. Becker, Saarlouis, Gust. Berndt, Oberoderwitz, Gerh. Beuermann, Bremen, Frau Studienrat L. Bier, Coswig, Hans Brandt, Magdeburg, Paul v. Broock, Cuxhaven, Edw. Bölke, Wurzbach i. Thür., Robert Cornely, Düren, Cläre Demmer, Schwarzenberg-Neuwelt, A. Deringer, Templin, Herm. Diekmann, Oerlinghausen, Käthe Dietze, Siegmar, Kurt Dietze, Wüstenbrand, Ehrh. Dörfel, Schönau b. Chemnitz, Erich Eberle, Niederwürschnitz i. Sa., Fritz Eckard, Dresden-N., Lotte Egerer, Schwarzenberg-Wildenau, R. Engel, Würzburg, Luise Gertr. Epperlein, Schwarzenberg-Wildenau, Franz Feltes, Mainz, Heinr. Förstner, Goldburghausen, Post Pflaumloch, Aug. Frede, Westkirchen, Paul Gärtner, Freiwaldau, Friedr. Gebhardt, Höchstadt, Karl Gemmecker, Hösel, Lies. Geipel, Hamburg 37, Willy Georgi, Lauter, Otto Goldschmidt, Magdeburg, Walt. Griethe, Magdeburg, Heini Grundey, Aschersleben, Magdal. Günther, Bad Lausick, Bruno Haehn, Stettin, Fritz Hahn, Thalheim, Hans Handrock, Schwarzenberg, Lenchen Hanke, Hamburg, M. Härtel, Tellerhäuser, Post Rittersgrün, Karl Häupel, Hartenstein, Ludwig Heibl, Grednig, Hildeg. Heise, Lübeck, Paul Hilbert, Neuwelt, Alfr. Hinkelmann, Taubenheim, Willy Hirschfeld, Großröhrsdorf, Maria Hirth, Heidingsfeld, Gertr. Hochmut, Schwarzenberg-Wildenau, Heinr. Höhl, Mannheim, Herm. Holdt, Köln, Alfr. Jäschke, Görlitz, Elfr. Köchlin, Oetzsch-Leipzig, Fritz Köhler, Schwarzenberg, L. Kopischke, Berlin N 58, Otto Kramer, Frankfurt a. M., W. Kressin, Lahr i. B., Max Künzel, Dresden-Laubegast, Hans Krug, Berlin C 25, Franz Kusserow, Berlin-Siemensstadt, Paul Lang, Schwarzenberg-Sachsenfeld, Franz Lehmann, Halberstadt, Emil Leuschner, Radeberg, Else Limbach, Dresden-A 16, Hanna Lindig, Schwarzenberg, Joh. Marcus, Duisburg-Beek, Erich Matthes, Hartenstein, M. Melchior, Aue i. Erzgeb., Rud. Melzer, Mauersberg, Post Mildenau, E. Müller, Schwerin, Jul. Nuth, Düsseldorf, Paul Olitzsch, Magdeburg, Elisab. Orlaminder, Berlin W 57, Paul Otto, Siegmar, Cl. Plüschke, Breslau 21, K. Poets, Ihrenerfeldt, Wolfr. Richter, Mannheim, Martin Ringlstätter, Nabburg, F. Rommel, Olbernhau, Cläre Rumpf, Köthen, Friedrich Scheffler, Gersdorf, Alfr. Schenker, Leubnitz, J. F. Schicketanz, Friedland, Böhmen, H. Schnell, Karlsruhe, Hans Schröter, Marienberg, Gretel Schulz, Köthen, Frau Prof. Seifert, Grünhainichen, Paul Seliger, Ober-Bellmannsdorf, Mieze Siedlaczek, Ratibor, Ehrh. Spieker, Bremen, R. Starck, Hamburg, Herta Thunig, München, Louis Tribut, Magdeburg, Heinr. Tysell, Lübeck, Dr. Weiße, Gera-Untermhaus, Heinr. Wenk, Magdeburg, R. Wilking, Kaiserslautern, Max Winkler, Bermsgrün, Alfr. Wortmann, Achern, Rud. Zeidler, Zwickau, Hans Ziller, Jahnsbach.

Allen Teilnehmern an unserem FOTO-WETTBEWERB unseren herzlichen Dank. – Wir wußten, daß unsere gute Kraußware Freunde in allen Schichten des deutschen Volkes hat – aber daß ihrer so viele unserer Einladung folgten, hat uns doch überrascht. Wir hoffen, daß das Fotografieren so große Freude gemacht hat, wie uns das Ergebnis: die große Bilderschau, die Zeugnis davon ablegt, wie überall Kraußware das Leben erleichtert und verschönt.

201. bis 400. Preis je RM 10.— Dr. W. Ankersen, Nürnberg, W. Auer, Biberach, Karl-Heinz Bachmann, Nordhausen, Alfr. Barth, Stuttgart, Arnold Bathe, Benteler, Kurt Baumann, Berlin W 57, Ernst Becker, Eisleben, Max Bieler, Berggießhübel, Nelly Bondick, Hamburg 23, Alfr. Börner, Frankfurt a. M., Walt. Brecker, Homberg-Hochheide, J. Breitenfeldt, Zeulenroda, J. Brück, Pirmasens, Bruno Buchholz, Merseburg, Aug. Bussmann, Ostbevern, Gerhard Büttgen, Köln, A. Butzbach, Frankfurt a. M., Frau Dr. Cabanis, Berlin SO 36, Hugo Claus, Neustädtel, Erich Dausel, Kotzenau, Wilh. Dauß, Berlin N 48, Obertelegrafensekr. Deutsch, Kolberg, Willy Ebbmeyer, Berlin-Reineckendorf, Max Ebert, Aue i. Erzgeb., Fritz Eckardt, Aue i. Erzgeb., Erich Eisenhardt, Magdeburg, Alma Epperlein, Schwarzenberg, Helm. Epphardt, Beuthen, Josef. Eyermann, Leipzig S 3, Dr. Karl Falk, München, Theod. Febon, Zell-Harmersbach, Ed. Fick, Würzburg, Louise Fischer, Engelsdorf b. Leipzig, Margar. Fischer, Cossebaude, Frau Dr. S. Fischer, Chemnitz-Borna, Trude Franz, München, Wilh. Fritzsche, Altenburg, Gertrud Fügmann, Chemnitz, Anni Gebhard, Lübeck, Fritz Gebhard, Jena, Herb. Geidel, Neisse, Martha Glaser, Traben-Trarbach, Carl Godau, Bremen, Walt. Gottschalg, Jena-Cospeda, E. Grafe, Görlitz, Fritz Grimm, Waltershausen, Lotte Grün, Wildenau i. V., Max Grüner, Ratibor, Paul Guhr, Zwickau, Erich Güntner, Leipzig W 33, Rob. Günther, Schwerz b. Niemberg, Herm. Haase, Auerbach Erzgeb., Tilli Hampl, Bilin i. Böhm., Dora Häußler, Dresden-Gruna, Jos. Heekenmeier, Möse Krs. Wiedenbrück, Else Heidenreich, Köthen, Fritz Heinrich, Görlitz, Ernst Hempel, Rosenhain, Anni Hemstedt, Bismarck, Fritz Herrmann, Sehma, Karl Herrmann, Sonneberg, Heinr. Hochberg, Leipzig, Frau L. Hofmann, Leipzig, Olly Höllerich, Rehau, Ludw. Horz, Wetzlar, Hans Huber, München 54, Moritz Hummel, Konstanz, Th. Illgen, Jena, Margar. Jacobi, Berlin-Grunewald, Sig. Jäppelt, Schneeberg, Hermann Kählig, Kupfermühle b. Flensburg, Th. Karck, Görlitz, Willy Kaufmann, Reutlingen, Fritz Keller, Leipzig, Erich Kilian, Lohmen b. Pirna, Erich Kirner, Konstanz, Fritz Kleimau, Garlipp Post Klücken, Fr. H. Kliethermes, Krefeld, Lotte Knappe, Berlin 54, Martin Knauer, Reichenbach O.-L., R. Knorr, Leipzig C 1, Alfr. Kohler, Winterbach, Christ. Kolb, Hof, Frau Dr. Kollejek, Walzen, W. Köpke, Hamburg, Friedr. Kother, Leipzig, Willi Kraus, Berlin N 31, Gust. Krauss, Hof, Rud. Kriegel, Dresden, Sophie Krömmelbein, Quedlinburg, Fritz Krüger, Ueckermünde, W. Krug, Berlin NO 55, W. Krug, Dresden A 19, Ernst Krumbiegel, Chemnitz, Mar. Kurth, Bautzen, Max Lang, Schwarzenberg-Sachsenfeld, Frieda Langklotz, Mauersberg, Post Mildenau, Alfr. Lehnert, Heidenau, Hans Lengefeld, Görlitz, Dr. S. Loewy, Breslau, Ed. Lohr, München 13, Karl Lorenz, Chemnitz, Irma Lohse, Gera, Herm. Friedr. Maier, Freiburg-Hasbach Br., Joh. Malsch, München, Martha Manche, Breslau 9, Kurt Mann, Meinersdorf, Hel. Mangold, Tiefenbach b. Waldmünchen, Alfr. Mantschke, Berlin SO 36, Heinz Märker, Dresden-A. 19, Hugo Maser, Memmingen, Gertr. Mehlhose, Stadtroda, Ernst Menzel, Ottendorf-Okrilla, Fritz Mergner, Schweinfurt, Kantor Milde, Wünschelburg, Lucie Misch, Guhrau, Günther Mohr, Görlitz, Herm. Mohr, Tscheschenhammer, Dietr. Möllmann, Duisburg-Meiderich, Georg Müller, Maxhütte-Haidhof, Hans Müller, Freienthal b. Brück, Joseph Müller, Tuttlingen, Käthe Müller, Treuen, Hans Münch, Lochau Post Thurnau, Schwester Frieda Nöthlich, Nassau, Maria Nowack, Breslau 23, Paul Ochs, Falkenberg, Frau Dr. Osterloh, Bad Pyrmont, Herm. Otto, Frankfurt a. M., von Panther, Mustin B. Ratzeburg, Photographische Gesellschaft, Düren, Rich. Pielmann, Berlin NO 18, Gertr. Polensky, Greifenhagen, Frau Ch. Poppinger, Reichenbach O.-L., Alfr. Porschütz, Planitz, Kurt Prietzsch, Naumburg a. S., Alfr. Rehfeld, Frankenberg, Hilde Reschke, Görlitz, Alfr. Reuter, Stettin, Kurt Riedel, Neurode i. Schles., Fritz Riesop, Danzig-Langfuhr, P. Rißmann, Berlin-Britz, Paul Rode, Jena, L. Roesen, Freiburg i. B., Lore Rühl, Zeitz, E. Ruffert, Chemnitz, Anna Salomon, Magdeburg, O. Schmidt, Siegf. Schellbach, Mustin, Paul Otto Scheller, Groitzsch, Erich Schirmer, Hannover, Erna Schmelz, Freital Burgk, Jos. Schmid, Ulm, O. Schmidt, Roßlau, Paul Schmidt, Dessau, Alex. Schneider, Kaaden, Schneider & Lößer, Chemnitz, Turnstraße 39, Gerda Schoedel, Rehau, Ad. Schreiber, Eltville, Ad. Schröter, Hildesheim, Frau M. Schüler, Hirschberg-Cunnersdorf, Willi Schulze, Sommerfeld, Studienrat Schwabenhauer, Würzburg, Gisela Schwemmle, Hellerau, Willy Severing, Vacha, Gerh. Siegmund, Landeck, Hans Simon, Radeburg, Joh. Sonntag, Dresden, Fritz Spauke, Breslau VI, Heinz Staratzke, Hirschberg, Ed. Stehle, Tübingen, Dr. Freiherr v. Stillfried, Muskau, O.-L., Hans Stolle, Plauen, Christ. Stubel, Dresden-N. 6, H. Thelen, Goch, Helga Thürmer, Weißwasser O.-L., Carl Ullrich, Magdeburg, Hel. Vogler, Chemnitz, Fritz Walther, Dresden-Leubnitz, H. Waters, Erkelenz, Paul Weber, Chemnitz, Kurt Weigel, Dreiwerden, Reinh. Weigels, Grube Erika Krs. Hoverswerda, Bernh. Weigold, Zittau, Helm. Weisflog, Ludwigsburg, Karl Werner, Zwickau, Frau M. Werner, Friedrichshof Post Bismarck, G. Westenberger, Heilbronn, Hugo Wilhelm, Hartau b. Chemnitz, Fritz Winkelmann, Leipzig, Otto Winkler, Markneukirchen, Elisab. Winkler, Hermsdorf, Marie Winterfeldt, Berlin W 15, Aug. Wolf, Nordhorn, Bruno Wüstemann, Jena, Rud. Zerrens, Dessau, Frau Hauptlehrer Zeuner, Enheim Post Gnodstadt, Jos. Zinnkann, Worms, Gretel Zippel, Merseburg, Helen Zschenderlein, Schwarzenberg, W. Zumkeller, Dresden.

Eine Druckschrift mit Abbildungen der ersten preisgekrönten Fotos wird in Kürze allen denen, die für den Wettbewerb Interesse haben auf Wunsch zugesandt. / Die Rücksendung der Bilder an die leer ausgegangenen Teilnehmer beginnt in den nächsten Tagen.

KRAUSSWERKE SCHWARZENBERG IN SACHSEN

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN WIEN BUDAPEST

NR. 4423. 173. BAND

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

19. DEZEMBER 1929

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS
BÄDER UND LUFTKURORTE

KURBÄDER

BAD BRAMBACH i. Vogtl. Stärkste Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN.
HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.

RIESENGEBIRGE

HAMPELBAUDE, im Hochgebirge, mod. eingerichtet.

KRUMMHÜBEL.
DREYHAUPT'S HOTEL, mod. Komf.

HOTEL PREUSS. HOF, altrenomm. Beste Lage.

SCHREIBERHAU.
SANAT. KURPARK, phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

TRAUTENAU.
HOTEL ZIPPEL, mod. Komfort.

THÜRINGEN

OBERHOF.
HOTEL THÜRINGER WALD, mod. Komf.

SCHWARZBURG.
HOTEL „WEISSER HIRSCH". Das Haus für Ihre Ferien.

HARZ

HOHEGEISS.
HOTEL EBERSBERG, feinbürgerl. u. behagl.

RÜBELAND.
BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

ST. ANDREASBERG.
HOTEL DEUTSCHER HOF, mod. Komf.

KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, gutbürgerl.

OESTERREICH

GRAZ.
GRAND HOTEL ELEFANT, mod. Komf., I. Ranges.

VORARLBERG

BRAND bei Bludenz.
HOTEL SCESAPLANA, das führende Haus.

DORNBIRN.
ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.

HOTEL ZUM HIRSCHEN, div. Komf.

FELDKIRCH.
GASTSTÄTTE LINGG, Einkehrstätte der Fremden.

GARGELLEN.
HOTEL VERGALDEN, 1600 m, mod. Komf.

GASCHURN.
ALPENGASTHOF EDELWEISS, mod. Neubau.

TIROL

INNSBRUCK.
HOTEL MARIA THERESIA, berühmt, erstkl.

ST. JOHANN neben Kitzbühel.
CAFÉ RAINER, Konzert, Tanz. Zimmer m. Zentralheizung.

LANDECK.
HOTEL GOLD. ADLER, gutbürgerl., mod. Komf.

HOTEL POST, 70 Zimm., mod. Komf.

LANS.
HOTEL TRAUBE, feinbürgerlich, div. Komf.

SEEFELD.
WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

SÖLDEN. 1377 m
SPORTGASTHOF POST, Jahresbetr.

GASTHOF SONNE, Zentralheizung.

AM ARLBERG (Tirol)

LECH.
GASTHOF ZUR KRONE, altbekannt. 70 Betten.

ST. ANTON.
GASTHOF ALPENROSE, bestrenomm.

GASTHOF ARLBERG, mod. Komf.

HOTEL POST, I. Haus, mod. Komf.

SCHWARZER ADLER, gutbürgl., Prosp.

STUBEN.
HOTEL POST, führend.

ZÜRS. 1724 m
HOTEL ALPENROSE-POST, größtes Haus.

HOTEL LORÜNSER, komfortabel.

ITALIEN

BOZEN-GRIES.
HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

PENSION EDEN, komf. Familienhaus.

PENSION QUISISANA, bestempfohl.

CASTELROTTO.
HOTEL LAMM, solid. Fam.-Hotel.

DOBBIACO.
„UNDA", G. m. b. H., Grammophon, Kraftverstärker, Radio.

MERAN. Südalpiner Kurort.

HOTEL AUSTRIA, moderner Komfort, schöne Lage.

HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.

HOTEL FRAU EMMA, das Haus von Weltruf.

HOTEL FINSTERMÜNZ, mäß. Preise.

PENSION GILMHOF, moderner Komfort, ruhige Lage.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbehelfe.

PENSION J. MEISTER, bestrenommiert, mäß. Preise.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

SANATORIUM STEFANIE, alle modernen Kurmittel.

NERVI.
HOTEL PENSION BÜRGL, am Strand, günst. Pension.

HOTEL PENSION GIARDINO-RIVIERA u. INTERNATIONAL. Erste Häuser.

STRANDHOTEL MIRAMARE, erstkl., a. d. Strandpromenade.

ORTISEI (St. Ulrich) Grödnertal.
HOTEL AQUILA, 220 Betten, mod. Komfort, mäßige Preise.

DOLOMITEN-HOTEL MADONNA, Prosp.

HOTEL MARIA, gutbürgerl.

RAPALLO.
CAFÉ EDEN PALACE, elegant, neueröffnet.

HOTEL MEUBLE, erstkl. Familienh.

GRAND HOTEL RAPALLO, jeder Komfort, beste Lage.

VENEDIG.
GRAND HOTEL LUNA, am Markuspl.

SCHWEIZ

AROSA.
HOTEL AROSA KULM, gänzl. modernisiert u. vergrößert.

ALEXANDRA HOTEL, erstkl. Haus, jed. Komf., Prosp.

SANATORIUM ALTEIN, beste Lage, letzter Komfort. Chefarzt Dr. G. Amrein.

PARKSANATORIUM AROSA, beste Kurerfolge, Prospekt F.

WALDSANATORIUM AROSA, Chefarzt: Geh. Rat Dr. Römisch, Prosp.

VILLA Dr. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS.
PENSION MERULA, sonn. Waldlage.

SANATORIUM SCHATZALP, 300 m über Davos, vornehm u. behagl.

DAVOS-DORF.
NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer, Chefarzt Dr. J. Gwerder.

LUGANO.
CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt am See mit Schwimm- und Sonnenbad.

HOTEL MEISTER, bestempfohlen, mod. Komf.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.

KURHAUS CADEMARIO, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASSARATE.
HOTEL PENSION DIANA, fließ. Wass., am Strandbad. Fr. 8.– bis 10.–.

LUGANO-CASTAGNOLA.
KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann), Deut. Haus.

PENSION MÜLLER, erstkl. mod. Komf.

LUZERN.
HOTEL ST. GOTTHARDT TERMINUS, I. Rang, mod. Komf., an Bahn und Schiff.

SAMADEN.
HOTEL DES ALPES, feinbürgerlich. Fam.-Hotel.

ST. MORITZ.
HOTEL ENGADINER HOF, erstklass.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

HALLE a. S.
DR. HARANG'S HÖHERE LEHRANSTALT, Oberprima, gegr. 1864.

DAVOS
SCHWEIZ 1560 m

ALPINES PÄDAGOGIUM FRIDERICIANUM.
Einzige deutsche höhere Lehranstalt in der Schweiz mit deutschen Reifeprüfungen.
Gymnas., Realgymnas., Oberrealschule. Ideale Stätte zur körperlichen und geistigen Kräftigung. Kein Kontakt mit Kranken. Von deutschen Ministerien empfohlen.

Landerziehungsheim Keilhau
bei Rudolstadt i. Thür., gegr. 1817 von Fr. Fröbel.
Oberrealschule i. E. mit Gabelung: **Reformrealgymnasium.**
Obersekundareife. Ostern 1930 wird die **Oberprima** eingerichtet.
Erziehung zu Pflichtgefühl u. vaterl. Denken. Drucksachen d. d. Leitung.

ENGELBERG

Das herrliche
Wintersportzentrum

Pensionspreise von min.
Fr. 10.50 bis Fr. 17.–.

Verlangen Sie Prospekte vom
Offiziellen Verkehrsbureau Engelberg (Schweiz)

CHURWALDEN
Graubünden (Schweiz)
1260 Meter über dem Meere

Hotel Lindenhof
Haus in bevorzugter Lage für Wintersport und Kur. — Skifelder, Eisbahn, Rodelbahn. – Pensionspreis ab Fr. 13.50

SILS MARIA

(Engadin 1800 Meter)

Hotel Waldhaus

Allerersten Ranges in sonniger Lage.

Ideal für Sonnenkuren im Winter.

Alle Wintersports. O. Kienberger & G. Giger.

Majestätische Lage mit herrlicher Aussicht auf die historisch berühmte Themse, grandiose, luxuriöse Ausstattung und dennoch gediegene Vornehmheit und Ruhe. Das alles bietet Ihnen entsprechend der althergebrachten englischen Gastfreundschaft das

HOTEL CECIL
LONDON

Nähere Auskunft durch die Direktion oder durch die bekannten Reisebüros.
Telegr.-Adr.: Cecella, London.

Schwarzburg *Die Perle Thüringens*
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

Bad Blankenburg
Thüringer Wald
Sanatorium für Nervöse und Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Innere-, Nerven- und Stoffwechselleiden,
Frauenleiden, Gelenkleiden, Lähmungen.
Rheuma.

Dies und Das.

Back- und Tafelgeschirr aus feuerfestem Glas. Vor dem Kriege galt es noch als ein närrischer Aprilscherz, jemanden zur Nachbarin zu schicken mit der Weisung, sich dort die gläserne Bratpfanne auszuleihen. Heute ist es nüchterne Wirklichkeit geworden. In Haushaltungs- und Glaswarengeschäften wird jetzt häufig eine Ausstellung von Back-, Brat- und Schmorschüsseln, Töpfen und Pfannen aus Glas gezeigt. Natürlich ist es kein gewöhnliches Glas, wenn es auch äußerlich nicht anders aussieht. Es handelt sich um eine besondere, feuerfeste Glassorte des Jenaer Glaswerkes Schott & Gen., ein Glas, das die starken Temperaturschwankungen beim Kochen aushält, in der starken Ofenhitze nicht springt. Dabei wirken die Glasgeschirre so fein, und die Speisen kommen darin so lecker und appetitlich zur Geltung, daß man sie gleich darin auftragen kann, ein besonderes Tafelgeschirr also erspart. Wer sie einmal benutzt, wird das schöne, gleichmäßige Braunwerden der Kuchen, Aufläufe und Puddings loben, das bequeme Beobachten des Garwerdens durch die durchsichtigen Glaswände und nicht zuletzt das rasche Reinigen nach Gebrauch schätzen lernen. Am Glas bleibt nichts hängen, es gibt keine Brennflecken und dergleichen, im Nu ist alles wieder blitzblank wie neu. Die oben genannten Hersteller haben sich bereit erklärt, unseren Leserinnen auf Wunsch eine Liste mit Bildern und Zusammenstellungen von Geschenkpackungen zuzustellen, sowie ein Rezeptbuch, das viele deutsche und englische Rezepte zum Backen, Braten und Schmoren im Glas enthält, zu liefern.

Ein Geschenk wird nach dem Geist beurteilt, der es beseelt, und nach dem guten Geschmack, den seine Auswahl bekundet. Also seien Sie klug und bedenken Sie Stollwerck-Schokoladen sind weltbekannt und Stollwerck-Pralinen von ausgezeichneter Güte.

Der Lichtzauber der Vorweihnachtszeit flimmert durch die Straßen und lockt nicht weniger mächtig als die junge Schönheit berauschender Frühlingsnächte. Freilich mit dem Unterschied, daß der Winter andere Saiten aufzuziehen pflegt. Während wir unsere Wohnungen mit molliger Wärme erfüllen, müssen wir sehr oft am eigenen Leibe spüren, wie uns draußen rauhe Winde und überraschende Schneegestöber die schönsten Schaufensterparaden zu verderben suchen. Es sei denn, daß wir uns zu schützen wissen gegen ihre Vorstöße durch die Anwendung einer vernünftigen Kosmetik. Unter anderm besitzen wir im Kaloderma-Gelee von F. Wolff & Sohn in Karlsruhe ein Hautpflegemittel von anerkannter Qualität. Ohne der Haut einen aufdringlichen Fettglanz zu geben, dringt das aufgetragene Kaloderma-Gelee rasch in die Poren ein, um die Haut geschmeidig und widerstandsfähig zu machen. Wo die vorbeugende Behandlung versäumt wurde, wirkt dieses ideale Kosmetikum wie die beste Heilsalbe.

Bad Neuenahr. Mit der Räumung der 2. Zone ist das zwischen Koblenz und Köln gelegene bekannte Bad Neuenahr, das bisher zur Hälfte schon im unbesetzten Gebiet lag, endgültig frei geworden. Wenn auch dieser große Vorteil sich erst im nächsten Sommer voll auswirken wird, so ist dies doch jetzt schon für alle diejenigen von Interesse, die während der Winters- und Frühjahrszeit eine Trink- und Badekur gebrauchen wollen. In diesem Jahre hat Bad Neuenahr zum ersten Mal seinen Kurbetrieb im Winter durchgeführt.

45 Mk. 35 Mk. 30 Mk. 25 Mk. 20 Mk.

Mehr anzulegen ist unnötig –
weniger anzulegen ist unklug – –

Prüfen Sie selbst, was es für Sie bedeuten kann: Sie schreiben jahrzehntelang mit Gold und Osmiridium — anstatt alle Augenblicke Stahlfedern auszuwechseln. Sie schreiben in einem Zuge durch — anstatt alle Augenblicke von einer allezeit durstigen Stahlfeder in Ihren besten Gedanken unterbrochen zu werden. Sie haben eine Ihrem Schriftcharakter entsprechende, immer gleichbleibende Federspitze — statt wechselnder Federtypen, wie sie Ihnen gerade in die Hand kommen. Sie schreiben immer deutlich und klar mit Tinte — statt sich unterwegs über die traurigen Notbehelfe der Blei- und Kopierstifte zu ärgern. Sie finden beim Parker Duofold eine feststehende, immer schreibbereite Feder — die also nicht erst vorgeschraubt werden muss. Sie finden im Halter selbst den einfachen Füllmechanismus — brauchen also nicht den Hilfsapparat einer umständlichen, besonderen Tintenspritze. Sie haben einen Halter mit vollständig geschlossener, unzerbrechlicher Hülse und luftdichtem Abschluss – Auslaufen von Tinte ist also unmöglich. Mit dem Parker Duofold steigern Sie Ihre Leistungsfähigkeit. Er ist eine Kostbarkeit fürs ganze Leben. Wer 100 oder mehr Mark bieten würde, könnte keinen besseren Halter bekommen! Wer weniger anlegt als Parker-Preise, wird bald feststellen, dass die „Ersparnis" ein schlechtes Geschäft war im Vergleich mit den Vorteilen, auf die er unklug verzichtet hat.

Der Kauf eines geringeren Füllhalters ist nur die Vorstufe zum Kauf eines Parker Duofold. Die Vorstufe ist unnötig. Sparen Sie Ihr Geld und kaufen Sie gleich den Parker Duofold. Das nächste einschlägige Geschäft ist gern bereit, Ihnen die farbenprächtige Parker-Auswahl vorzulegen und Ihnen Gelegenheit zu einer Schreibprobe zu geben.

Der besonders praktische Parker-Füllstift. Mit goldenen Kappen, auswechselbarem Radiergummi und Reservoir für Ersatzminen.

*

Füllhalterständer mit einem Einstecker einschliesslich Verlängerer von 21 Mk. bis 40 Mk.

Parker

Der Luxushalter „Perl in Schwarz" – Parkers neueste Schöpfung von kultiviertestem Geschmack.

Parker Duofold

PARKER A.-G., HEIDELBERG - DOSSENHEIM

Infolge der dauernden Steigerung unseres Umsatzes brauchen wir zum 1. 1. 30 einige weitere Verkaufskräfte für die Reise. — Bedingungen: Kein Gehalt, nur Provision, Verdienstmöglichkeit zwischen 8—15000 Mk. p. a. Bewerber dürfen nicht schon für andere Füllhalterfirmen tätig gewesen sein, müssen aber gute Verkaufserfolge bei einem anderen Markenartikel nachweisen können. — Zuteilung der Bezirke durch uns. Wir beantworten nur Bewerbungen, die uns interessieren. Angebote (keine Zeugnisse beifügen) an Parker A. G. Heidelberg-**Dossenheim** (z. H. von H. G. S.).

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

PICKNICK IM SCHNEE

Eine Wintersport-Gesellschaft bei heiterem Mahl auf der Gerschni-Alp bei Engelberg (Schweiz).

Zeichnung von C. E. Turner.

Spaziergang in der Wintersonne.

Der neue Gast.

Rast im Freien.

WINTERLEBEN IN DER SCHWEIZ

Zeichnungen von Eduard Braun.

Geländesprung.

Winterrennen im Berner Oberland: Concours hippique in Gstaad. (Phot. J. Naegeli.)

Fahrt in die silberne Schweiz

VON BOB S. LEIGH.

I.

Erstes Telegramm: „Dringdrahtet, wann Winteranfang! Gruß: Piet.“ Zweites Telegramm: „Was ist heuer Wintersportmode? Gruß: Piet.“ Drittes Telegramm: „Route bereitlegen, ankomme Montag! Gruß: Piet.“ Hm — manchmal nützlich, nicht zu antworten: Winteranfang ist, beispielsweise, heuer in Saas Fee, in Andermatt, in Arosa seit Ende Oktober! Wintersportmode? Gibt's nicht: Was kleidet, ist Mode! Route bereitlegen? Gut: wir fahren Bern — Lötschberg — Wallis — Genfer See — Pays d'Enhaut — Berner Oberland — Zentralschweiz — Graubünden! Und im übrigen werde ich dir bei der Begrüßung eines sagen: Dein guter Name lautet noch immer Peter ... du Aufschneider ...

II.

Bern! Bundeshauptstadt, Stadt der Lauben, Stadt architektonischer Harmonie — trotz Romantik und Neuzeit. Und nicht zuletzt: Ausgangspunkt der Lötschberglinie, die richtig heißt: Berner Alpenbahn Bern—Lötschberg—Simplon. Das wird ein feiner Wintertrip. Peter lacht: es ist sein dritter, seit wir uns kennen ... und seine Sehnsucht ist unbändig ...

Lötschbergbahn — die Fahrt durch Schneeriesen macht uns fiebern. Dehnen sich nicht selbst unsere Bretter sehnsüchtig im — Gepäckwagen? Mir war, ich hörte einen raspelnden Ton ... wird dem Skiwachs das Herz weich?

Endlich: Brig — — — Wallis! Das Chavez-Denkmal ... da stürzte der tapfere Uruguayer nach vollendetem ersten Alpenflug in Domodossola drüben zu Tode ... hier haben sie ihm einen schlichten Denkstein gesetzt, auf dem auch der Name eines deutschen Prinzen steht. Wer spricht noch davon? Im Zeitalter des DO-X? Es sind doch — „schon“ — 19 Jahre her!

Weiter, weiter ... und endlich das noch nie von einem Auto befahrene (weil hierzu keine Straße bestehende) Nikolaital. Zuhinterst das Schönste: Zermatt (1620 m). Erst seit einem Jahr auch Wintersportplatz ... aber die Söhne des berühmten Papas Seiler verstehen 's — schon gilt der Ort, der alljährlich die berühmtesten Namen der Welt auf der Kurliste aufweist, als in erster Reihe stehender Wintersportplatz! Unerhörte Pracht, die Circe Matterhorn entfaltet, daß sich die übrigen 60 Gletscher gleichsam scheu zurückziehen. Diese Circe Matterhorn: sie ist eine Frau, vor der man manchmal flieht ... worüber sie lächelt, weil sie weiß, daß keiner auf Nimmerwiedersehen geht, der sich je in ihren Bannkreis wagte ...

Rhoneabwärts, nach einem Abstecher ins liebliche Saas Fee (1800 m), an Leuk (1411 m) vorbei nach Sierre, von da per Zahnradbahn hinauf in den einzigen Kurort, der sogar einen eigenen Aviatikplatz hat: Montana-Vermala. Hier ist der Wintersport bereits Tradition; ausgeklügelter Sportkalender ... und das nahe Crans, aufstrebend, wandelt in den Fußtapfen der Vorbilder.

Ein paar Tage — dann weckt auf der Talfahrt der Halt des Simplon-Expreß in Martigny (476 m) Erinnerungen an den Schulunterricht: da zog einst Hannibal mit — irre ich? — 200 Elefanten gegen den Großen St. Bernhard hinauf ... wir jagen hinunter mit 3500 Pferdekräften. Tempora mutantur ...

„Bex!“ Bon ... da wartet ein Enkelkind dieser mächtigen elektrischen Simplonlokomotiven, um uns nach Villars-sur-Ollon hinaufzutransportieren. 1256 m hoch, Hauptwintersportplatz, großes gesellschaftliches Leben, mit besonderer Note durch die Lyzeums- und Instituts-Zöglinge. Tage der Freude.

Aber weiter: Montreux. Ausgangspunkt für das rührige Caux (1054 m), das wie ein verzaubertes Schloß aussieht. (Hm — seine Ritter werden diesen Winter aus Weltmeisterschafts-Bobsleighfahrern bestehen!) Und nun: MOB (Montreux-Oberland-Bahn) — hinüber ... wir wollen doch ins Berner Oberland!

In dem prachtvollen Skigelände Geilskummi am Regenbolshorn bei Adelboden. (Phot. E. Gyger.)

Eine Kurve der 5 km langen Bobsleighbahn in Grindelwald.

III.

Fahrt durch das Pays d'Enhaut (Land der Höhe). Château d'Oëx, Saanen, Saanenmöser . . . bekannte Winterkurorte, prachtvolle Skigebiete . . . am prachtvollsten aber im „St. Moritz des Westens": in Gstaad, das zwischen diesen genannten Orten liegt. Berühmte Winter-Pferderennen, und — „Weißt du noch, Peter, wer da wohnt?" Prompt antwortet er: „Der Weltmeister im Skisprung, Bruno Trojani!" Da kann man sich mit Freude an der Landschaft und mit Begeisterung über sportliche Leistungen vollpumpen!

„Die wenigsten wissen wohl überhaupt, wie vielfältig der Wintersport ist!" rumort Peter im Coupé herum. „Jeden Tag beinahe könnte man einen anderen Sport beginnen, jeden Tag andere Erlebnisse buchen . . . Bände könnte man schreiben . . ."

„Dabei wärst du nicht imstande, die Wintersportarten lückenlos aufzuschreiben, Peter!"

„Was gilt die Wette?" schnaubt er.

Ich habe ihn! Ich habe ihn! Am Schluß unserer Rundreise wird er mir diese Arbeit abnehmen . . . da lohnt sich der gewettete Trunk! Man muß die Menschen nur bei der Ehre packen . . . dann tun sie manches, wozu sie sonst keine zehn Pferde bringen würden . . . auch im Wintersport.

IV.

Spiez. Dann Frutigen . . . also endlich: Berner Oberland, räumlich größtes, landschaftlich prächtigstes Wintersportgebiet der an Schönheiten unerhört reichen „silbernen Schweiz".

Welchem der drei Täler den Vorzug geben? Wer die Wahl hat . . . oh, es sollte ein Jahr lang Winter sein (den natürlich die Hausfrauen — via Kohlenhändler! — nicht spüren sollten — nur der Wintersportler, der Schneeluft- und Wintersonne-Besessene)! Das Kiental: da hinten liegt, wildromantisch eingebettet, Griesalp (1500 m), dessen Ruf langsam, aber stetig wächst. Das Kandertal: Vorzug der Bahnverbindung; man kommt am stillen, überwältigend schön gelegenen Blausee vorbei nach Kandersteg (1200 m), in einem breiten Talkessel liegend, am Fuße der sagenumwobenen, reinen Blümlisalpgruppe, von der die Sennen dem Fremden, wenn sie ihn mögen, in stillen Nächten mancherlei erzählen. Für Freunde des „blitzenden Stahlschuhs" und des sausenden Schlittens ein idealer Kurort, gepflegt, komfortabel — aufblühend. Ja — dieses Kandersteg ist eigentlich ein Veilchen, das im verborgenen blüht . . . und doch scheint man mindestens auch in Deutschland um dieses Blühen im verborgenen etwas zu wissen, denn nicht zuletzt Deutsche sind es, die seine Reize entdeckt haben, und die es lieben und um keinen anderen Namen hergeben würden. Sie haben nun einmal Sinn für die berückende Poesie dieses Ortes, und es ist gewiß, daß dieses „Veilchen" noch weit mehr umworben und geschätzt sein wird, sobald sich seine „Entdeckung" noch mehr als bisher herumgesprochen hat. (Falsch wäre es aber, dieses Vergleiches wegen etwa anzunehmen, Kandersteg biete auch gesellschaftlich weniger als andere Kurorte: Das Veilchen ist ja bekanntlich nicht die erstbeste der Blumen . . . und es kann auch einem Veilchen sehr gut gehen, auch wenn es nicht an den großen Heerstraßen der Menschen steht, nicht wahr? Und — so geht es Kandersteg!)

Kirche von Kandersteg. (Phot. Osk. Hari.)

Und im dritten, im Engstligental: Adelboden (1356 m). Schmucke Autos bringen uns hin. Neuigkeiten: erstens will der ohnehin beliebte Kurort im nächsten Sommer ein alpines Freiluftbad eröffnen (welch neue Attraktion!), zweitens will die Postdirektion den Autodienst übernehmen. Darob berechtigter Zorn der Adelbodener: Sie haben keine Opfer gescheut, ihre Privatgesellschaft ist leistungsfähiger, weil fahrbereiter als jede Bahn:

Nach der Ankunft des Sportzugs in der Haltestelle „Sprungschanze" bei Wengen. (Phot. W. Gabi.)

Eishockey in dem Stadion in St. Moritz.

das hat der Staat gewittert . . . warum sollen sie sich ins Handwerk pfuschen lassen? Das wird für den Fremden nicht billiger! Adelboden wird das verhindern können, die Leute wissen, was sie wollen, sie haben's bewiesen: Förmliche Karawanen sind es, die nach den restlos begeisternden Wintersportgeländen ziehen. Wir fahren getrost weiter, den Blick auf den langsam verschwindenden Wildstrubel und seine stille Pracht geheftet. Um Adelboden und seine Zukunft ist uns nicht bange, der Ort blüht!

V.

Herz des Berner Oberlandes. Man könnte sagen: Rund um die Jungfrau! Wir fahren hinauf über Lauterbrunnen (800 m), Abstiegstation für viele, die da hinaufwollen — weil es sich lohnt. Wie ein seidener Brautschleier hängt der Staubbach in der Luft. Umsteigen — Wengernalpbahn . . . nach Wengen (1277 m). Wir sind nicht das erste (und nicht das letzte) Mal hier — aber Peter ergeht es, wie jedem immer wieder: er ist entzückt! Da gibt es keine „Aufstiegmühen" — die nimmt einem die Bahn ab. Und da liegt eine Herrlichkeit vor den Augen ausgebreitet; es ist, als hätte sich der Herrgott besonders liebevoll dieser Gegend angenommen: die Firne greifbar nahe . . . und alle dominierend, in herber Zurückhaltung und stiller Pracht die Königin — die Jungfrau. Ist es just ihre Unnahbarkeit, die den Menschen reizt? Die höchste Bergbahn Europas will sein Streben unterstützen. So fährt er auf die Scheidegg, in ein Wintersportgelände, das mit Recht den Ruf genießt, auch dann noch Gelegenheit zu wintersportlicher Betätigung zu bieten, wenn anderwärts bereits der Krokus an knospenden Halden sprießt.

Eigergletscher — Eigerwand — Eismeer . . . und endlich: Jungfraujoch! 3457 m hoch atmet man, stumm, nicht beklommen, aber sich doch menschlicher Kleinheit bewußt — und trotzdem voll Stolz über die Bahn, die solchen Ausblick ermöglicht, und des Jubels voll über dieses Erlebendürfen.

Auf der Skitour in den Davoser Bergen. (Phot. E. Meerkämper.)

Winteridyll in den Bergen bei Klosters (Graubünden).

Der Schnee als Künstlermaterial: Mammutplastik in Arosa. (Phot. Steche-Graf.)

Und Direktor Sommer vom Berghaus steht lächelnd daneben und freut sich mit, besonders stolz darüber, daß dieses Berghaus mit den komfortabelsten Hotels wetteifern kann — es ist einfach erstaunlich.

Die Scheidegg macht zwar ihrem Namen Ehre: sie scheidet hier die Talschaften — aber die Wengernalpbahn verbindet sie wieder, denn von hier aus führt uns der Zug hinüber und hinunter nach Grindelwald (1057 m), dem Ort, der wie keiner in oberländischen Volksliedern besungen wird. Der Ort verdient's, das hat Peter eigenmündig immer wieder meinem lieben Freund, dem jungen Kursekretär Steuri (einer „Hoffnung" des schweizerischen Skisports!) versichert. Grindelwald ist nebenbei (und kühn) gesagt die „Wiege des Bernoberländischen Wintersports", seine Veranstaltungen zählen heute mehr denn je zu den besuchtesten und interessantesten.

Wieder fahren wir hinunter, nehmen Abschied von den gewaltigen Grindelwaldgletschern und den trutzigen Schreck- und Wetterhörnern . . . jedoch nicht, ohne von Lauterbrunnen aus auch Mürren (1636 m) noch einen unabwendlichen Besuch abgestattet zu haben, denn das ist der andere Ort in diesem stolzen Dreigestirn — hier werfen wir noch einmal einen Blick über diese ganze grandiose Alpenwelt . . .

Diese Lage Mürrens und diesen wundervollen Ausblick hat auch ein Großer der Lüfte offenbar in sein Herz geschlossen: Dr. Eckener! Anläßlich einer seiner vielbejubelten Schweizer Fahrten funkte er, just über Mürren schwebend, einen Gruß an Herrn Schad vom Hotel Jungfrau . . . und dieser ließ an den „Graf Zeppelin" und dessen Lenker zurückfunken: „Die Riesen der Alpen und die silberne Königin des Berner Oberlandes grüßen den Giganten der Lüfte und sind stolz über dessen Besuch!" So ähnlich, nur ungleich poetischer, jagte die Antwort durch den Äther, und der Kursekretär Amstutz (der Bruder des St. Moritzer Kurdirektors) freute sich mit Recht der Gratulationen, die ihm Einheimische und Fremde zu der Ehre übermittelten, die gerade Mürren — auf Veranlassung eines initiativen, modernen Hotelbesitzers — zuteil geworden war. —

Doch wir müssen scheiden von diesem zauberhaften Platz, um einen anderen aufzusuchen . . . Noch einmal bewundern wir den Staubbach, der unter Mürrens Felsenfüßen 300 m hinunterstürzt, und der einen Goethe zu seinem „Gesang der Geister über den Wassern" zu begeistern vermochte . . . ade, stolzes Mürren.

VI.

Über die Hochterrasse Brünig-Hasliberg (1010—1250 m) — nebenbeigesagt ein viel zu wenig bekanntes, prachtvolles Wintersport- und besonders Skigebiet — fahren wir über Sarnen—Stansstad—Stans direkt in das Herz der Schweiz und in das Zentrum des zentralschweizerischen Wintersports: nach Engelberg (1023 m). Schon vordem bekannt als einer der geschütztesten Kurorte, steigerte es seine Beliebtheit durch den Bau der Drahtseilbahn Engelberg—Gerschnialp (1300 m) — und setzte diesem Werk die Krone auf durch den Bau der einzigen Schwebebahn Europas, die in elf Minuten den Gast um volle 500 m höher trägt: nach Trübsee, buchstäblich an den Fuß der Gletscher. Wie anders ist demgegenüber das andere zentralschweizerische Wintersportgebiet geschaffen: der Rigi (nein, wenn es auch zwei Gipfel sind, so heißt es doch: der Rigi, denn es ist ein Massiv!). Er ist von keinem anderen Gipfel überschattet, hier weilt die Sonne länger als anderswo. (Schluß auf Seite 902.)

Bei Zermatt: Blick auf das Matterhorn. (Phot. Franz Schneider, Luzern.)

NEUZEITLICHE KIRCHENKUNST

Die neue evangelisch-lutherische Kirche in Berlin-Schmargendorf ist ein moderner Eisenklinker-Bau mit einem 32 m hohen Turm. In einer Bauzeit von zwei Jahren wurde das Gotteshaus errichtet von den Architekten Baumeister Ernst Paulus und Regierungsbaumeister a. D. Dr.-Ing. G. Paulus. Der schöne Altarschmuck wurde von Prof. Max Esser, Berlin-Zehlendorf, geschaffen.

Der Altarraum in Berlins neuester Kirche.

Das Symbol des Evangelisten Johannes vom Altar dieser Kirche.

Außenansicht der in Berlin-Schmargendorf, am 13. Dezember eingeweihten Kirche.

Aufnahmen: Georg Fritz, Berlin-Zehlendorf.

Der Evangelist Matthäus und Abendmahlsgerät in Silber vom Altar der Kirche.

NEUZEITLICHE RAUMKUNST

Unsere beiden Beispiele zeitgemäßer Innenraumgestaltung entstammen der „Weihnachtsschau" des Wiener Künstlerhauses, die eine Übersicht über bedeutende Architekten der Zeit, eine Reihe vollkommen eingerichteter Zimmer, Säle mit Wiener Kunstgewerbe und eine Gemäldeausstellung umfaßt.

Moderner Wintergarten.
Entwurf: Architekt Prof. Ernst Lichtblau.

DU HAST DIAMANTEN UND PELZE...

EINE MODISCHE PLAUDEREI ZU DEN MODELLEN AUF DER NEBENSTEHENDEN SEITE

Die tiefste Wirkung geht in der Mode wie in aller Kunst vom Einfachsten aus. Die große Linie, die Schönheit des Stoffes, das Edle des Faltenwurfs ergeben mehr, als durch komplizierten Aufputz zu erreichen ist, ein vollendetes modisches Gesamtbild.

Diese Einfachheit zu erreichen, ist der hohe Stil, den die heutige Mode anstrebt. Sie läßt nur Stoff und Linie gelten und sieht von allen anderen Details der Garnierung ab. Das einzige, was sie zur Erhöhung, eigentlich zur Unterstreichung, dieser ruhigen Schlichtheit gelten läßt, ist das Edelste an Material, was wir in der Modekunst besitzen: Schmuck und Pelz.

Edles Pelzwerk und kostbarer Schmuck sind die beiden Komplemente, die jedes Kleid, jeden Mantel, jeden Stoff und jede Art Material erhöhen. Ihre Anwendung aber muß dem Charakter des Stoffmaterials entsprechen; und nicht nur dem Stoffmaterial, auch der jeweiligen Bestimmung des Kleidungsstückes. Breitschwanz und Hermelin, das Edelste an Pelzwerk, als Garnitur eines einfachen oder sportlichen Anzugs wäre ebenso verfehlt, wie dazu Brillantschmuck zu tragen, und umgekehrt: Es kann eine große offizielle Toilette nicht mit unechtem Pelzwerk und mit Talmischmuck ergänzt werden.

Dieses Fingerspitzengefühl für Pelz und Schmuck ist durchaus noch nicht den Frauen so zu eigen wie ihre Sicherheit für die Wahl von Stoffen, Formen und Stil ihrer Kleidung.

Mit der Eleganz des Damenhaften sind auch wieder der echte Pelz und der echte Schmuck in die Mode gekommen.

Bei einer Modenschau bei Jean Patou, Paris, dem bekannten Erfinder erlesener Modeideen, wurde auf diese innige Verbindung von Schmuck und Pelz in der Mode besonders hingewiesen, indem der Juwelier (in diesem Falle das Pariser Juwelen-Haus Van Cleef & Arpels) erst nach Entwürfen des Schneiders Schmuckstücke ausgeführt hat. Diese finden bald als Schultergarnitur, bald als Dekoration der Hüfte, bald als Gürtelschließe, bald als Brosche Verwendung oder bilden Gehänge oder Ketten, die fest auf Hals und Büste aufliegen und so Stickerei und Besätze ersetzen. Sie bestehen aus Brillanten und aus Farbsteinen, die naturgemäß mit der Kleidfarbe zusammengehen müssen. Bei der großen Vorliebe für Schwarz, auch beim großen Kleid, gelangt Schmuck aller Art auf der dunklen Unterlage besonders lebhaft und voll Feuer zur Geltung. Auch die Verwendung von Samt kommt dieser Schmuckmode zugute.

Was vom Schmuck gesagt wurde, gilt analog auch vom Pelz. Edelpelz ist die vollendetste Begleitung von Samt, Spitzen und Brokaten, und so mußte die Bevorzugung gerade dieser Stoffe auch Verbrämungen durch echte Pelze heranziehen. Nur Breitschwanz ist ein Material, das auch dem Tagesgebrauch vorbehalten ist. Wenn jetzt ebenfalls Hermelin dazu auserkoren wird, so liegt das in der Beliebtheit der Zusammenstellung von Schwarz und Weiß. Hermelin und Breitschwanz in inniger Vermählung dürfen auch als Garnitur wollene Kleider begleiten, wenn deren Stil es rechtfertigt.

Frieda Vallentin.

Wohnraum für ein Skihaus.
Entwur : Prof. Dr. Clemens Holzmeister.

Schmuck und Pelz

Nebenstehend:

Nachmittagskleid aus dahlienfarbenem Crêpe Satin. Den Aufputz des Kleides bildet eine sehr kostbare Gürtelschließe, die auch als Brosche zu verwenden ist (siehe Vergrößerung). Modell: Jean Patou, Paris.

Oben rechts:

Marcelle Romée von der Comédie Française trägt zu einem sehr aparten, mit beigefarbenen Punkten bedruckten schwarzen Velourschiffon-Kleid einen Mantel aus schwarzem Velourschiffon. Der Mantel ist mit Graufuchs reich besetzt; besonders originell ist die Ausgestaltung des Ärmels. Modell: Bernard & Cie., Paris.

Unten links:

Abendkleid aus schwarzer Faille mit sehr weitem Rock und schlichter Taille. Die einzige Garnierung besteht in einem kostbaren Brillantschmuck. Modell: Jean Patou.

Neue Form eines Mantelkleids aus schwarzer Wolle. Interessante Pelzgarnitur und dazugehöriger Muff aus Breitschwanz und Hermelin. Die Breitschwanzgarnitur wiederholt sich auch auf dem schwarzen Filzhut.

Nebenstehend:

Nachmittagskleid und Nachmittagsmantel aus bedrucktem Seidenvelours: schwarzer Grund mit grünen Blättchen. Reiche Verbrämung mit schwarzem Fuchs.

Modelle: Jean Patou.

Friede in den Ehen

Eine Weihnachtsgeschichte von Erich K. Schmidt

Ich hatte meinen Freund Robert viele Jahre nicht gesehen. Als ich mich am Nachmittag des 24. Dezember der kleinen Bahnstation näherte, auf der ich von ihm erwartet wurde, stellte ich mir die Begrüßungsszene so vor: Ein großer, starker Kerl kommt auf mich zu, schreit „Hallo, alter Junge!", daß die Scheiben des Stationsgebäudes klirren, ich muß erst einmal ans Büfett, um etwaigen Rost auf der Freundschaft gehörig mit Alkohol zu lösen, endlich werde ich unter starkem Tumult in die wollenen Decken eines Schlittens verstaut. Schwer wurde es mir nur, den ehemaligen Studenten der Naturwissenschaften, den der Krieg auf ein anderes Gleis geschoben hatte, im Geiste als Wirtschaftsinspektor eines 3000 Morgen großen Rittergutes zu sehen. Der Student Robert, mit dem ich einstmals über Dostojewski und Tolstoi stritt — nunmehr Stoppelhopser! Wie würden ihm die grüne oder graue Joppe, das Hütchen mit dem Rasierpinsel zu Gesicht stehen!

Als ich ihm zuletzt begegnete, war er Leiter eines russischen Gefangenenlagers. Ich sah da zufällig am Berliner Alexanderplatz einen strammen Leutnant, dem die Nähte auseinanderzuplatzen schienen, und während ich gerade dachte: Dieser Mann scheint in den letzten Jahren nicht übermäßig gelitten zu haben, schrie er: „Herr des Himmels!", und es wurde dunkel vor meinen Augen, weil er mich an seinen Brustkasten quetschte. Ich mußte ihm durch zahllose Lokale folgen, bis wir um drei Uhr nachts vor meiner Haustür standen. Die Häuser schienen mir zu tanzen, aber seine Stimme war unentwegt, stark und fest, als hätte er Bier, Wein und Schnäpse keineswegs in ungeheuren Mengen vertilgt. Er erzählte, sprach kataraktisch, rollte fünf Jahre grellen Erlebens auf — nur von seiner augenblicklichen Tätigkeit sagte er nichts. Als ich ihn danach fragte, meinte er einfach: „Das mußt du selber sehen. Morgen früh um zehn Uhr fährt mein Zug. Du kommst mit!" Um vier Uhr in der Frühe hatte ich ihn endlich so weit, daß er sich auf mein Bett warf, ich wälzte mich auf dem Diwan herum, er aber schlief augenblicklich ein. Mitten in einem Satz war er weg. Zuerst war es unheimlich still, dann ging ein Stöhnen, Schimpfen, Rasseln los; er sprach mit Pferden, Frauen, Russen, er seufzte und stieß Wind in den kleinen Raum, so daß ich schließlich meine Kissen packte und ins Nebenzimmer schlich. Ich weiß noch genau, daß ich damals dachte, wie einer Frau wohl zumute wäre, die jede Nacht neben einem solchen Kerl in einem der üblichen Ehebetten liegen müßte und um den Schlaf gebracht würde. Ich rekonstruierte mir seine Erzählungen, die er zuweilen mit den Worten „Bände könnte man schreiben!" unterbrach; es schien nur so, als würde er mit dem Leben glänzend fertig, im Grunde war er ein armer Teufel, dem das Schicksal vieles aufpackte, das er nicht recht bewältigen konnte. Sein Geist arbeitete langsam, doch gründlich — alles andere war Temperament. Die systematischen Wissenschaften, in schöner Reihenfolge semesterweise hineingepaukt, hätte er ausgezeichnet aufgenommen, aber das wilde, kunterbunt gegen ihn stürmende Leben verwirrte ihn. Manchmal, wenn er schwieg, fiel sein Gesicht zusammen, und beim Zuhören verlor er regelmäßig die Geduld. Er mußte sich dauernd betäuben, mit Worten und mit Alkohol.

Später — in seinem Gefangenenlager — war er wie umgewandelt: für jeden fand er das rechte Wort, nirgends zuviel, immer auf dem Quivive. Für eines jeden Tragik hatte er Verständnis. Er zeigte mir in allen Abteilungen die markantesten Typen, er verschanzte sein Mitgefühl hinter energischen Worten, um den armen Leuten ihr Schicksal nicht noch mehr zum Bewußtsein zu bringen. Nachher, im Städtchen, stellte er mich allen Honoratioren stolz als berühmter Doktor oder Professor vor, wozu mich nur meine Brille legitimierte, und von den gemeinsam verübten Heldentaten, die er am Stammtisch erzählte (aus Reputationsgründen bei mäßigem Biergenuß!), konnte ich mich aus ferner Vergangenheit her kaum der Hälfte entsinnen.

Was er nach der Auflösung des Lagers unternehmen würde, wußte er damals noch nicht. Er versprach, mir zu schreiben, aber erst nach so vielen Jahren traf wirklich eine Postkarte mit zwei Zeilen ein. Er hatte irgendwo in einer Zeitung einen Artikel von mir gelesen und einfach an die Adresse der Redaktion geschrieben: „Lieber Junge, willst Du nicht Weihnachten mit uns verleben? Wir könnten Dich gerade gebrauchen!" Es steckte sein ganzer ungesunder und aufrichtiger Egoismus dahinter, daß er die Einladung damit begründete, er könne mich gerade „gebrauchen". Nein, nicht er allein, „wir" hieß es, also war er vielleicht verheiratet. Das sollte ich nun alles erfahren. Ich war ziemlich neugierig, und mit den Rudimenten einer Sentimentalität behaftet, die einem von der Kindheit her nachhängt, freute ich mich gleichzeitig auf Weihnachtsbaum, Bratäpfel und Karpfen in warmer, wohliger Inspektorstube.

Auf dem Bahnsteig also stand ein Herr in kurzem Sportpelz, Veloursshut, jeder Großstadtstraße würdig. Er entblößte seinen hartgeschnittenen Kopf, von dem er selbst stolz wiederholte, daß man ihn einen Diplomatenschädel genannt habe, und drückte mir stumm die Hand. Kein Fenster klirrte. Zunächst überhaupt kein Wort, dann mit etwas rauher, doch gemäßigter Stimme: „Na, da bist du ja, meine Frau wird sich auch sehr freuen."

Kein Schlitten, nicht mal ein offener Wagen, in dem einem der lang entbehrte Landwind durch die Poren bläst, eine geschlossene Kalesche, dampfende Gäule davor. Robert sitzt breit neben mir, endlich meint er: „Na, erzähl doch, wie es dir geht."

Der Wagen biegt von der hartgefrorenen Chaussee, auf der er fürchterlich rumpelte, in einen schneegepolsterten Waldweg hinein, Rauhreif glitzert in der Abendsonne. Aber ich erzähle nichts von mir, sondern frage:

„Seit wann bist du denn verheiratet, wie fühlst du dich als Ehemann, kommt ihr gut miteinander aus?"

„Ja, weißt du, es ist nicht ganz so — wir sind ein bißchen verzankt."

„Na, das geht hoffentlich bald vorüber."

„Es geht und kommt wieder, nun ist es schon seit Wochen so. Vielleicht kannst du helfen. Sieh mal, du bist doch Schriftsteller und verstehst dich auf die Menschen, besonders die Frauen, du kannst vielleicht sehen, woran es fehlt."

Also dafür wurde ich gebraucht. Darum hatte der alte Freund nach so vielen Jahren Sehnsucht, mich wieder zu sehen. Übrigens keine schöne Aufgabe für das Fest des Friedens, ich hatte mir wohl Besseres gewünscht!

Die Frau Inspektor begrüßt uns an der Haustür, einen Schatten auf der schönen Stirn. Sie ist sehr interessiert daran, mich in mein Zimmer im ersten Stockwerk zu führen, fragt, ob es mir gefiele, und dann: „Nun, hat er sich bei Ihnen über mich beklagt?"

Ich sage: „Keineswegs." Sie weicht meinen Augen aus, zeigt mir den Blick vom Fenster über die unendliche Weite, am Horizont steht ein kleiner blauer Wald. Dies sei ihr Lieblingsraum, manchmal schlafe sie auch hier oben. Man fühlt überall eine zarte weibliche Hand.

Kaum sind wir unten, als Robert mich mit Beschlag belegt und zur Haustür drängt.

Frau Magda: „Aber wollen wir denn nicht erst einmal Kaffee trinken?"

„Ehe es dunkel wird, muß mein Freund schnell noch das Schloß, die Stallungen und die Wirtschaftsgebäude sehen."

Draußen auf dem Hof die erste Frage:

„Was hat sie dir gesagt?"

„Sie wies mich nur auf die schöne Aussicht von meinen Fenstern hin."

Und nun findet er Ruhe, mir alles zu zeigen. Zuerst das Schloß mit den ungeheueren leeren Räumen, denn der junge Baron hat außer diesem Besitz noch sieben andere Güter; er weilt irgendwo in der Schweiz in einem Knabeninstitut. Warum lud mich der liebe Robert nicht im Sommer für ein paar Wochen ein? In der Turmstube hätte man vorzüglich arbeiten können ... Als ich die gepflegten Ställe sehe, die glänzenden Leiber der Kühe und Pferde, die wilde Schar der Fohlen, die reglosen Massen der Schafe, die grunzenden Schweine mit wabbelnden Bäuchen, bekomme ich Respekt vor Roberts Tüchtigkeit; er schien sich vorzüglich zu bewähren.

Aber während wir über den weiten Gutshof schlendern, beginnt er redlich über seine Frau zu klagen.

„Ihre Lieblingsbeschäftigung ist der Gesang. Aber mit Singen macht man keine Gänse fett. Sie fällt aus dem Rahmen als Inspektorsfrau. Wir haben zuwenig Verkehr, weil die Damen der umliegenden Güter sie nicht mögen. Man hält sich über ihre Kleidung, die seidenen Strümpfe auf. Sie hat zu vornehme Allüren, verstehst du? Sie möchte auf dem Lande leben wie ihre Schwester in der Stadt. Die ist die Frau eines Bankdirektors in Berlin. Wir aber befinden uns hier auf einem ländlichen Kaff!"

Als wir die warme Stube betreten, sagte Frau Magda beiläufig:

„Der Kaffee ist nun kalt. Es wird ja auch bald Zeit, den Karpfen zu essen."

Sie wirft Kohlen in die Glut, kniet tief vor dem Ofenloch, über den seidenen Strümpfen trägt sie unförmige Filzbabuschen. In der Küche sei es so kalt, und besseres Essen verstehe die Magd nicht zu bereiten, sie müsse immer selbst dabeistehen.

DAS WUNDER VON BETHLEHEM

RADIERUNG VON FRIEDRICH RITSCHEL

Lachende Kindheit

Phot. Lendvai-Dircksen.

Phot. Fritz Reinhard.

Phot. Joël-Heinzelmann.

Phot. Lendvai-Dircksen.

Darauf geht sie ins Nebenzimmer, durch dessen offene Tür ich den Weihnachtsbaum glitzern sehe, die Schaufel klappert mit den Kohlen.

Robert stößt mich an und flüstert:

„Du könntest ihr nachgehen und ein bißchen zum Frieden reden. Vielleicht will sie dir etwas sagen!"

Ich marschiere also hinüber, bewundere den Baum, den Klubsessel, das ganze schöne Zimmer und lehne mich an den Ofen. Magda will noch einmal niederknien und die Kohlenschaufel fassen, aber ich sage: „Nein, lassen Sie mich das machen, das ist etwas Besonderes für mich, in Berlin haben wir nur Braunkohlenbrikette oder Zentralheizung."

Ein Seufzen. „Ja, sehen Sie, früher hat er mir das immer abgenommen, wenn er im Zimmer war. Jetzt sagt er nur: ‚Laß doch die Magd arbeiten.' Aber ich kann sie nicht dauernd aus der Küche holen, und sie geht dann zurück mit ihren schwarzen Händen, um das Geschirr abzuwaschen —"

„Sehen Sie, Frau Magda", sage ich, „bei den Männern ist das so, freiwillig und mit dem Reiz der Neuheit machen sie alles; wenn es zur Gewohnheit wird, zeigt sich schon Widerwillen, und wenn es gar erzwungen werden soll, ist nichts mehr zu erreichen."

„Aber die Gewohnheit des Trinkens hat er gründlich und gern angenommen. Was glauben Sie wohl, wie oft ich in den Nächten keinen Schlaf finde, weil er irgendwo bei fernen Nachbarn sitzt und zecht!"

Auch der Gabenengel friert.
Figur in Lindenholz, geschnitzt von Prof. Guntermann, Münster.

(phot. Dr. Alton.)

Kind träumt im Advent.

Weihnachtsstilleben.
Spieldose und Tierfiguren aus Lackholz.

„Über das alles, liebe Frau Magda, müssen wir nachher, wenn Sie Zeit haben, zu dritt gemeinsam sprechen. Dann höre ich beide Parteien und kann mein Richteramt besser versehen. Denn dazu bin ich doch herbeordert, gelt?"

„Ach, wären Sie nur früher einmal gekommen. Es wäre schön, wenn Sie helfen könnten!"

Sie geht davon, Robert ruft mich aus meinen Gedanken heraus, aber ehe ich ihm einen diplomatischen Bericht zu geben vermag, kommt Frau Magda zurück. Sie trägt jetzt zierliche Pumps, auch die häßliche Strickjacke hat sie abgelegt, und in den Händen hält sie nun doch das Tablett mit der dampfenden Kaffeekanne, denn bis zum Essen würde es wohl noch ein Weilchen dauern. Robert lächelt, befriedigt und stolz, ein echtes Siegerlächeln; Magda schenkt die Tassen voll, ist höflich und liebenswürdig zu mir, blickt aber an Robert kunstgerecht vorüber.

Schweigen. Nach einer Weile ich:

„Also sagt mal, Kinder, jetzt können wir uns wohl ein wenig aussprechen. Wie lange seid ihr überhaupt verheiratet?"

Doppelstimmig: „Zwei Jahre."

„Und seit wann ist denn nun Krieg, doch wohl nicht während der ganzen Zeit?"

„Im ersten Jahr ging alles sehr gut", erwiderte Robert, und man merkt, daß er bei der Erinnerung daran beträchtlich schmilzt.

Aber Magda widerspricht:

„Nein, es war schon in der allerersten Zeit, als er bei einer Reunion in der Stadt einer seiner früheren Bräute über alle Tische hinweg zuprostete."

„Erlaube bitte!" ruft er ihr entgegen, aber da sich ihre Blicke treffen, werden sie wie verliebte Leute etwas verlegen, und er sieht mich an, während seine Worte für Magda bestimmt sind: „Erstens war dieses Mädchen niemals meine Braut, ich habe mich nur ein einziges Mal verlobt —"

„Also gut: deine Geliebte!"

„— und zweitens hat mir meine Frau diese Sache schon hundertmal angeblich verziehen. Es war nicht nötig, sie noch einmal aufzutischen."

Schweigen. Dann sagt Frau Magda mit unterdrückter Stimme: „Ich weiß nicht, ob ich vorhin schon erwähnte, daß dieses Zutrinken in meiner Gegenwart geschah."

Coué als Weihnachtsmann: Christbescherung durch Autosuggestion im Maleratelier
Zeichnung von Otto Nückel.

„Herrgott, ich war eben in sehr angeregter Stimmung, weil ich meine Frau zum erstenmal in der Stadt zeigte, und da hatte ich wohl etwas zuviel getrunken."

„Immer ist es das Trinken", sagte sie leise.

„Nun, da habe ich es wieder. Aber bei meiner Frau, mußt du wissen, ist es der Trotz. Wenn ich meinen kleinen Rausch — der mich übrigens nur erheitert und nicht etwa rabiat oder sonstwie macht — wenn ich den also ausgeschlafen habe, bin ich der friedfertigste Mensch von der Welt. Wenn sie aber ihren Trotz hat, kann sie tagelang umhergehen, kein Wort sprechen und einen zur Verzweiflung bringen. Da waren wir neulich abend beim Schullehrer drüben und gehen nachts friedlich durch den Wald nach Hause. Plötzlich setzt es sich meine Frau in den Kopf, wir müßten noch einmal zurückgehen, sie habe an der Wegkreuzung Stimmen gehört —"

„Er hatte sie ja gleichfalls gehört."

„Natürlich, und ich wußte auch, daß es zwei meiner Arbeiter waren, die ebenso des Nachts nach Hause kommen konnten wie wir. Ich habe ihnen um diese Zeit keine Vorschriften zu machen."

„Nein, ich wollte auch nur, daß wir ein wenig lauschen sollten, denn ich hatte die Worte ‚Sack Gerste' verstanden, und es konnte sich um einen Diebstahl handeln."

„Ich stelle mich nicht heimlich hin, um meine Leute auszuspionieren."

„Nein, aber er brachte es fertig, weiterzugehen, obwohl er sah, daß ich stehen geblieben war. Und er drehte sich nicht ein einziges Mal um, sondern ließ mich mitten in der Nacht allein im Wald. Es hätten ja Räuber sein können, die mich umbringen wollten."

„Da hast du die ganze Weiberlogik", sagt er höhnisch und rückt seinen Stuhl ein wenig ab. „Warum blieb sie denn stehen, anstatt mit mir in schönstem Frieden nach Hause zu gehen?"

„Weil ich das größere Interesse daran habe, daß in deinem Betrieb Ordnung herrscht!" ruft sie erregt aus. „Wenn du auch immer sagst, ich sei keine richtige Inspektorsfrau, so weiß ich vielleicht besser als er" — jetzt lenkt sie die Worte, um ihnen die Schärfe zu nehmen, in etwas milderer Tonart zu mir — „was richtig ist, damit die Leute nicht machen, was sie wollen."

„In meinem Hof macht jeder, was ich will", wirft Robert mit dem Ausdruck unverrückbaren Selbstbewußtseins dazwischen, „nur im Hause habe ich anscheinend nichts mehr zu sagen."

Die Frau überhört geflissentlich diesen Einwand und sagt leise, scheinbar vollkommen ruhig, zu mir: „Aber Sie wissen ja noch gar nicht, was ich in dieser Nacht weiter gehört habe. Die beiden stritten über einen Termin, offensichtlich, um etwas vom Hof zu schaffen, und schließlich sagte der eine: ‚Am besten zu Weihnachten, dann ist der Inspektor bestimmt besoffen und merkt nichts davon.'"

„Das hat sie sich ausgedacht, weil sie möchte, daß ich zu Weihnachten nur Milch und Wasser trinke!"

„Sehen Sie", sagt sie mit tränenerstickter Stimme, „er schämt sich nicht, mich einer Lüge zu bezichtigen."

Robert schweigt, worauf seine Frau ausruft:

„Bei allem, was mir heilig ist, ich schwöre es, daß ich diese Worte gehört habe. Ist es nicht furchtbar, wenn sein Laster schon so —"

„Teufel noch mal, jetzt ist es genug! Willst du etwa sagen, daß ich ein Säufer bin, weil ich hin und wieder mal, wenn ich mich freue oder was vergessen muß, ein paar Glas Bier trinke? Ein Quartalssäufer oder so was. Laster!" Er schlägt auf den Tisch und erhebt sich. Während er aufgeregt umhergeht, spricht er weiter: „Man sitzt hier tagaus, tagein auf der Klitsche, plagt sich mit den Leuten herum. Dazu die Schreibereien, Lohnauszahlungen, das Zuteilen der Deputate, mit dem Vieh ist alle Augenblicke was los, der Generaldirektor ist auch nicht gerade mein Freund, er verlangt viel weniger Rückgrat, als ich besitze. Also eine ewige Schinderei. Selbst heute nacht müßte ich, nach den Angaben unseres Hausdetektivs, im Hofe spionierend herumschleichen, ob sie nicht einen Scheffel Gerste klauen! Dabei wollte man einmal studieren. Und man hat noch allerhand anderes zu vergessen, den Krieg und, Gott weiß, welche anderen Erlebnisse. Ich bin eben kein Weib, das sich ans Fenster setzt und über Sticheleien von vergangenen schöneren Tagen träumt!"

Frau Magda wirft die Arme auf den Tisch, läßt den Kopf darüberfallen und schluchzt auf. So daß ich zu dem Resultat komme: Schwer zu helfen! Es sind das diese Ehedispute, die ich Tellergespräche nenne, weil sie, bei schmalem Durchmesser, endlos sich im Kreise drehen.

Während sie ihre Tränen trocknet, er wie ein Tiger noch im Zimmer umherläuft, halte ich eine vorzügliche Rede über das Eheleben, über männlichen Starrsinn und weibliche Nachgiebigkeit, über das dennoch unmerklich sich vollziehende Abschleifen aller Gegensätze, über die schöne Zweisamkeit, die schließlich mit allen Fährnissen siegreich fertig wird, wenn der gute Wille auf beiden Seiten sich zeigt.

Im Schallplattengeschäft: Der letzte Käufer am Heiligabend.
Aquarell von Steffie Schaefer.

„Natürlich hast du recht", sagt Robert ostentativ und blickt zu seiner Frau hinüber. „Vollkommen recht!"

Magda dagegen meint: „Ich muß jetzt nach dem Essen sehen" und geht hinaus. Man hört sie bald darauf im Nebenzimmer, ein sanftes Leuchten wird sichtbar, Geruch von verbrannten Tannennadeln zieht zu uns herein.

Robert, aus tiefen Gedanken heraus:

„Wir machen die Bescherung immer vor dem Essen."

Eine silberne Klingel tönt wie in fernen Jugendtagen, es gibt uns beiden einen Ruck; friedlich gestimmt, betreten wir den feierlichen Raum.

Magda, in einem reizenden Abendkleid, weist auf den schön geschmückten Tisch:

„Eine Kleinigkeit für den Gast."

Ich blicke gerührt auf den bunten Teller, die Likörflasche, die Zigarettenpackung. Auch die beiden sind in den Anblick der gegenseitigen Gaben versunken. Magda nimmt prüfend die seidenen Strümpfe in die Hand, drückt ein wenig Hautcreme aus der Tube und lächelt. Worauf Robert sagt: „Damit du wieder so schöne zarte Hände bekommst wie früher." Dann erst entdeckt sie die größte Überraschung, ein Opernglas mit schimmernder Perlmuttereinlage.

„Du mußt wissen", sagt Robert zu mir, „daß die Oper ihre Leidenschaft ist. Sie hat nämlich früher selbst einmal Gesangstunden genommen."

Magda blickt durch das Glas auf den Weihnachtsbaum, dann sucht sie damit die Augen ihres Mannes, der sich rasch über seine Geschenke beugt. Plötzlich findet er, unter Strümpfen, Krawatten und anderen nützlichen Dingen,

„Shopping" zur Weihnachtszeit: Eine besonders reizvolle Beschäftigung, vor allem, wenn bei den Einkäufen Geld keine Rolle zu spielen braucht! Aquarell von M. L. Mammen.

das „Leben der Bienen" von Maeterlinck. Ich sehe förmlich, wie er sich verändert, als er den Titel liest. Und ich erkenne in dem breiten, rotbraunen Gesicht etwas von dem Geiste des ehemaligen Studenten, der sich den Naturwissenschaften zu widmen gedachte. Er wendet sich, das offene Buch in der Hand, zu seiner Frau, und unvermittelt liegen sich die beiden in den Armen.

Es zieht eine engelmilde Stimmung durch den Raum, ich lächle in mich hinein, und als die Versöhnten sich endlich voneinanderlösen, hat Frau Magda ein rotes, glückliches Gesicht, die braunen Augen sprühen, ihre schönen dunklen Haare liegen verwirrt über der Stirn.

(Schluß auf Seite 905.)

Mit vielen Schätzen reichbeladen: Heimfahrt vom Weihnachtseinkauf. Kohlezeichnung von H. v. Falkenhausen.

THEATER

Eine Tragödie der Kleinrentner.
Szene aus der Uraufführung des Schauspiels „Meyer XI" von Bruno Wellenkamp am Landestheater Oldenburg. (Phot. H. Besser.)

Rechts:

Herrn Salvermosers seltsame Seelenwanderung.
Hermann Menschel als Kückelhahn und (davor) Alfred Scherzer als Salvermoser in der neuen Komödie von Roland Betsch, die vor kurzem im Lobe-Theater in Breslau uraufgeführt wurde. (Phot. Klette.)

Hermann Ungars letzte Komödie.
Szene zwischen Hedwig Wangel (als Frau Colbert) und Hilde Körber in „Die Gartenlaube", die nun nach des Dichters Tod im Theater am Schiffbauerdamm zu Berlin uraufgeführt wurde.

Rechts:

Eine Rolle für Toni van Eyck.
Szene zwischen Franz Schafheitlin und Toni van Eyck (als römischem Mädchen „Scampolo") in der Komödie „Scampolo" von Dario Niccodemi, die am Deutschen Volkstheater in Berlin zur Aufführung gelangte. (Phot. Atelier Jacobi.)

Festbankett der Amerikanischen Handelskammer im Esplanade-Hotel zu Berlin am 10. Dezember: Eine Ehrung für den amerikanischen Botschafter Dr. e. h. Jacob Gould Schurman anläßlich der Überreichung einer Ehrenadresse durch die Amerikaner in Deutschland. Personen an der Ehrentafel (von links aus): Frau Edward Carpenter; Botschafter Schurman; Frederick W. King, Präsident der Amerikanischen Handelskammer; Ministerialdirektor Reichart vom Reichswirtschaftsministerium; Frau Geheimrat Dr. Führ; Colonel Edward Carpenter, amerikan. Militärattaché; Frau H. Lawrence Groves von der amerikan. Botschaft; Captain Baum, amerikan. Marineattaché; Frau Geheimrat Dr. Davidsen; John Wiley, amerikan. Botschaftssekretär; Dr. Eichberg, Hapag; Herr M. Böger, Hapag; Herr v. Meibom, Hapag; Dr. F. Haerecke, Deutsche Gruppe der Internationalen Handelskammer; Major Seyffarth vom Polizeipräsidium Berlin. (Phot. A. v. Freyberg.)

Eine Geburtstagsehrung für den 80 jährigen Mackensen.
A. v. Mackensen mit Admiral v. Schröder (rechts), Vorsitzendem des Nationalverbandes der Deutschen Offiziere, auf dem Bankett, das die deutschen Offiziersverbände zu Ehren des greisen Feldmarschalls in den Festräumen des Berliner Zoo am 9. Dezember veranstalteten.

Sorgen um die Finanzreform?
Aufnahme vom parlamentarischen Abend beim Reichstagspräsidenten Löbe: (Links um den Tisch) Vizepräsident des Reichstags Esser (mit dem Rücken zum Beschauer); Verkehrsminister Stegerwald; Reichswirtschaftsminister Dr. Moldenhauer; Abgeordneter Brüning; Minister a. D. Dr. Brauns.

Die Gattin des ungarischen Ministerpräsidenten als Schriftstellerin.
Gräfin Margit Bethlen hat sich als Märchendichterin und Schriftstellerin einen Namen gemacht. Ihre vor kurzem verfilmte Pantomime „Liebe, Leben, Tod“ gelangte im Opernhaus zu Budapest bei einem Wohltätigkeitsfest zur Aufführung.

Ein „diplomatisches“ Kinderfest.
Kinder von Beamten der englischen und amerikanischen Botschaft bei der Geburtstagsfeier der kleinen Virginia, Tochter des amerikanischen Botschaftsattachés Daugherty in Berlin.

Rudolf v. Laban,
ein Vorkämpfer des modernen Tanzes als selbständiger Kunstform, der auch durch Aufstellung einer Tanzschrift bekannt geworden ist, wurde am 15. Dezember 50 Jahre alt.

Prof. Dr. e. h. Christian Rohlfs,
bedeutender Landschaftsmaler, ein Vertreter des Expressionismus, kann am 22. Dezember seinen 80. Geburtstag feiern.

Die Tragödie im Hause des Grafen Stolberg.
Graf Christian zu Stolberg (Mitte), der wegen fahrlässiger Tötung seines Vaters vom Schöffengericht des Hirschberger Landgerichts am 11. Dezember zu neun Monaten Gefängnis verurteilt wurde, nach der Urteilsverkündung mit seiner Mutter, seiner Schwester und seinem Verteidiger, Rechtsanwalt Lütgebrune.

Die Verteilung der N
Die Festversammlung im Konzertha
10. Dezember. Hinter dem Redner
und Sprengstoffindustriellen Alfred

Um den Bestand und die Zuku
Von der Tagung des Hauptausschusses der Notgemeinschaft der deutschen W
vorn nach hinten: Geh.-Rat Prof. Dr. Ritter v. Hertwig; Geh.-Rat Prof. Dr.
Dr. Heymann; Geh.-Rat Prof. Dr. Hergesell; Min.-Rat Dr. h. c. Donnevert;
Pellengahr; Prälat Prof. Dr. Schreiber; Min.-Rat Decker; Leg.-Rat Dr. Te
Thilenius; an der rechten Tischseite sitzend von vorn nach hinten: Geh.-R
Dr. Bergner; Min.-Rat Prof. Dr. Ulich; Geh.-Rat Dr. Siegismund; Geh.-Rat
Dir. Prof. Dr. Richter; Prof. Dr. v. Zahn, Rektor der Universität Jena; Min
Rat Prof. Dr. Schenck; Prof. Dr. Schwerd; stehend von links nach rechts:
Dir. Prof. Dr. Wahl, Weimar; Prof. Dr. Konen; Kanzler Staatsrat Prof. Dr
Rat Prof. Dr. M. Wien; Geh.-Rat Prof. Dr. E

Die letzten englischen Truppen verlassen Wiesbaden.
Zur Abfahrt aufmarschierende englische Infanterie vor dem Bahnhof in Wiesbaden am 12. Dezember; am Bahnhofsgebäude an ihrer Stelle einziehende Franzosen.

B I L D E R

...elpreise in Stockholm.

...zu Stockholm während der Feier am ...Büste des schwedischen Chemikers ...bel, des Stifters der Nobel-Preise.

Don Narciso Garay,
der neue Gesandte Panamas in Berlin, der in der Reichshauptstadt zur Übernahme seines Amtes eingetroffen ist.

S. Fischer,
bekannter Berliner Verleger, verdienstvoller Förderer der deutschen Literatur, wird am 24. Dezember 70 Jahre alt.

Das italienische Königspaar im Vatikan.
König Viktor Emanuel (in Uniform) und seine Gattin verlassen in Begleitung päpstlicher Würdenträger nach der Begegnung mit Papst Pius XI. den Vatikan (5. Dezember). Dies war das erste Mal (seit 1870), daß der italienische König den Vatikan betrat — eine Folge der Aussöhnung zwischen dem Staat und dem Papst.

...der deutschen Wissenschaft.

...schaft im Hotel Kaiserin Augusta zu Weimar. An der linken Tischseite von ...evers; Geh.-Rat Prof. Dr. Linck; Geh.-Rat Prof. Dr. Krüß; Geh.-Rat Prof. ...atsminister Dr. Paulssen, Weimar; Staatsminister Dr. Schmidt-Ott; Min.-Dir. ...lenge; Oberreg.-Rat Stier, Weimar; Geh.-Rat Prof. Dr. Brandi; Prof. Dr. ... Prof. Dr. F. W. O. Schulze; Geh. Oberbaurat Prof. Dr. Rehbock; Reg.-Rat ...of. Dr. v. Dyck; Prof. Dr. Tillmann; Geh.-Rat Prof. Dr. Fr. v. Müller; Min.-...Rat Bauer; Reg.-Dir. Dr. v. Wrochem; Geh.-Rat Prof. Dr. Ed. Meyer; Geh.-...bl.-Rat Dr. Jürgens; Prof. Dr. Mittelstraß; Dir. Prof. Dr. Köhler, Weimar; ...v. Rümelin; Prof. Dr. Stuchtey; Geh. Oberreg.-Rat Dr. Schwörer; Geh.-...Schwartz; Dr. Griewank; Dr. R. Fellinger.

Rückkehr des Kreuzers „Emden" von der zweiten Weltreise.
Die „Emden" legte am 13. Dezember nach einjähriger Abwesenheit in ihrem Heimatshafen Wilhelmshaven an, von der Bevölkerung und den Angehörigen der Besatzung begrüßt.

Rosa Rubin

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(II. Fortsetzung.)

Mittelmann schüttelte den Kopf. Eine Verwunderung stieg in ihm auf. „Warum fragen Sie das alles?“ meinte er und hielt den Kopf schief.

Plaschke brauste auf. „Glauben Sie, ich will einen Roman schreiben? Wir suchen einen Mörder, Herr!“

Mittelmann sah ihn mit großen Augen an. Dann nickte er. Plaschke betrachtete ihn mit funkelnden Augen; dann tat er eine unwillige Handbewegung. „Es ist gut. Unterschreiben Sie Ihre Aussagen. Dort liegt das Protokoll. Dann können Sie gehen. Danke.“

Mittelmann ließ sich von dem Schreiber das Blatt weisen, setzte seinen Namen hin und ging ohne Gruß. Einen Mörder suchen ... was für Sinn hat das, da Rosa ja doch tot war! Rache? Aber dieser Richter hat Rosa gar nicht gekannt! Gerechtigkeit. Ah, ja. Gerechtigkeit! Daß er das vergessen konnte!

Der Amtsrichter sah sein Faktotum an. „Ein selten beschränkter Mensch“, sagte er, entgegen seiner sonstigen Art, Meinungen für sich zu behalten. Und zu dem wartenden Kommissar Helbig: „Es muß festgestellt werden, woher Jutta Berg die Rubin kannte, was sie veranlaßte, die Schauspielerin aufzusuchen. Jutta Berg wird in kurzer Zeit hier erscheinen und aussagen. Inzwischen können Sie vielleicht bei ihr im Hause etwas erfahren. Was Frau Berg uns hier auftischen wird, erfährt dann eine Kontrolle durch Ihre Recherchen.“

Kommissar Helbig zog seine Uhr. „Die Vorladung ist auf ein Uhr gestellt? Dann kann ich jetzt gehen. Wenn Jutta Berg kommt, muß sie zumindest schon das Haus verlassen haben.“

„Telephonieren Sie“, sagte Plaschke, „nehmen Sie aber keine Gerichtsnummer, falls nachgefragt wird. Wir wissen nicht, mit wem wir es zu tun haben.“

Helbig ging hinaus, nahm eine offene Postleitung im Vorraum und ließ sich mit Martinis Privatwohnung, Luisenstraße 10, verbinden. Frau Berg war nicht im Hause. — Er machte sich sofort auf den Weg in die Luisenstraße, und er hatte Glück. Doktor Martini war gleichfalls abwesend. Helbig stand nur dem Mädchen gegenüber. Er wies sich nicht als Kriminalbeamter aus, denn er fürchtete, diese harmlose Person zu verschüchtern. Sie ließ ihn ein; in der Halle standen sie einander gegenüber. Es gelang ihm leicht, sie in ein Gespräch zu verstricken. Zögernd stieß er dann zu dem Kern seiner Fragen vor. Aber er erfuhr nichts Neues. Frau Berg habe keinen Verlobten, nein.

„Das wird Frau Berg Ihnen nicht auf die Nase binden!“

Das Mädchen war entrüstet. Sie sei bereits zwei Monate hier bedienstet, und ihr entginge nichts, was im Hause Martini geschehe. Helbig lächelte spöttisch. Dieses Lächeln, bewußt gebracht, reizte sie wirklich. „Es kann allerdings sein“, sagte sie, „gestern war Herr Ruloff hier. Ruloff, kennen Sie ihn? Er war erst Redakteur bei unserm Herrn Martini, und dann wurde er Schauspieler.“

„Was wollte Herr Ruloff? Kam er zum ersten Male?“

„Das ist es eben. Er war noch nie hier, aber Frau Berg empfing ihn sofort, und er gebärdete sich wie ein alter Bekannter. Ich glaube, die beiden kannten sich sehr gut.“

„Na, sehen Sie. Wann war das, als Herr Ruloff hierherkam? Nachmittags?“

„Ja, ziemlich spät; es war schon dunkel.“

Helbig notierte sich das. Das Mädchen wurde unruhig. „Warum schreiben Sie sich das auf? Sind Sie von der Polizei? Hat hier jemand etwas verbrochen?“

Helbig brauchte nicht zu antworten. Die Flurklingel schrillte. Erschrocken öffnete das Mädchen, und Doktor Martini trat hastig ein. Er sah im Augenblick diesen fremden Mann gar nicht und wollte vorbei in sein Zimmer, als das Mädchen ihn aufmerksam machte. Sie hatte es mit der Angst zu tun bekommen. „Herr Doktor“, sagte sie, „dieser Herr hat mich so merkwürdige Sachen gefragt ...“ Sie war ganz blaß geworden.

Martini blieb stehen. Helbig verbeugte sich und nannte seinen Namen, wies seinen Ausweis. „Ich mußte einige Fragen an Ihr Mädchen richten, Herr Doktor.“

„Wozu das?“ fragte Martini, und er sah die beiden abwechselnd an. Dann öffnete er die Tür in sein Zimmer. „Kommen Sie, bitte, hierherein. Nehmen Sie Platz. Sie sind im Dienst, nicht wahr? Gut. Rauchen Sie trotzdem eine Zigarre? Oder lassen Sie es?“ Er tat eine Handbewegung. Helbig saß im weiten Ledersessel, ihm gegenüber nahm Martini Platz; der Rauchtisch stand zwischen ihnen. „Was wollten Sie von meinem Dienstmädchen erfahren? War es nicht möglich, sich an mich oder meine Schwester zu wenden, Herr Kommissar?“

Helbig schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Doktor.“

„Haben Sie erfahren, was Sie feststellen sollten?“

„Nein. Ihr Mädchen nannte mir verschiedene Personen, mit denen Sie und also auch Ihre Frau Schwester Verkehr pflegen, aber Leute vom Theater waren nicht darunter.“

„Sie wollten wissen, wieso meine Schwester dazu kam, diese Rosa Rubin aufzusuchen? Verständlich. Ich möchte das selber wissen Meine Schwester gibt an, sie habe diese Frau kennenlernen wollen.“

„Scheint Ihnen das eine plausible Erklärung?“

„Wissen Sie eine andere? Jutta kannte niemand vom Theater, weder Frauen noch Männer. Der Wunsch, eine solche Bekanntschaft zu machen, mutet seltsam an. Aber was bleibt anderes, als diese Angabe zu glauben?“

„Sie ist aber doch äußerst unglaubwürdig, Herr Chefredakteur.“

Martini schob die Brille auf die Stirn, dann zog er sie wieder auf die Nase herunter. „Wie Sie das sagen, Herr Kommissar! Es ist doch nicht etwa beim Gericht der Schatten eines Verdachts gegen meine Schwester aufgetaucht?“

Helbig zuckte die Achseln. „Ich kann da keine Antwort geben, Herr Chefredakteur. Der Verdacht liegt in der Luft. Jeder, der Rosa Rubin kannte, ist natürlich in Verdacht. Ihre Frau Schwester fand als erste die Leiche. Sie kannte die Rubin nicht vorher. Das ist ein peinlicher Zufall. Ich bin bereit, das ohne weiteres anzunehmen. Als Beamter aber habe ich Verdacht zu schöpfen. Frau Berg kann Rosa Rubin ermordet haben. Es kann auch ein anderer der Mörder sein. Wir haben zu suchen.“

Martini hielt den Kopf in die Hände gestützt. „Sie haben recht“, sagte er gegen den Teppich, „das alles war mir vorher klar. Ich sah es kommen. Amtsrichter Plaschke führt die Untersuchung. Ich werde ihn aufsuchen. Jutta muß mit mir zum Gericht. Es muß aufgeklärt werden, was sie bei Rosa Rubin wollte. Davon hängt alles ab, scheint mir.“

„Vielleicht“, sagte Helbig. Dieser Mann tat ihm leid. Ein tückisches Verhängnis war hier dabei, seine Kreise zu ziehen. Letzte Ausläufer streiften auch diesen Mann. Er war noch nicht lange im Dienst, der Kriminalkommissar Helbig, und nahm darum noch Anteil an den Geschicken der Leute, mit denen ihn sein Beruf zusammenführte. Er war der Meinung, seine Erfolge, die ihm die Kollegen als Zufälligkeiten neideten, seien auf diese Anteilnahme zurückzuführen. Man mußte sich einfühlen in das Wesen der Menschen, die man vor sich hatte, in ihre Denkungsart, ihre Lebensauffassung. Dann begriff man sie am Ende, sie und ihre Taten. Er hatte das bestimmte Gefühl, Chefredakteur Martini stehe sozusagen auf seiner Seite, suche wie er, diese Fäden zu entwirren. Die Frage nach der Schuld oder Schuldlosigkeit der Jutta Berg war dabei im Augenblick nicht der springende Punkt.

„Herr Martini“, sagte er und ließ alle Titel weg, „wollen Sie mir eine Frage gestatten? Die Antwort, an sich so peinlich wie die Frage, würde in diesem Falle vieles aufhellen, und darum geht es uns ja schließlich.“

Martini nickte. „Fragen Sie!“ Und Helbig sagte unbetont: „Hatte Ihre Schwester einen Liebhaber?“

Martini senkte den Kopf ein wenig, er ließ ihn fallen, er ward ihm wohl zu schwer. „Nein“, antwortete er, „ich kenne niemanden, der ihr so nahe gestanden haben könnte.“

„Wirklich niemanden?“

Martini blickte den Kommissar prüfend an, er wollte sich nicht ganz auf sein Gehör verlassen. „Sie sagen das in einem Ton, der stutzig machen muß. Ich versichere Sie: niemanden!“

„Ich glaube Ihnen. Wissen Sie, wer gestern abend hier war, kurze Zeit bevor Ihre Schwester das Haus verließ und in die Theaterstraße fuhr?“

„Nein. Wer?“

Helbig hatte das Gefühl dafür, daß seine Worte wehe taten und Wunden schlugen. Er zögerte; was er jetzt noch zu sagen hatte, mußte ein Vertrauen einstürzen. Leise, fast zärtlich sagte er: „Artur Ruloff war hier. Ich erfuhr es von Ihrem Dienstmädchen. Dieser Ruloff war Ihrer Schwester bestimmt kein Fremder.“

Martini sah den Sprecher starr an. Man erkannte das tiefe Blau seiner Augen hinter den Gläsern; aber dann zog über diese Spiegel eine Wolke und wischte es weg. „Das — wußte ich nicht“, gestand der Chefredakteur mit einer Stimme, die von weit her kam. Er fügte nichts hinzu.

UNTER DEM RATHAUSBOGEN IN MÜNSTER I. W.

AQUARELL VON FRITZ PREISS

Hier war kein Wort mehr zu sagen. Helbig erhob sich und ging zur Tür. Dort verbeugte er sich nochmals. Martini sah nicht auf. Da zog dieser empfindsame Kriminalkommissar die Tür zu und ging. Er kannte Jutta Berg nicht, er hatte auch den Schauspieler Kuloff nie gesehen. Aber er wußte genau, daß sich ein Knoten in diesem Augenblick zuzog, der sie in ein Netz sperrte. Er dachte nicht an die Frau, nicht an den Komödianten. Nur dieser Mann im Ledersessel tat ihm leid. Er bestieg eine Straßenbahn und fuhr zum Gerichtsgebäude zurück.

Im Vorzimmer des Untersuchungsrichters saß ein unscheinbares Fräulein auf der Wartebank. Der Sekretär neigte sich zu Helbigs Ohr. „Er erwartet Sie. Sie möchten sofort hereinkommen. Er verhört gerade den Schauspieler Kuloff." Helbig nickte dem Flüsternden zu und ging in das andere Zimmer.

Nichts hatte sich verändert, seit er es verlassen hatte; nur Heitemeyer war nicht mehr anwesend. An seiner Stelle stand gegen die Barriere gelehnt ein gutgekleideter junger Herr, der Schauspieler Artur Kuloff. Er schien eben erst gekommen zu sein, denn der Untersuchungsrichter war noch bei den Personalien. Plaschke sah plötzlich auf, verständigte mit einem Blinzeln den Kommissar und sagte gewinnend: „Können Sie uns sagen, Herr Kuloff, wo Sie sich gestern abend gegen sieben Uhr aufhielten?"

„Ich aß im Restaurant zum Löwenbräu zu Abend."

„Ganz recht. Sie kamen gegen acht Uhr in das Lokal. Wo waren Sie vorher?"

„Ich meine, es müsse eher gewesen sein." Kuloff war verwirrt. „Ich bin zeitig aus dem Hause gegangen, ich muß mich auf den Straßen vertrödelt haben."

„Sie gingen genau fünf ein halb Uhr vom Hause weg, wenn ich Ihrem Gedächtnis nachhelfen soll. Bis zum Löwenbräu geht man von Ihrer Kastanienallee etwa zehn Minuten." Plaschke lächelte dünn.

„Ich — nun ja, ich weiß die Zeit nicht genau."

„Wir wissen sie", tröstete Plaschke. „Trugen Sie gestern dieselben Schuhe? Es regnete. Sind die Schuhe sehr naß geworden?"

„Die Schuhe — gewiß waren sie naß."

„Es sind dieselben?"

„Jawohl. Aber . . ."

„Wollen Sie, bitte, beide Schuhe ausziehen. Nehmen Sie dort Platz." Der Amtsrichter klingelte. Ein Beamter erschien, war instruiert und half dem Schauspieler, indem er ihn eigentlich vergewaltigte. Dann ging er mit den Schuhen hinaus. Plaschke nickte liebenswürdig. „Sie wollten uns sagen, wo Sie sich gestern von fünf Uhr dreißig bis acht Uhr aufhielten."

„Bin ich angeklagt?" fragte Kuloff. Plaschke antwortete nicht. Da brauste Kuloff auf: „Dann hat das Gericht mir eine Schuld zu beweisen, nicht ich habe meine Schuldlosigkeit nachzuweisen!" Plaschke antwortete nicht. Kuloff betrachtete seine Strümpfe, er fing sich wieder ein. Diese Stille ängstigte ihn geradezu. Er durchbrach sie mit zögernden Geständnissen. „Ehe der Regen begann, saß ich im Park am Karlsplatz auf einer Bank."

„Sehr schön. Von wann bis wann?"

„Die ganze Zeit; bis es anfing zu regnen."

„Das war gegen sechs Uhr", sagte der Amtsrichter. Er nahm den Zettel, den Kriminalkommissar Helbig ihm zuschob und las ihn aufmerksam. Dann blies er mit einem knallenden Ton die Luft durch die Lippen. „Was taten Sie dann?" meinte er. „Es begann also zu regnen. Sie werden nicht dort sitzen geblieben sein."

„Ich ging langsam unter den dichten Bäumen, die den Regen nicht durchließen, zur Stadt."

„Sie kamen aber immerhin durchnäßt in der Theaterstraße an?"

„Ja", sagte Kuloff. Plaschke tat eine kleine Bewegung der Verwunderung. „Warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt, daß Sie zu Fräulein Rubin gingen?"

„Ich ging nicht zu Rosa Rubin, ich ging nur durch die Theaterstraße."

„So, Sie gingen nur durch die Straße. Waren Sie da schon bei Frau Jutta Berg gewesen?"

Kuloff merkte, wie seine Hände zitterten. Er sagte nichts. Plaschke warf dem Kommissar einen kleinen, spitzen Blick zu. Das Telephon auf seinem Tisch schlug rasselnd an. Fern redete jemand. „Gut", sagte Plaschke und hängte ab. „Denken Sie sich an, Herr Kuloff", sagte er, „es fanden sich vor dem Fenster des Fräulein Rubin Fußspuren. Klare ganze Eindrücke. Wir haben Ihre Schuhe, die Sie ja gestern trugen, diesen Spuren eingepaßt und eine vollkommene Übereinstimmung festgestellt. Ich erfahre gerade, daß sogar Einzelheiten der Nagelung Ihrer Schuhe sich in den Abdrücken wiederfanden." Er betrachtete den Schauspieler; seine Worte waren gutmütiger Spott. „Eine undankbare Rolle diesmal, Herr Kuloff. Ich würde an Ihrer Stelle diese Improvisationen aufgeben und ein Geständnis ablegen."

Kuloff schüttelte sich. Er riß die Augen auf. „Aber Sie glauben doch nicht, daß ich Rosa Rubin ermordet habe?"

„Was ich glaube", meinte Plaschke lässig, „steht hier keinesfalls in Frage. Wir sammeln Beweise. Sind Sie vielleicht jetzt bereit, uns zu sagen, wie und wo Sie die Zeit nach fünfeinhalb Uhr nachmittags gestern hinbrachten?"

„Ich verweigere die Aussage."

„Guter Gott, was für ein Unfug mit dieser Floskel getrieben wird! Sie wollen sich die Sache überlegen? Ich würde Ihnen raten, sofort zu sprechen und die Wahrheit zu sagen. Nur das ist in Ihrem Interesse! Lügen haben kurze Beine. Ich gebe Ihnen zehn Minuten Zeit. Wollen Sie dort nebenan Ihre Schuhe in Empfang nehmen. Ich lasse Sie wieder rufen." Plaschke klingelte, ein Justizwachtmeister trat ein und führte Kuloff durch eine andere Tür in einen Seitenraum. Polster schlossen auch diese Tür.

Oberinspektor Heitemeyer kam mit dem unscheinbaren Fräulein aus dem Vorzimmer herein. „Ich habe festgestellt, daß Jutta Berg mit Artur Kuloff des öfteren Zusammenkünfte in einem Café in der Nordstadt hatte. Das Café Kunstmann. Dieses Fräulein bedient dort und hat den beiden Getränke serviert. Es erkennt an Hand der Bilder sowohl den Mann als auch die Frau. Das Fräulein kann auch aufgefangene Gesprächsbrocken anführen, die mir belastend scheinen, Herr Amtsrichter. Die Personalien der Dame sind bekannt."

Plaschke bot den Stuhl in der Sonne an. „Sie wissen, um welche Personen es sich handelt?"

„Jawohl, Herr Amtsrichter, um Herrn Kuloff und seine Freundin."

„Wann fanden solche Zusammenkünfte statt?"

„Die genauen Daten kann ich nicht angeben. Drei- oder viermal habe ich den beiden Kaffee serviert. Das letztemal liegt nicht weit zurück, etwa acht Tage. Dieses letzte Mal waren die beiden anders als sonst. Sie schienen einen Kummer zu haben. Während sie sich sonst gegenseitig verliebt anguckten und die Hände drückten, sprachen sie diesmal viel. Einmal sagte Herr Kuloff: ‚Sie ist schuld!' Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch. Und bald darauf sagte seine Freundin oder wer sie war: ‚Ich will dir die Rubin vom Halse schaffen.' Das sagte sie, Herr Richter. „Ich weiß genau, diese Worte waren es, denn sonst wären sie mir nicht aufgefallen."

„Sie horchten?"

„Aber nein! Die beiden sprachen manches ganz laut. Sie waren erregt und vergaßen sich. Und den Namen der Schauspielerin Rubin kannte ich vom Theaterprogramm und von den Plakaten an den Anschlagsäulen. Ich erschrak sofort. Die Frau hatte das recht gehässig gesagt."

„Es ist gut", nickte Plaschke und dämmte ihren Redefluß ab. Gleichzeitig setzte er seine verdeckte Klingel in Bewegung. Aus dem anderen Zimmer ließ der Beamte, der Kuloff abgeführt hatte, diesen wieder herein.

„Kennen Sie dieses Fräulein?" fragte Plaschke.

Kuloff sah das Mädchen an, er erkannte es sofort; hier hatte Leugnen gewiß keinen Sinn. Er ärgerte sich längst seiner planlosen Art. Man hätte sich die Antworten vorher zurechtlegen sollen, aber man war seiner Sache zu sicher gewesen. Das rächte sich. — „Das Fräulein hat mich irgendwo bedient, glaube ich."

„Im Café Kunstmann, Herr Kuloff, wo Sie immer mit der Dame sich trafen."

„Richtig, jetzt weiß ich Sie unterzubringen."

Plaschke tat eine Handbewegung. „Es ist gut, Fräulein, Sie können gehen."

Diese kurze Abfertigung war dem Servierfräulein nun gar nicht recht. Es hatte gedacht, in einer großen Szene die Hauptrolle spielen zu können. Der schlichte Abschied verschnupfte es. Schnippisch sagte es guten Tag und ging. Draußen meldete es seine Fahrgeldauslagen an, aber der Beamte erklärte sich außerstande, sie zu ersetzen. Fahrgelder erstatte das Gericht nicht zurück. Ob sie durch ihr Fernbleiben im Café Verdiensteinbußen erlitte? — Nein, sie habe heute ihren freien Tag. — Dann sei da leider nichts zu machen. — Das Fräulein ging empört. Wenn sie das vorher gewußt haben würde, wäre sie lieber spazierengegangen.

Drinnen im Zimmer stand Kuloff vor dem Untersuchungsrichter. Herr Plaschke lächelte nicht mehr. „Es steht fest", sagte er, „daß Sie sich mit Jutta Berg wiederholt im Café Kunstmann getroffen haben. Wollen Sie uns Auskunft geben über Ihre Beziehungen zu Frau Berg? War sie Ihre Geliebte?"

Kuloff sah dem Richter in die Augen. „Welcher Mensch auf Gottes Erde hat das Recht, mich so etwas zu fragen! Muß ich darauf antworten? Niemand wird mich zwingen können!"

„Ihre pathetische Abwehr genügt uns. Wäre sie nicht Ihre Geliebte, hätten Sie schlichtweg nein gesagt; das ist wohl sicher. Eine andere Frage: Wann erfuhr Jutta Berg, daß auch Rosa Rubin Ihre Geliebte war?"

„Herr, was reden Sie denn! Was — wenn ich im Verdacht stehe — hat das mit dem Mord zu tun?"

„An dem Tag wird der Plan aufgetaucht sein, die Rubin zu beseitigen, nicht wahr?" Plaschke lächelte plötzlich wieder, Freundlichkeit und Helle überglänzten sein Gesicht. „Sie wollen den Mord zugestehen? Dies Verfahren ist Ihnen zuwider? Ich begreife das, ja, ich pflichte Ihnen bei. Also erzählen Sie uns, wie es geschah."

(Fortsetzung folgt.)

Kinder im Zirkus

Zeichnungen von Richard Duschek.

Lebende Teddybären!

Der Vorhof kommender Freuden: Im Foyer des Zirkus.

Rechts: Das lustige Clownpaar — die Lieblingsfreunde der Kinder.

Der Wunderkreis Manege.

Das Spiel ist aus — aber in der Phantasie der Kinder lebt es fort.

WISSEN UND LEBEN

Warum schreit der Säugling?

Wenn das Kleinkind ohne ersichtliche Ursache anhaltend schreit, beginnt mit der Besorgnis der Eltern das große Rätselraten: Ist das Kind krank? Hat es Schmerzen, über die es nicht zu klagen vermag? Muß dem Schreien des Kindes ein körperliches Leiden zugrunde liegen? — Mit diesen bedeutungsvollen Fragen beschäftigt sich der Kinderarzt Dr. Flusser in einer für Ärzte geschriebenen Broschüre in überaus interessanter Weise. Selbstverständlich ist der rein pathologische Teil des Werkchens nur für Fachkreise bestimmt. Aber in den Abschnitten, die von der Seele des Kindes und ihrem Zusammenhang mit der Umwelt handeln, bringt Dr. Flusser eine Fülle von fesselnden Gedanken und Anregungen, die nicht nur für Eltern, sondern auch für Pädagogen und Psychologen von Interesse sind. Vor allem wird die Frage aufgeworfen: Bedeutet selbst anhaltendes Schreien des Kindes unter allen Umständen Unlustgefühle, Kranksein? Keineswegs! Wir vergessen allzu leicht, daß das Schreien die einzige Ausdrucksmöglichkeit des Kleinkindes ist — das einzige Ventil, das ihm gestattet, sein oft übersprudelndes Temperament auszutoben, seine Individualität — und sicher ist schon in diesem Alter der Ausdruck berechtigt — der Mitwelt zum Bewußtsein zu bringen. Und wenn das Kindchen sonst gut gedeiht, rosig und kräftig ist, gesunden Schlaf und entsprechende Gewichtszunahme zeigt, dann haben wir es eben mit einem temperamentvollen Kind zu tun, einer „ausgeprägten Persönlichkeit", die ihr Dasein anders zur Kenntnis bringt als irgendein Dutzendtemperamentchen. Außerdem zeigt das gesunde Kind in allen seinen Lebensäußerungen einen gewissen Beharrungstrieb. Ebenso wie es in späterem Alter nicht müde wird, dasselbe Märchen, dieselben Scherze immer wieder zu hören, ebenso setzt es sein Schreien beharrlich und kraftvoll als „Schreikonzert" fort, bis seine oft beträchtlichen Stimmittel versagen. Freilich ist bei Beurteilung eines solchen „Schreihalses" Vorsicht geboten. Wenn das Schreien in krampfartige Zustände übergeht, wenn der Gesichtsausdruck des Kindes und sein seelisches Verhalten während des Schreiens Unlustgefühle verraten, dann ist das anhaltende Schreien nicht mehr als bloßer Energieüberschuß zu werten. Und wenn gar Wage und Thermometer — die verläßlichsten Gesundheitsmesser dieses Lebensabschnittes — an Ernährungsfehler und Krankheit denken lassen, dann bedarf es oft der ganzen diagnostischen Kunst des Arztes, die mitunter verborgenen Ursachen zu ermitteln. Aber neben etwaigen körperlichen Grundleiden ist dem seelischen Verhalten des Kindes, dem „Milieu", in dem es lebt, das Augenmerk in höherem Maße zuzuwenden, als dies bis jetzt meist geschah. Die ganze Heilkunde unserer Zeit ist ja von psychischen Strömungen tiefer beeinflußt, als man noch vor wenigen Jahrzehnten ahnte. Das mißverstandene Kind nimmt in den Ausführungen Dr. Flussers einen breiten Raum ein: das Kind, dem der Friede als schützende Atmosphäre, ein gewisses liebevolles Verständnis als unumgängliche Grundlage des Gedeihens fehlt. Es heißt schon, ein Kind mißverstehen, oft sogar krank machen, wenn man durch irgendwelche Maßnahmen in sein natürliches Wohlbefinden eingreift. Leider wird hier viel gesündigt, heute vielleicht mehr noch als früher. Säuglingsschwestern und andere Berater bringen trotz bestem Willen Unruhe und Verwirrung in die Pflege des Kindes, namentlich auf dem Lande. Das, was die Schwester in der Anstalt erlernt hat, schickt sich nicht immer für die ganz andersartigen Verhältnisse des praktischen Lebens, besonders fern der Stadt. Der Säugling, der aus primitiven Verhältnissen stammt, ist in seinen Lebensbedürfnissen wunderbarerweise derart der Umgebung angepaßt, daß solche Kinder, in eine Stadtklinik mit all ihrem Luxus und Überfluß an Pflege gebracht, mitunter förmlich dahinsiechen und erst wieder aufblühen, wenn sie in die bäuerliche Pflege zurückkommen, die unseren hygienischen Begriffen hohnzusprechen scheint. Eines paßt nicht für alle! Ein Zuviel an Pflege ist so schlecht wie ein Zuwenig. Ein wirkliches Verstehen der Eigenart des Kindes und seiner individuellen Verhältnisse ist hier das Wichtigste. — Eine bedeutsame Frage: Soll man den Säugling so lange schreien lassen, bis er von selbst aufhört? Nein! Das Kind in der Familie hat ein Recht auf sorgsame, liebevolle Behandlung. Es will Liebe und Zärtlichkeit, es will bemuttert sein und fordert dieses Recht, ganz wie ein junges Tier um eine Zärtlichkeitsbezeigung wirbt. Der Säugling, der „in Ruhe beruhigt" wird, sooft er schreit, wird zu einem ruhigen, zufriedenen Kind, nicht aber launisch und verzogen, wie man vielfach die Mütter glauben machen will. Das Kind, das die Erfolglosigkeit seines Schreiens einsieht und deshalb schweigt, kann mit einer Frau verglichen werden, die auf Liebe verzichten lernt, weil sie ihr nicht geboten wird. Aber verzichten heißt nicht: befriedigt sein! — Daß wir durch einen nervösen Menschen in unserer Umgebung selbst nervös werden, ist eine bekannte Erscheinung. Daß auch das Kleinkind denselben Einflüssen unterliegt, ist kein fernliegender Gedanke. Unsere Haustiere spüren bekanntlich auf das empfindlichste die Stimmungen des Menschen. Das Pferd wird durch den unsicheren Reiter „zapplig" und nervös, der Hund in unruhiger Umgebung selbst ebenfalls scheu und unruhig. Ähnliches läßt sich auch an den kleinsten Kindern beobachten, die als genau so unkomplizierte Wesen auf unmittelbares Erfassen der Umwelt eingestellt sind. Wo das Kind nervös ist, „keinen Frieden findet", da sind nur allzuoft die Konflikte der Umgebung schuld. Das Kind fühlt, daß die Menschen ungeduldig, launisch, nervös werden, und paßt sich auch in dieser Hinsicht an. Das Kind selbst wird neuropathisch, nervös, unlustig. Daß der neue Typ der „Garçonne" als Mutter, bei der vielfache Ablenkung, Sport, Leichtsinn, Flirt mit den Mutterpflichten in krassem Widerspruch stehen, das seelische Gleichgewicht des Kindes gefährden muß, leuchtet ein. Daß solche Konflikte in der Umwelt des Kindes auch mannigfache andere Ursache haben können, liegt in den sozialen Verhältnissen begründet. Hunger, Not, ungelöste Sexualprobleme bewirken auf dem Umweg über die Neurasthenie der Erwachsenen Friedlosigkeit und seelisches Unbehagen des Kleinkindes. Alles, was das Leben dem neuen Erdenbürger an körperlichem und seelischem Ungemach bringt, drückt dieser durch sein einziges Verständigungsmittel, das Schreien, aus. Sache des Arztes ist es, die Gründe klarzulegen und da, wo dies in seiner Macht liegt, zu beseitigen. Gottfried Stiasny.

Der Gesichtsschmerz.

Die anfallsweise auftretenden Schmerzen im Bereich des Gesichts, allgemein bekannt als Trigeminusneuralgie — der Name wurde gewählt wegen der Dreiteilung dieses Nerven, dessen erster Ast Stirn, obere Hälfte der Augenbedeckung und Naseninneres, der zweite Ast Oberkiefer, Gaumen, Oberlippe und Wange, der dritte Ast Unterkiefer, Unterlippe und Zunge versorgt — haben mannigfache Ursachen. Streng unterscheiden muß man dem Krankheitsbild und den auslösenden Momenten nach die primäre, echte Form, die Neuralgie, von der sekundären, dem neuralgiformen Gesichtsschmerz. Im ersteren Fall handelt es sich um eine funktionell neurogene Erkrankung organpathologischer Natur, die zustande kommt durch Stoffwechselkrankheiten, z. B. Gicht, Zuckerharnruhr, durch konstitutionelle Veränderungen, Verhärtung (Sklerose) der Gefäß- und Nervenscheiden, durch Mißbrauch von Alkohol und Tabak, durch Aufnahme von Giftstoffen, Blei, Quecksilber sowie durch Infektionskrankheiten, Grippe, Typhus, Malaria, usw. Durch derartige toxische Stoffe oder gelegentlich durch Störungen im Zentralnervensystem (Ganglion Gasseri, im Trigeminuskern) kommt es durch Reizung des sensiblen Nerven zum Schmerzanfall, der 1—3 Minuten dauert, mit Krampf der Gesichtsmuskulatur einhergeht und nur eine bestimmte Zone befällt. Die Austrittsstellen der Nervenäste aus dem Knochen sind auf Druck schmerzhaft (Valleixsche Punkte). Der neuralgiforme Gesichtsschmerz bleibt längere Zeit bestehen, wiederholt sich oft und ist zurückzuführen auf krankhafte Prozesse im Bereich des Trigeminusnerven. In Frage kommen Ohren-, Nasen-, Augenkrankheiten, Geschwulstbildungen der Kiefer sowie Krankheiten des Gebisses, z. B. versteckte Zahnmarkentzündung, Kalkablagerungen (Dentikel) im Zahnmark, pathologische Prozesse an der Wurzelspitze, freiliegende Zahnhälse und verlagerte Zähne. Dr. Karl Frz. Hoffmann.

Karotin, ein Wachstums-vitamin des Lebertrans.

Langsam beginnt sich das große Rätsel über die chemische Natur der Stoffe, die den Vitaminwirkungen zugrunde liegen, zu klären. Unter dem Gattungsnamen Vitamine faßt man eine Reihe von Stoffen zusammen, die in der täglichen Nahrung vorkommen und die Eigenschaft zeigen, daß sie nur in minimalsten Mengen vom Körper aufgenommen zu werden brauchen, daß aber diese minimalen Mengen für verschiedene lebenswichtige Funktionen unentbehrlich sind. Diese Vitamine werden von Pflanzen gebildet und gehen in den Tierkörper über, wo sie sich in gewissen Geweben manchmal stark anreichern, so z. B. in der Milch und in Eiern sowie im Leberfett. Ob irgendein Vitamin im Tierkörper synthetisch gebildet werden kann, erscheint zweifelhaft. Jedenfalls hat man als Quelle und als Rohmaterial der Untersuchung immer nur entweder mit Pflanzen oder mit diesen als

Unromantisches Vorweihnachten: Lebkuchen am laufenden Band.

Der Weihnachtsbedarf an Lebkuchen — eigentlich Leckkuchen, d. h. Kuchen, die lecker schmecken — ist ungeheuer. Sie stellt man heute in den Fabriken im Gegensatz zur früheren Handbäckerei fast automatisch her. Die einzelnen Kuchen werden ohne Berührung mit der Hand von Maschinen zu Tausenden in der Stunde ausgestochen. Die noch warmen Süßigkeiten wandern auf einem laufenden Band langsam durch einen langen Kanal, der durch eine Eismaschine gekühlt wird. Vom Laufband aus purzeln die kleinen Kuchen über ein Blech auf ein wagerecht gehendes Band, an dem die Packerinnen sitzen. Die fertigen Packungen wandern auf dem Band weiter und werden dann in große Kartons oder in Kisten verstaut.

Depot dienenden tierischen Geweben zu rechnen. Hier sind die Vitamine in sehr geringen Mengen vorhanden, versteckt in unendlich viel größeren Mengen anderer Stoffe, Eiweiß, Fetten usw. Von den drei verschiedenen Gruppen der Vitamine war bisher am wenigsten über das Vitamin A, das Wachstumsvitamin, bekannt. Man wußte daß dessen Fehlen bei Kindern und jungen Tieren schwere Störungen und vor allen Dingen charakteristische Augenerkrankungen (Xerophthalmie) erzeugt. Diese äußern sich in einer Austrocknung der Augenbindehäute, weiterhin im Brüchigwerden der Hornhaut, der Vereiterung des ganzen Auges mit schließlicher Erblindung. Besonders stark vertreten ist dieses Vitamin in allen grünen Pflanzen, und alle Pflanzenfresser nehmen mit ihrer Nahrung dieses Vitamin auf, das daher in ihren Fettdepots (z. B. Milch und der daraus gewonnenen Butter) reichlich vorhanden ist. Vor allem aber ist der Lebertran sehr reich an Vitamin A, das zweifellos auch hier nur aus pflanzlicher Nahrung abgelagert ist. — Dieser bisher geahnte Zusammenhang erscheint in einem neuartigen Lichte durch Beobachtungen, die unlängst an gewissen Pflanzenfarbstoffen gemacht worden sind. Bei der Beschäftigung mit den farbstoffgebenden Körpern der Mohrrübe, insbesondere dem Karotin, zeigte es sich, daß diese kohlenwasserstoffartige Verbindung mit dem Wachstumsvitamin in Beziehung steht. Zum Nachweis des Vitamins A gibt es nämlich Farbreaktionen, deren Intensität ungefähr dem A-Vitamin-Gehalt parallel geht und daher als Maß für die Konzentration des letzteren angesehen wird. Die gleichen Färbungen zeigte nun auch das Karotin, und die angestellten Versuche auf etwaige wachstumfördernde Eigenschaften ergaben überraschenderweise, daß diesem Körper eine beträchtliche Wirksamkeit zukommt. Die Aktivität des Karotins erwies sich als so groß, daß ein hierauf untersuchtes zwanzig Jahre altes Präparat bei der Prüfung auf Vitamin-A-Wirkung noch kein Nachlassen erkennen ließ. Im kristallisierten Karotin besitzen wir nunmehr ein künstliches A-Vitamin-Präparat, das die bisher bekannten, höchst konzentrierten natürlichen A-Vitamin-Präparate, wie sie z. B. im Dorschlebertran des Handels vorliegen, an Wirksamkeit noch übertrifft. Dr. A. Thieme, Charlottenburg.

FAHRT IN DIE SILBERNE SCHWEIZ

(SCHLUSS VON SEITE 882)

Und diese Aussicht . . . nun ja, ein halbes Dutzend Mal glitten Peter und ich an diesen Hängen herum — aber so getroffen hat er's nach seinen eigenen Worten nicht alle Tage: Als wäre eine unsichtbare Hand im Spiel, so schob sich der Nebelschleier von rechts nach links — und vom fernsten Walliser Firn bis zum Säntis hinüber standen die Gipfel da, silberübergossen, ein Panorama, wie es sich in diesem mit Bergschönheiten so überreich gesegneten Lande nicht mehr dem Auge bietet. Dann bleibt für Gipfelstürmer noch eines: hinauf mit der SBB bis Göschenen, Umsteigen in die Schöllenenbahn . . . so gelangt man auf das „Dach Helvetiens", nach Andermatt im Urserental (1444 m), auf den Gotthard. Bis in den April dehnt sich hier die Wintersaison aus, wir haben aber auch schon im Mai, wie im Oktober, einige unserer schönsten Skitouren absolviert . . . und wir haben schon stumm und erschüttert dagestanden und donnernden Lawinen gelauscht.

„Vielleicht können wir unsere ‚Rundreise' damit abschließen . . wenn's anderswo keine Wintersportgelegenheit mehr gibt!" meint der nimmersatte Peter. Warum nicht? Wir wollen's uns nach den Graubündner Tagen überlegen . . .

VII.

„Landquart!" Jetzt sind wir im sprichwörtlichen Dorado des Wintersports: in Graubünden! Wir machen es uns in der Rätischen Bahn behaglich . . . und sind kurze Zeit später an unserem ersten Ziel: in Klosters (1209 m), dem Ort, der sich in unglaublich kurzer Zeit eine erste Stellung unter den Wintersportkurorten errungen hat. Warum? Er liegt am Fuße der berühmtesten Skifelder der Schweiz: des Parsenngebietes. Der Klosters nächstgelegene Kurort braucht keine weitere Empfehlung — es ist Davos (1559 m). Dem Ruhme dieses Wintersportzentrums ist nichts hinzuzufügen; erwähnen wir nur nebenbei, daß der Ort dieses Jahr neben seinen vielen weiteren Attraktionen die akademischen Winterspiele zur Durchführung bringt.

Davos—Filisur—Bevers . . . nun ist beinahe jeder Ort ein Zusammentreffen der Wintersportler. Wir fahren zuerst hinüber nach Zuoz (1712 m), der Pforte zu einem Nationalheiligtum der Schweiz: zum Naturschutzpark. Zuoz hat sich von allen von Fremden besuchten Bündnerorten am meisten seinen ursprünglichen Charakter gewahrt . . . es ist die „gute Stube" des Gaues. Dann aber geht es zurück nach Bevers und von dort hinauf zu den berühmten Namen: Samaden (1728 m) wird zu Recht von vielen als Ausgangsort nach allen umliegenden Kurorten bevorzugt; zu seiner Linken liegt hoch oben das einsame Muottas Muraigl (2500 m), dessen Scheiben allabendlich so lange Sonnenreflexe werfen, daß Unkundige in St. Moritz drüben an Scheinwerfertricks glauben. Geradaus von Samaden aber gelangen wir in kurzer Zeit nach Pontresina (1805 m), dem prachtvollen Flecken, der sich glücklicherweise nicht darum gekümmert hat, daß ihn die Amerikaner in einem Tonfilm verbalhornt haben. „Weißt du noch, Peter — Bruno Trojani? An der Berninaschanze? 74 Meter gestanden, zweimal?" Und Peter nickt leuchtenden Auges. Damals kam der Name Pontresina einmal mehr in jeder Zeitung.

Wir lassen diesmal Celerina (1724 m), das wie ein aus reinem Kristall erbauter Märchenpalast in einer Einbuchtung zwischen Samaden und St. Moritz liegt, unberührt und fahren direkt nach dem Ort, der nicht nur sportlich, sondern auch gesellschaftlich den berühmtesten Namen trägt: St. Moritz (1856 m), am höchsten gelegen, sowohl in der Landschaft als auch in der Bedeutung. Namen wie „Sunny Corner", „Cresta Run", „Chantarella" sind in mehr als einen Roman verwoben, sind Begriffe geworden.

Liebliche Fahrt mit Schellengeläute nach Silvaplana (1816 m) am Kopfe des Julierpasses, über den vor wenigen Jahren noch die Säumer zogen. Lieblicher Fleck Erde überhaupt, anmutig wie eine Perle am stillen Silser See liegend, inmitten einer an historischen Stätten reichen, romantischen Umgebung . . . ein Schmuckstück besonderer Art in dem an Schmuckstücken so reichen Engadin. Da wollen wir auch dessen „Rest" sehen, fahren mit einer lustigen, tollen Tailing-Party über Sils, begeben uns schließlich allein, jeder ein Pferd als Vorspann, auf einem kleinen Skijöring über den See nach dem obersten Ort des Oberengadins: Maloja (1817 m) am andern See-Ende. Wintersportgelegenheit wie überall: ausgezeichnet. Da-

neben eine überwältigende Fernsicht. Reizvoll aber auch als Ort für stille Stunden. Hier ruht Giovanni Segantini, der unvergeßliche Schweizer Maler, der all diese Bergschönheiten und Naturwunder gemalt hat, bis der Pinsel seiner Hand entsank.

VIII.

Einmal muß man auch das Engadin wieder verlassen. Aber es gibt noch zwei Orte, die eines ausgedehnten Abstechers wert sind. Die Rätische Bahn führt uns in genußreicher Fahrt über Tiefencastel nach Reichenau ... dann geht es an der schimmernden Eisfläche des Crestasees vorbei nach Flims (1102 m) und seinem prächtigen Waldhaus (1150 m), das an dem ganz von Wald eingeschlossenen Caumasee liegt. Diesem Flims kann man schon heute eine große Zukunft voraussagen; dank seiner geschützten Lage und seiner weiten, vorbildlichen Skifelder werden seine Wintersaisons bald so beliebt sein wie seine Sommermonate.

Das Rheintal hinunter gelangen wir nach Chur (594 m), der Hauptstadt des Kantons, der Übergangsstation und zugleich Ausgangsstation der Bahn, die uns nach unserem bündnerischen Endziel bringt: Die Chur-Arosa-Bahn windet sich an Berghängen über Täler und Abgründe höher und höher, bis sie endlich, nach Überwindung von mehr als 1100 m Höhendifferenz an der Endstation „verschnauft" — wir sind in Arosa, dem 1760 m über dem Meer liegenden Kurort. Der Ort hat nicht nur von den besteingerichteten Sanatorien der Schweiz — er hat auch prächtige Hotelbauten und wird soeben um einen vermehrt: eines der schönsten Sanatorien wurde umgebaut und heißt jetzt, als mit allem Komfort ausgestatteter Palast: Grand Hotel Tschuggen. Einer Tatsache kann sich Arosa vor allen anderen Bündner Wintersportplätzen rühmen: es hat die längste Saison, obgleich es reich an Sonne ist — das macht seine hochalpine und doch windgeschützte Lage aus.

Wir probieren Arosas sämtliche Wintersportmöglichkeiten ergiebig aus. Dann setzen wir uns in den heimeligen Kursaal, und während ich den ersten Paaren zusehe, die sich zu den Klängen des Kurorchesters auf dem spiegelnden Parkett drehen, drücke ich Peter den Bleistift in die Hand: „Bitte — jetzt versuch's, ob du — in wenigen Zeilen, wohlverstanden! — den Wintersport in der Schweiz beschreiben kannst!"

IX.

Und das schrieb Peter:

„Möglichkeiten für Skifahrer: unvergleichlich, gleichviel, ob Abfahrtsrennen, Slalom oder Sprungschanze. Massenhaft Konkurrenzen, spannend, hinreißend, überall den Winter hindurch Elite am Start! Gelände: überall für Meister so geeignet wie für Anfänger, je nachdem es sich einer auszusuchen versteht. — Schlittschuh: Eisflächen, die durchsichtig sind wie Fensterscheiben, dick wie alte Stadtmauern, glatt wie polierte Möbel (nirgends so wie da gilt der Vergleich: Spiegel! Kein, aber auch gar kein Rümpfchen oder Fältchen drin! Man stolpert nur, weil man das nicht gewohnt ist! Weil man buchstäblich — gleitet! Widerstandslos!) Als Attraktionen: überall Artisten, in den größeren Orten nicht nur Trainer, Lehrer, sondern auch Weltchampions, die tolle Akrobatik zeigen. Und sozusagen in allen Orten: Eishockeyspiele, teils nur von Gästemannschaften, teils (in den berühmteren Orten) von bekannten internationalen Teams ... das Spiel der Schlittschuhlaufperfektion, das Spiel des Eislaufens im 50-Kilometer-Tempo, faszinierend. — Schlitten: vorbildliche Bobsleigh-Bahnen, verlockend vollendet angelegte Rodelbahnen. Dann: Tailing-Parties ... d. h. Anhängen an einen Pferdeschlitten, von dem sich zwanzig, dreißig Rodler spazierenziehen lassen. Fußtouren für Fanatiker! — Und schließlich die Unterhaltung neben dem Sport: Bälle, Feste, Gastspiele ohne Zahl. Am schönsten die Bälle auf spiegelblankem Eise, womöglich noch in Kostümen! Mit anschließender Schlittenfahrt, etwas Liebes bei sich, hinaus, dem Mondschein entgegen ..."

„Stop, Peter", sagte ich: „Das interessiert nicht, dagegen ..."

„Glaubst du? Das interessiert bestimmt, und ich ..."

„... ja, und du vergißt die Hälfte!"

„Wieso?" Peter ist ganz Fragezeichen.

„Wie ist das mit den Skijörings? Wenn du dich, wie vor wenigen Tagen, von einem springlebendigen Pferd auf deinen Brettern in sausender Fahrt durch das winterliche Land ziehen läßt? Und wie ist das mit den Pferderennen der großen Kurorte? Die ein Bombenpublikum anziehen? Und beste Namen an den Start bringen?"

„Ei, verflixt ... das habe ich ..."

„Und schließlich: Wie ist das mit den Eisgymkhanas aller Varianten? An denen sich alles beteiligt, was überhaupt Lebensfreude hat? Und wie ist das mit dem Curling? Dem „Spiel der Wärmflaschen", wie du's getauft hast — weil die Dinger, die da sportbegeisterte Engländerinnen und Engländer vor allem über wahnsinnig glattes Eis schieben, wirklich wie Wärmflaschen aussehen ... Ein schöner Chronist bist du, das muß ich ..."

„Laß mich in Frieden!" knurrte Peter vergnügt und erhob sich: „Mir ist das Herz so weit ... ich bin nicht zum Chronisten und Statistiker geboren und bin nicht deshalb hierhergekommen ... Magst immerhin auf meine Kosten trinken, da ich die Wette verloren habe ... es ist ja ein Lob für die „silberne Schweiz", daß ich versagte — und im übrigen habe ich ... zu tun ..."

Damit schritt er zum Nebentisch und machte eine artige Verbeugung. Und während die Dame mit den Silbersee-Augen ihn so betörend anlächelte, daß sogar mir das Herz bis zum Kragenknöpfchen klopfte, schrieb ich diese Schlußzeilen:

Tausend Kilometer Schienenstränge tragen huntertausend Tonnen Menschen, die von kraftvollen, keine Landschaft verpestenden, kein Silber verrauchenden Lokomotiven gezogen werden, in alle Täler der Schweiz. In jedem Ort bilden sich kleine bunte Völklein, die bald eine ganz andere Farbe als die großstädtische aufweisen werden. Hunderttausend Menschen saugen Sonne und kristallklare Luft und Lebensfreude ein, stählen Herz und Lunge und Muskeln ... tausendfach gibt es allüberall fröhliches Begrüßen alter Bekannter ... und tausendfach wird es in wenigen Monaten wehmütiges Abschiednehmen geben ... und doch wird aus dieser Wehmut wieder ein kleines seliges Lächeln leuchten: Was ist ein einziger Winter? Wohl eine Fülle des Erlebens ... aber es ist ja nur ein Winter unter vielen. Fahrt in die silberne Schweiz ... Skiheil! Oder für alle, die nicht sporteln, nur dabeisein wollen: Good luck!

FRIEDE IN DEN EHEN

(SCHLUSS VON SEITE 891)

Sie setzt sich ans Klavier, schlägt ein paar Takte an und singt: „Es ist ein Ros' entsprungen." Mit einer mädchenhaft schwingenden Stimme, die vielleicht der weiteren Ausbildung wert gewesen wäre. Ich sehe, wie Robert die Augen schließt und in seinen Zügen jener Junge wiedererscheint, der schon in der Schulzeit mein guter Kamerad gewesen ist. —

Wir gehen, in schöner Gehobenheit, zu Tisch, die Lichter am Baum brennen weiter, sie leuchten zärtlich durch die weitgeöffnete Tür. Ahnungslos mache ich eine Bemerkung darüber, worauf Robert erwidert: „Die Gewohnheit, die Kerzen auch während des Weihnachtsessens brennen zu lassen, stammt aus Magdas Familie. Der alte Herr war nämlich sehr großzügig und konnte es sich leisten, die Lichter ein paarmal am Abend zu erneuern."

„Das hättest du dir vielleicht sparen können", sagt Frau Magda, aber sie lächelt dabei noch friedfertig.

„Was hätte ich mir sparen können?" fragt er auffässig zurück.

„Den Vorwurf über Papas Großzügigkeit!"

„Das war durchaus kein Vorwurf. Oder ist es vielleicht nicht wahr, daß man in deiner Familie das Geld fröhlich springen ließ?"

„Papa ist kein Verschwender gewesen, er hatte nur Unglück mit seinen Spekulationen. Er rauchte nicht, trank nicht —"

Mir wird bei diesem ominösen Wort ein wenig bange. Und richtig, Robert quittiert zuerst mit einem Räuspern. Es scheint, als wolle er seine Antwort verschlucken, aber sie muß unweigerlich ins Licht, die beiden bleiben einander eben nichts schuldig: „Und deine Schwester? Das ist nicht ererbt? Die Frau Bankdirektor hat nämlich einen ungeheueren Aufwand getrieben, Gesellschaften mit hundert Personen, und eines Tages kam der große Krach!"

„Du hast es dir eben in den Kopf gesetzt, an diesem Abend meine Familie zu kränken. Adas Mann selbst hat es gewollt, daß sie ein so großes Haus führte, aus gesellschaftlichen Gründen. Sie hatte sich eben nur gefügt —"

Ei, da wären wir ja wieder im trüben Fahrwasser! Nun nimmt Frau Magda sich Roberts Familie vor. Es fliegen Späne, und das am Weihnachtsabend, in Gegenwart eines Gastes, wenn es auch bloß ein alter Schulkamerad ist. Dabei soll man Karpfen in großer Harmonie verspeisen, weil sie Gräten haben, die unter Umständen gefährlich sind. Es wurde mir einfach zuviel!

„Kinder", sage ich — ich weiß heute nicht, wieweit ich selbst meinen Ärger ernst nehme — „ihr macht euch ja auf eine mittelalterliche Weise das Leben zur Folter. Eure Charaktere, eure Laster, eure Familien passen euch nicht, ihr könnt euch keine halbe Stunde vertragen und bringt euch auf diese Weise schön gemeinsam ins Irrenhaus. Da wäre es doch wahrhaftig besser, ihr trennt euch voneinander! Für solche Fälle gibt es doch das erlösende Mittel der Ehescheidung!"

Bei diesen Worten merke ich, wie ihre Gesichter sich gleichsam verkapseln. Es ist, als falle eine Tür ins Schloß, und ich stehe draußen. Trotzdem rede ich weiter, zum erstenmal an diesem Abend darf ich das Wort gründlich führen, denn die beiden schweigen. Sie schweigen so konsequent, wie sie zuvor niemals einander eine Antwort schuldig geblieben waren. Das stachelte mich noch mehr zu meiner Predigt auf, die ein Hohes Lied der Scheidung wurde. Ich erzählte von den vielen unglücklichen Ehen, denen ich auf meinen wechselvollen Fahrten begegnet war, von ihren hahnebüchenen Martern, dem aufreibenden Kleinkrieg, dem zersetzenden Einfluß andauernder Streitigkeiten und der endlichen Erlösung, wenn die Richter diese Partner voneinandertrennten —"

Als ich das Thema, kauend, erschöpft hatte, stand die Hausfrau auf und beendete den ungewöhnlichen Weihnachtsschmaus.

„Gesegnete Mahlzeit", sagte Robert in freundlichem Ton, mehr zu seiner Frau als zu mir, über mich sah man von Stund an wie über einen persönlichen Gegner hinweg.

Frau Magda meinte: „Wir wollen noch ein wenig unter dem Weihnachtsbaum sitzen."

Also gingen wir in das Nachbarzimmer. Doch die Stimmung war hin; wir warfen ein paar Blicke auf die heruntergebrannten Lichter, dann setzten wir Männer uns schweigend in die Klubsessel, tranken und rauchten, während Frau Magda sich am Geschenktisch zu schaffen machte. Schließlich konnte es niemand mehr entgehen, daß sie ihr ganzes Interesse auf das Opernglas konzentrierte, obwohl doch mit diesem Instrument ohne weitere Perspektive nur wenig anzufangen ist. Darauf holte Robert sich seinen Maeterlinck, blätterte darin herum und begann zu lesen. Ich war im höchsten Grade überflüssig und trank zum Trost einen Likör nach dem andern.

„Würden Sie nicht noch ein wenig singen, Frau Magda?" fragte ich endlich, als es mir gar zu langweilig und unbehaglich wurde.

Sie begab sich sofort an das Klavier, suchte jedoch unendlich lange in den Noten herum.

„Weißt du, du könntest das Lied singen, das du damals — das erstemal —" Mir schien, der gute Robert würde bei diesen Worten noch um etliche Nuancen dunkler auf der Haut.

„Das gerade suche ich“, erwiderte Frau Magda, und ihre Stimme war so sanft, wie sie heute nur einmal, bei der „Entsprungenen Rose“, geklungen hatte.

Sie sang noch schöner als zuvor, mit einem hingebenden Schmelz, jubelnd und verliebt. Vorher glaubte ich aus dem Klange ihrer Stimme den Schmerz der unverstandenen Frau zu vernehmen — jetzt hörte ich Sanftmut darin, ein Sichneigen, bedingungslos und ohne Grenzen. Im Refrain des Liedes wiederholte sie das Wort „Liebe“ mit so inbrünstigem Gefühl, daß Robert sich so enthusiastisch vorneigte, als wollte er zu ihr stürzen und sie in seine Arme reißen. Alles das hatte mein Hohes Lied von der Scheidung bewirkt!

Als das Lied beendet war, fühlte ich mich noch überflüssiger als zuvor. Ich wollte gerade um Dispens zum Schlafengehen bitten, da sagte Robert: „Kinder, ich glaube, wir gehen zu Bett, die Lichter sind auch heruntergebrannt!“ Aber das sprach er, über meinen Kopf hinweg, ganz unverhüllt nur zu seiner Frau, und mehr noch als in seinen Worten lag in seinem Blick. Es war ein auffordernder, siegesgewisser Erobererblick, und sie senkte demütig zustimmend die Lider. —

Am nächsten Morgen stoben die beiden im Frühstückszimmer lachend auseinander, als ich eintrat; sie waren frisch, ausgeruht, in bester Harmonie und ein wenig zu albernen Scherzen aufgelegt, die sich meistens über mich hinweg oder hinter meinem Rücken anspannen. Zu mir war man höflich, formvollendet höflich. Ich wurde besonders viel zum Essen aufgefordert; andere Themen mied man, so gut es ging, namentlich das Thema Ehezwist und Scheidung. Am Nachmittag reiste ich ab, sie brachten mich gemeinsam zum Bahnhof. Seitdem habe ich nichts mehr von ihnen gehört oder gesehen. Aber um ihr Schicksal ist mir nicht bange, dieser Weihnachtsabend hat sie zu einem guten Ehegespann gemacht. —

Ihr anderen Ehepaare aber, die ihr an diesem Abend vom Frieden auf Erden singt und danach den unterbrochenen Streit fortsetzt, ich rufe euch zu: „Ladet mich niemals als Friedensrichter zu euren Festen ein, sondern laßt euch scheiden. Dafür sind die Scheidungen da!“ Und wenn ihr mich nun als euren Feind betrachtet, wie mein ehemaliger Freund Robert und seine Frau, und in Opposition gegen mich anfangt, euch zu vertragen, so will ich das Schicksal eines Vielgehaßten gern auf mich nehmen. „Friede in den Ehen und den Menschen ein Wohlgefallen!“

ZUM NACHDENKEN

Magisches Netzwerk.

Die Buchstaben: a a a a a a b b d d e e e e e e g g g g i i l n n n n r r r r r t t u u v v sind so in die Felder der Figur zu verteilen, daß sich wagerecht und senkrecht Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1 Buchstabenrechnung, 2 italienische Hafenstadt, 3 Stadt in Oberitalien, 4 Jahrmarktsstände, 5 Sportlehrer.

Buchstabenrätsel.

Kanu — Unland — Würfel — Salon — Boje — Nerv — Regen — Lachs — Husten — Thema — Dichter — Ohr

In jedem der obigen Wörter ist 1 Buchstabe zu streichen und durch einen andern so zu ersetzen, daß 12 Namen bekannter Männer entstehen. Die neuen Buchstaben ergeben, in der angegebenen Folge gelesen, einen deutschen Dichter.

Silbensuchrätsel.

Welche Silbe steht hinter: **os, vi** und vor: **ren** und **te**?

Seltsame Ehe.

Ein Fisch, der munter durch das Wasser strich,
Ein Lebensbündnis mit dem Faultier schloß,
Aus dieser Ehe, glaubt mir's sicherlich,
Als Fazit eine leck're Wurst entsproß.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: as — ban — bel — char — da — de — den — den — der — die — dorff — e — e — ei — en — er — fa — feu — ge — gos — han — i — ja — ke — la — lan — li — lu — lu — min — ne — ne — ne — nie — no — o — pos — ra — ra — ra — ri — sa — sa — sa — se — ster — sti — sum — tät — te — ten — treu — ver — weg — zer sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben. Bedeutung der Wörter: 1 Königin von Kastilien, 2 europäischer Staat, 3 Küstenstadt in Palästina, 4 tierisches Produkt, 5 berühmter Pädagog, 6 biblischer Prophet, 7 Stadt in Westfalen, 8 deutscher Heerführer des Weltkriegs, 9 Beuteltier, 10 Seltenheit, 11 chirurgischer Verband, 12 Schlingpflanze, 13 Mädchenname, 14 Feuerwerkskörper, 15 Stadt in Spanien, 16 Likör, 17 preußische Provinz, 18 Futterpflanze.

Irrgartenrätsel.

Die Wege dieses Irrgartens sind so zu durchlaufen, daß jeder Weg nur einmal beschritten wird und nirgends eine Überschneidung oder Kreuzung stattfindet.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4424.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4422.

Silbenrätsel: 1 **Erniedrigung**, 2 **Isergebirge**, 3 **Nagasaki**, 4 **Joel**, 5 **Eloge**, 6 **Dimension**, 7 **Erratum**, 8 **Riemenschneider**, 9 **Waverley**, 10 **Immelmann**, 11 **Reede**, 12 **Danae**, 13 **Brindisi**, 14 **Eberhard**, 15 **Sessel**, 16 **Teheran**, 17 **Eichendorff**, 18 **Ulanka**, 19 **Ernte**, 20 **Rotbuche**. — „Ein jeder wird besteuert nach seinem Vermögen."

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Bon, 5 Tenor, 8 Laban, 10 Musik, 13 Gisela, 14 Ananas, 15 Eiger, 16 Denar, 17 Regen, 19 Sen; senkrecht: 1 Ton, 2 Benares, 3 Nomaden, 4 Basis, 5 Taler, 6 Runen, 7 Sinai, 8 Lie, 9 Beg, 11 San, 12 Kar, 18 Ger.

Silbenkreuz:

forst	rat
haus	gast
wirt	schaft

Würfelproblem: Herr Adam Riese hat recht. Die Augensumme 7 kommt am meisten (6mal) vor; denn die $6 \times 6 = 36$ überhaupt möglichen Würfe sind: $1+1=2$; $1+2$ und $2+1=3$; $1+3$ und $2+2$ und $3+1=4$; $1+4$ und $2+3$ und $3+2$ und $4+1=5$; $1+5$ und $2+4$ und $3+3$ und $4+2$ und $5+1=6$; $1+6$ und $2+5$ und $3+4$ und $4+3$ und $5+2$ und $6+1=7$; $2+6$ und $3+5$ und $4+4$ und $5+3$ und $6+2=8$; $3+6$ und $4+5$ und $5+4$ und $6+3=9$; $4+6$ und $5+5$ und $6+4=10$; $5+6$ und $6+5=11$; $6+6=12$.

Ein Mahnwort: Gemahl, Zensur, Apollo, Moldau, Trense, Metall, Magnet, Leiche, Achter, Tivoli, Verdun, Themse, Traber, Odense, Radler, Globus, Grenze. — Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Rösselsprung: Durch den Irrweg führt sein gutes Glück / Manchen auf die wahre Bahn zurück; / Doch den Irrweg drum zum Führer wählen, / Heißt erst recht den rechten Weg verfehlen. (Anastasius Grün.)

Wechselstrom: Waldmeister, Erlkönig, Irrgarten, Hufeisen, Nährmittel, Abhilfe, Chorgesang, Halsbinde, Tauroggen, Erdkugel, Nachschlüssel. — Weihnachten.

Scharadoid: Esel, Ei — Eselei.

Buchstabensuchrätsel:

B a p a u m e
a d u h l a s
S a l am i s
t m t b e n e

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

R.L.

LEIPZIG

VERLAG I·I·WEBER

NR·4424 ☆ 26·DEZ·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Normandy Hotel

7. RUE DE L'ÉCHELLE PARIS (ZWISCHEN OPÉRA UND LOUVRE)

DAS NEUE PALACE HOTEL MIT MÄSSIGEN PREISEN

Deutsche Leitung. Erstklassiges Restaurant und Keller. Bar.
200 Zimmer mit Telefon-Anschluss 200 Badezimmer.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN'S

WINTERSONNE
SPORT und GESELLSCHAFT
bringt Ihren verbrauchten Nerven ERHOLUNG

Palast-Hotel Sonnenbichl

Garmisch
Sonnigste Lage. Ersten Ranges.
Pension 12 bis 20 Mk., ab 2. Januar 12 bis 18 Mk.

Dr. Wiggers Kurheim

Partenkirchen
Sanatorium für Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige.
4 Ärzte. Näheres Prospekte.

Familien-Hotel „Der Kurhof"

Partenkirchen
Vornehmes Haus. Nahe den Sportplätzen.
Näheres Prospekte.

Elbsee-Hotel

Wintersportplatz. Deutsches St. Moritz
Bahnstation Elbsee (Bayr. Zugspitzbahn)
Höhenluftkurort 1000 m
Telephon 933. Telegr.-Adresse: Elbseehotel Obb. Ski, Eislauf, Skilehrer. Hauskapelle. Hotel I. Ranges. Fließendes kaltes und warmes Wasser. Warmwasserheizung. Pensionspreis von 12 bis 17 Mk. Prospekte auf Wunsch. BRÜDER TERNE.

Verjüngung — **Dr. Gossmann's Sanatorium** Kassel-Wilhelmshöhe — Entfettung

---

Das beste Hausmittel bei Krankheitsfällen

ist das gleichmäßig und gut durchwärmte Bett, es übt auf jeden Patienten sofort eine wohltuende und heilende Wirkung aus und wird deshalb auch von jedem Arzt verordnet. In überraschend gründlicher Weise wird das warme Bett durch die **FÖN-RAUPE** hergestellt, und diese verdient deshalb von jeder Hausfrau versucht zu werden. Zu haben in allen Fön-Verkaufsstellen und Elektro-Geschäften.

Ausführliche Druckschriften kostenlos durch die Fabrik:

ELECTR.-GES. „SANITAS"
BERLIN N 24

PARIS. HOTELS ST. JAMES & D'ALBANI, 211, Rue St.-Honoré u. 202, Rue de Rivoli, gegenüb. d. Tuilerien. 300 Zim., 150 Badezim., Staats-Tel. in jed. Zim. Ab Frs. 40.-. A. Lerche, Bes.

Zucker Fa. Anker, Erfenschlag lief. Magen-, Darm-krank. Nährmittel.

DIE FRANZÖSISCHE RIVIERA

DER EWIGE FRÜHLING

JUAN LES PINS

mit seinem wundervollen Kasino.
5 km von Cannes. 20 km von Nizza.

LE PROVENCAL

Das mit raffiniertem Luxus ausgestattete Palasthotel am Strande.
Einzig in seiner Art an der Riviera.
GENERAL-LEITUNG: J. E. PACCIARELLA.
GRAND-CERF EVREUX — LE GRAND-HOTEL HOULGATE (NORMANDIE)

CAP MARTIN HOTEL

zwischen **Monte Carlo** und **Menton**

Wunderbarer Privatpark von 80000 qm
Tennis — Kinderspielplätze — Garage
Kostenloser Autodienst in Privat-Cars zwischen dem Hotel und Monte-Carlo und Menton.

MONTE-CARLO
Hotel Prince de Galles

Prächtig. Garten. Mäßige Preise. Marcel **Rey**, Besitzer.

MENTONE ORIENT-HOTEL

Das allerbeste, erstklassige Familienhotel.
Zentral, mit großem Park. L. BRUNETTI.

MENTONE
HOTEL DE MENTON & MIDI

Das zentral gelegene, reputierte Haus a. Meer.
BESTRENOMMIERTES RESTAURANT.
Tel.-Adr. Mentonmidi, Mentone. G. de Smet, Bes. u. Direktor.

MENTON / HOTEL DE VENISE

Das vornehme Heim (zentral, sonnig und ruhig in herrl. Park). Prachtvolle Lage. 200 Zimmer. 100 Badezimmer.
Bes. A. SOMAZZI

Mentone * Hotel Atlantic & Malte

Erstkl. / 100 Zimmer / 30 Badezimmer / Vorzügliche Küche / Zentral, ruhig und sonnig / Mäßige Preise.

NIZZA GRAND HOTEL O'CONNOR GIRAUDY

Von Gärten umgeben.
200 Zimmer. / 100 Badezimmer. / Jeder Komfort.

NIZZA. Hotel Splendid

150 Zimmer m. Tel. 80 Bäder. Vorzügl. Küche.
Zentrale Lage. Tel.-Adr.: Splendid, Nice.

JUAN-LES-PINS.

Nähe des Strandes.
HOSTELLERIE DES PINS PARASOLS.
Mit vollem Komfort. / Großer Garten. / Pension von 55.- Frs.

MENTON Französische Riviera
HOTEL IMPERIAL

Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte-Carlo. 350 Zimmer mit Bad. — Großer Park.
Erstklassiges französisches Restaurant.
EINES der HERRLICHSTEN HOTELS der RIVIERA.

NIZZA HOTEL PETROGRAD UND PLAGE

Promenade des Anglais. — Jeder Komfort. — Garten am Meer.
Offen das ganze Jahr. Besitzer: LANZREIN-BIRCHER.

Alle Hotel-Auskünfte können eingeholt werden bei der Agence Gheysens & Leleu, 10 bis, Rue Maccarani, Nizza.

Besucht Tunis

Unvergleichliches Klima. Süd-Oase. Altrömische Ruinen.
COMPAGNIE FERMIERE des CHEMINS de FER TUNISIENS.
HOTEL DES OLIVIERS IN SFAX. Besonders empfehlenswert: Durchquerung der Wüste von TOZEUR nach BISKRA im SECHSRAD-AUTO. Auskünfte erteilen alle Mossefilialen und Scherlschen Reisebüros.

Briefmarken

Gelegenheitskäufe in Raritäten, Sätze u. Pakete.
Große illustr. Preisliste gratis!
Marken-Metropole, Berlin W. 8, Passage.

Krankenfahrstühle

für Zimmer und Straße. Selbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.* Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

In PARIS findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 9., 94, Rue Saint-Lazare, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

Gespaltnes Haar?—

Dr. Müller hilft!

Das ärztl. empfohl. Müllern des Haares mit Dr. Müllers Haarwuchs-Elixier beseitigt Haarschwund sowie Haarausfall u. verhindert frühzeitiges Ergrauen. Nervenstärkend. Mit oder ohne Fett. Packung Rm. 3.75 in Fachgeschäft., sonst Dr. MÜLLER & CO., BERLIN-LICHTERFELDE 1.

Müllern Sie Ihr Haar

Sie sind willkommen in Place de la République

PARIS HOTEL MODERNE

Tel.-Adr.: Otelderne Paris
Zimmer von 35.– Fcs.
500 Zimmer - 300 Badezimmer
Modernster Komfort
Bier- und Wein-Restaurant
Anerkannt gute Küche

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG-BERLIN DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN WIEN BUDAPEST

NR. 4424. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

26. DEZEMBER 1929

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

PROSIT NEUJAHR!

ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Neujahrsspruch

VON HANS BETHGE

Ein Jahr ist kurz, ein Jahr ist lang,
Ist voller Lust und Überschwang,
Voll Langeweil und Weh.

Wir kleben seufzend an der Zeit
Und sausen doch mit Sphärenklang
Von Ewigkeit zu Ewigkeit

Wie Wind und Sand und See . . .

DER KONTINENT OHNE RAUM!

EIN WORT ZUR DROHENDEN ÜBERVÖLKERUNG EUROPAS

Immer entschiedener sind die Statistiker davon überzeugt, daß unser altes Europa bald nicht mehr genügend Raum für die sich unaufhörlich vermehrende Menschheit bieten wird. Diese ständig steigende, durch keinerlei Geburtenrückgänge im einzelnen beeinflußbare Vermehrung der Menschheit macht diesen Statistikern arges Kopfzerbrechen. Sie haben einwandfrei festgestellt, daß es, was Europa betrifft, nicht so weitergehen kann. Wenn sich die Menschheit alle 100 Jahre so regelmäßig wie bisher verdoppelt, kann es nicht mehr lange dauern, und Europa ist vollkommen übervölkert. Die Pessimisten unter diesen Statistikern stellen sogar die Prognose auf, daß wir kaum noch 100 Jahre genügend Platz auf unserem alten Kontinent haben werden, dann ist die äußerste Grenze des Fassungsraums erreicht. Wenn es auch nicht ganz so schlimm sein mag, so ist doch eine Bevölkerungsdichte, wie sie bereits in 100 Jahren eintreten soll, bereits qualvoll. Schon heute haben die meisten Menschen oft den Gedanken, daß es zu viele Menschen gibt. Wie wird es aber erst in 100 Jahren sein? Denn jeder Mensch hat ja ein Recht auf sein Leben und auf sein Fortkommen.

Im Jahre 1929 lebten etwa 1950 Mill. Menschen auf der Erde. Sie teilen sich, wie folgt, in die einzelnen Kontinente:

Europa	625	Mill. Menschen bei rund	9	Mill. qkm Areal	
Amerika	147	„ „ „ „	52	„ „ „	
Asien	1050	„ „ „ „	43	„ „ „	
Afrika	140	„ „ „ „	30	„ „ „	
Australien	8	„ „ „ „	8	„ „ „	

Diese Zahlen zeigen deutlich, daß unser altes Europa der am zweitstärksten bevölkerte Kontinent ist. Vor ihm kommt Asien mit seinen ungeheueren Menschenmassen. Amerika, Afrika und Australien aber sind am wenigsten bewohnt und bieten noch für viele Millionen Menschen Raum. Betrachten wir die Fassungsfähigkeit der einzelnen Kontinente, so gelangen wir zu folgenden Ziffern:

Europa besitzt heute 625 Mill. Menschen und könnte Raum bieten für etwa 1500 Millionen. Die entsprechenden Zahlen sind für: Amerika 147 : 3300, Asien 1030 : 1700, Afrika 140 : 2300 und Australien 8 : 700 Mill. Menschen.

Demnach könnten also unterbringen: Europa noch 875 Mill. Menschen; Amerika die enorme Ziffer von 3153 Mill.; Asien hingegen nur 670 Mill.; Afrika bedeutend mehr, nämlich 2160 Mill. und Australien, das am wenigsten bevölkert ist im Vergleich zu seinem Areal, 692 Mill. Menschen.

Nach dieser Aufstellung werden also in etwa 100 Jahren die Bewohner Europas vor der Frage stehen: Wohin mit uns? Die Bewohner Asiens hingegen müssen diese Frage schon wesentlich früher beantworten. Daß solche Raumfragen, die die Bewohner eines ganzen Erdteils betreffen, schwerwiegende politische und soziale Umwälzungen auslösen können, erscheint bei eingehender Überlegung höchstwahrscheinlich. Die Völker Asiens werden sich, ebenso wie die Völker Europas, ein Ventil schaffen müssen, um ihren Menschenüberschuß unterzubringen. Vielleicht werden uns die kommenden Jahrhunderte wieder jene gewaltigen Völkerwanderungen bringen, die in ferner vorchristlicher Zeit ganze Kulturen verpflanzten.

Es ist heute so gut wie unmöglich, das politische Machtverhältnis Europas in 100 bis 150 Jahren vorauszusagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte sich aber unter dem Druck der immer mehr schwellenden Menschenmasse eine Politik der Vernunft und Lebensinteressen die Wege ebenen, eine Politik, die sich nicht in Parteizielen und Dogmen entkräftet, sondern den Lebensforderungen von 625 Millionen und mehr Menschen Rechnung trägt. Die einzelnen europäischen Mächte werden nicht anders vorgehen können, als ihre Kolonien dem überschüssigen europäischen Menschenmaterial zu öffnen, und zwar ohne Rücksicht auf die Nationalität der Siedler. Dieses Notventil, das im Interesse der gesamten europäischen Menschheit, also im Interesse der kulturtragenden Rasse, in 100 Jahren geöffnet werden muß, um einer qualvollen Übervölkerung und ihren Gefahren rechtzeitig zu steuern, wird die Richtlinien der Weltpolitik bestimmen.

Im Augenblick ist England das Land mit dem größten Kolonialbesitz. Amerika, der Rivale Englands, treibt schon heute ganz bewußt die Politik, sich gegen den immer stärker anschwellenden Auswanderungsstrom des europäischen Kontinents abzuriegeln, um der eigenen Bevölkerung genügend Spielraum zu lassen. Darin liegt nicht zuletzt der gewaltige Reichtum dieser Nation begründet. Ähnlich gehen England, Frankreich und Holland, kurz, alle anderen Staaten mit Kolonialbesitz vor, sobald es sich darum handelt, Angehörigen einer fremden Nation die Ansiedlung in den Grenzen dieses Kolonialbesitzes zu gestatten. Besteht in 100 Jahren diese egoistische Auffassung bei den einzelnen Kabinetten noch, sind schwere kriegerische Verwicklungen unausbleiblich.

Die anfangs aufgestellte Prognose für die Zukunft Europas ist unter den waltenden Umständen gewiß nicht rosig zu nennen. Schon heute machen sich die Anzeichen der Übervölkerung im verschärften Existenzkampf deutlich bemerkbar. Wie aber wird es erst sein, wenn noch einmal so viele Menschen die Erde Europas bevölkern?

Denken wir uns diese 100 bis 150 Jahre vorwärts! 1350 bis 1500 Millionen Menschen bewohnen den europäischen Kontinent. Das Völkergewimmel Asiens ist noch ungleich größer und bedeutet eine ständige Gefahr für die Ruhe Europas. Die Städte wachsen zu gigantischen Steinwucherungen heran, die wie Wabenzellen große Teile des Landes bedecken. Alle Hilfsmittel der Ernährung, der Technik und Wissenschaft müssen eingesetzt werden, um dieser Menschenflut das tägliche Brot zu geben. Jedes Quadratmeter europäischer Erde wird in Anspruch genommen und ausgenutzt, und das alles fruchtet kaum etwas; die Lebensbedingungen werden noch schärfer, noch rücksichtsloser gehandhabt als bisher. Schließlich werden unter dem furchtbaren Druck die Ablaßventile nach den Kolonien der einzelnen Staaten geöffnet, und ein großer Teil des Völkergemisches Europas überströmt die übrige Welt. Die darauf schärfer als bisher einsetzende Durchdringung der Kontinente mit Europäern wird in wenigen Jahrzehnten eine merkwürdige Nivellierung der Kultur auf dem ganzen Erdball bringen. Rückwirkungen auf Europa, als Brutstätte dieser Kultur, werden nicht ausbleiben. Aus einem Erdteil, der in qualvoller Übervölkerung um seine materielle Existenz kämpft, müssen sich die höheren geistigen und sittlichen Kräfte zuerst zurückziehen. Schon heute zeigt die Statistik, daß die Schicht, die als kulturtragende anzusprechen ist, die Schicht der geistig Produktiven, immer mehr an zahlenmäßigem Anteil gegenüber einer Masse verliert, die nur imstande ist, sich der errungenen Kulturgüter zu bedienen, ohne sie weiter auszubauen und zu verfeinern. Der Aufzehrungsprozeß des Geistes, der in 100 Jahren vermutlich noch viel bedrohlichere Formen angenommen haben dürfte, ist eine Gefahr für Europa als Trägerin der herrschenden Kultur.

Heute wandern Menschen aus, weil sie keine wirtschaftlichen Möglichkeiten in der Heimat finden, weil sie das, was sie besaßen, in dem mörderischen Kampf um die Existenz verloren haben; in 100 Jahren aber werden die wenigen noch verbliebenen geistig produktiven Menschen, die Träger der europäischen Kultur, entsetzt den Kontinent verlassen, weil sie den Irrsinn eines, wenn auch technisch wunderbar entwickelten, aber geistig und ethisch gesunkenen Kulturniveaus einfach nicht mehr zu ertragen vermögen.

Ob es kommen wird? Möglich ist es, wenn nicht bis dahin, wie schon so oft, der rastlose Geist der Menschheit eine ganz andere und viel befriedigendere Lösung des Problems gefunden haben wird. Wolfgang v. Lengerke.

STURMFAHRT DER AMERIKANISCHEN JACHT „AMIDA" ÜBER DEN ATLANTIK

AQUARELL VON CLAUS BERGEN

Die amerikanische 650 t große Dieselmotor-Luxusjacht „Amida" wurde auf der Krupp-Germania-Werft AG. in Kiel im Frühjahr 1929 nach den Plänen von Cox & Stevens fertiggestellt. Von Southampton ab legte diese außerordentlich seetüchtige und überdies prächtig ausgestattete Jacht unter dem Kommando des Kapitäns Sidney Mac Laughlin, trotz schwerster Stürme und hoher See, über die Azoren, Bermudas die Reise nach Neuyork ohne Aufenthalt und ohne jegliche nennenswerte Beschädigung in 17 Tagen zurück. Ein hervorragendes Zeugnis deutscher Arbeit und Schiffbautechnik. 250 Meilen nördlich von Bermuda rettete die Jacht aus einem seit 9 Tagen treibenden Rettungsboot 10 Überlebende des im Sturm gesunkenen Schoners „Coburn" und brachte sie wohlbehalten nach Neuyork.

Die Frau, nach der man sich sehnt.
Die Berliner Schauspielerin Ruth Albu.
Aufnahme: Steffi Brandl.

Menschen mit Fluidum

Von Gerda Kerger-Torenburg.

Das Fluidum ist für die Anziehungskraft eines Menschen entscheidend. Frauen brauchen nicht bildhaft schön zu sein; viel wesentlicher ist, daß eine fluidale Strömung von ihnen ausgeht, daß sie Atmosphäre haben.

„Sex appeal"! Dieser von drüben importierte Begriff wird heute gern gewählt, um das von bestimmten Menschen ausgehende, undefinierbare, stark bezaubernde Fluidum zu bezeichnen, das auch auf den Verwöhntesten und Anspruchsvollsten wirkt. Amerika prägte einen Ausdruck, der ohne allzu sezierende Kritik übernommen wurde. Sex appeal ist modern. Tatsächlich jedoch ist dieser primitive Begriff viel zu brutal, um etwa den Zauber einer Greta Garbo zu charakterisieren, die als der höchstbezahlte Sex-Appeal-Typ des Films gilt. Wie keine andere Filmschauspielerin, wirkt diese Frau noch mehr durch den Zauber ihrer Persönlichkeit als durch ihre Schönheit.

Der jünglinghaft weiche Männertyp.
Schauspieler Martin Kosleck.
Aufnahme: Atelier Robertson.

Wirklich erfolgreiche Bühnen- und Filmkünstler haben fast immer ihr besonderes Fluidum. Es muß in dem Augenblick überspringen, da sie die Bühne betreten. Die Zuschauer werden sofort bis in die Fingerspitzen fühlen, daß von diesen Menschen da oben eine Schwingung ausgeht, die sie unwillkürlich und immer intensiver gefangennimmt. Beim Film ist dieses ausschlaggebende Moment um so unentbehrlicher, als er dem Darsteller keineswegs immer eine künstlerische Aufgabe bietet, die wirkliche Gestaltungskraft erfordert. Da es aber das anspruchsvollere, differenziertere Publikum allmählich müde wurde, belanglose, puppige Gesichter nur um ihrer Schönheit willen auf der Leinwand zu sehen, spielt heute neben der spezifischen Filmeignung jene geheimnisvolle Anziehungskraft, die den Reiz der Persönlichkeit ausmacht, eine bedeutende Rolle.

Es gibt Frauen, die immer und überall Bewunderung erregen; jeder ist von ihnen begeistert. Dabei sind diese Frauen oft gar nicht schön, weder sonderlich interessant noch von ausgesprochener Eleganz. Aber — sie haben eben jenes Fluidum, das Amerika „sex appeal" nannte. Sie haben es, im Gegensatz zu einer bestimmten Art von Frauen, die trotz aller Schönheit eines noch so regelmäßigen Gesichts und einer wirklich vollendeten Figur dennoch kalt lassen.

Auch für den Mann — bei Bühne und Film sowohl als auch im Leben — ist die Macht seiner fluidalen Schwingungen von nicht selten entscheidender Bedeutung. Es gibt Männer, auf die man unbedingt aufmerksam wird. Die Frau spürt es am Vibrieren ihrer Nerven, daß da ein Mensch ist, von dem eine besondere Macht ausgeht. Im beruflichen und im gesellschaftlichen Leben sind derartige Männer bevorzugt, und im Umgang mit Frauen wirkt ihr Fluidum als verfänglicher Zauber.

Eine andere Elisabeth Bergner.
Die Schauspielerin Irmgard Willers vom Staatlichen Schauspielhaus in Dresden.
Aufnahme: Genja Jonas.

Der rassige Frauenkopf.
Die Schauspielerin Carola Neher, Gattin des verstorbenen Dichters Klabund.
Aufnahme: Steffi Brandl.

Der höchstbezahlte Sex-Appeal-Typ des Films.
Die aus Schweden stammende Filmschauspielerin Greta Garbo.
Aufnahme: Metro-Goldwyn-Mayer.

Der faszinierende Mann.
Der Filmschauspieler Conrad Veidt.
Aufnahme: Steffi Brandl.

Der Frauentyp, dessen Anziehungskraft im Kindlich-Herben liegt.
Toni van Eyck von den Reinhardt-Bühnen, Berlin.
Aufnahme: Steffi Brandl.

Der Künstlerkopf.
Ballettmeister Max Terpis, Berlin.
Aufnahme: Steffi Brandl.

Rosa Rubin.

ROMAN VON FRANK F. BRAUN.

(12. Fortsetzung.)

Ruloff mußte sich festhalten. „Aber nein“, sagte er heiser, „Sie haben mich mißverstanden. Ich habe Rosa Rubin nicht getötet.“

„Wer behauptet das? Wir wissen, wer der Mörder ist. Aber Sie waren zugegen, Sie sahen mit an, wie es geschah. Erzählen Sie uns das.“

„Ich — sah es nicht mehr.“

„Sie kamen zu spät?“

Ruloff nickte. Der Amtsrichter sagte sinnend: „Eine tapfere Frau, Kraft, Energie, nur an der falschen Front eingesetzt.“ Aber Ruloff tat ihm nicht den Gefallen, mehr zu sagen. „Wissen Sie, ob ein Streit vorherging? Bedrohte vielleicht Rosa Rubin die späte Besucherin, wollte sie diesen Eindringling hinauswerfen? Ich kann mir die Situation vorstellen. Die beiden Frauen wurden handgreiflich, das Messer lag da, wer zuerst zugriff, würde nur der anderen zuvorkommen. War es so, sahen Sie es so?“

„Nein“, antwortete Ruloff. „Aber Sie sehe ich jetzt, Herr Untersuchungsrichter, Sie erkenne ich jetzt. Aber Sie irren sich, kein Wort mehr rede ich hier. Sie sind ein geschickter Fallensteller, ziehen Sie zu, schnüren Sie mir die Luft ab, um so weniger werde ich Ihnen vorplaudern.“

„Vielleicht plaudern wir doch noch einmal miteinander, und Sie tragen die Kosten der Unterhaltung. Sie werden Gelegenheit finden, das dieser Tage in ungestörter Ruhe zu überlegen. Sie sind verhaftet.“

Zwei Beamte standen bereit, aber es gab nicht die erwartete große Szene. Ruloff sah den Amtsrichter an, dann blickte er zur Erde, betrachtete seine wiedergewonnenen Schuhe. Sie waren dunkelbraun und glänzten; das Band des linken war noch nicht geknüpft. Das alles sah er, als er zur Tür schritt. Hinter ihm sagte der Amtsrichter: „Hier ist der andere Haftbefehl. Sofort! Flucht- und Verdunkelungsgefahr!“ Die Tür fiel zu. Der Gang war lang, Dielen knarrten, dann schritt man auf Steinen. Grau die Wand, eingelassene Türen. Fünf. Glückszahl. Glück ... Die Zelle. Also doch wie auf der Bühne, vergittert das Fenster, halbdunkel alles. Hochgeklappt das Bett, an die Wand geklebt. Diesen Steinkrug kannte er, Zeichenmodell aus der Quarta, da es galt, Glanzlichter zu finden. Was für Gedanken! Gab es nichts Wichtigeres in dieser Minute? Verhaftet. Mordverdacht. Verloren? Es geht ein zweiter Haftbefehl hinaus. Jutta? ... Und sein Herz will versagen. Wenn es ihr nicht gelang, sich in Sicherheit zu bringen ... Die Schlüssel klirren, das Schloß schnarrt herum. An der Wand steht Ruloff mit ausgebreiteten Armen. So betet er in der Kreuzform. „Lieber Gott, laß wenigstens sie in Sicherheit sein; es ist an einem Opfer genug.“ Im Gitter des Fensters liegt ein Sonnenstrahl, er wandert durch das Gemach, von Wand zu Wand, malt zitternde gelbe Rechtecke auf den Fußboden und verschwindet. Er ersetzt die Uhr. Ruloff hat dafür noch kein Verständnis. Zeit und Raum sind ihm eingestürzt. Er wartet. Worauf? Worauf wir alle warten, wenn wir in Not sind, auf den Wechsel des Zustands, ganz gleich, in welcher Form.

Noch ein Mann wartet. Martini. Er sitzt um diese selbe Stunde am Fenster des Parterrezimmers; schon vor geraumer Zeit ließ ihn Kriminalkommissar Helbig allein. Martini hat sich nicht vom Platz gerührt. Das Telephon, direkte Leitung mit dem Tageblatt, hat zweimal, dringlich schon im Ton des Läutewerks, nach ihm gerufen, aber er ist nicht an den Apparat gegangen. Als das Mädchen, scheu, mit schlechtem Gewissen, aber vor sich selber doch auftrumpfend, nur ihre Pflicht getan zu haben, in das Zimmer kommt, schickt er es mit einer müden Handbewegung wieder hinaus. Die Minuten tropfen ab wie dickflüssiges Öl, langsam und schwer. Endlich fährt draußen ein Wagen vor, und Jutta entsteigt ihm. Sie kommt durch den Garten, betritt das Haus und ist auch schon im Zimmer.

„Das ist gut, Benno, daß du auf mich gewartet hast. Du weißt, wo ich war? Ich wollte es dir nicht ins Büro telephonieren. Plaschke hat mich vernommen!“ Sie sieht sein Gesicht und bricht ab. „Ist etwas geschehen, noch etwas Neues?“

„Setz dich hierher“, fordert er sie auf, „hier, ganz nahe, Jutta. So.“ Er ist besorgt um sie, das Flackern in ihren Augen warnt ihn, die zerflatternden Bewegungen, mit denen sie die Handschuhe auszieht, lassen ihn seine Fragen vorsichtig abwägen. Sie stehen sich gut und vertraut, ein Geschwisterpaar; aber sie sind immerhin Mann und Weib und erkennen jedes des anderen Berechtigung auf ein eigenes Leben vollkommen an. Martini will helfen, er fühlt als der große Bruder der Kindheit. So muß er wohl Fragen stellen.

„Willst du mir sagen, Jutta, was du um alles in der Welt gestern abend bei Rosa Rubin wolltest?“

„Eine Aussprache, Benno. Du fragst mich, wie es Plaschke eben tat. Er war sehr häßlich und zudringlich, obgleich er vorher alle Schuld auf seine Pflicht schob.“

„Plaschke ist mein Gegner“, sagte Martini, „er wird vollkommen korrekt und untadelhaft vorgehen, weil er mein Gegner ist. Wenn es ihm freilich gegeben ist, mich mit seinen Waffen zu treffen, wird er die Möglichkeit bestimmt wahrnehmen. Es ist ein Schachspiel. Er ist am Zug.“ Martini lächelte ein bißchen; der Vergleich machte das vielleicht. „Unsere Königin“, sagte er, „hat sich zu weit vorgewagt, ihre Stellung ist exponiert. Was ist zu tun?“

Jutta zuckte die Achseln. „Was rätst du? Ich habe natürlich die Rosa Rubin nicht getötet. Muß ich dir das sagen?“ Ihr Gesicht stand hell im Licht, es zuckte, alle Nerven schienen bloßzuliegen.

Lange sah er sie an. „Wir sind uns in keiner Stunde gleich, Schwester, nicht das würde uns trennen — aber selbstverständlich glaube ich deinem Wort.“

Sie ließ den Kopf sinken, er fiel vornüber wie abgehackt. So blieb sie sitzen. Er sah auf die weiße Bahn ihres Scheitels, der die Haare mitten auf dem Kopf teilte. Das Licht lag auf diesen Haaren und gab ihnen einen sprühenden Metallton. „Etwas ist anders geworden“, sagte er. „Ich kann es nicht mit Worten benennen. Es ist ein Gefühl. Ich möchte fast sagen: Du hast dich verändert, Jutta, aber ich weiß nicht, ob das das Richtige ausdrückt.“ Er sah vor sich hin, sagte dann noch nachdenklich: „Du bist auf der Flucht? Was fliehst du, oder ist es ein Mensch, den du fliehst?“

Sie hob mit einem Ruck den Kopf. „Flucht!“ sagte sie rasch. „Du bringst das Wort, Benno. Ich kann hier nicht bleiben, ich halte das nicht aus. Menschen fragen mich; fremde gleichgültige Männer haben das Recht zu diesen Fragen, und ich soll mich vor ihnen entblößen. Hilf mir, Benno! Verhilf mir zur Flucht!“

Er erschrak. „Deine Flucht würde falsch gedeutet, Jutta. Das Odium des Verdachts liegt sowieso in der Luft.“

„Das kümmert mich nicht. Laß sie ihre Mörder suchen. Wen sie nicht haben, können sie nicht hängen. Man muß schneller, klüger sein als die Maschine, in der sie Räder sind. Man darf sich nicht zermalmen lassen. Sie sind alle blind, eingeschaltet im Triebwerk der Maschine Justiz. Man kann nicht an ihre Gefühle. Plaschke ist eine Figur. Ja, Schach, du sagtest es. Aber wer denkt, wer spielt dies Spiel?“

Er hielt ihre Hand fest, hielt die ganze Person fest, die aufgesprungen war und durch das Zimmer laufen wollte. „Ich will dir zur Flucht verhelfen, Jutta, aber ich muß wissen, um was es hier geht. Was wolltest du gestern bei Rosa Rubin? Du bist nicht aufrichtig zu mir!“

„Doch, Benno. Aber — es kann niemand aus sich heraus. Ich habe zudem auch nicht das Recht, zu sprechen.“

„Was verpflichtet dich zum Schweigen?“

„Soll ich dir das sagen?“

Er sah ihren entsetzten Blick und mäßigte sich. „Ich habe eine Engelsgeduld mit dir, Jutta. Erkenne das an! Vor einer Stunde etwa war ein Kriminalbeamter hier, ein Mensch, mit dem man reden konnte. Dieser Kommissar — es ist beschämend, Jutta, — war es, der mir sagen mußte, daß du Ruloff hier empfangen hast, daß du ihn gut kennst — und daß du vor mir Versteck gespielt hast. Ist das Aufrichtigkeit von deiner Seite?“

Sie stand statuenhaft. „Es ist so“, sagte sie, „es ist alles wahr, was er dir gesagt hat. Ruloff war hier, verzweifelt, mutlos; Rosa Rubin hielt ihn in der Hand mit einer gefälschten Unterschrift, mit einem falschen Vertrag, glaube ich. Da kam er in seiner Not zu mir. Ich versprach, ihm zu helfen, und ging zu Rosa Rubin. Das ist die Geschichte.“

„Das ist nur die Oberfläche, das Sichtbare der Geschichte, Jutta.“

„Das andere“ — sie hob den Kopf doch, sie sah ihm in die Augen — „das andere ist Liebe.“

Es war still. Blieb noch etwas zu erklären? Einzelheiten gewiß, aber die Beweggründe waren aufgehellt. Martini sah klar, er erkannte und verstand. „Warum schwiegst du, warum erklärte sich Ruloff mir nicht?“

„Ich schämte mich, weil er schwieg. Er aber schwieg, weil er nicht den unteren Weg gehen wollte. Er gedachte Karriere zu machen — dann.“

„Der Narr!“

„Stolz ist eine Narrheit, aber mir gefiel seine Narrheit, und innerlich gab ich ihm recht.“

WOLKEN UND SONNE

ÜBER DEN WOGEN: SONNEN-
UNTERGANG AUF HOHER SEE

PHOTOSTUDIEN VON
MAGDALENE WÄCHTLER

MITTERNACHTSSONNE
ÜBER SPITZBERGEN

DER TAG NEIGT SICH ZU ENDE

SONNENGLUT IM WOLKENRISS

GEMÄLDE DER KAMERA

KÜNSTLERISCHE AUFNAHMEN
UNGARISCHER TRACHTEN
VON D. RONAI, BUDAPEST

Martini fand sich als erster zurück. „Auch Kuloff wird in Verdacht geraten; man wird ein Komplott vermuten. Es ist eine verfluchte Situation, in die du geraten bist. Ich begreife, daß du den Wunsch hast, dem allem dich zu entziehen. Verreise, Jutta, reise noch heute. Geh nach Enschede zu Brückings. Holland ist nicht weit, du bist heute nacht noch in Sicherheit. In Sicherheit vor diesen Fragen, diesen Peinlichkeiten, meine ich. Denn da ist doch nichts zu verbergen, Schwester, nichts, was mit dem Tode der Rubin in Wahrheit zu tun hat?"

Einen Augenblick war wieder diese Stille, die in die Nerven schnitt. Dann sagte Jutta klanglos und gepreßt, herausgezwungen: „Nichts, Benno." Sie hielt ihr Herz fest, ganz fest in beiden Händen; es durfte nicht reden, hier nicht, noch nicht. Sie sah in diese blauen guten Augen, die ihr gegenüberstanden; sie neigte sich vor, deutlicher zu sehen, einzutauchen und von dieser Güte, diesem Glauben einen Trost mitzunehmen — da zuckte Martini zusammen; die Gläser vor den Augen blitzten, das Blau dahinter war versunken. Die Türglocke schlug an.

Er sprang auf. Ein Schreck saß ihm in der Brust, in der Kehle, daß er kein Wort herausbrachte, nur der Schwester Arm ergriff und versuchte, sie beiseitezuzerren in das nächste Zimmer. Da flog buchstäblich die Tür auf, zwei Beamte in Zivil traten ein; der eine blieb am Eingang stehen, der andere, Kriminalkommissar Helbig, trat auf Jutta Berg zu und berührte leicht ihren Oberarm. „Frau Jutta Berg", sagte er, und er hob die Stimme ein wenig, als habe er Sinn für diese Nuance, „ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes." Er wies den Haftbefehl vor, reichte ihn, da Jutta keine Bewegung tat, dem Doktor Martini und winkte den Beamten von der Tür ins Zimmer. „Wir haben einen Wagen mitgebracht, Herr Chefredakteur", sagte er ruhig, „das Gericht trägt diese Kosten nicht, aber ich glaubte in Ihrem Sinne zu handeln."

Martini nickte. Das Blatt knisterte in seinen Händen. „Untersuchungshaft, Mordverdacht", sagte er. Er hob beide Hände, das Papier glitt zu Boden, lautlos, im schrägen Gleitflug. „Jutta! ..." Er sah noch ihr starres Lächeln, das vielleicht ein Schluchzen barg; er vernahm noch ihre Worte: „Zu spät, Benno", dann sah er die Rücken der drei Menschen, die in dem dunklen Rechteck der Tür verschwanden. Draußen fuhr ein Wagen davon. Mit bellendem Jauchzer rief die Hupe, als ginge es in eine frohe Fahrt.

Martini hob den Haftbefehl auf. War da nicht ein Loch in den Teppich gebrannt, wo dies Papier gelegen hatte? Das persische Muster war unversehrt. Rot und blau und grün, kunstvoll gewirkt, Arabesken und Blumenmuster. Aber den Grundton gab die rote Farbe des Blutes.

Chefredakteur Martini gab sich einen Stoß. Keine Lyrik! Die Stunde war kalt wie Eis. Sie machte das Blut gefrieren. Keine Sentimentalitäten darum. Handeln, helfen! Er ging mit festen Schritten an das Telephon; suchte im Buch eine Nummer und nannte sie. „Doktor Theo Ziklas. Persönlich, dringend! — Ziklas, du? Wann kann ich dich sprechen? Danke, ich komme." Er legte den Hörer auf und wartete eine Weile. Dann rief er das Tageblatt an. „Die beiden Spalten für den Leitartikel frei lassen. Ich schreibe selbst. Worüber? Über den Fall Rubin. Doktor Zirbsch und Herr Witt sollen sich genau informieren. Ich bin in einer Stunde dort. Nein, es wird nicht zu spät! Schluß!"

Gardez la dame? Warf man Springer und Türme, Läufer und Bauern, warf man alle Figuren in die Bresche! Dies Spiel ging um den höchsten Preis.

Er schritt zur Tür, trat auf die Straße. Aus einer Loggia gegenüber sang ein Grammophon. Rigoletto. Die Begleitmusik hielt sich zurück, hell kam der Sänger zur Geltung. „Auf losem Sande habt ihr gebaut ..."

Chefredakteur Martini kniff die Augen ein. „Wer?" sagte er, sprach es laut vor sich hin. „Wer — ihr?" und schritt weiter.

III, 3.

Chefredakteur Martini drang bei Doktor Ziklas ein, als sei er der letzte Läufer einer Stafette.

„Lassen Sie mich hier nicht aus Gründen der Tradition antichambrieren, Fräulein, melden Sie mich sofort, und sagen Sie dem Doktor, es sei dringend."

Die Tür in das Hauptzimmer ging zu einem Spalt auf, dann öffnete sie sich ganz. „Dachte ich mir doch, daß das deine Stimme sei", sagte Ziklas. „Komm herein."

Martini schloß die Tür hinter sich mit einer Sorgfalt, die Ziklas nicht an ihm kannte. „Was gibt es? Geheimnisse? Nimm Platz."

Aber Chefredakteur Martini setzte sich nicht. Er blieb vor dem langen hellhaarigen Mann stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Ziklas, soeben ist Jutta in der Mordsache Rubin verhaftet worden!"

Der Rechtsanwalt trat einen Schritt zurück. „Alle Wetter", meinte er, „der Herr Plaschke hat Mut. Was liegt gegen deine Schwester vor? Ich meine, was macht sie verdächtig?"

Martini zuckte die Schultern, er schob an seiner Brille, nahm sie ab, putzte sie und wußte das alles nicht. Währenddes sagte er, was er über den Fall wußte. „Jutta hat die tote Rubin gefunden, es stand in den Zeitungen. Du wirst so viel wissen wie ich, wie Jutta. Nur der Herr Untersuchungsrichter Plaschke weiß mehr!"

„Fand ein Verhör statt?"

„Gewiß, heute. Danach kam sie noch einmal nach Hause; vor einer halben Stunde hat er sie verhaften lassen."

„Über die Vernehmung, über die Art der Fragen sagte dir Jutta nichts? Er wird sie mit Fangfragen gejagt und zur Strecke gebracht haben. Es ist seine Art."

„Man kann doch nur Tatsächliches aus einem Menschen herausholen, Ziklas. Die Tatsachen waren vorher bekannt. Jutta hat nie geleugnet, vor der toten Schauspielerin gestanden zu haben. Ist das ein Grund zur Verhaftung?"

„Lieber Benno, ein geschickter Untersuchungsrichter weiß die Tatsächlichkeiten, von denen du redetest, als Sprungbrett zu nützen; er nimmt sie zum Ausgangspunkt und tastet sich mit Fragen vorwärts. Am Ende steht immer eine Schuld."

„Schuld! Wie denn Schuld in diesem Falle?" Martini lief durch das Zimmer und kehrte erst dicht vor der Wand wieder um. Der Rechtsanwalt sah ihn an; sein Blick hielt den Nervösen auf. „Auf jeden Fall", rief Martini, „das wollte ich sagen, deshalb kam ich, du mußt sie verteidigen, Theo. Hörst du! Es muß ein Mensch sie verteidigen, der persönlich Anteil nimmt, der mehr einsetzt als ein kühles Wissen um Paragraphen."

„Sehr freundlich", sagte der lange Ziklas, „danke, Benno. Ich will deiner Meinung gerecht werden. Der Fall Rubin geht mich sowieso an. Noch jemand bat mich, seine Verteidigung zu übernehmen, noch ein Angeklagter oder einer, der sich sehr bald in diesem Zustand befinden wird. Hier, lies." Ziklas gab den Brief über den Tisch. Martini erkannte sofort Kuloffs Handschrift. Er las den Brief nicht erst, sondern legte ihn stumm zurück auf die grüne Platte im Tisch. „Das — läßt sich vereinen?"

„Vorläufig gewiß", antwortete Ziklas; er lächelte ein bißchen. „Das Leben liebt es, uns grotesk zu kommen. Vor kurzer Zeit führte ich Rosa Rubins Sache gegen Artur Kuloff. Jetzt verteidige ich denselben Kuloff gegen — aber man kann wohl nicht sagen, gegen die tote Rosa Rubin."

„Man kann das doch sagen", sprach Martini finster. „Es ist wirklich, als habe diese tote Frau noch ihre Hand im Spiel und fände eine Lust darin, diese Fäden festzuhalten, daß keiner sie entwirren kann."

„Das ist Feuilleton, Benno", sagte Ziklas. „Mit Rosa Rubin ist etwas geschehen, ein trauriges Geschehen, das wir aufzuklären versuchen; wenn Menschen daran Schuld tragen, wollen wir diese Menschen herausfinden. Das ist alles, was zu der Angelegenheit in Wirklichkeit zu sagen ist."

„Es ist gut, wenn du die Nerven behältst", sagte Martini. „Was gedenkst du zu unternehmen? Verliere keine Minute!"

„Sei ohne Sorge, Benno. Ich will versuchen, Einblick in die Akte zu gewinnen. Ich muß erfahren, worauf Plaschke seine Maßnahmen aufbaut. Von einer Verteidigung kann natürlich noch nicht die Rede sein. Es ist bis jetzt keine Anklage erhoben. Ich bin gezwungen, meine Nachforschungen unter der Hand anzustellen."

„Verliere keine Zeit", bat Martini nochmals. „Denke, daß meine Schwester in einer gräßlichen Steinzelle sitzt und auf uns wartet."

Sie gaben einander die Hand. Ziklas drückte diese heißen, trockenen Finger; es war ein Versprechen. Er überprüfte, allein gelassen, die vorliegenden Akten, fand, daß er entbehrlich sei, und bestellte telephonisch einen Wagen, ließ sich nach dem Platz der Republik fahren.

Auf dem langen Korridor im Strafjustizgebäude grüßte ihn ein Herr, nahm den steifen Hut ab und dienerte. Doktor Ziklas schaute auf, er erkannte das Gesicht, wußte es aber nicht unterzubringen. „Sie kennen mich nicht, Herr Rechtsanwalt? Thaddäus Siek vom Apollotheater."

Ziklas blieb stehen. „Ach, natürlich, der Komiker. Sie hier", meinte er verwundert, „haben Sie ausgesagt in der Sache Rubin?" Siek sah sich mißtrauisch um. „Ja", erwiderte er und beugte sich vor, „ich habe die Ohrfeigengeschichte erzählt. Man kann nicht wissen, ich wollte das los sein." Ziklas tat interessiert. „Welche Ohrfeigengeschichte?" fragte er. Siek legte den Kopf schief, wie ein Hahn sah er aus mit dem roten Haarbusch. Er wedelte sich mit dem Hut Kühlung zu. „Kann ich Ihnen das erzählen?" meinte er hinterhältig, aber die Lust, noch einmal Mittelpunkt zu sein, saß ihm im verknitterten Gesicht. „Reden Sie nur", sagte Ziklas, „ich gehöre sozusagen zum Gericht." Siek nickte. „Denken Sie", sagte er — und begann die Erzählung, wie Rosa Rubin und Lili Lanz aneinandergeraten waren, wie Rosa Rubin die Lanz geschlagen hatte, und mit welcher Drohung die beiden Rivalinnen auseinandergingen. „Es liegt doch durchaus im Bereich der Möglichkeit, Herr Doktor, daß diese Weiber in ihrem fanatischen Rollenehrgeiz nochmals aneinandergerieten?"

Ziklas nickte nur. Dich schickt mir der Himmel, dachte er, oder der Teufel will uns versuchen. Dann entfernte er sich mit einem knappen Gruß. Dieser Kerl, dieser Angeber aus Lust war seiner geraden Art immerhin widerlich.

(Fortsetzung folgt.)

KAUFLEUTE VON EINST

ALT-LÜBECKER KONTOR

GEMÄLDE VON PROF. WILH. CLAUDIUS

Malerisches Korsika

TEXT UND ABBILDUNGEN VON CARL DELIUS

Ein typisches Bild in den Straßen Ajaccios, der Hauptstadt von Korsika: Die Milchhändlerin aus der Umgebung.

Nur wenige Stunden vom Festland entfernt liegt die Wunderinsel Korsika, von den Fluten des Mittelmeers umspült, ein Stückchen Land, das trotz seiner geringen Ausmaße (8722 qkm) überaus mannigfaltige Abwechslungen bietet. Schon vom Schiff aus sehen wir die zerklüfteten Gebirgsketten, die im Monte Cinto bis zu 2710 m Höhe ansteigen. Hier gibt es noch heute unendlich viel jungfräulichen Boden, den zu entweihen, bisher keinem Menschen gelungen ist.

Ja, diese kleine Insel, die Muttererde eines Napoleon, des korsischen Patrioten Paoli, dieses Volk, das, trotz der dauernden Kämpfe von Frankreich und Italien um die Herrschaft über Korsika, von inneren Konflikten beinahe unberührt geblieben ist, flößen sie uns

Einen trutzigen Eindruck macht die Altstadt von Calvi auf der felsigen Landzunge im gleichnamigen Golf.

nicht eine ungeheure Ehrfurcht ein? Auch Christoph Kolumbus soll hier geboren sein; dem Fremden werden noch die Trümmer seines Geburtshauses gezeigt.

Die Korsen, noch nicht 300000 Menschen, sind dem Volkstum nach italienisch. Ein stolzes Volk, das sich viele alte Bräuche erhalten hat, so die Vendetta, die Blutrache. Der Fremde wird aber davon nicht berührt. Im Gegenteil, er genießt eine Gastfreundschaft, wie man sie wohl nur äußerst selten noch irgendwo antrifft, und ich habe es selbst erlebt, daß ein Händler sogar die Bezahlung seiner Ware mit dem Bemerken zurückwies: „Mein Herr, Sie sind Gast auf unserer Insel!", und jede Widerrede wäre von dem Mann als Beleidigung aufgefaßt worden. Der Grund dieser außerordentlichen Freundlichkeit ist wohl der, daß diese Insel von Fremden nur sehr wenig besucht wird.

Straße in der Altstadt von Ajaccio.

Im Innern von Korsika: Landschaft bei Corte.

Auf dem Cours Napoléon in Ajaccio.
In althergebrachter Sitte dient ein Teil des Bürgersteigs als offenes Café, aber in die Romantik alter Kultur drängt sich das neuzeitliche Verkehrsmittel, das Auto.

Idyll im Treppengewirr von Calvi.

Korsikas Städte, teilweise äußerst romantisch auf Felsen gebaut, haben sich in den letzten Jahrhunderten nicht viel verändert, wie man ja dort sehr an alten Traditionen festhält, und wenn man auf Korsika reist, muß man von vornherein auf jeden Komfort verzichten. In vielen Gegenden ist der Esel noch das einzig mögliche Verkehrsmittel. Autobusse können nur auf bestimmten Straßen fahren, und die Eisenbahn, wenn man diese Bummelzüge so bezeichnen darf, verbindet nur die Hauptstadt Ajaccio mit zwei oder drei im Norden gelegenen Orten. Für den Maler bietet das ganze Korsika ein Motiv, und der Künstler weiß nicht, wo er anfangen soll.

Weihnachts-Märchen

Annemaries schönste Weihnacht.
Bühnenbild aus der Aufführung des Weihnachtsstückes von Max Möller am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg. — Links unterm Baldachin Sonja Ambach als Muschelkönigin; daneben rechts Erik Frey als Prinz; auf der Treppe Konrad Gebhardt als König; rechts Hildegard Warsitz als Annemarie.
(Phot. Heinrich Haas.)

Links:
Zwergnase und die Hexe.
Szene aus dem Weihnachtsspiel „Zwergnase“, frei nach Wilhelm Hauff von M. Paulun und A. Kuckhoff, mit E. Frommer als Zwergnase und Dor. Neff als Hexe bei der Aufführung im Stadttheater Aachen.
(Phot. J. Preim.)

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.
Bühnenbild aus dem Weihnachtsspiel „Max und Moritz und der Weihnachtsmann“ von Benno v. Franken, das am Rose-Theater in Berlin zur Aufführung kommt. (Phot. Schmidt.)

Hänsel und Gretel.
An der Staatsoper in Dresden gelangt „Hänsel und Gretel“ von E. Humperdinck (Text: A. Wette) zur Aufführung. Szene mit Angela Kolniak als Hänsel, E. Berger als Gretel und E. Burkhardt als Hexe. (Phot. Richter.)

auf deutschen Bühnen

Bonzo und Felix der Kater
als Tanzeinlage in „Peterchens Mondfahrt“ von Gerd v. Bassewitz. Aufführung im Hessischen Landestheater in Darmstadt. (Phot. Collmann.)

Links:
Aschenbrödel erscheint dem Prinzen.
Aus dem Märchen „Aschenbrödel“ von Görner im Württembergischen Landestheater in Stuttgart. Herta Schwarz als Aschenbrödel und Rudolf Fernau als Prinz.

Rechts:
Jakob fliegt ins Zauberland.
Die Prinzessin (Jenny Schaffer) im Sumpfland. — Weihnachtsmärchen von Rudolf Schröder, Uraufführung des Dresdener Schauspielhauses. (Phot. Ursula Richter.)

Die Königstochter am Eingang zum gläsernen Berg.
Die Königstochter (Irene Hoffmann) und rechts der Adventsstern (Toni Treutler) im 4. Bild des Märchenspiels „Der gläserne Berg“ von Josefa Elstner-Ortel (Musik von W. Braunfels), aufgeführt am Mecklenburgischen Staatstheater in Schwerin. (Phot. Carl Maschwitz.)

…in Allerliebst.
…Allerliebst (Käthe Vanden) und die Hofdame (Marie Schippang) im diesjährigen, von … verfaßten Weihnachtsmärchen des Alten Theaters in Leipzig. (Phot. S. Genthe.)

SELBSTBILDNIS DES KÜNSTLERS

WILLI GEIGER

DER RADIERER UND MALER

Seit die fabelhaft persönlichen, glänzenden Impressionen seiner „Tauromachia“ erschienen sind, steht Willi Geigers Künstlerpersönlichkeit im vollen Licht internationaler Wertschätzung. Man griff hingerissen nach seinen anderen Schöpfungen und entdeckte eine Fülle Radierungen von herber, bizarrer, zuweilen spukhafter Phantastik, in denen ein eigenwilliger Könner seltsam packenden Visionen nachging . . .

Seitdem hat Willi Geiger, der in Landshut 1878 Geborene, auf der Münchener Akademie bei Stuck und Peter Halm technisch Herangereifte, der in zweijährigem Studium in Spanien durch Goya die entscheidende Wegrichtung fand, seinen Ruf als Radierer von hohem Rang ständig erweitert und vertieft. Er schuf Exlibris von glänzender Bildkraft, erreichte dann neue Höhen seines elementaren Ausdrucksvermögens, als er in den Kriegsjahren vom Impressionismus zum Expressionismus hinüberdrang. Nun erst entluden sich alle Spannkräfte seiner Seele; die in ihm wohnende bajuvarische Urkraft befreite sich elementar. Jetzt schuf er jene vulkanischen, vom Sturmahnen der Zeit durchflammten Illustrationen zu Dostojewski. Tolstoi, Kleist, die sein Gesicht als Graphiker umgeformt und ihm die letzte, aktuelle Pointierung gegeben haben.

Aber gleichzeitig erfolgte nun auch sein großer Durchbruch zur Farbe, der auf neuen Reisen in Spanien, Marokko und Teneriffa den Maler Geiger aus leidenschaftlichem Suchen und Gestalten heraus formte. Goya und Greco waren seine großen Inspiratoren. Zumal des Griechen bleiche Farbenekstase mit ihren mystisch dunklen Wirkungen schlug ihn in Bann. Er griff sie auf und entwickelte sie in sehr persönlicher Weise weiter. Schuf daraus fortschreitend eine eigene koloristische Spezialität. die seinen expressiven Bildnissen und deutlicher noch seinen Blumenstücken einen geheimnisvollen Zauber besonderen transzendentalen Lebens leiht. Wie Geiger bei seiner Menschendarstellung heute diesen mystischen Farbenzauber zur lautlos intensiven Sichtbarmachung geheimer seelischer und geistiger Verborgenheiten ins Spiel zu bringen weiß, das ist erstaunlich. Man sehe sich die große Reihe seiner Porträte daraufhin näher an. Wie in seinen graphischen Blättern, so verrät Geiger auch in seiner Malerei das in ihm kochende Temperament. In ungestümem Eindringen auf die Wirklichkeit hält er sich formal nicht bei Einzelheiten auf, gibt die großen Akzente

RADIERUNG ZU DOSTOJEWSKIS „DER GATTE“

RADIERUNG ZU DOSTOJEWSKIS „DER GATTE“

RADIERUNG ZU DOSTOJEWSKIS „EIN JUNGES WEIB“

TRÄUMENDE FRAU. GEMÄLDE

der Form, moduliert, verkürzt oder steigert sie dem verborgenen Kern, der Wesenheit an sich zu Liebe. Aber wie er dann in der Farbe diese hingeschleuderte Form vergeistigt, sublimiert, parfümiert, das offenbart seine tastende, spürende Künstlersehnsucht nach dem inneren Geheimnis, das die Form verschließt, nach dem Geheimnis von Geist und Seele, das er farbig aufschließen möchte. Der Landschaft steht der Maler Geiger unbefangener, sachlicher gegenüber. Er dringt auch auf sie mit großen Energien ein, gestaltet ihr Wesentliches in geradliniger Monumentalität, aber er sucht nichts Verborgenes in oder hinter ihr. Auch eine Anzahl Stilleben (Melone, Gitarre) zeigen diese feste Sachlichkeit, gebunden an kraftvoll hell schmetternde Farbe. Wesentlicher und charakteristischer für Geiger sind aber jene Bilder, in deren gesteigerter Form und durchgeistigter Koloristik die Elementarkraft und das sehnsüchtige Grübeln seiner Seele

RAUFSZENE

SPANISCHER JÄGER ZU FUSS

GLOXINIEN

R. GRAF v. DÜRCKHEIM

wohnen. Sie bestimmen den Sonderwert des Malers und weisen ihm seinen Platz in der Reihe der fortschrittlichen Schöpfernatur unserer Zeit an.

Vom sächsischen Kultusministerium als Lehrer an die Staatliche Akademie für graphische Künste nach Leipzig berufen, hat Professor Willi Geiger jetzt ein neues reiches Feld der Betätigung erhalten. Man darf gespannt sein, wie sich seine scharfkantige Künstler-Persönlichkeit in der neuen Atmosphäre auswirken und weiterentwickeln wird.

Dr. Egbert Delpy.

Die Schaukel

NOVELLE VON FRIEDRICH SCHOENSTEDT

Auf dem großen Platz steht der Wohnwagen mit dem Anhänger, die Pferde sind abgeschirrt, sie weiden, träge und ausgedörrt von der Hitze, graue Grasbüschel ab. Aus dem kleinen Blechschornstein kommt dünner Rauch, die Alte kocht das Mittagessen, es riecht nach Suppe. Gaston ist in der Stadt, und er sitzt natürlich wieder irgendwo und trinkt, ein Glas, zwei Glas; die Alte schmeißt böse die Pfannen und Töpfe durcheinander.

Draußen kommen neue Wagen an, der Platz wird voller, man begrüßt sich: „Hallo — Guten Tag — wie geht's? Habt ihr schon gehört? Jack kommt auch, hat sich 'nen alten Lastwagen gekauft, verdammt billig!" —

Die Frauen stehen zusammen, mitten auf dem Platz, sie reden durcheinander und versehen sich mit Neuigkeiten. Sie haben Zeit, morgen fängt die Geschichte erst an.

Am Nachmittag kommt Jack, wie angekündigt, auf einem Auto, einem uralten Lastwagen, weiß Gott, wo er ihn aufgetrieben hat. Draußen sind der Länge nach die Stangen und Gerüste von Jacks Schiffsschaukel aufgehängt, innen liegen die Schaukeln selbst und Bretter. Jack beginnt sofort, eifrig abzuladen; er ist ein großer, knochiger Kerl, sommersprossig und mit brandrotem Haar. Er läßt sich nicht helfen.

Gaston kommt zurück, die Zigarette sitzt im Mundwinkel, die Tolle in der Stirn. Elegant und schmierig scharwenzelt er heran und begrüßt Jack kurz, dann besieht er sich das Auto und fingert am Motor herum.

Die Alte ruft nach ihm. Nach einiger Zeit geht er bedächtig nach dem Wagen. Wo Lin sei? Er wisse es nicht. Wo er gewesen sei? Das gehe sie nichts an.

„Willst du noch was essen?"

„Nein", sagt er.

Er geht wieder, ruft ein paar kleine Jungen, die eifrig umherstehen, und läßt sich von ihnen beim Ausräumen des Anhängewagens helfen.

Die Sonne brennt unbarmherzig, immer noch, es ist schon sechs. Auf dem Platz ist alles jetzt geschäftig, ein paar Gerüste stehen schon. Velbers Electric-Karussell ist angekommen; es verfügt über sechs Mann Bedienung, Frau Velber sitzt in ihrem Wagen und paßt, Kaffee trinkend, auf die Arbeit auf. Gaston macht Feierabend, er hat noch etwas vor für den Abend, Jack ist noch an der Arbeit, er schwitzt ungeheuerlich. Im übrigen hat er sich von Frau Velber einen jungen Mann geholt; er steht sich gut mit ihr. Sie hat wohl eine schwache Seite für ihn; sie leugnet nicht, daß sie recht gern einmal wieder heiraten möchte. Ihr Mann ist vor Jahren gestorben. Nein, das leugnet sie nicht. Aber das ist so mit Jack, daß er sich nur um sie kümmert, wenn er sie brauchen kann, jedesmal, wenn sie sich treffen; das ist viele Male im Jahr. Nun, sie verspricht ihm, einen Mann zum Helfen herüberzuschicken; sie drückt seine Hand länger als nötig und sieht ihn, wie sie meint, warm an. Er begegnet Lin, sie wechseln ein paar Worte. Jack ist ein bißchen verwirrt, aber er nimmt sich tüchtig zusammen. Dann trennen sie sich wieder. Gaston ist Lins Mann. „Leider", sagt Lin manchmal.

Die Dunkelheit bricht herein, man arbeitet nicht mehr, steht in Gruppen beisammen und schwatzt, schließlich geht man auseinander. Jack hat noch etwas zu sagen. Gaston sieht man rauchend und einen Stock schwingend fortgehen. Lin weiß es nach fünf Minuten; sie spucke darauf, meint sie. Die Alte wäscht noch Geschirr ab. Um zehn ist alles still, die vielen Wagen stehen mondbeglänzt auf dem Platz, die Pferde sind in der Nähe angepflockt. Nur Frau Velber hat noch Licht; sie sitzt da, in einem rosa Schlafrock, und denkt an Jack, unbeweglich und dick. Dann löscht sie auch aus.

*

Am Morgen ist alles früh wieder an der Arbeit. Die Buden werden aufgestellt, Zeltbahnen gespannt, Hammerschläge dröhnen, es rasselt und knarrt allerorts, langsam geht es vorwärts und wächst empor und sieht unbeschreiblich dreckig und langweilig aus. Die Frauen spannen Wäscheleinen aus. Lin hat ihr buntes Kleid, das sie abends anziehen wird, gewaschen; es flattert neben den vielen weißen Wäschestücken im Wind. Der Mittag rückt heran. Gaston ist mit seiner Bude beschäftigt, er arbeitet mit lässigen Bewegungen, Kinder kommen von der Schule und sehen zu, die Mittagssonne glüht. Es wird keine Pause gemacht, man hat keine Zeit.

Um sechs ist alles fertig. Lichter glänzen auf, sie mischen sich mit der verblassenden Sonne zu einem merkwürdig trüben Hauch.

Mit einmal ist schon alles überfüllt. Eine Menschenmasse schiebt sich kreuz und quer, sie wird immer dichter, es ist jetzt fast dunkel. Von fern muß es sonderbar aussehen, dieser Platz, geschäftig, buntbewegt und in Licht getaucht; er liegt etwas von der Stadt ab, kaum Häuser um ihn her, Geschrei, Gelärm, Musikgemenge, Menschen, Menschen und ihr immer gleiches Getön.

Gaston steht vor seiner Bude; er sieht über alles hinweg, als sei es nicht da. Alle zehn Minuten schlägt er auf ein rostiges Gong und hält seine Ansprache, Besucher zu locken, Besucher für die Hellseherin Ines, verbunden mit telepathischen Vorführungen. Die Alte sitzt vor einem Teller und hat die Kasse; sie schaut niemanden an, sitzt stumpfsinnig da, nur Finger und Augen leben.

Lin ist innen. Sie hat ihr buntes Gewand an und ein paar Perlenketten, es ist gerade eine Vorstellung zu Ende. Sie sitzt hinter einem kleinen schmutzigen Vorhang, ihr angestrichenes Gesicht schwitzt, sie denkt an nichts. Draußen beginnt Gaston wieder seine Rede, Leute kommen, es wird voll.

Frau Velber thront in der Schaltkammer ihres Electric-Karussells, sie nimmt nicht etwa selbst das Geld ein, dazu ist jemand engagiert. Da thront sie und paßt auf, schimpft auf den Maschinisten und sorgt für alles.

An seinen vier Schiffsschaukeln läuft Jack umher. Er muß sehr schwitzen, es gibt verteufelt viel Arbeit, wenn man nur einer ist. Da wird jemand nicht allein fertig; er braucht Hilfe, und man muß ihm zeigen, wie er sich am besten festhält. Man muß die Schaukeln in Gang bringen und bei jeder behalten, wie lange sie schon besetzt ist, muß dann abbremsen; es ist verdammt schwer. Jack wischt sich die Stirn. Aber das Geschäft geht gut heute, vielleicht macht es der warme Abend. „Hallo", brüllt Jack in allen Lärm hinein, wenn er eine Schaukel in Gang bringt, daß sie weit schwingt. „Hallo!"

Frau Velber hört es; sie erkennt die Stimme und seufzt leise und ißt ein Cremehütchen.

Es ist ein Drängen und ein Schieben, es gibt furchtbar viele Leute jeden Alters und unbestimmbaren Standes, alles schwimmt von Menschen im Durcheinander zerfetzter Musik.

Das ist der erste Abend. Es dauert dann noch vier Tage. Man verdient recht gut; Frau Velber ißt entsetzlich viele Cremehütchen und räumt Jack immer größere Abteilungen ihrer Seele ein.

Dann kommt der Abend, da der Platz leer ist. Die Wagen sind fortgefahren, überall liegt Papier und Abfall. Es ist unsäglich schmutzig und sehr langweilig jetzt, und der Mond steht einsam über dem großen Platz.

*

Gaston ist müde, er läßt die Gäule vor sich hin gehen, und sie trotten von selber die Straße entlang. Lin sitzt im Wagen; sie soll nun bald ein Kind bekommen, und ihr ist ein wenig schlecht. Sie näht. Am Herd hockt die Alte.

Sie fahren durch unsaubere kleine Städte hindurch, überall rußende Fabriken.

Nachmittags kommen sie in der Stadt an, in der neu aufgebaut werden soll. Jack ist schon da. Er besucht Gaston und Lin am Abend und kriegt zu trinken. Er hat geschuftet heute wieder, er sitzt schweigsam da und sieht niemanden an. Nach einer Stunde geht er wieder.

Dann fängt alles wieder von neuem an, zum tausendstenmal. Lin sitzt abends in ihrem Verschlag und strickt in den Pausen. Es ist kein guter Besuch hier. Die Stadt ist vielleicht nicht dazu angetan, oder das Wetter macht es; niemand kann es sagen.

Velbers Electric-Karussell ist anderswo, nicht sehr weit entfernt, in einer größeren Stadt. Schließlich ist ein großes Karussell etwas anderes als eine Schiffsschaukel, die noch dazu klein ist, und eine Bretterbude mit hypnotischem Unsinn. Frau Velber muß oft an Jack denken; sie sitzt fast wehmütig in ihrer Koje und ist bisweilen geradezu abwesend. —

MADONNA

DAS EWIG JUNGE MOTIV

WIE DER ÖSTLICHE MENSCH DIE MADONNA SIEHT
Gemälde von T. Bando.

DIE MADONNA UNSERER TAGE
Gemälde von Anto Carte.

DIE AUFFASSUNG DES MODERNEN BILDHAUERS
Madonnen-Statue von Brecheret.

SONNTAG-NACHMITTAG
Gemälde von G. van de Woestyne.
(Musée moderne in Brüssel.)

Damals geschah die Sache mit Jack und Gaston.

Das war eines Abends. Wenige Leute waren da, alles schwamm in Nebel, formlosem grauen Nebel, durch den nur schwach die Lichter drangen. Er dämpfte jede Lautheit, lastete auf der Stimmung.

Gaston ging nach der ersten Vorstellung zu Lin hinein und fuhr sie an, sie habe nicht aufgepaßt, die Leute hätten gelacht, und die Frage mit den Karten habe sie auch zweimal falsch beantwortet. Wo ihre Gedanken gewesen seien, ob man sich nicht zusammennehmen könne, wie? —

Der Nebel dringt durch die Fugen und Ritzen, alles ist kalt und feucht. Lin kann ein paar Tränen nicht unterdrücken, sie ist sonst nicht im geringsten rührselig, aber heute abend ... vielleicht ist es dieser schwammige Nebel, oder weil Gaston so böse ist. Sie sieht durch eine Ritze hinaus. Gegenüber ist Jacks Schaukel. Sie kann ihn sehen, wie er da steht; er hat einen dicken Mantel mit hochgeschlagenem Kragen an und lehnt unbeschäftigt an einem Pfosten. Seine Gestalt ist ein verschwimmender Strich, er hebt sich kaum ab gegen die Dunkelheit, nur ein Zigarrenstummel glüht herüber.

Gaston rumort in dem winzigen Zuschauerraum, schmeißt Bänke um und zeigt Zorn; er hat Durst, entschieden Durst, aber heute ist noch fast gar nichts eingenommen, er hat nicht genug Geld. Plötzlich schießt er aus der Tür heraus, das Treppchen hinunter, eilt in hastigen Sprüngen hinüber zu Jack. Lin sieht sie beieinander stehen, ganz ruhig, wie es scheint. Oder verdeckt der Nebel etwas? Lin näht weiter, unruhig, sie weiß nicht, weshalb. Das Kinderkleidchen fällt ihr auf den Boden, in den Schmutz, sie muß wieder weinen. „Herrgott, was ist denn los mit mir!" — Verdammte trübe Traurigkeit! Sie sitzt wieder und näht.

Stimmen schallen von drüben, ein Gemurmel, dann Rufe, ein Schrei. Was ist denn da draußen? Lin vermag nichts zu unterscheiden durch ihre Ritze; sie läuft hinaus, läßt die Tür offen.

Gespenstisch saust ein Schatten durch die Luft, hin und her, hin und her. Das ist ja ... Gaston ... oder nein — nein, es ist Jack, der da so wild schaukelt ... oder doch nicht? „He, was soll das!" schreit man. Die Schaukel fliegt fast senkrecht hoch, bleibt scheinbar entsetzlich lange da oben, dann stürzt sie wieder zurück, hin und her, hin und her. Lin taumelt näher. Was bedeutet denn das alles, warum ...?

Schreie brechen aus der Schaukel, der da oben kann sich nicht mehr halten, aber warum macht er es denn so wild?

Lichtfetzen huschen hastig.

Man ist zusammengelaufen, die Buden sind leer, man steht darum herum und weiß nicht recht, ob Scherz oder Ernst. Lin geht näher. Ihr schwindelt; sie entdeckt Jack unten, also muß da oben Gaston sein, sonst ist er nirgendwo zu sehen. Sie tastet durch den dicken Nebel zu Jack hin. Er steht hager und breitbeinig da. Mein Gott, ist der denn toll! Er stößt immer wieder die Schaukel hoch, mit wahnsinnigen Kräften, immer bleibt sie auf gleicher Höhe. Oben wimmert es. Scherz oder — was soll das alles nur? Der Nebel lähmt klares Denken, Lin ist sonst so vernünftig, und Jack auch ...

Sie läuft an ihn heran. Sie sieht, daß sein Gesicht ganz ruhig ist, ganz besonnen und klar, fast liegt ihm ein kleines Lächeln um den Mund. Aber seine Bewegungen sind drohend und unheimlich. Er stößt, stößt, indem er wartet, bis die Schaukel herunterkommt, dann mitläuft, unter ihr weg mit gewaltigem Stoß und mit einem Satz von den Brettern herunter.

Bei jedem Stoß ruft er etwas. Es klingt wie: Lin!

Sie hört es. „Mach Schluß", sagt sie einfach, bittend, mit einer sehr hilflosen Gebärde. „Mach Schluß!"

Jack hört sofort auf, er geht an die Bremsvorrichtung. In einer Minute steht die Schaukel still.

Gaston liegt keuchend da, er sieht niemanden an; die Leute drängen sich um ihn, er versucht ein Lachen, es wird Grimasse. Dann steigt er aus. Jack steht pfeifend dabei und bohrt den Blick in den Nebel. Man zerstreut sich, nur ein kleines Zwischenspiel, unterhaltsam und die Langeweile brechend. Die drei stehen auf den Bohlen, Gaston atmet heftig, Jack pfeift immer noch, zwischen ihnen Lin, sie sieht beide abwechselnd an und tut nichts. Fragt nicht.

Die beiden Männer gehen zusammen fort, hinten, ganz hinten hin, Nebel verschluckt sie. Lin steht da und weiß nichts; sie weiß vielleicht nur, daß sie sehr unglücklich ist, und daß Jack ein guter Kerl ist. Ein guter Kerl, denkt sie.

Man erzählte ihr, was vorgefallen war. Gaston sei hinübergegangen; er scheine Geld gewollt zu haben. Er habe aber nichts bekommen. „Warum nicht?" fragte Lin teilnahmlos. Das wisse man natürlich nicht. Aber sie hätten einen lauten Wortwechsel gehabt, das habe man hören können, auch ein paar Einzelheiten. Ihr Name sei auch einigemal gefallen. Und dann habe Jack den anderen plötzlich gepackt und in eine Schaukel hineingeworfen, geworfen, ja, und dann habe er sie hochgestoßen, gleich ganz hoch, und immer weiter, immer weiter, immer höher.

„So, nun ja, das ist es, natürlich ..." Sie wußte selbst nicht, was sie sagte, alles schien ihr fremd und bunt. Bin ich das eigentlich? dachte sie dumpf. Ich bin doch sonst nicht so. Aber das kann doch alles gar nicht sein, das ist ja alles nicht wahr ...

Sie ging. Für heute war Schluß. Es war schon spät. Die letzten waren gegangen. Im Wagen saß die Alte und schaute die Tochter mit verständnislosen Augen an.

Lin saß nun da, sie hatte die Alte zu Bett geschickt. Sie überlegte allerlei, nähte dann, zählte Geld, machte sich Kaffee. Was soll ich morgen kochen? Woher hab' ich denn den Flecken da? Wo sind die nur hingegangen? Sie weinte ein wenig und nähte weiter... Draußen ging jemand vorbei, nichts zu erkennen. Was für Haare hat eigentlich Jack? Ach, richtig, rot, ganz rot, ja ... wo sind die nur, wo sind die nur hingegangen?

*

Die beiden Männer stehen nun still. Kaum sieht einer den anderen, sie ziehen dicke, feuchte Luft ein. Sie sprechen nicht auf ihrem schweigsamen Gang.

„Du Hund", sagt Jack jetzt. Und: „Feigling, gemeiner Kerl!" stößt er heraus. — Und Gaston erwidert nichts. Bis Jack plötzlich ein Faustschlag mitten im Gesicht sitzt. „He", sagt er ruhig und nimmt die Hände aus den Taschen. Und haut zurück, ein Hagel von Schlägen und Stößen fällt über den anderen. Jack ist über ihn gebeugt, er ist ja größer, und Gaston duckt sich. Wenn ein Schlag sitzt, keucht er irgendwas hervor, es mag wie: Lin klingen. Sie umfassen einander und ringen, schweigend und sehr erbittert. „Du Schuft", beißt Gaston in den Rücken des anderen, sein Kopf ist zwischen dessen Arm eingeklemmt. Dann liegt er auf dem Boden und kann kein Glied mehr rühren. Und Jack hält eine Rede:

„Hallo, Gaston mit dem schönen Namen, hast es gekriegt, ja? Was? Zufrieden, wie? Hast's verdient, du Hund du, jawohl, verdient hast es, mehr höchstens noch. Du Lump, hast sie gequält, mit deinem Rumflanieren und ewigen Saufen, und..."

Er hält inne und beugt sich nieder, um Gaston ins Gesicht zu schauen. Der liegt ganz ruhig da, mit geschlossenen Augen, ganz still im Gras hingestreckt, und hört zu.

„Jawohl du, hast du verstanden, du? Ich..."

Lieber Himmel, er will so unendlich viel sagen, aufgespeicherte Wut. Aber er kann nicht, es ist zu viel, er hat genug jetzt. Er gibt dem anderen einen Fußtritt und dreht sich um und geht.

*

Jack stolpert heim. Grasbüschel hindern seinen Schritt, er achtet auf nichts und stößt mit dem vorgebeugten Kopf an einen Baum. Die Luft ist stumpf, bleiern lastet das graue Dunkel, Nebelschwaden ziehen über den Boden. Dann ist er wieder auf dem Weg. Bei Lin ist Licht, es sickert trübe durch die kleinen Läden. Er klopft. Er hört, wie drinnen ein Stuhl umfällt, dann steht Lin in der Türöffnung.

„Wo ist Gaston?"

Jack sieht sie an: „Ach — so wichtig, was?"

„Jack, wo ist Gaston denn? Aber mein Gott, Gaston ... Gaston..."

„Oh", macht Jack. Nur Oh. Und der grauschwarze Nebel hat ihn wieder geschnappt. „Sieh mal einer an, da hab' ich mich ja schön foppen lassen. Was, zum Teufel! Sie mag ihn doch, sie mag ihn doch noch, sie mag ihn immer noch, hahaha ..."

Hinter ihm Rufe. Er hustet grimmig. — — —

Am nächsten Morgen wird abgebrochen, das Geschäft ist zu schlecht hier. Es geht weiter. Gaston läßt sich von Lin pflegen, er ist bald nach Jack zerschunden angekommen, er hat Schnaps bekommen, soviel er haben wollte, und liegt nun behaglich da, eine Zigarette steckt schief im Mundwinkel.

Für Jack kommt ein Brief an, ein dicker, schwerer Brief. Von Frau Velber. Sie sei so einsam, schreibt sie. Und es gehe ihr schlecht. Aber das Geschäft gehe gut. Und er solle doch mal kommen.

Ja, das schrieb Frau Velber von Velbers Electric-Karussell, mit krakeliger Schrift und vielen Flecken. Von Cremehütchen! dachte Jack.

Der Tag ist sonnig und klar, der Nebel ganz verschwunden; Jack entziffert seinen Brief in einer Arbeitspause im warmen Sonnenlicht. Nun, und da wird er ihr wohl wieder schreiben, ja. Er pfeift. — — —

Am Abend dann ist der Platz leer und verlassen, der Mond steht über ihm, Papier und Abfälle liegen umher, ein paar Bretter, eine zerbrochene Deichsel, zwei rostige Eimer. Das ist alles.

WIENER RAUMKUNST

Zum Souper „for two".
Speiseraum in dunkelbraunem Mahagoni; der Tisch ist mit schwarzem Glas belegt. Entwurf: Prof. Eduard Wimmer.

Das österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien veranstaltet soeben in seinen Räumen eine Ausstellung, die eine Reihe von Höchstleistungen heimischer Innenarchitektur enthält. Gegenüber der Tendenz zur reinen Sachlichkeit, die in den letzten Jahren vorherrschte, in Wien jedoch nie völlig durchdringen konnte, macht sich ein Wiederaufleben der Phantasie bemerkbar. Wir zeigen hier einige Beispiele, die diese neue Richtung deutlich illustrieren.

Moderne Einraum-Wohnung.
Lichtes Pyramiden-Mahagoni, matt poliert, Vorhang aus Ölseide. Interessant ist die terrassenartige Anordnung der einzelnen Zimmerabteilungen. — Entwurf: Prof. Ernst Lichtblau.

Hotelhalle.
In Nußholz, auf Hochglanz poliert; Bezüge aus grünem Velours. Dieser Raum wirkt trotz Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit freundlich und einladend. — Entwurf: Architekt Anton Pospischil.

MODISCHE BETRACHTUNGEN

VON OLA ALSEN

Man debattiert häufig über die Einflüsse der Mode und sucht, ihren Ursprung zu erforschen. Vielfach werden unzulängliche Gründe ins Treffen geführt und aus Unkenntnis unzuständige Quellen angegeben. Wer sich mit der Geschichte der Mode beschäftigt, entnimmt den kulturhistorischen Aufzeichnungen die Tatsache, daß von jeher die Bühne der Ausgangspunkt mancher Modenrichtung war. Was berühmte und bewunderte Schauspieler und Schauspielerinnen tragen, gilt als maßgeblich und nachahmenswert. Nicht nur, daß sie die neuen Linien zeigen, schon die für sie notwendige Grazie des Tragens und Vorführens besitzt genügend suggestive Kraft, die Zuschauerinnen zu fesseln, auf die Besonderheiten hinzuweisen und Nachahmungslust anzufachen. Darum legen seit Jahrhunderten führende Modehäuser Wert darauf, ihre Neuschöpfungen von Prominenten der Bühne tragen zu lassen. Als in diesem Herbst die Debatten um den langen Rock entbrannten, besaßen zweifellos die Schauspielerinnen einen stärkeren Einfluß als alle Modeschauen. Man sah die Theorie in die Praxis gewandelt, sah, daß in Situationen des täglichen Lebens der lange Rock als selbstverständlich betrachtet wurde. Man schwankte nicht mehr, sondern akzeptierte das Streitobjekt. Der Umschwung vom kurzen zum langen Kleid vollzog sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. Marlene Dietrich trug in Georg Kaisers erfolgreichem Revuestück „Zwei Krawatten“ entzückende Kleider. Im ersten Bild erschien sie in einer Toilette aus großmaschigem, gelacktem schwarzen Tüll, einem ungemein effektvollen Material. Der weite Rock endete mit einer Schleppe. Es ist erstaunlich, daß sogar die Schleppe sich ohne viele Worte im Salon einbürgerte. Das Kleid ergänzte eine kurze, anliegende Jacke aus schwarzem Paillettenstoff, mit rotem Velourschiffon gefüttert. Weite Flügelärmel ermöglichten die Anmut der Bewegungen. Mit dem roten Velourschiffon-Futter harmonierte die Chrysantheme, der einzige Schmuck des Kleides. Farbeneffekte spielen selbstverständlich eine beträchtliche Rolle. So wurde ein rotes Chiffonkleid durch einen rot-gelben Schal malerisch belebt. Von besonderer Grazie war das chartreusefarbene Chiffonkleid mit eingesetzten Plisseeteilen. Die große schwarze Samtblume und der breitrandige schwarze Samthut ergaben gemeinsam mit dem zarten Chartreuse-Ton des Kleides eine günstige Wirkung. Weiche große Samthüte in schwungvoller Linie werden ob ihrer Kleidsamkeit gern getragen. Alles, was dazu gehört, den Anzug apart und persönlich auszugestalten, wird zugezogen. Darum ist auch der Fächer wieder beliebt. Marlene Dietrich wählte einen zu ihrer Toilette farblich abgestimmten Reiherfächer. — Elisabeth Bergner besaß und besitzt wohl von allen Bühnenkünstlerinnen den stärksten Einfluß auf ihre Zuhörerinnen. Schon seit Jahren gibt es eine Reihe junger Damen, die sich bemühen, den Bergnertyp in Haltung, Sprache, Frisur und Kleidung zu kopieren. Als Nina in „Seltsames Zwischenspiel“ tritt Elisabeth Bergner in elf verschiedenen Toiletten auf. Die Kleider tragen in sorgfältiger Auswahl den wechselnden Situationen und Stimmungen Rechnung. Sie sind nicht absolut als Ausdruck der Zeitmode aufzufassen, obwohl sie gerade in der Epoche der widerstreitenden Auffassungen „für und wider den langen Rock“ durch ihre Länge charakteristisch sind. Wenn die Bezeichnung „poesievoll“ auf Kleider angewendet werden darf, so sind sie es. Leicht, sommerlich, blütenhaft steht Nina vor der Schwiegermutter, die ihre ersten Illusionen zerstört. Ein grünes Samtkleid modelliert märchenhaft den jungen schlanken Körper. Von besonderer Schönheit in der Farbigkeit ist ein bedrucktes Crêpe-Georgette-Kleid mit einer im Ton gut gewählten Samtjacke.

(Schluß auf Seite 942.)

Skianzug aus schwerem Gabardin mit Stiefelhose.

Vier Toiletten Elisabeth Bergners in „Seltsames Zwischenspiel“: Sahnenfarbenes Chiffonkleid mit zobelumrandetem Goldjäckchen; grünes Samtkleid mit tiefer Pelerine und kleinem Spitzenkragen; apartes schwarzseidenes Pyjama mit bunten Ärmeln; fescher Reiseanzug mit pelzgefüttertem Mantel. Modelle: Max Becker.

Norweger Skianzug aus blauem Molton mit breitem Ledergürtel.

Skidreß: Kurze karierte Beinkleider, Lumberjackett aus Leder mit Wollelastik.

Marlene Dietrich trägt in dem Revuestück „Zwei Krawatten“ eine Toilette aus schwarzem, gelacktem Tüll mit Jäckchen aus schwarzem Paillettenstoff; ein chartreusefarbenes Abendkleid mit schwarzer Samtblume und schwarzem Samthut; ein weißes Chiffonkleid mit farbigen Straßsteinen und Reiherfächer. Modelle: Max Becker, Berlin.

Der amerikanische Modestil

Rotes Chiffonkleid mit panzerartiger Taille aus rotem Perlstoff.

Oben links:

Schwarzes Veloursschiffonkleid mit apart gearbeiteter Rückenpartie.

Oben Mitte:

Hermelincape in neuartigem Schnitt mit reichem Weißfuchsbesatz.

Unten links:

Große Abendtoilette aus schwarzem Tüll mit aufgenähten farbigen Blumen und langer Tüllpelerine.

Unten rechts:

Apartes weißes Tüllkleid mit vielen Volants und reicher Silberstickerei.

WINTERLICHES TIROL: HEILIGENBLUT AM GROSSGLOCKNER

FARBIGE RADIERUNG VON LUIGI KASIMIR

PÜNSCHE ZUM JAHRESWECHSEL

Zu Silvester mag man nicht gern trüben Gedanken nachhängen, daher ja auch die löbliche Sitte, diese festliche Gelegenheit mit Alkohol zu unterstreichen. Silvestergetränk — dein Name ist Punsch! wird ausrufen, wer die kernige, mit Wärme durchdringende Mischung zu schätzen weiß. Und gerade diese Hinneigung sorgt schon dafür, daß der Punsch nicht nur auf die kärgliche Zeitspanne von Silvester zu Neujahr beschränkt bleibt, sondern auch sonst in der kalten Jahreszeit (sagen wir lieber allgemein: an kühlen Abenden!) zu seinem Rechte kommt. — Wer Punsch liebt, sollte es auch lernen, ihn mit Andacht selbst zu bereiten. Wir bringen deshalb im folgenden ein paar gute und einfache Rezepte, bei denen es sich lohnt, sie schön der Reihe nach durchzuprobieren. (Sie sind dem in unserm Verlag erschienenen bekannten Buche „Bowlen und Pünsche" entnommen.) So wünschen wir unseren Lesern und Leserinnen ein fröhliches Neujahr und einen fröhlichen Punsch dazu!

PRINZ-FRIEDRICH-KARL-PUNSCH
Man nimmt eine Zitrone, reibt sie auf Zucker ab, aber so, daß das Weiße nicht mitkommt, ferner eine Flasche leichten Moselweins, drei Achtel Liter guten Arraks, ein Liter Wasser. Alles zusammen wird so lange aufs Feuer gesetzt, bis es einmal aufkocht. (Nicht zu wenig Wasser, der Punsch wird sonst zu schwer.)

ERDBEERPUNSCH
Enteigne zunächst der Dame des Hauses den Rum von ihren in solchem eingemachten Erdbeeren auf möglichst verschmitzte Weise — und sei es mit Hilfe der Köchin! Hast du ihn, dann lege 500 bis 750 Gramm kleingeschlagenen Zuckers in eine Bowle, presse den Saft von zwei Zitronen darauf, gieße den Rum darüber und schütte zuletzt drei bis vier Liter kochenden Wassers hinzu, decke die Bowle fest zu, stelle sie in Eis und lasse den Punsch erst auftragen, nachdem er völlig erkaltet ist. Will man den vorzüglich schmeckenden Punsch abends trinken, so tut man gut, ihn schon vormittags zu bereiten.

MONTETON
So du einen „Monteton" brauen willst, mache zunächst ein Feuer an, und damit es um so heller brenne, wirf etwas Fett hinein. Hinfüro nimmst du einen küpfernen Kessel und tuest hinein zween Teile Moselwein, einen Teil Wassers und Zucker, bis es dir behage. Sodann hänge den Kessel über das Feuer, bis die Mischung aufwallet. Tue darauf einen halben Teil Arrak hinzu und schmecke es gut ab. Schütte das Ganze in ein Prunkgefäß, nimm eine Kienfackel von der Wand und entzünde des Weines Geist. Also hergerichtet setze solch herrliches Getränk brennend auf die Tafel und kredenze es lieben Gästen.

RHEINWEINPUNSCH, KURZE FORM
Man mischt zwei Liter guten, alten Rheinweins mit zwei Liter kochenden Wassers, dreiviertel Liter feinen Arraks oder Rums, zwei und dreiviertel Pfund Zucker und dem Safte von zwei Zitronen.

KALTER CHAMPAGNERPUNSCH
Ein schöner kalter Punsch besteht aus einer Flasche Rheinwein, einer in feine Scheiben geschnittenen Zitrone ohne Kerne, einer Flasche Selterswasser, zwei Weingläsern Kognak, Zucker nach Belieben. Alles wird auf Eis gekühlt und beim Auftragen mit einer Flasche Champagner vom Eis vermischt.

ROTER PUNSCH
Ein Pfund Zucker wird mit einem viertel Liter Wasser auf Feuer gesetzt. Ist der Zucker zergangen, werden zwei Flaschen Rotwein dazugegeben und bis zum Kochen erhitzt. Nach dem Erkalten ein halbes Liter Arrak daran. Kann kalt oder warm getrunken werden.

SHERRYPUNSCH
Man nimmt ein viertel Liter Sherry, ein viertel Liter Arrak, ein halbes Liter heißen Wassers und etwa sechzehn Stück Würfelzucker. Beim Auftragen legt man je eine dünne Zitronenscheibe oben ins Glas.

NORDISCHER PUNSCH
Vier Flaschen roten Burgunders, eine Flasche Portwein, ein Kilogramm Zucker, auf dem zwei Zitronen abgerieben sind, läßt man zusammen heiß werden und gießt zuletzt eine Flasche Kognak und ein Liter starken Tees darauf.

SEEHUND
Man gieße zwei Flaschen herben und zwei Flaschen süßen Ungarweins in einen eisernen Topf, den man über ein Feuer setzt. Wenn die Mischung warm wird, lege man Stäbe über den Topf und auf diese ein Stück Zucker (je nach Geschmack ein Pfund oder mehr), das man vorher mit dreiviertel Liter Rum sich hat vollsaugen lassen. Diesen Rumzucker zünde man an und lasse ihn so lange in die Mischung hineintropfen, bis diese die nötige Lieblichkeit erreicht hat.

SILVESTERABENDPUNSCH
Zwei Flaschen Rotwein, zwei Flaschen Weißwein, zwei Flaschen Wasser, ein Kilogramm Kandiszucker, eine halbe Flasche feinen Arraks. Zuerst setzt man Wasser und Zucker in eine Kasserolle auf den heißen Ofen, läßt den Zucker zergehen und seiht die Masse durch ein Sieb. Dann fügt man Weißwein und zuletzt den Rotwein hinzu, läßt alles bis ans Kochen kommen, gibt den Saft einer Zitrone und schließlich den Arrak daran. Der Punsch muß sehr heiß getrunken werden.

TEEPUNSCH
Gieße über anderthalb Pfund rohen Zuckers ein Liter besten starken Tees; in einem anderen Gefäße mache drei Flaschen leichten Moselweins heiß, aber nicht kochend, gieße beides zusammen, füge den Saft von zwei Apfelsinen und zuletzt eine Flasche guten, alten Arraks hinzu, rühre das Ganze eine Viertelstunde gut um. Was nicht gleich getrunken wird, fülle lauwarm auf Flaschen und trinke kalt. Gut verkorkt hält sich der Punsch lange und ist außer der Zeit der heißen Julitage das ganze Jahr über ein wohlzuempfehlendes Getränk.

WINTERGETRÄNK FÜR WOCHENTAGE
Eine Flasche Rheinwein, ein großes Glas Tee (zwei bis drei Tassen), in dem die fein abgeschälte Schale einer Zitrone fünf Minuten gezogen hat, der Saft einer Zitrone und ein halbes Pfund Zucker werden leise zum Kochen gebracht. Wenn die Mischung ein wenig abgekühlt ist, gießt man ein Weinglas Rum hinzu.

LIEBESERKLÄRUNG
In ein halbes Liter kochenden Teeaufgusses gib anderthalb Kilo Zucker, auf dem die Schale einer Zitrone abgerieben wurde, ferner ein halbes Liter kochenden Wassers, eine kleine zerschnittene Vanillenschote, fünfzehn Gramm getrocknete (noch besser zwei bis drei frische) Orangenblüten und lasse dies eine Stunde an der Seite des Feuers zugedeckt ziehen. Dann seihe durch, gib ein Weinglas Maraschino, den Saft von fünf bis sechs Apfelsinen, zwei Flaschen Rheinwein, zwei Flaschen Medoc, eine Flasche Madeira und eine Flasche Arrak hinzu, erhitze die Mischung bis zum Kochen, lasse sie in Eis erkalten und trage auf. Solche „Liebeserklärung" hat noch nie versagt!

BILDER VOM TAGE

Zur Eröffnung der neuen Siemensbahn in Berlin.
Blick auf den Bahnhof Siemensstadt der am 18. Dezember eröffneten Strecke Jungfernheide — Siemensstadt — Gartenfeld. Die vom Siemenskonzern im Einvernehmen mit der Reichsbahn erbaute Strecke soll der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse für die über 60000 Mann betragende Belegschaft der Siemenswerke dienen.

Der neue italienische Botschafter in Berlin eingetroffen.
L. Orsini-Baroni, bisher Botschafter in Angora, mit seiner Gattin, geborener Gutmann, Tochter des Begründers der Dresdner Bank.

Manöver in Japan.
Der japanische Kaiser Hirohito während des Manövers bei Ibaraki auf dem Gefechtsstand. Hinter ihm General Sooroku Suzuki, Chef des Generalstabs.

Geh.-R., Prof. Dr. Cornelius Gurlitt,
bedeutender Kunstschriftsteller, der wichtige Arbeiten über historische Baukunst, insbesondere Sachsens, veröffentlicht hat, wird am 1. Januar 80 Jahre alt. (Phot. U. Richter.)

Königlicher Geburtstagsbesuch.
Königintochter Juliana von Holland mit ihrem Vater (rechts), Prinz Heinrich, als Gast des 100jährigen Bürgers Thysse im Haag, dessen inniger Wunsch dieser Geburtstagsbesuch war.

Der schlesische Dichter
Hermann Stehr
erhielt am 17. Dezember den zum erstenmal verliehenen Walther-Rathenau-Preis in Höhe von 3000 Mark. (Phot. E. Hoinkis.)

Ein Riesendrachen wälzt sich durch den Broadway.
Aus dem Weihnachtsumzug durch die Straßen der Stadt, den die großen Wohltätigkeits-Vereine von Neuyork am St.-Nikolaustag veranstalteten: Der 150 m lange Drache, das Hauptstück des Umzugs.

Griechenlands neues Staatsoberhaupt.
Der bereits 73jährige Alexander Zaimis, bekannter Politiker des Landes, wurde vor kurzem zum griechischen Präsidenten gewählt.

DIE LOCKENDE LINIE

„Ich verwendete viel Mühe und Zeit darauf, meinem Bubenkopf Anmut und Linie zu geben – es war vergeblich, solange ich nicht verstand, dem Haar durch richtige Pflege schmiegsamen Fall, schimmernden Glanz und lockere Fülle zu geben. Erst durch regelmäßigen wöchentlichen Gebrauch von PIXAVON habe ich das Ziel erreicht: Mein Bubenkopf gefällt – ich gefalle...“

PIXAVON

Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.

PIXAVON

jetzt auch Pixavon-Shampoon!

Wissen und Leben

Liebeszauber.

Wie wir aus den Tagen unserer Jugendzeit wissen, als man uns die alten Götter der Griechen und Römer vorstellte, war Jupiters stolze Gemahlin, Frau Juno, eine sehr eifersüchtige Dame. Sie hatte allerdings bei den recht häufigen Eheirrungen ihres Gatten reichlichen Grund dazu. Vor der Geburt des Herkules, der Liebesfrucht Jupiters und der Königin Alkmene, lag Juno sehr daran, deren Eintritt zu verzögern, um die ihm im Falle der Erstgeburt zugeschworene Vormachtstellung zu verhindern. Und das gelang ihr dann auch durch allerhand Zauberwerk so gut, daß die Ankunft des von ihr gehaßten Jupitersprößlings Herkules erst acht Tage später erfolgte. So berichtet wenigstens die Sage. Worin bestand aber nun ihre Zauberei? In dem durch Jahrtausende hindurchgegangenen und wohl auch heute noch im stillen gelegentlich geübten Nestelknüpfen, einer magischen Verrichtung, die mit knotenartigen Verschränkungen von Fingern und Armen und unter geheimnisvollen Verwünschungsformeln Liebeswerke zu vernichten sucht. Es ist uralter Volksglaube, metaphysisch gerichtetes Streben, von dem man bei uns unter dem nivellierenden Einfluß großstädtischen Treibens nicht mehr viel weiß, daß man durch mystisches Knotenknüpfen, Verschlingungen der Hände und ähnliche Manipulationen allerlei Geschehnisse unmöglich machen kann, sei es nun den Fortbestand eines Geschäfts oder eines Liebeshandels. Vor allem aber galt dies einer magischen Verhinderung des ehelichen Lebens. In solchem Glauben pflegt man heute noch in Geburts- und Hochzeitshäusern mancher Gegenden alle Knoten zu lösen. Vor dem Haupttrumpf der zauberischen Praxis, der Schwächung und Aufhebung der sexuellen Potenz, herrscht allgemeine Furcht. Im 16. Jahrhundert las man deshalb in den Kirchen öffentliche Gebete gegen die Ligaturen (von ligere = knüpfen). Man wagte damals kaum noch zu heiraten, und auf dem Konzil zu Regensburg wurde das Ausüben des Nestelknüpfens sogar mit der Strafe des Enthauptens bedroht, um dieser gefahrvollen Massensuggestion Einhalt zu tun und ihrer endlich Herr zu werden. Die Macht der Liebe ist aber groß. Der unglücklich Liebende versteigt sich auch heute noch, wie vor Jahrtausenden im Lande der Pharaonen, zu allerlei magischem Tun, um das Objekt seiner Leidenschaft zu gewinnen. Aus der großen Fülle jener Mittel, die das Herz des oder der Liebsten einem geneigt machen sollen, möchte ich wenigstens die interessantesten hervorheben. Das sind vor allem die Liebestränke gewesen, wie Isolde versehentlich einen solchen mit Tristan gereicht erhielt. Sie kannte man schon im grauesten Altertum. Thessalische Frauen galten als Meisterinnen in ihrer Bereitung. Alles mögliche verwandte man dazu. Tier-, Pflanzen- und Mineralreich lieferten gleicherweise ihre Ingredienzen, die nicht selten widerlichster Art waren. Eine wichtige Rolle spielten dabei neben dem berüchtigten Hippomanes und der Zunge des Vogels Jynx die verschiedensten Ausscheidungsprodukte des menschlichen Körpers, Speichel, Schweiß, Urin, vor allem aber Blut, nicht selten auch in Pulverform zerkleinerte Fingernägel, Haare und Hautteilchen. Mit ihnen, die bisher an allen Lebensfunktionen beteiligt waren, glaubte man, ein Wesensstück von sich mit der geliebten Person zu verbinden und diese so selbst zu gewinnen. Nach Paracelsus bezeichnet man alle solche Produkte als Mumie, ein Name, der sich in der Parapsychologie bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Wirkung dieses gesamten Liebeszaubers ist wohl in der Hauptsache in autosuggestiven Einflüssen zu suchen. Doch bleibt ein undefinierbarer Rest für die Fälle, in denen die Person, der der Zauber galt, nichts davon wußte. Man müßte denn für deren Erklärung Telepathie zu Hilfe nehmen. Hierher gehören auch allerlei Sympathiemittel, Beschwörungsformeln, Amulette und Talismane, so das bekannte Liebesamulett der französischen Königin Katharina von Medici, das nach fachwissenschaftlicher Deutung die Doppelaufgabe hatte, die Fürstin von ihrer gefährlichen Nebenbuhlerin, Diana von Poitiers, zu befreien und ihr Nachkommenschaft zu bringen, die ihr bekanntlich jahrelang versagt blieb. Auch der sog. Bildzauber, der darin bestand, daß man sich von der geliebten oder gehaßten Person ein Wachsfigürchen nachformte, das man unter Hersagen von Zauberformeln entweder liebkoste oder zerstach und einschmolz, diente im positiven oder negativen Sinne Liebeszwecken. Wirkungsvoller war es jedoch noch, wenn man zauberische Embleme unter der Türschwelle der Geliebten heimlich so zu vergraben vermochte, daß sie täglich darüber hinwegschreiten mußte, oder ihr Gegenstände unter ihre Speisen mischen konnte, die man längere Zeit direkt auf dem Leibe getragen. Im Altertum schreckte man sogar, wie uns römische Schriftsteller berichten, so Tibull, Properz und Lucan, nicht davor zurück, Knaben zu morden, weil ihre Leber und ihr Mark besonders kräftige Liebestränke bilden sollten. So blicken wir in einen Abgrund von menschlichen Verirrungen, die sich bis tief ins Mittelalter hinein verfolgen lassen und erst allmählich mit dem Ende der Hexenprozesse verklingen. Vielleicht rinnen auch noch in unseren Tagen Spuren dieses Aberglaubens geheimnisvoll im Blute weiter. Dr. med. G. Zenker.

Wohnung und Kultur.

Die Wohnung ist die Verwirklichung des Lebensgefühls und der Lebensstimmung eines Menschen. Die Räume, in denen er lebt, zeigen uns die Eigenart seines Wesens, die Landschaft seiner Natur besser und eindeutiger als andere Äußerungen. Ob jemand Geschmack und Kultur besitzt, ob der Geist eines Hauses gut oder böse ist, fühlt der Eintretende bald, nachdem er die Schwelle überschritten hat. Die Unabhängigkeit des heutigen Menschen von allen Bindungen und Stilen macht sich auch in der Wohnungskultur bemerkbar. Man richtet sich nicht mehr, oder kaum noch, nach bestimmten Stilen ein. Früher bevorzugte man Möbel vergangener Stilepochen, von der Gotik bis zum Empire, echte und imitierte, doch weniger aus einem verwandten Lebensgefühl als aus Bequemlichkeit. Heute hat eine historisch eingerichtete Wohnung kaum noch einen Sinn; sie wirkt stillos. Der moderne Mensch, der Auto und Flugzeug benutzt, paßt nicht mehr in einen Louis-XV-Salon oder in ein gotisches Zimmer. Solche Räume erfordern eine Haltung, die uns fremd ist; man kann nicht in ihnen wohnen, sondern höchstens „um sie herum". Gleichwohl wird man alte Möbel erlesener Qualität im einzelnen verwenden und mit anderen mischen können. Dazu bedarf es allerdings eines sicheren Geschmacks. Auch ein anderes Prinzip der Wohnungseinrichtung, das „persönliche", ist so gut wie ausgestorben. Diese Art, bei der der betreffende Innenarchitekt das, was er als sein „Persönliches" empfand, zugleich auch als das Persönliche des Auftraggebers ausgab, ist schnell vergangen. Der moderne Architekt geht nicht von bestimmten Stilen, Prin-

zipien und Lehren aus, sondern von den Bedürfnissen des heutigen Menschen. Aus dem modernen Lebensrhythmus kommt eine Sachlichkeit, die sich auch in den Wohnungen ausdrückt. Hier sucht man die Synthese zwischen Sachlichkeit und Behaglichkeit. Der freieren Haltung, der größeren Selbstverständlichkeit aller Lebensformen entspricht auch eine freiere Zusammenstellung der Möbel. Man legt nicht mehr alte Harmonie- oder Stilbegriffe zugrunde, sondern das Moment der Spannung zwischen den einzelnen Möbeln ist entscheidend. So kann man z. B. Stühle verschiedener Art, eleganter und strenger Form, um den Tisch gruppieren, ohne den Gesamteindruck zu stören. Besonders beliebt sind heute niedrige, leichte Möbel; niedrige Tische von 51 cm Höhe werden gern gebraucht, da sie der freieren Haltung der heutigen Geselligkeit entgegenkommen. Erhöhte Bedeutung gewinnt jetzt das Einzelmöbel, auf das von der Möbelindustrie leider viel zu wenig Gewicht gelegt wird. Und vor allem: man will heute nicht von den Möbeln unterdrückt werden, wie es früher der Fall war, sondern sich ihrer bedienen; will nicht Sklave der Wohnung sein, sondern Herr. Für repräsentative Räume und Prunkzimmer ist wenig Interesse vorhanden; man will so einfach und zweckmäßig und so behaglich wie möglich wohnen. Wie schnell ist der Klubsessel, der Sitzelefant, der vor einigen Jahren noch der Traum jedes Mannes war, verschwunden! Die Gesichtspunkte der Sachlichkeit und des Technischen dürfen freilich nicht übertrieben werden, wie es z. B. von dem französischen Architekten Le Corbusier, dem Erfinder der „Wohnmaschine“, geschieht. Es ist für den Menschen, sofern er sich nicht nur als Mechanismus fühlt, unmöglich, dauernd sich in Räumen aufzuhalten, die lediglich nach den Gesichtspunkten einer Schiffskabine oder eines Badezimmers eingerichtet sind. Das Bedürfnis nach Behagen und Wärme, auch nach Eleganz läßt sich nicht ausschalten, und Wohnräume mit Metallmöbeln, Gummiboden, Ballonstoffvorhängen, Betonschreibtisch, Höhensonne, Hauskino usw. sind kaum mehr als entbehrliche Experimente. In der Einrichtung seiner Wohnung ist dem Zeitgenossen alle Freiheit gelassen. Ob er alte oder moderne Möbel bevorzugt oder beide mischt, ob er auf Bilder verzichtet oder die glatte Wandfläche wirken läßt, sind Fragen des persönlichen Geschmacks. Wie weit er seine Wohnung zu einem lebendigen Organismus umzugestalten vermag, der zugleich Spiegel der eigenen Person ist, ist Sache der Kultur, auf die es heute mehr denn je ankommt. Dr. F. Nemitz.

Die neuere Beerenforschung.

Die Erforschung des günstigsten Reifeklimas der verschiedenen Baumfruchtsorten für Deutschland und Mitteleuropa ist schon weiter gediehen als die für die Beeren, obwohl sie für diese, besonders in den nördlicheren und höheren Lagen, fast noch wichtiger ist. Bei den Beeren kommt es weniger auf ihre Süße, ihren Zuckergehalt, an als auf die Art und Mischung der Säuren. Während z. B. die Stachelbeere und Preiselbeere selbst im hohen Norden fast stets eine angenehme Mischung zu gleichen Teilen von Apfelsäure und Zitronensäure enthält, besitzt die Johannisbeere an vielen Orten fast nur Zitronensäure. Ähnlich ist es bei der Himbeere, doch besitzt sie wenigstens Spuren von Apfelsäure. Die größte Verschiedenheit in der Mischung zeigen die Brombeeren: sie können bald nur Apfel-, bald nur Zitronensäure, bald beide Säuren in jedem Mischverhältnis besitzen. Dagegen spottet die Heidelbeersäure sowie die sicher in manchen Beeren enthaltene Aprikosensäure noch immer der chemischen Erfassung. Am besten erforscht und am lehrreichsten ist bis jetzt das für die Weinbeere günstigste Reifeklima. Die wilde Rebe, ein nur kleine, saure Beeren lieferndes Gewächs, gedeiht noch heute vom westlichen Transkaukasien an über das ganze Mittelmeergebiet bis nach Niederösterreich, Tirol, Frankreich und Baden hinein, wo sie noch bei Mannheim gefunden wird. Als bekömmliches Zuchtrebenklima hat sich dementsprechend bei uns nur Südwestdeutschland bewährt. Hier am Mittelrhein mit seinen Nebenflüssen gedeihen bei dem neblig-feuchten, gleichmäßig kühlen Spätherbstklima jene herrlichen fruchtsüßen und aromatischen Weine, deren Blume durch kein anderes Klima der Welt erreicht wird. Die hier gepflanzten Sorten, von denen z. B. der Riesling möglichst erst im November gelesen wird, sind natürlich mit ihrer Spätreife völlig an dieses eigenartige Klima angepaßt. Verpflanzt man solche Spätlingsreben nach dem Süden, vielleicht in das weinklimatisch so bevorzugte Südtirol, so erlebt man stets eine Enttäuschung. Denn dort setzt gerade im September und Oktober Regenwitterung ein, die zusammen mit der verhältnismäßig großen Wärme die Traubenfäule verursacht, welche dann ein weiteres Hinauszögern der Lese und eine wirkliche Edelreife und -fäule nicht gestattet. Im Tropenklima dagegen zeigt die Rebe keinen Abschluß in der Vegetation, sondern trägt das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte in allen Stufen der Entwicklung und Reife. Dadurch wird nicht nur die Lese sehr erschwert, sondern die Beeren selbst bleiben wässerig und säurearm. Auch in Gebieten mit ausgesprochenem Sommerregen reifen die Beeren nur ungenügend aus und bekommen einen unangenehmen Beigeschmack. So sind die japanischen Weine sowie die chinesischen, die einen „Fuchsgeschmack“ annehmen, fast nicht genießbar. Ferner scheiden bis jetzt aus dem Wettbewerb aus die im Hochland von Rio Grande do Sul wachsenden brasilianischen Trauben wegen ihrer Säure und des erdigen Geschmacks, ebenso die Weine der östlichen Vereinigten Staaten von Amerika und Ostaustraliens, die zu dünn, sauer und alkoholschwach, teilweise auch mit fadem Himbeergeschmack behaftet sind. Dem nördlichen Vordringen in Europa aber scheint das Seeklima Einhalt zu tun, wenigstens hat sich bis jetzt keine Sorte züchten lassen, die sich mit dem Klima von Belgien und Holland vertrüge. In Rußland mit seinem Kontinentalklima spielt das wild wachsende Beerenobst eine Hauptrolle. Was wäre z. B. Westsibirien ohne die Preiselbeere! Diese dort sehr groß und schmackhaft gedeihenden Beeren werden im September von alt und jung überall erwerbsmäßig gesammelt und in besonders gezimmerten Kästen auf der Heide gestapelt. Beim ersten Schneefall werden sie dann, gut ausgelesen, in Körbe verpackt und mit Schlitten in den nächsten größeren Ort geschafft, wo schon die Aufkäufer ihrer harren, um diesen Haupthandelsartikel in ganz Rußland zu verbreiten. Neuerdings hat sich dort auch die entomologische Wissenschaft mit der ja für den menschlichen Genuß durchaus nicht gleichgültigen Beerenfauna beschäftigt. Die meisten Beerenbewohner sind fast mikroskopisch klein, aber dafür um so zahlreicher. Den größten Wohnraum beanspruchen die Milben. In den Ebereschenbeeren herrschen sie fast ausschließlich, in den Himbeeren zu 86 Proz., in den Heidelbeeren zu 78 Proz. und in den Erdbeeren zu 68 Proz. Die Gesamtzahl der bei je zehn aus den verschiedensten, zum Teil weit voneinander entfernten Orten stammenden Himbeerproben festgestellten Insekten betrug in sechs Fällen 88, 46, 53, 73, 76 und 88 Bewohner. Bei den Ebereschen waren es in drei Fällen 49, 60 und 90, bei den Heidelbeeren in vier Fällen nur 8, 6, 18 und 15 Bewohner. Und auf je hundert Gramm Beerengewicht kamen bei den mit großen offenen Hohlräumen versehenen Ebereschenbeeren durchschnittlich 1696, bei den Himbeeren immerhin noch 1168, bei den Heidelbeeren nur 274, bei den Erdbeeren jedoch nur 144 Insektenbewohner. Hermann Radestock.

KLEINE HISTORIEN UND WITZIGE EINFÄLLE

Ein duldsamer Ehegatte.

Als Rudolph, Graf von Sulz, Agatha, Gräfin von Hanau, heiratete, stellte er folgende Urkunde aus: „Ich, Rudolph, Graf zu Sulz, versprech' bey meiner gräflichen Ehre, oder der Teufel hol' mich, daß ich meine künftige Gemahlin bey der Religion bleiben lassen, auch im wenigsten zum Abfall keinen Anlaß geben will. Ich hab' droben zwey Bibeln, hat sie nicht genug dran, so will ich ihr noch zwey kaufen, sie lese nur tapfer und fleißig drein. Zudem nehme ich ihren Leib und nicht ihre Seel'. Ich bleibe bey meiner Religion, darinn ich von Jugend auf erzogen worden bin. Ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahre sie in die Hölle!"

Das Söhnchen.

Ein Bauer hatte einen harten Taler, mit dem er in die Apotheke ging, um ihn gegen kleine Münze einzuwechseln. Während der ein wenig seltsam aussehende Apotheker erst einige andere Kunden abfertigt, kommt sein wohlgekleideter Affe zu dem Bauer und spielt mit ihm; der Bauer hat sein Vergnügen daran und gibt ihm seinen Taler. Als der Apotheker das Geldstück nachher fordert, sagt der Bauer: „Oh, den hab' ich da Eurem Söhnchen schon gegeben."

Kaiser und Soldat.

An dem Kaiser Augustus wurde besonders seine Gerechtigkeitsliebe gerühmt. Er saß nicht nur häufig und lange bei Gericht, sondern verteidigte sogar manchmal selbst einen Beklagten vor dem Richterstuhl wie ein anderer Sachwalter oder Advokat. Einst bat ihn einer seiner Soldaten, der auch vor Gericht erscheinen sollte, um diese Dienstleistung. Augustus schlug ihm vor, sich lieber eines Sachwalters zu bedienen. „Ach", antwortete der Soldat, „in der Schlacht bei Aktion habe ich dir auch nicht durch einen Sachwalter gedient." Diese Antwort gefiel dem Kaiser so wohl, daß er die Sache des Soldaten führte und sie auch gewann.

Das Posthorn.

Ein Oberst hatte sich einen Postzug angeschafft und seinem Knecht, wenn er über Land fuhr, ein Posthorn gegeben. Das Postamt beschwerte sich bei dem König darüber, und der Monarch schrieb dem Obersten: „Mein lieber Oberst, es ist Euch vergönnt, so viele Hörner zu tragen, als Euch gefällig sind. Nur kein Posthorn, das ist wider die Verordnung."

Der Pfefferkuchen.

Ein Bote brachte einem Advokaten einen Brief, hatte aber von den zwei beigefügten Pfefferkuchen einen unterwegs verzehrt. Der Advokat las den Brief und sagte: „Ich finde aber einen Pfefferkuchen in dem Brief." — „Das ist gut, daß Sie den einen im Briefe finden", erwiderte der Bote, „den andern habe ich hier."

Die Seelenwanderung.

In einer Gesellschaft wurde von der Seelenwanderung gesprochen. Einer, der witzig zu sein glaubte, sagte, er erinnere sich wirklich, das goldene Kalb gewesen zu sein. Hierauf antwortete ihm ein Spötter: „Ja, das sieht man Ihnen noch an, denn Sie haben nichts verloren als die Vergoldung."

Die beiden Schächer.

Ein Professor einer Universität hatte in seiner Studierstube auf der Kommode ein Kruzifix stehen, an der Wand aber hingen zu beiden Seiten des Professors Söhne, die ebenfalls Professoren waren. Dieser Professor war zur Zeit Prorektor und ließ einen Studenten zu sich rufen. Als dieser in die Stube trat, sah er bald das Kruzifix, bald die beiden danebenhangenden Bilder an, lachte beständig und sagte kein Wort. Endlich fragte ihn der Prorektor: „Mein Herr, Sie lachen doch nicht etwa gar über unsern Heiland?" — „Ach, behüte", sagte der Student, „übers Kruzifix lache ich nicht, aber über die beiden Schächer."

MODISCHE BETRACHTUNGEN

(SCHLUSS VON SEITE 934)

Die Zartheit der Erscheinung dieser unvergleichlichen Künstlerin unterstreicht das sahnenfarbene Chiffonkleid, durch eine zobelumrandete leichte Goldjacke vervollständigt. Es ist überaus duftig und empfindsam und verträgt deshalb die Bezeichnung „elegant" nicht ganz, obwohl die Komposition geschlossen in sich höchste Eleganz zeigt.

Der Einfluß der Amerikanerin auf die Weltmode bleibt unverkennbar. Die schöpferischen Pariser Modenhäuser von Klang und Ruf richten sich zum Teil nach den Wünschen und Bestimmungen ihrer zahlungsfähigen amerikanischen Klientel. Man weiß, daß sich ein großes Kontingent des Pariser Kundenkreises aus den reichen Amerikanerinnen zusammensetzt, die ihre Wünsche deutlich zum Ausdruck bringen, so daß die haute couture gezwungen wird, diese Richtlinien zu akzeptieren. Es ist töricht, über Moden zu streiten. Es existiert nur eine Weltmode, von den Frauen aller zivilisierten Länder als maßgeblich angesehen. Sie bestimmen für den Tag den kurzen, sportlichen, die Bewegungsfreiheit in keiner Weise hindernden Anzug, der erst in der „blauen Stunde" länger wird, so daß eine scharfe Scheidung zwischen dem kurzen und langen Kleid deutlich in die Erscheinung tritt. Die Amerikanerinnen neigen teilweise zu Übertreibungen, die für die Allgemeinheit aus Zweckmäßigkeitsgründen ausschalten.

Der sportliche Dreß bleibt von modischen Bewegungen unberührt, obwohl auch auf diesem Gebiet von Jahr zu Jahr praktische Neuerungen auf den Plan treten, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Die passionierte Skiläuferin kennt die Besonderheiten und weiß das Richtige zu wählen. Es wäre verfehlt, zu behaupten, dieses oder jenes sei richtig. Deshalb stehen sich die lange Norweger Hose, Stiefelhose und kurze Pumphose gleichberechtigt gegenüber. Dazu trägt man Lumberjacketts aus Leder mit Wollelastik, vollständig geschlossene Wolljacken oder Jacken aus stabilem Gabardin, die durchweg den Reißverschluß zeigen. Die Kopfbedeckungen werden unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit gewählt, jedoch ist es nicht nötig, dabei eine unkleidsame Wahl zu treffen. Auf dieser Linie gibt es praktische, kleidsame Neuheiten, die in Farbe und Form allen Ansprüchen an vorteilhaftes Aussehen gerecht werden.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Haustier, 3 Befestigung, 5 germanischer Gott, 7 Wild, 9 deutscher Schriftsteller, 11 Regel, 13 militärische Kopfbedeckung, 15 mittelitalienischer Fluß, 17 Klostervorstand, 18 Geschwulst, 19 Behältnis, 20 Jungfrau; senkrecht: 1 Wäschestück, 2 Pflanzenstachel, 3 Einbildung, 4 hüftkrank, 6 Silbermünze, 8 Adelstitel, 10 altnordische Göttin, 12 Sinnesorgan, 13 Faserpflanze, 14 Nagetier, 15 chemischer Begriff, 16 römischer Dichter.

Schüttelrätsel.

Es ist der schönsten Klänge Born,
Geschüttelt ein Getreidekorn.

Silbenrätsel — Rösselsprung.

Aus den eingestellten Silben sind durch Rösselsprünge Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1 Goldmünze, 2 weiblicher Vorname, 3 Wasserfahrzeug, 4 männlicher Vorname, 5 Stadt in Italien, 6 Erzengel, 7 Frucht, 8 glühender Wüstensturm, 9 Religion, 10 Oper von Verdi, 11 deutscher Dichter, 12 Landschaft im mittleren Deutschland, 13 gefräßige Meertiere. — Die Anfangsbuchstaben, abwärts, und die Endbuchstaben, aufwärts gelesen, ergeben ein Zitat aus Schillers „Lied von der Glocke".

du	dolf	phi	is	ten	bi
del	mum	ka	ur	ni	lam
gel	ne	a	er	no	al
sa	gen	se	her	el	na
ne	schiff	thü	bee	ber	ga
rin	re	ti	bri	wegh	erd

Stück-Rätsel.

Ein Gärtner will eine Anzahl Rosen gleichmäßig an seine Besucher verschenken. Verteilt er sie an 3 oder 6 Gäste, so bleiben 2 übrig; bei 7 Gästen bleiben 3 übrig. Unter 2 Gäste hätten alle Rosen verteilt werden können. Wie viele Rosen sind es?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4425.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4423.

Magisches Netzwerk: 1 Algebra, 2 Genua, 3 Venedig, 4 Buden, 5 Trainer.

Buchstabenrätsel: **Kant, Uhland, Werfel, Solon, Bode, Nero, Reger, Sachs, Hutten, Thoma, Richter, Ohm.** — Theodor Storm.

Silbensuchrätsel: „kar": Os—kar, Vi—kar, Kar—ren, Kar—te.

Seltsame Ehe: Salm, ai — Salami.

Silbenrätsel: 1 **Isabella**, 2 **Niederlande**, 3 **Jafa**, 4 **Entenei**, 5 **Diesterweg**, 6 **Elias**, 7 **Minden**, 8 **Ludendorff**, 9 **Opossum**, 10 **Rarität**, 11 **Bandage**, 12 **Efeu**, 13 **Ernestine**, 14 **Rakete**, 15 **Saragossa**, 16 **Chartreuse**, 17 **Hannover**, 18 **Luzerne**. — „In jedem Lorbeer schläft ein Dornenkranz."

Irrgartenrätsel:

G E N F.

Diese Stadt zweier humanitärster Institutionen der Welt, nämlich der Sitze des Roten Kreuzes und des Völkerbundes .... Diese Stadt atmet Tradition wie keine und — Zukunft wie keine!

Aus allen Winkeln, aus Museen und Galerien spricht die große Vergangenheit eine lebendige Sprache für den, der das Ohr hat, diese Sprache zu hören.

Diese Tradition wurde nie vergessen; sie wurde aber auch nicht, wie das anderwärts der Fall sein mag, auf Kosten der Gegenwart oder einer lebendigen Zukunft „gefeiert", nein: diese Stadt hat einen gesunden Herzschlag, es wohnt ein gesunder, freier Menschenschlag in ihr ... dieser Stadt gehört auch die Zukunft! — Die Zukunft gehört ihr schon, weil Jugend Zukunft bedeutet. Und es ist die beste Jugend aller Länder und Erdteile, die hier ihre Erziehung genießt. Denn auch hierin, in Erziehung junger Menschen, hat Genf eine große Tradition seit Pestalozzis Zeiten. Nur ein Volk, dem Wissenschaft, Kunst, Bildung so am Herzen liegen, bleibt jung ... und von dieser Hochhaltung und liebevollen Pflege von Wissenschaft, Kunst, Bildung haben Tausende und Abertausende junger zukunftsfroher Menschen im Laufe der Jahrzehnte profitiert. Nicht umsonst genießt Genf mit seiner Umgebung den Ruf einer durchaus einzigartigen und besonders prädestinierten Erziehungsstadt. Seine Institute, Externate, Pensionate, seine öffentlichen Schulen, seine von hervorragenden Männern geleitete Universität weisen alljährlich Zöglinge beiderlei Geschlechts aus aller Herren Länder auf, und es lebt in all' diesen Erziehungsinstituten etwas vom Geiste Rousseaus.

Es war auch nicht nur das milde Klima, der beneidenswerten Lage an diesem wundersamen See zu danken, was beispielsweise einen Dr. Gustav Stresemann dieses Gelände so lieben ließ ... es war dieser ganze Geist der Völkerbundstadt, der den großen deutschen Staatsmann fesselte, es war auch das Bewußtsein, hier unter den Augen einer Generation wirken zu dürfen, der die Zukunft gehört, für die Stresemann Großes leistete ... unter einer Jugend, die im Geiste eines Pestalozzi, eines Rousseau erzogen wird und die mit hellen, klaren Augen in die Zukunft schaut. Genf als Erziehungsstadt ... „Ich wünschte, Zehntausende aus jedem Lande der Welt könnten hier für das Leben geschult werden!" sagte der große Staatsmann ... und das ist aus diesem Munde wohl eine Anerkennung, wie sie Genf nicht schöner zuteil werden kann.

WAS IST „ABC“?

Das ABC ist nicht nur ein Alphabet, es ist auch das Wahrzeichen einer der größten Künstlergemeinden der Welt, der „Abecisten“, die über sämtliche europäischen Länder verzweigt ist. Die deutsche Gruppe der Abecisten, die in Berlin ihren Mittelpunkt hat, stellt einen Kulturfaktor dar, der auf die Entwicklung der Kunst und des Kunstgewerbes in Deutschland einen außerordentlich starken Einfluß ausübt. An der Spitze der deutschen Abecisten-Gemeinde steht der Direktor des ABC-Studio, Johann N. von Arapoff, ein Künstler und Werbefachmann, der durch die glückliche Vereinigung seiner künstlerischen und organisatorischen Fähigkeiten in besonderem Maße zur Leitung einer so umfassenden Organisation berufen ist. Gern wendet sich jedes Mitglied vertrauensvoll an ihn, wenn es auf irgend einem Gebiet Auskunft, Rat und Hilfe benötigt. In allen Ländern besitzen die Abecisten eigene, außerordentlich sorgfältig redigierte und vorzüglich ausgestattete illustrierte Kunstzeitschriften, die jeweils in den verschiedenen Landessprachen erscheinen und ein festes Bindeglied innerhalb der Künstlergemeinde bilden. Um auch mit den ausländischen Kollegen und den dortigen Kunstströmungen in ständiger Fühlung zu bleiben, enthalten diese ABC-Magazine besondere Rubriken für die Korrespondenz der einzelnen Mitglieder untereinander. Alljährlich veranstalten die Abecisten in den Hauptstädten der verschiedenen Länder besondere Ausstellungen von Werken ihrer Mitglieder, um die Öffentlichkeit für ihre Schöpfungen zu interessieren. Einen weiteren Anreiz zu reger künstlerischer Betätigung bilden die zahlreichen Wettbewerbe, die die Künstlergemeinde innerhalb ihres engeren Kreises veranstaltet. Die von den Beteiligten gepflegten Gebiete sind außerordentlich mannigfaltig. Nicht nur die freie künstlerische Betätigung, vielmehr sämtliche Gebiete der angewandten Kunst und des Kunstgewerbes werden geübt. Gerade in heutiger Zeit sind wenige Künstler in der glücklichen wirtschaftlichen Lage, sich ausschließlich der freien Kunst widmen zu können. Die meisten von ihnen haben sich auf irgend eines der zahlreichen Gebiete der angewandten Kunst verlegt. Es ist deshalb erklärlich, daß die Abecisten-Vereine auch auf wirtschaftlichem Gebiet ihren Mitgliedern jede nur mögliche Unterstützung angedeihen lassen und einen Spezialdienst für Arbeit suchende Künstler mit Nachweis offener Stellen sowie eine Vermittlung für die Auftragserteilung an freischaffende Künstler eingerichtet haben, die gern und lebhaft von den Mitgliedern in Anspruch genommen werden. Besonderen Wert legen die Abecisten auf eine sorgfältige und gründliche Ausbildung ihres Nachwuchses. Das ABC-Studio für Zeichenunterricht, Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 26 bildet unter Mitarbeit hervorragender Künstler, die sich durch ihre Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten der freien und der angewandten Kunst einen bekannten Namen gemacht haben, die jungen Kunstschüler bis zur künstlerischen und beruflichen Reife aus. Täglich wächst die Zahl der Mitglieder, ein Beweis dafür, daß die Bestrebungen dieser Kunstgemeinde einem dringenden Bedürfnis entsprechen und von der Öffentlichkeit dankbar anerkannt werden. Man darf der Hoffnung Ausdruck geben, daß sie auch künftig in ständig wachsendem Maße ihre segensreiche Tätigkeit entfalten möge. Frhr. v. d. Horst.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen. Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.